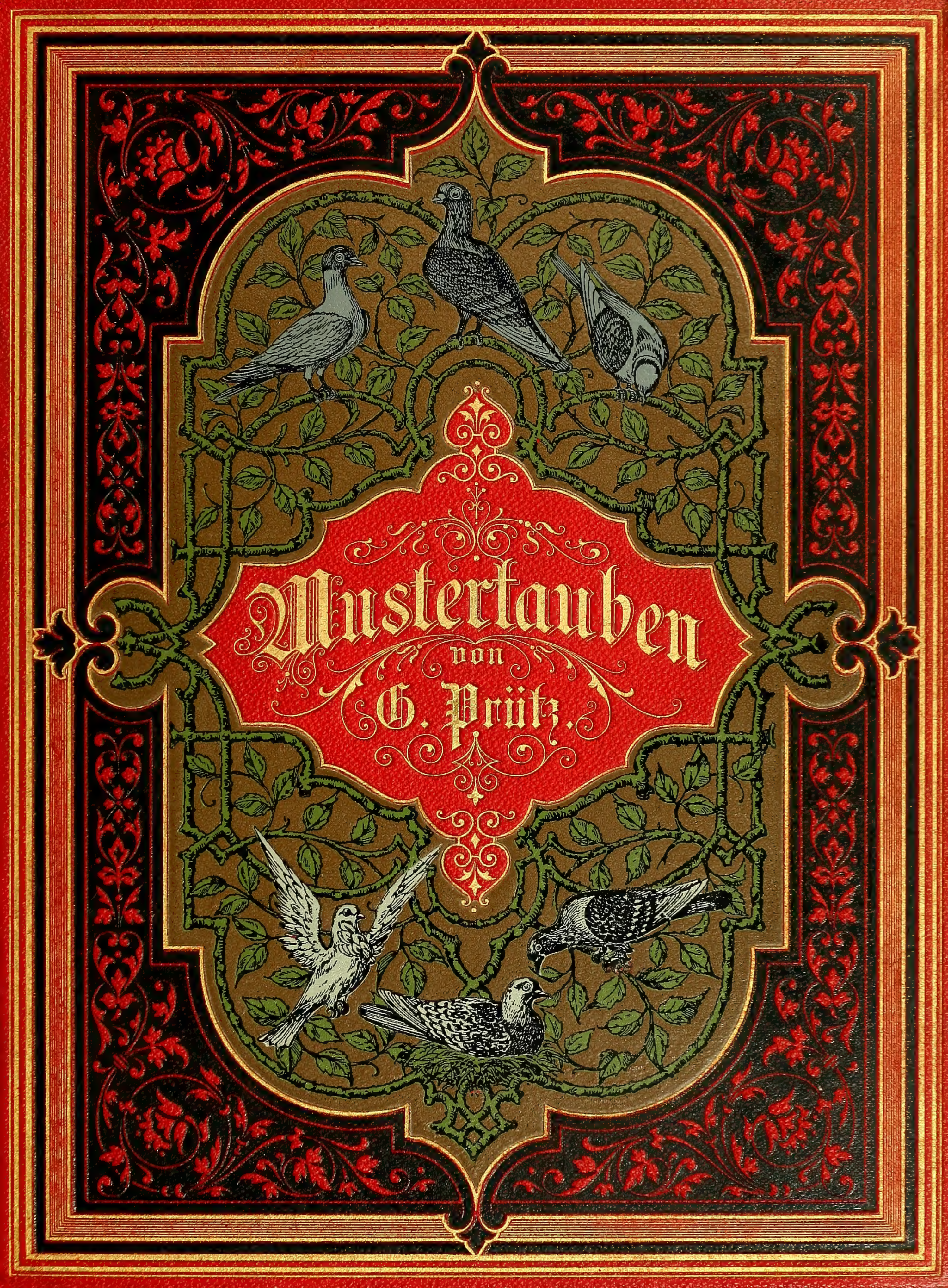
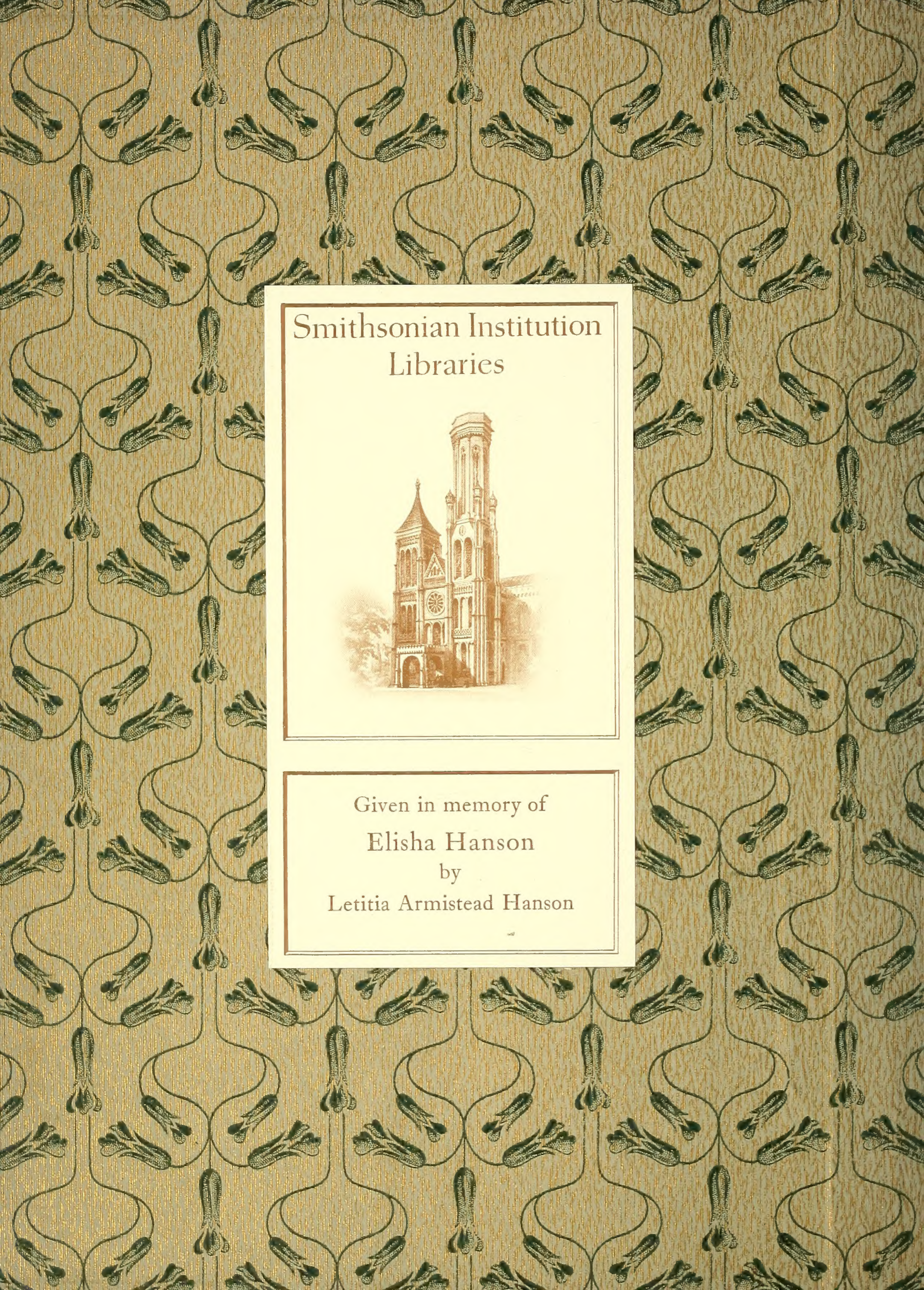

Mustertauben
von
G. Prütz.











Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

DIE ENGLISCHE BAGDETTE (THE CARRIER).

[Wallnussform-Schnabel.]

Illustrirtes
Mustertauben-Buch.

Enthaltend das Gesammte der Taubenzucht.

Herausgegeben

von

Gustav Prütz-Stettin,

korrespondirendem und Ehren-Mitglied vieler in- und ausländischen naturforschenden Gesellschaften 2c.

Mit 81 Pracht-Farbendruck-Bildern

direkt nach der Natur aufgenommen

von

Christian Förster-Hamburg

und 40 Original-Text-Illustrationen.

Hamburg.

Druck und Verlag von J. F. Richter.



Seiner Hoheit

dem regierenden Herzog

Ernst II.

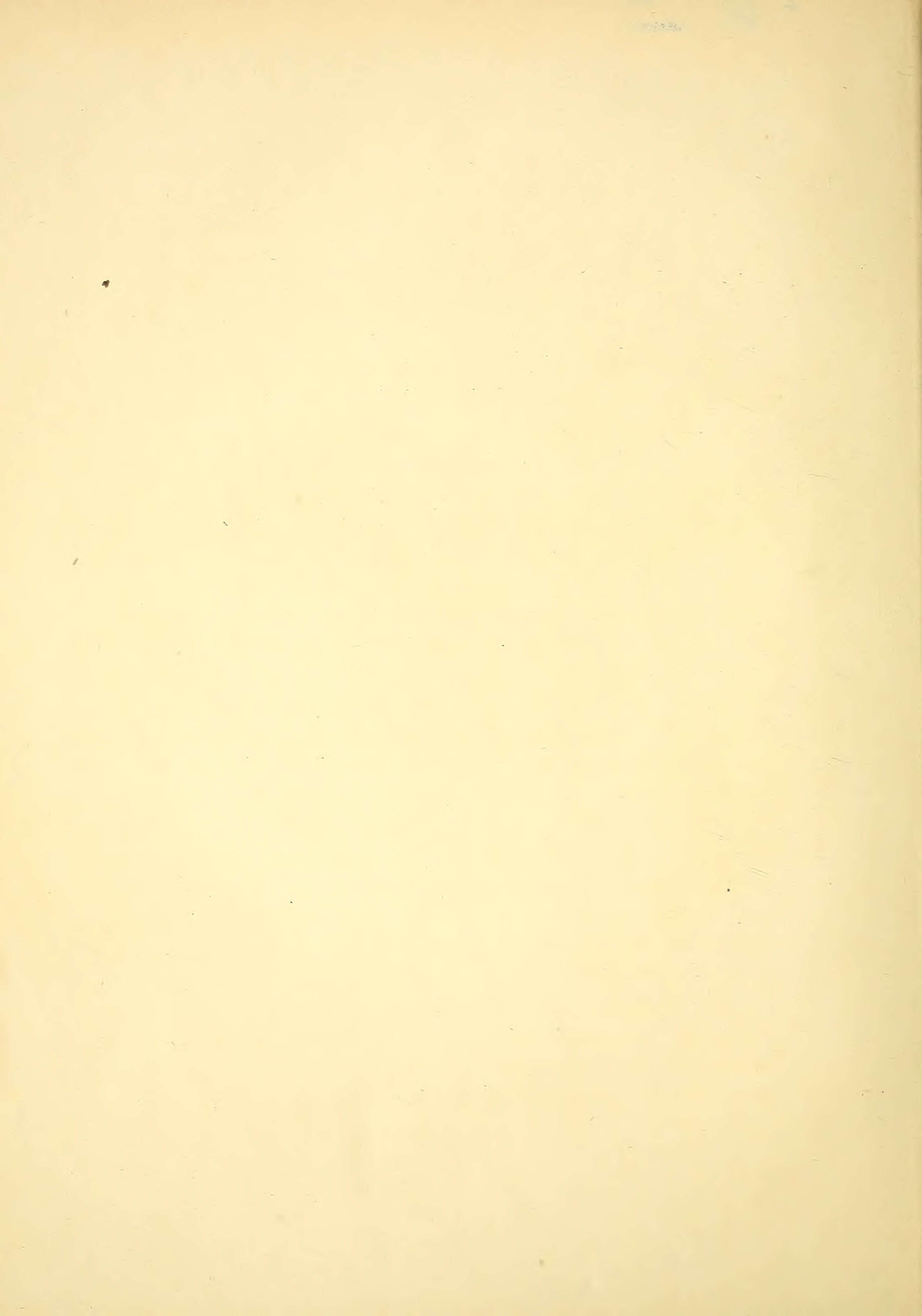
von Sachsen-Coburg-Gotha

in

tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.



Vorwort.

Von Herrn Professor Dr. Wilh. Seelig-Kiel.

Bei der Geflügelzucht wird jetzt nicht selten die Streitfrage erhoben, welches von den beiden Zielen, denen hier, wie auf so manchem andern Gebiete menschlicher Thätigkeit, nachgestrebt wird, das bessere, oder gar das allein berechtigte sei: der Nutzen oder die Schönheit. Im Grunde ist dieser Streit ja ein ziemlich müssiger, beide neben einander herlaufende Wege haben, jeder in seiner Weise, ihre Berechtigung. Sie unterstützen sich auch wechselseitig; Errungenschaften, die auf dem einen gewonnen sind, kommen häufig auch dem andern zu gute. Ueber beiden aber steht als gemeinsames, höheres Ziel die Bereicherung unseres Wissens, die Erforschung der Gesetze der Natur auf diesem Gebiete.

Die Taubenzucht ist nun allerdings ein Zweig der Geflügelzucht, bei welchem, wenigstens für unsere Verhältnisse, der wirthschaftliche Nutzen etwas mehr in den Hintergrund tritt gegenüber der Zucht des Großgeflügels. Doch ist derselbe keineswegs gering zu achten, er sollte mehr, als es bis jetzt meist geschieht, mit gebührendem Ernst in das Auge gefaßt werden.

Dann tritt noch der ganz eigenthümliche Werth hinzu, welchen der Gebrauch der Brieftaube verspricht. Dem ästhetischen Bedürfnisse, welches an der Schönheit des Gefieders, der Harmonie des Körperbaues, der Anmuth der Bewegungen seine Befriedigung findet, dient dagegen das Taubengeschlecht in besonderm Grade. Ebenso hat die wissenschaftliche Forschung hier eine dankbare Aufgabe.

Der Aufschwung, welchen die Geflügelzucht während der letzten Decennien in Deutschland genommen, ist allen drei Richtungen zu gute gekommen. Wir dürfen aber wohl behaupten, daß bei uns grade die letztgenannte, die wissenschaftliche Forschung, besonders gefördert sei.

Die möglichst vollständige und umfassende Kenntniß und Klassificirung aller in Betracht kommenden Arten, Spielarten und Raçen, die wissenschaftliche Untersuchung aller Lebenserscheinungen dieser Hausthiere im gesunden und kranken Zustande, sowie die Mittel letzteren zu heilen, die geschichtliche Entwicklung der Geflügelzucht in den verschiedenen Ländern — das sind die Aufgaben gewesen, welche Freunde und Förderer der Geflügelzucht vorzugsweise zu lösen sich bemüht haben.

Eine große Zahl von Mitarbeitern sind auf diesen verschiedenen Feldern thätig gewesen und haben die Ergebnisse ihrer Forschungen und Erfahrungen bald durch besondere Schrift, bald in den verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht.

Nunmehr war es an der Zeit, die gesammelten reichen Schätze alten und neuen Wissens systematisch geordnet und übersichtlich dargestellt zum Gemeingut Aller zu machen.

Diesen Zweck verfolgt auf seinem Gebietstheile das „Illustrirte Mustertauben-Buch". Die hier zu lösende Aufgabe war keine leichte. Zu weitreichender eigener praktischer Erfahrung mußte sich umfassende Kenntniß der einschlägigen Literatur gesellen, vor allem aber ein scharfer kritischer Blick, welcher ein sicheres Urtheil darüber verleiht, was von fremden Forschungen und Erfahrungen Aufnahme zu finden verdient.

Der Herausgeber hat diese seine Aufgabe unseres Erachtens in glänzender Weise gelöst.

Die bildliche Darstellung ist heutigen Tages bei beschreibenden Werken kaum noch zu entbehren.

Mit einem gewissen Neide mußten wir bis dahin auf die illustrirten Prachtwerke blicken, welche auch auf dem Gebiete der Geflügelzucht in anderen Ländern, besonders in England — Dank dem dort vorhandenen zahlreichen Stamm begüterter Liebhaber — erschienen sind.

Seitdem unser Büchermarkt aber das vorliegende Pracht-Werk aufzuweisen hat, werden wir nicht mehr die fremden Erzeugnisse auf diesem

Gebiete vermissen. Die sehr zahlreichen Holzschnitte und die beigegebenen Abbildungen können sich sowohl in Betreff der Naturtreue der Darstellung, wie der Schönheit der Ausführung wohl mit allen andern mindestens gleichstellen, während gleichzeitig der Text selbst an Vielseitigkeit und Vollendung sicher weit voransteht.

Alle wahren Freunde der Geflügelzucht werden es der Verlagshandlung Dank wissen, daß sie nun schon an die zweite derartige Publikation auf diesem Gebiete den bedeutenden Aufwand von Mitteln wagt, welche die Herstellung solcher Prachtwerke erheischt.

Möchte doch durch einen lebhaften Begehr nach diesen Werken den gemeinnützigen Unternehmern die verdiente Anerkennung gezollt werden!

Das „Illustrirte Mustertauben-Buch“, eine Musterleistung echt Deutschen Fleißes, begleiten bei seinem Hinausgehen in die Welt die besten Wünsche aller Derer, welche dem von ihm vertretenen Zweige der Geflügelzucht ihr Interesse zuwenden. Sicherlich wird es ihm zahlreiche neue Anhänger zuführen.





Inhaltsverzeichniß.

II. Gruppe.

Tauben, die sich durch die Stimme kennzeichnen.

III. Gruppe.

Tauben, die sich durch die Federstruktur kennzeichnen.

Der Körperbau der Taube.

Die Krankheiten der Tauben.

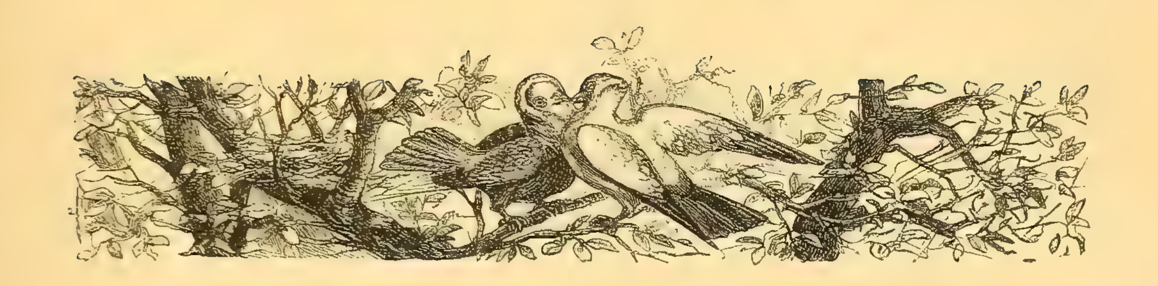
Nachtrag.

Farbendruck-Tafeln.

Nach Seite

Text-Illustrationen.





Taubenliebhaberei in alter und neuer Zeit.

Die Abstammung der Haustaube ist, wie dies bei den meisten unserer Hausthiere der Fall, in ein gewisses Dunkel gehüllt, das vollständig klar zu stellen der Wissenschaft bis jetzt nicht gelungen ist. Dies kommt daher, weil die erste Zähmung fast aller unserer Hausthiere in eine Zeit fällt, aus welcher auch nicht die leiseste Spur einer Nachricht über diesen Gegenstand auf uns überkommen ist. Da wir jedoch die Existenz von civilisirten Völkerschaften soweit zurückführen können, bis sich unser Wissen in dem Reiche der Sage verliert, so läßt sich auch das Alter der Taubenzucht nach Jahrtausenden berechnen. Diese Annahme ist keine gewagte; sie erhält ihre volle Bestätigung in den Schriften, welche uns aus dem Alterthume überliefert sind und die mehr oder weniger diesen Gegenstand berühren.

In Aegypten waren die Tauben schon 3200 Jahre vor Chr. G.; auf einem in Stein gehauenen Speisezettel der Könige der IV. Dynastie kommen Tauben als gewohnte Speise vor. Juden und Heiden dienten sie als Opfer, Griechen und Römern als Symbol, Orakel, Attribut der Götter, und mehreren Völkern war die Taube heilig. Man benutzte sie häufig als Briefbote, und schon bei den genannten Culturvölkern, namentlich bei den Römern, war sie, neben ihrer wirthschaftlichen Benutzung, vielfach ein Gegenstand der Liebhaberei. Unter den alten Naturkundigen beschäftigen sich vorwiegend der Grieche Aristoteles und der Römer Plinius mit den Tauben.

Die erste ausführliche Beschreibung über Taubenliebhaberei finden wir in dem im Jahre 1596 beendeten Werke des Vezirs Abul Fazil über das Leben des Großmogul Akbar von Ostindien.

Daraus ist nicht nur ersichtlich, daß Letzterer ein großer Taubenliebhaber, sondern auch, daß diese Liebhaberei in den Asiatischen Ländern eine weitverbreitete war, daß sich noch andere Herrscher damit beschäftigten, sowie, daß die Länder Iran und Turan bereits einen großen Ruf in der Taubenzucht erlangt hatten. Die damaligen Liebhaber sahen, gleichwie bei ihren Pferden, so auch bei ihren Tauben, deren es zu der Zeit schon sehr viele Arten gegeben, besonders auf Abstammung; interessant ist es, daß sie einen förmlichen Stammbaum ihrer guten Tauben anlegten und daß sie edle Abstammung hochschätzten. In dieser Beschreibung erhalten wir auch die erste Kenntniß von der speciellen Liebhaberei, die Tauben aufzujagen und fliegen zu lassen.

Eine weitere Nachricht über Taubenliebhaberei und eine ausführlichere Beschreibung einzelner Arten giebt uns der an der Universität Bologna lebende Ulysses Aldrovandi. Er veröffentlichte im Jahre 1599 ein sehr gelehrtes Werk über die Vögel, in dessen 2. Theil auch die Tauben mit einem großen Aufwande klassischer Gelehrsamkeit behandelt werden.

Nach seinen Aufzeichnungen war zu jener Zeit die Taubenliebhaberei in Belgien im größten Flor, besonders leidenschaftlich war die Liebhaberei im Sammeln und Kaufen verschiedener Racen. Den meisten läßt er in seinem sonst lateinisch geschriebenen Buche die Holländischen Namen, deren er einige nach den ihm von einem Holländer gemachten mündlichen Mittheilungen beschreibt. Auch haben damals schon Zusammenkünfte der Taubenliebhaber stattgefunden, wobei das Taubenthema, wie heute in unseren Vereinen, behandelt wurde.

Hauptsächlich wurden die Tauben im Mittelalter in den Klöstern cultivirt und daselbst auch ohne Zweifel viele unserer Farbentauben erzielt. Durch die Kreuzzüge und den späteren geschäftlichen Verkehr mit dem Morgenlande kamen die Arabischen, Persischen rc. Tauben mehr und mehr nach Europa.

In dem Werke des ersten Deutschen Zoologen, Conrad Geßner, finden wir mehrere derselben und viele unserer übrigen Haustauben beschrieben. — Bechstein, der berühmte, am Ende des vorigen Jahrhunderts lebende Ornithologe, beschreibt in seiner, 1795 erschienenen „Gemeinnützige Naturgeschichte" die Haustauben sehr genau und führt insbesondere von den in seiner Heimath, Thüringen, so beliebten Farbentauben eine große Anzahl von Varietäten auf.

Seitdem hat sich die Cultur der Haustauben mit den Europäern über alle Theile der Erde verbreitet und selbst Neger und Indianer huldigen der Liebhaberei an diesen Geschöpfen, wenn sie auch nur ein Paar Turtel- oder Lachtauben in einem Winkel ihrer Hütte zu halten vermögen.

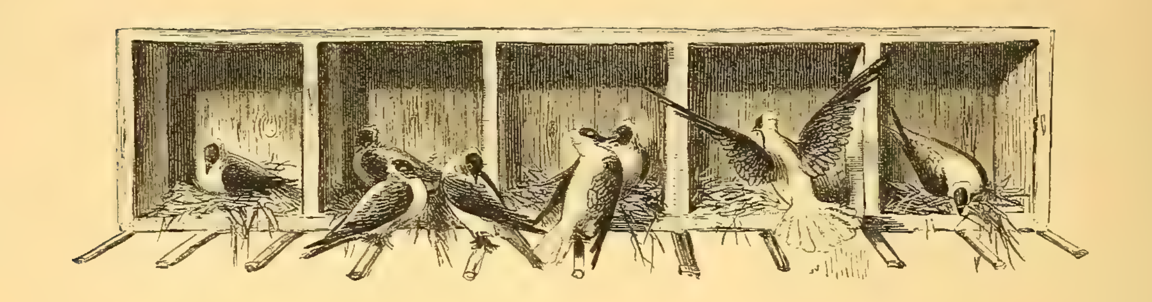
Die Stellung, welche die Taube in unserer Zeit als Hausthier einnimmt, ist ganz dieselbe, welche sie von jeher eingenommen hat. Ueberall tritt die Liebhaberei mehr in den Vordergrund als die Nutzbarmachung; selbst bei der ländlichen Bevölkerung ist dies häufig der Fall.

Die Liebhaberei für frei in der Luft, auf dem Hofe oder Dach fliegende Tauben ist zwar in allen Ländern verbreitet, am ausgedehntesten aber in Deutschland, und hier sind es in erster Linie die kleineren und mittleren Städte, in welchen ihr am stärksten gehuldigt wird. Der Reiz, der in dieser Liebhaberei liegt, besteht ursprünglich in der Freude an dem Thiere selbst, an der Beobachtung seiner Gewohnheiten, überhaupt an seinem ganzen Thun und Treiben. Er steigert sich aber gewöhnlich sehr bald zu einem Anflug von Ehrgeiz, der seine Befriedigung in der Erlangung von außergewöhnlichen, seltenen Thieren sucht.

In letzter Zeit hat die Liebhaberei bei uns einen Aufschwung genommen, wie ihn kein anderes Land auch nur annähernd aufweisen kann. Der Beginn dieses Aufschwunges fällt genau mit dem Zeitpunkte des Erscheinens der Cochin-Hühner zusammen. Wie mit dem Bekanntwerden der Cochins ein neuer Aufschwung in der Hühner-Liebhaberei sich vollzog, so mit dem Bekanntwerden der Englischen Kropftauben in der Taubenliebhaberei.

Einen weiteren Impuls für diese Liebhaberei gaben die Ausstellungen; durch diese wurden viele neue, oder wenigstens an manchen Orten früher unbekannte Racen verbreitet und das Vereinsleben begründet, sie haben aber auch wesentliche Nachtheile im Gefolge, über die zu sprechen ich bei Beschreibung einzelner, im Aussterben begriffener Taubenracen Gelegenheit nehmen werde.





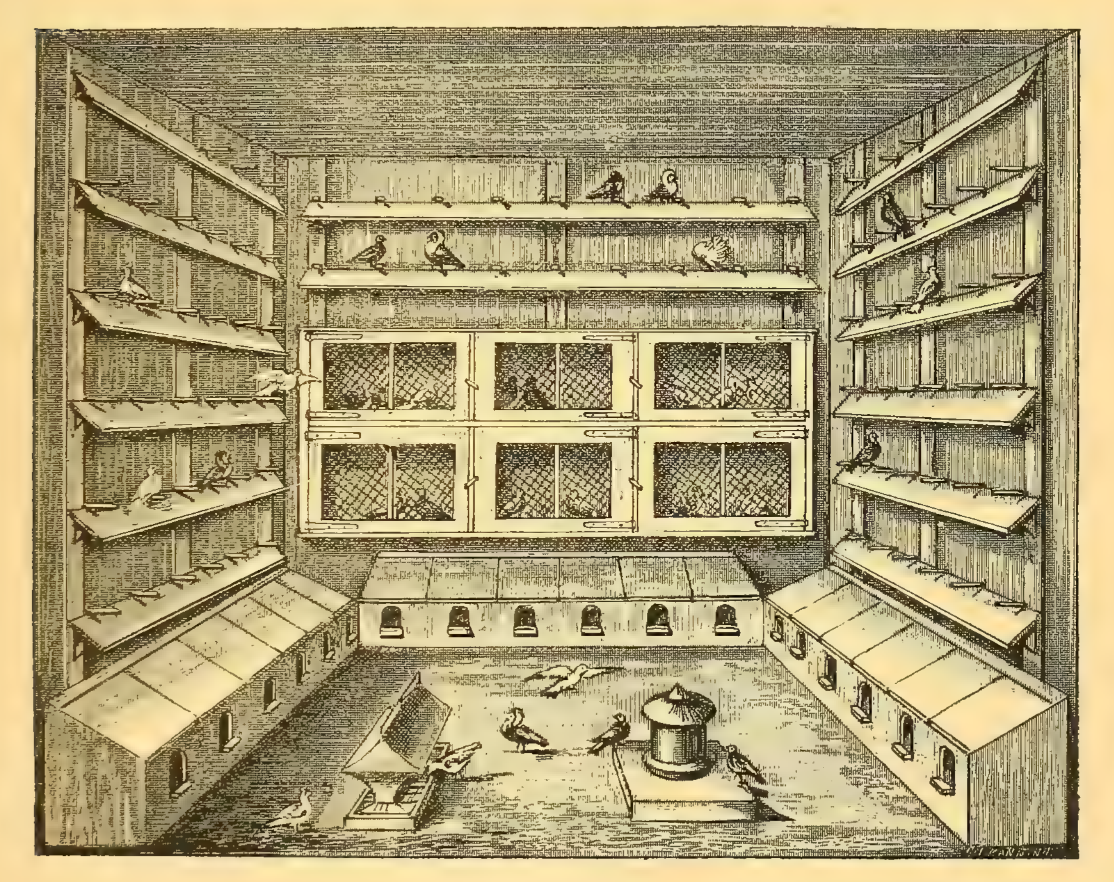
Der Taubenschlag.

Da die Einrichtung der Taubenschläge für die verschiedenen Racen eine sehr verschiedene ist, und alle, wenn sie einigermaßen verständig eingerichtet sind, ihren Zweck erfüllen, so werde ich mich nur darauf beschränken, die für alle Racen geltenden Regeln kurz anzuführen.

Ist man sich darüber klar geworden, welche Arten von Tauben man zu halten gedenkt, so suche man sich in den zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten eine passende Stelle aus, und ist die Auswahl beschränkt, so schaffe man sich nur die Taubenart an, der der vorgefundene Ort am besten entspricht. Der Schlag selbst braucht nicht grade sehr hell und sonnig zu sein, doch muß er bequem ventilirt werden können, und deshalb ist es rathsam, solche Einrichtungen zu treffen, daß im Sommer durch Einsetzen von Drahtgittern viel Luft zugelassen wird, im Winter durch Ersatz der Gitter durch Fenster, etwas Sonne in den Schlag dringt. Mit Mörtel beworfene, glatte Wände sind den Bretterwänden vorzuziehen, sowohl der Reinlichkeit wegen, als auch wegen Vermeidung des Ungeziefers. Der Boden soll aus über einander gefugten Brettern bestehen ohne Spalten und Risse. Der Schlag muß dem Besitzer leicht zugänglich sein, er muß bequem betreten werden können. Nur hierdurch ist es möglich, Ordnung und Reinlichkeit aufrecht zu erhalten. Die Größe des Schlages muß so beschaffen sein, daß die Tauben nur den vierten Theil des Bodens bedecken. Als großer Fehler ist es zu erachten, im Schlage lange, durchlaufende Sitzstangen ohne Unterbrechung anzubringen. Sie sollen rund, hohl und nicht länger sein, als daß ein Paar bequem darauf sitzen und sich bewegen kann, 30—50 cm lang und $4^1/_2$ cm breit, die obere Kante nicht scharf, sondern etwas gebrochen.

Die Ausfluglöcher im Schlage dürfen nicht unten am Boden, sondern wenigstens 60 cm hoch über demselben angebracht werden; es trifft sich gar häufig, daß die jungen Tauben,

wenn sie den Alten, Futter begehrend nachlaufen, durch diese Löcher kriechen, vom Flugbrette herabfallen, Schaden nehmen oder eine Beute der Katzen werden. Um solchen Unannehmlichkeiten und Verlusten vorzubeugen, ist es nöthig, am Flugloche ein Fallgitter anzubringen, das man erst zufallen läßt, ehe man in den Schlag geht. Will man nur ein Ausflugloch im Schlage anbringen, so muß es 30 cm hoch und 60 cm lang sein; besser



Innere Ansicht eines Taubenschlages.

ist es, mehrere solche Ausflüge anzulegen, denn häufig sucht sich ein Täuber zum Herrn eines solchen Ausfluges zu machen, den er dann stundenlang besetzt und die andern Tauben am Aus- und Eingehen hindert. Vor jedem solchen Ausfluge muß ein Sitzbrett angebracht sein, auf zwei Stützen ruhend. Außer dem Flugloche bringe man noch einen Gewöhnungskasten an. Dieser besteht aus einem länglichen, flachen Kasten, etwa 80 cm lang, 40 bis 50 cm breit, 30—40 cm hoch. Die beiden Seitenwände, sowie Vorder- und Rückwand

sind mit Draht beflochten, der Boden und das Dach von Holz. In der Rückwand muß sich ein Thürchen befinden. Diesen Kasten schiebt man durch eine Oeffnung, etwa auf einen Meter hoch vom Boden angebracht, zum Schlage so hinaus, daß die Hälfte noch im Schlage bleibt, die andere Hälfte über Dach steht. Letztere ist dann noch mit Dachpappe zu benageln, damit kein Regen eindringen kann. Dieser Gewöhnungskasten dient dazu, daß man neu zu gewöhnende Tauben erst einige Tage in denselben sperrt, da sie von ihm aus sowohl die Umgegend außerhalb des Schlages, als auch das Innere desselben besichtigen können; beim Herauslassen verfliegen sie sich dann um so seltener.

Der wichtigste Punkt bei Anlage eines Taubenschlages ist das richtige Anbringen der Nester. Die Taube liebt als Nistplatz gern halbdunkle, nicht leicht zugängliche Plätze, Ecken und Löcher. In solchen brütet sie viel ruhiger, und ihre Brut ist weit weniger Gefahren ausgesetzt, als an einem hellen, von allen Seiten sichtbaren Orte. Diesem Naturtriebe muß Rechnung getragen werden.

Je nach den verschiedenen Gegenden bedient man sich verschiedenartiger Nester, sowohl hinsichtlich des Materials, woraus sie gefertigt sind, als hinsichtlich der Form. Man hat aus Holz gedrehte, aus Gyps, Thon oder Steingut geformte, aus Stroh und Reisern geflochtene, viereckige, längliche und runde Nester.

Am besten haben sich bei mir die aus frischen ungeschälten Weiden gepflochtenen, runden, schüsselförmigen Nestkörbe bewährt, die je nach der Größe der Taubenart, welche man züchtet, 18 bis 22 cm im Durchmesser und 5 bis 8 cm in der Mitte tief sein müssen. Aus allzu flachen Nestern kriechen und fallen die Jungen leicht heraus, und aus zu tiefen Nestern können sie den Koth nicht über den Rand fallen lassen. Die Basis im Innern darf weder zu breit, noch zu spitz sein. Im ersten Falle rollen die Eier zu leicht auseinander, im zweiten zu nahe aneinander. Die Eier sollen ruhig da liegen bleiben, wo sie sich die Taube hinschiebt, um bequem zu sitzen. Für große Taubenarten, wie Monteauban und Kröpfer, nehme man etwas größere Nester, aber in denselben Verhältnissen. Für schwere und hochbeinige Tauben, wie Bagdetten, Huhntauben, Römer, etwas tiefere. Das Zerdrücken der Eier entspringt häufig aus fehlerhaften Verhältnissen des Nestes. In zu flachen Nestern müssen die schweren Tauben die Beine zu tief einschlagen, um mit dem Körper die Eier berühren zu können, hierdurch werden sie müde und fangen an auf den Eiern zu ruhen, wodurch diese an der untern Seite eingedrückt werden. Bei entsprechend tieferm Neste tritt dieser Misstand seltener ein. Die Brust, besonders aber die Schwanz- und Schwingenfedern finden eine Stütze an den Seitenwänden des Nestes, ehe der Körper so tief in das Nest gesunken ist, um einen Druck auf die Eier ausüben zu können. Die Weiden-Nestkörbe entsprechen der Natur und Gewohnheit der Tauben, sie sind luftig, dauerhaft und leicht zu

reinigen, was nach jeder Brut durch 24=stündiges Einweichen in Wasser, oder noch besser durch Brühen in heißer Lauge und Ausbürsten geschieht; der unter der Rinde befindliche Weidensaft soll ein Präservativmittel gegen Ungeziefer sein. Die aus Thon oder Steingut geformten, in England gebräuchlichen Nester halten zwar das Ungeziefer am wenigsten und sind am leichtesten zu reinigen, allein nicht luftig genug und leicht zerbrechlich. Man nagelt die Weidennester entweder auf 5 cm hohe und aus einem 2 cm dickem Brett gemachte, viereckige Rahmen, welche 5 cm weniger im Durchmesser halten, als die darauf zu befestigenden Nestkörbe, damit deren Ränder 2 cm darüber hinausragen, oder auf viereckige Brettchen, durch Klötzchen auf den vier Seiten gestützt, überall so, daß die Nägelköpfe tief versenkt sind und die Nägelspitzen nirgends hervorstehen. Rahm und Bretter müssen so schwer sein, daß, wenn auch beide Tauben nach einer Seite hin auf den Rand des Nestkorbes treten, dieser doch nicht umstülpt. — Diese Nester stellt man nun in die Nestkästen, deren man an den Wänden des Taubenschlages so viele, oder noch einige mehr, anbringt, als man Taubenpaare zu halten beabsichtiget. Man stellt zu diesem Endzwecke senkrechte, von den Wänden des Taubenhauses rechtwinklig abspringende, 70,5 cm tiefe Bretterwände, eine von der andern 81,1 cm entfernt, senkrecht auf, verbindet und theilt solche durch 63 cm tiefe und 42 cm nach oben und unten von einander entfernte wagerechte Bretterlager in Fächer, welche hinten durch die Mauer oder Wand des Schlages geschlossen sind und deren jedes auf 47 cm Entfernung von der Rückwand mit einer, die ganze Vorderseite schließenden Klappe versehen ist, welche, oben mit Charniren befestigt, sich von unten aufheben läßt und aus einem Rahmen mit senkrechten 4 bis 5,3 cm von einander stehenden, 1,6 cm dicken, runden Holzstäben (Sprossen) besteht, von denen die drei mittleren sich leicht herausnehmen und einsetzen lassen und im ersten Falle eine 18,4 bis 20,8 cm breite Oeffnung in der Klappe bilden.

Auf diese Weise entstehen also Kasten von 47 cm Tiefe, 78,5 cm Weite, und 39,3 cm Höhe, an welchen die Seitenwände 23,5 cm, der Boden 15,6 cm vorspringen. Durch die vorspringenden Seitenwände werden die Tauben der anstoßenden Kasten am Hinüberlaufen behindert, durch den vorspringenden Boden aber ist den Tauben ein Platz zum Auffliegen und Sitzen, den darunter Befindlichen Schutz vor dem herabfallenden Kothe gewährt, welches letztere noch besser erreicht wird, wenn man die Böden der oberen Kasten etwas über die der unteren vorspringen läßt. Durch das Aufheben der Klappe lassen sich die Kasten leicht reinigen, vermittelst des Einsteckens der drei Mittelsprossen die Tauben bequem einsperren. In eine Ecke des Kastens stellt man das Nest, und sind die Jungen so weit, daß die Tauben wieder legen wollen, so stellt man ein zweites Nest in die andere Ecke. Damit die heranwachsenden Jungen nicht in das Nest der Alten gelangen und diese belästigen können, schiebt man um jene Zeit einen Rahmen mit 5,3 cm

von einander entfernten runden Stäben als Scheidewand grade in die Mitte des Kastens ein, wodurch der Zweck erreicht und die Fütterung der jungen Tauben nicht gehindert wird. Um auch das vorzeitige Herauslaufen der Jungen auf das Sitzbrett zu verhindern, schließt man entweder ihre Abtheilung, wie oben angegeben, oder man klemmt zwischen den Sprossen, welche den Eingang in den Kasten begrenzen, 5,5 bis 8 cm über dem Boden, eine schwache Leiste.

Wenngleich die Kasten=Einrichtung vorzugsweise in Räume mit senkrechten Wänden paßt, so ist sie nicht minder anwendbar da, wo die inneren schiefen Dachflächen die Wände des Taubenschlages bilden.

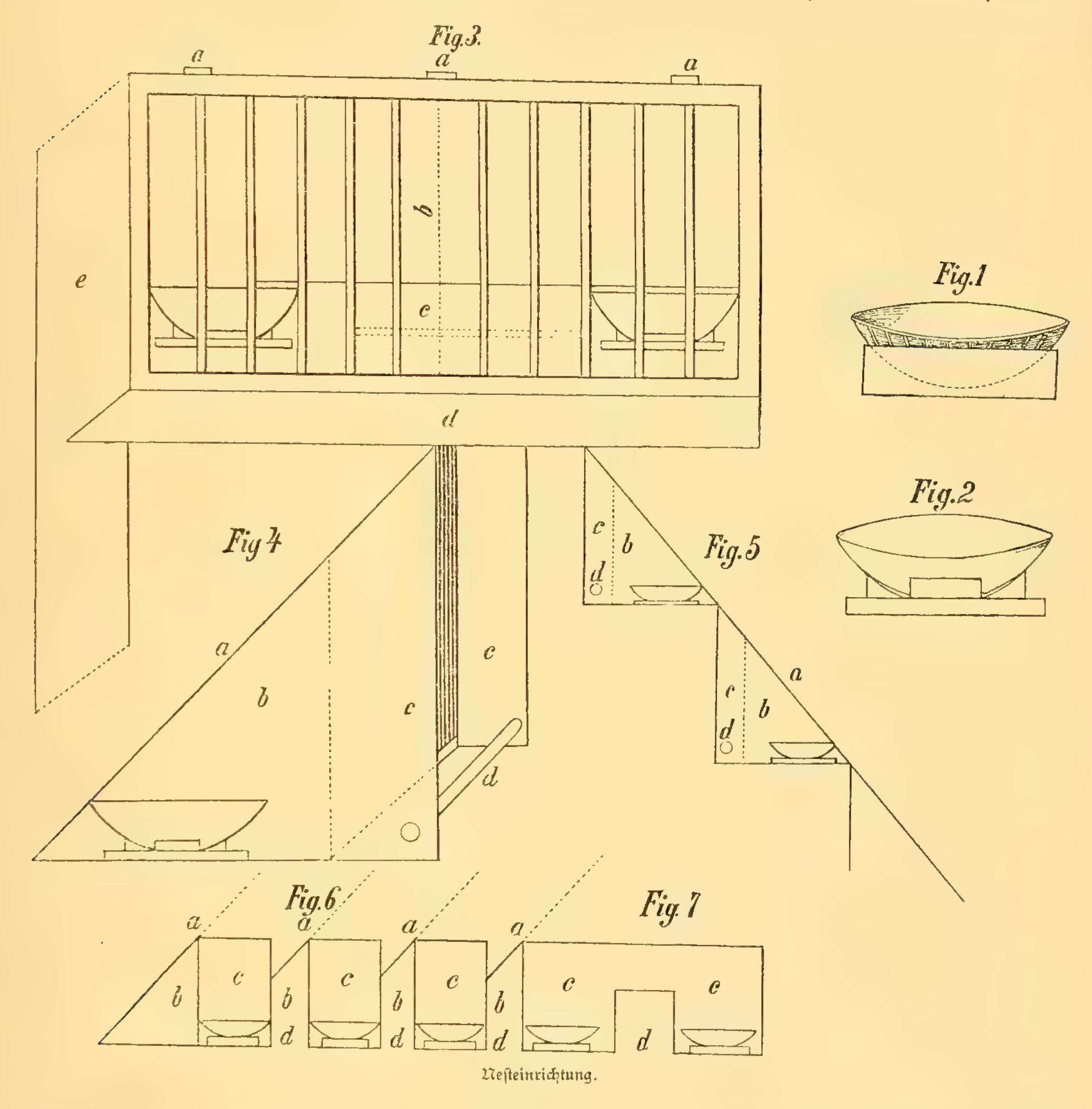
Die Höhe und Tiefe der Kasten richtet sich hier nach der Neigung der Dachfläche, welche immer die Rückwand und ganz oder theilweise auch die Decke des Kastens bildet. Da hier ferner die oberen Kastenreihen über die unteren weit vorspringen, so bedarf es keines weiteren Schutzes der tiefer sitzenden Tauben, und statt des vorspringenden Bodenbrettes kann man 15,6 bis 18,4 cm vor jeder Reihe Kasten eine runde Sitzstange legen und solche durch die vorspringenden Seitenwände führen.

Eine solche Nestkasten=Einrichtung ist nicht billig, sie hat aber vor allen anderen die größten Vorzüge. Jedes Paar Tauben hat seinen festen Wohnsitz, kann sich ungestört von Andern paaren und nisten, und liefert mehr Nachzucht; man kann in gleichem Raume mehr Tauben halten, frisch Angesetzte eingewöhnen, ohne den Schlag schließen und den Ausflug der übrigen unterbrechen zu müssen. Die Jungen sind besser geschützt, die Kranken kommen nicht in Berührung mit den Gesunden, und diejenigen Tauben, welche gern niedrig bauen, können dieses in den untersten Kasten, ohne daß Alte und Junge den vielen Störungen ausgesetzt sind, welche sonst in diesem Falle stattfinden.

Hat man die vorbeschriebene Einrichtung nicht, so besetze man wenigstens die Wände am Fußboden des Schlages mit Kasten, denen man je nach der Oertlichkeit den Boden oder eine oder mehrere Seitenwände genommen hat und mit sogenannten Taubenwinkeln, in welchen die auf ebener Erde bauenden Tauben ungestört nisten und die Jungen Zuflucht finden. Im Uebrigen rechne man bei allen Schlag=Einrichtungen zwei Nestplätze für jedes Paar und bringe dieselben so an, daß die Obern die Untern nicht beschmutzen können und nicht in allzugroßer Nähe des Flugloches, sowohl um die Brut vor dem Einfluß schlechten Wetters zu schützen, als um zu verhindern, daß sich die betreffenden Nesttauben in die Flugöffnung postiren und einander, so wie allen übrigen den Ein= und Ausgang streitig machen.

Befinden sich die Nestkörbe an ihrem Orte, so legt man an einer passenden Stelle des Schlages hinreichendes Material zum Nestbau nieder, nämlich 15 cm lange Strohhalme

ohne Aehren, und für große Racen feine Birkenreiser, worauf der Täuber dieselben eintragen und die im Nest sitzende Täubin sie darin zurecht legen wird. Ausnahmsweise trägt auch wohl einmal die Täubin ein. Schlecht oder gar nicht eintragenden Tauben baut man das Nest selbst, indem man die Strohhalme — am besten Gerstenstroh — zuvor mit den Händen



Nesteinrichtung.

weich reibt, damit die Halme nach allen Seiten hin zu liegen kommen, gleich wie dies der Fall ist, wenn die Tauben selbst bauen. Wollte man die Halme ohne Weiteres und nach einer Richtung ins Nest legen, so würden sie ohne Verband bleiben, nicht fest liegen und

die Eier sich leicht dazwischen oder darunter schieben. Der Reiser bedient man sich in diesem Falle nicht.

Läßt man die Tauben selbst bauen, so überwache man sie dabei, um unpassendes Baumaterial, z. B. Federn, Dornreiser 2c., welches sie zuweilen eintragen, zu entfernen. Manche Tauben füllen das Nest bis obenhin, diesen entzieht man das überflüssige Material oder entfernt das zu viel eingetragene aus dem Neste. Andere bauen am liebsten auf dem Fußboden ohne Nestkorb, ein Fehler, welchen man dadurch verbessert, daß man um das oft reichlich, manchmal sehr spärlich eingetragene Material, vier Stückchen circa 25 cm langes gespaltenes Holz im Quadrat legt, das Nest gleichsam einrahmt, wodurch es die nöthige Festigkeit erhält. Ist zu wenig Stroh 2c. eingetragen, so hilft man nach und stülpt dann einen Kasten oder Winkel über das Nest. Im Allgemeinen suche man den Nestbau auf ebener Erde, wenn man die Einrichtung mit verschließbaren Kasten nicht hat, lieber zu verhindern, dagegen ist er zu gestatten allen Tauben, welche aus irgend einem Grunde nicht gut auffliegen können oder welche auf einem Auge blind sind und daher beim Füttern das Junge, welches nach der blinden Seite liegt, zuweilen aus dem Neste drängen und herabwerfen, was demselben bei einer niedrigen Wohnung weniger schadet.

Die vorstehend gezeichneten Figuren sind folgende:

Figur 1. Das Weiden-Nest mit Rahmen.

„ 2. Das Weiden-Nest mit Brett.

„ 3. Der Nestkasten an einer senkrechten Wandfläche:

a) die Charnire;

b) die Scheidewand;

c) die Querleiste;

d) das Sitzbrett (der verlängerte Boden);

e) die vorspringende Seitenwand.

Figur 4 und 5. Die Nestkasten an einer schiefen Wandfläche (Dachfläche):

a) die schiefe Dachfläche;

b) die Seitenwand des Nestkastens;

c) die vorspringende Seitenwand;

d) die Sitzstange.

Figur 6. Die Taubenwinkel:

a) die schiefe Dachfläche;

b) die Seitenwand des Winkels;

c) die Vorderwand des Winkels;

d) der Raum zwischen zwei Winkeln und zugleich der Eingang zu demjenigen linker Hand.

Figur 7. Der Taubenkasten:

a) die schiefe Wandfläche;

b) die Seitenwand;

c) die Vorderwand;

d) der Eingang.

Vom Brüten.

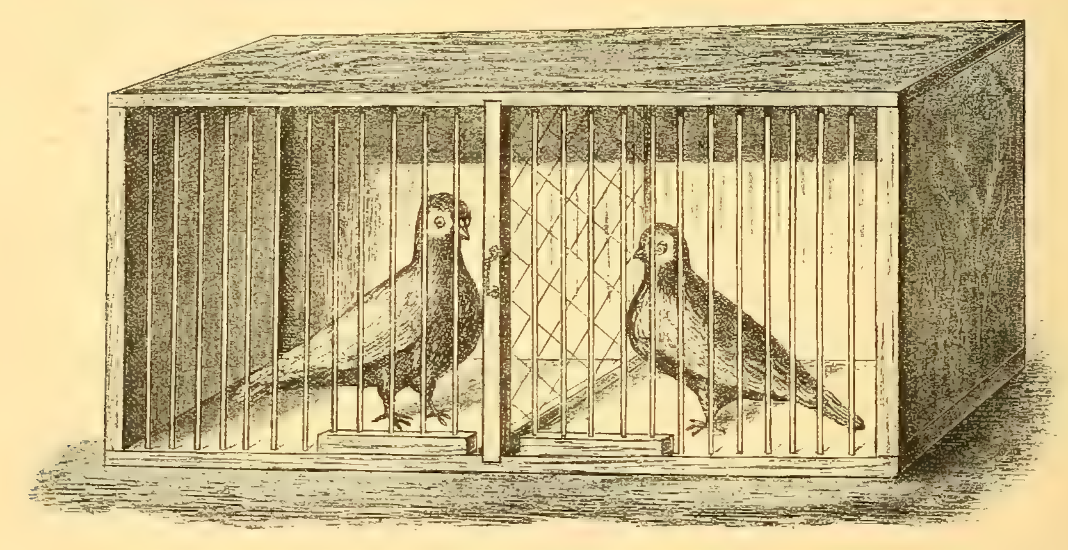
Vier bis neun Tage nach der Begattung, sie mag wirksam gewesen sein oder nicht, legt eine gesunde Täubin Eier. In den meisten Fällen werden beide Eier zugleich befruchtet, also vor dem Legen des ersten Eies, obgleich die Begattung zwischen dem Legen des ersten und zweiten Eies nicht unterbrochen wird. Dies ist daraus ersichtlich, daß das erste Ei, nach der Begattung in der Freiheit gelegt, zuweilen unbefruchtet, das zweite, ohne weitere Begattung gelegte — sofern man nämlich die Täubin vom Täuber trennt, bevor sie das erste Ei gelegt hatte — befruchtet ist. Doch kommt es auch vor, daß jedes Ei durch einen besonderen Coïtus befruchtet wird, wie man das daher weiß, daß eine Taube vor dem ersten Ei ausschließlich von einem, und nach demselben, mit Ausschluß des ersten, von einem andern Täuber getreten, unverkennbar von dem ersten, das andere von dem zweiten Täuber abstammt.

Einige Tage nachdem die Begattung öfter vollzogen und das Nest gebaut ist, beginnt der Täuber seine Täubin zu treiben, wobei er hochaufgerichtet und stolz, ohne Ruhe und Rast, dieselbe vor sich hertreibt, sie kaum etwas genießen läßt, indem er selbst mit Schnabelhieben nicht sparsam ist, wenn sie sich irgendwo aufhalten will. Je näher die Täubin dem Legen ist, desto eifriger und ängstlicher treibt der Täuber, bis sie sich endlich zu Neste begiebt, und nachdem sie zuweilen schon einige Nächte und einen Tag in demselben zugebracht hat, ihr erstes Ei legt, worauf dann der Täuber sich völlig beruhigt zeigt.

Es ist möglich, daß dies ruhelose Herumlaufen der Täubin vor ihrem Wochenbette heilsam und nöthig ist — manche Täubinnen legen auch wirklich nicht, ohne zuvor vom Täuber getrieben worden zu sein — gewiß ist, daß neben der väterlichen Sehnsucht nach Sprößlingen einige Eifersucht dabei ihren Antheil hat, weil die Täubin grade in dieser Periode besonders geneigt ist, sich auch von fremden Täubern treten zu lassen.

Ist die Täubin schwächlich und der Täuber bei dem Treiben zu ungestüm, so legt die Täubin zuweilen vor der Zeit, oder sie verliert das Ei. Dies muß man zu vermeiden suchen und sperrt darum in diesem besonderen Falle die Täubin einige Tage, bevor sie das erste Ei legen muß, was man leicht durch Befühlung und kurz vorher auch an dem dicken Unterleib erkennt, in ihren Nestkasten, aus welchem man sie wieder frei läßt, sobald sie gelegt hat. Dies sollte man bei allen schwächlichen, werthvollen Tauben thun. Zum Legen des zweiten Eies treibt der Täuber nie, er weiß, daß dieses zur bestimmten Zeit und an den rechten Ort, auch ohne sein Zuthun, gelegt werden wird.

Das erste Ei legt die Täubin unabänderlich in den Abendstunden zwischen 4½ und 7 Uhr, meistens schon vor 6 Uhr. Unmittelbar darauf verläßt sie das Nest, um sich durch Speise und Trank zu stärken. Von da ab bleibt sie abwechselnd mit dem Täuber über dem Ei stehen, um es zu schützen, ohne es jedoch zu bebrüten oder auch nur zu erwärmen.



Der Paarkasten.

Im Laufe des folgenden Tages läßt sie sich vom Täuber wieder treten und am dritten Tage nach dem Legen des ersten Eies, Nachmittags zwischen 12¾ und 2 Uhr, legt sie das zweite Ei, und von diesem Augenblicke an werden beide Eier von Täubin und Täuber gemeinschaftlich bebrütet, indem sie in diesem Geschäft mit größter Regelmäßigkeit abwechseln. Nachdem das zweite Ei gelegt ist, kommt gewöhnlich der Täuber, welcher nahe dem Ausgang gewartet hat und lös't die Taube auf eine oder zwei Stunden ab, in welcher Zeit sie sich erholt, und dann bis am folgenden Morgen zwischen 9—10 Uhr auf den Eiern sitzen bleibt, worauf der Täuber ihre Stelle einnimmt und seinerseits bis Nach-

mittags zwischen 3—4 Uhr brütet. Die Eier liegen dabei der Länge nach eines hinter dem andern oder neben einander unter der Brust, dem Vorderbauch und zwischen den Beinen der brütenden Taube. Wenn die Täubin nach der Ablösung das Nest verläßt, ist ihr erstes Geschäft, sich einer — namentlich gegen das Ende der Brützeit, wo sie sich außer der Zeit fast nie von den Eiern entfernt — oft erstaunlichen Menge rauchenden Koths zu entledigen; dann frißt und säuft sie.

Anfänglich verlassen beide Alten bei der geringsten Störung das Nest, je längere Zeit sie aber die Eier bebrütet haben, desto fester sitzen sie, so daß sie sich zuletzt nur mit Gewalt und unter heftiger Gegenwehr vom Neste nehmen lassen.

Dies sollte aber ohne die größte Noth nie geschehen, überhaupt jede Störung vermieden werden, nicht einmal mit der Hand soll man auf brütende Tauben deuten, besonders in fremden Schlägen, weil dies bei scheuen Tauben in der ersten Zeit hinreicht, sie eiligst vom Neste zu treiben, wobei dann die Eier oft Schaden leiden.

Will man eine Taube von den Eiern oder kleinen Jungen nehmen, so muß man rasch, aber behutsam dem Thiere von hinten mit der einen Hand unter den Bauch fahren, die Eier damit bedecken und die Taube heben, während man gleichzeitig mit der andern Hand den Rücken faßt und die Flügel andrückt, damit sie nicht Zeit hat, sich zu wehren und mit denselben zu schlagen, wobei sehr oft die Eier zerbrochen werden.

Es ist dann besser, die Tauben nicht wieder auf's Nest, sondern auf den Boden zu setzen.

Legt die Täubin aus irgend einem Grunde das erste Ei an eine Stelle auf dem Boden, wo man es nicht mag, oder weiß man nicht, von welcher Taube ein solches Ei herrührt, so legt man etwas Stroh darum, wartet ab, welche Täubin hinzutritt, und stellt dann ein Nest an die Stelle, in welches man das Ei legt. Sie wird dann das zweite Ei zum ersten legen und darauf brüten. Man kann nun jeden Tag das Nest immer etwas weiter und so nach und nach an den Ort rücken, wohin man es haben will — freilich immer zu ebener Erde, denn ein weiteres Versetzen des Nestes mit Eiern führt in der Regel dazu, daß die Tauben es verlassen. Will man es versuchen, so warte man bis gegen Ende der Brutzeit, wo die Täubin festsitzt, bedecke Abends, wenn es dunkel ist, Taube und Nest vorsichtig mit einem Tuche und trage beides an den Ort, wohin es soll und den Täuber ebenfalls. Daselbst nimmt man das Tuch ab. Bleibt die Taube auf den Eiern sitzen und geht auch Morgens nicht ab, so ist es geglückt, was jedoch nicht immer der Fall ist. Der Täuber folgt hierbei meistens dem Beispiel der Täubin.

Die ersten Eier einer jungen Täubin sind zuweilen etwas kleiner als bei den folgenden Bruten, wo sie sich dann in Form und Größe meistens gleich bleiben, so lange dieselben

von einem und demselben Täuber befruchtet worden sind. Das eine dieser Eier enthält in der Regel einen Täuber, das andere eine Täubin, doch kann man den Inhalt der Eier nicht vorher wissen, eben so wenig besteht eine feste Regel, ob das Ei, welches den Täuber, oder dasjenige, welches die Täubin enthält, zuerst gelegt wird. Der allgemeinen Annahme entgegen ist das zuerst gelegte Ei öfter dasjenige, welches die Täubin enthält. Enthält aber das erste einen Täuber, dann ist das zweite meistens ebenfalls einer, und ist im zweiten eine Täubin, so war im zuerst gelegten in der Regel ebenfalls eine Täubin enthalten. Das befruchtete Ei zeigt nach kurzer Bebrütung, gegen das Licht gehalten, in der Mitte, hart an der Schale, einen dunkeln Fleck, den Anfang der Bildung der Blutgefäße des jungen Thieres. Wo derselbe fehlt, hat die Befruchtung nicht stattgefunden. Nach vier Tagen hat sich dieser dunkle Gegenstand schon ansehnlich vergrößert und nimmt rasch zu. Am 6. Tage hat das Ei eine helle Bleifarbe angenommen und ist röthlich, undurchsichtig. Nach 17 Tagen und Nächten und 12 bis 16 Stunden, von derjenigen an gerechnet, wo das 2. Ei gelegt wurde, also am 21. Tage nach dem ersten, oder am 19. Tage nach dem zweiten Ei, die Legetage mitgerechnet, schlüpfen die Jungen aus den Schalen. Oftmals jedoch geschieht das nicht gleichzeitig, doch folgt das zweite Junge dem ersten gewöhnlich innerhalb 24 Stunden, zuweilen aber auch erst nach 48 Stunden. Diese Verspätung rührt meistens daher, daß die Täubin das erste Ei früher zu bebrüten anfing, als das zweite gelegt war, ein Fehler, der jungen, unerfahrenen Tauben zuweilen eigen ist. Die Brutzeit ist Sommer und Winter die gleiche und beträgt nur dann etwas mehr als 420 Stunden, wenn Unterbrechungen stattgefunden haben. Bei Eiern, welche noch nicht lange bebrütet sind, bedarf es, besonders bei kaltem Wetter nur einer kurzen Zeit, um das Junge (den Keim) zu tödten, wenn die Eier verlassen und kalt geworden sind; je länger sie bebrütet waren, wenn eine solche Unterbrechung eintritt, um so länger bleibt das Junge in dem erkalteten Ei leben und ein Täubchen, das nach 3—4 Tagen ausschlüpfen würde, bleibt zuweilen am Leben, wenn auch das Ei 24 Stunden von der Taube verlassen war, vorausgesetzt, daß es dann wieder bebrütet wird. Dergleichen Unterbrechungen oder Verspätungen erzeugen jedoch schwächliche Thiere und diese werden um so gesünder und kräftiger, je regelmäßiger die Eier bebrütet worden, je regelmäßiger die Brutwärme war.

Wenn man am letzten Bruttage das Ei ans Ohr hält und hört ein lebhaft krabbelndes Geräusch darin, so wird das Junge bald ausschlüpfen; ist das der Fall nicht, hat es zwar die Schale gepickt, fährt aber nicht fort, dieselbe zu brechen und hört das Geräusch im Ei auf, so ist das ein Zeichen, daß das Junge zu schwach ist, sich herauszuarbeiten. Es kann dies seinen Grund in der Schwäche der Aeltern haben, besonders auch im zu hohen Alter derselben, in Folge dessen sie den Eiern die volle Brutwärme nicht mehr zu geben vermögen.

Macht man nun sofort und vorsichtig in der Gegend, wo das Junge selbst aufpickt, am dicken Ende des Eies, mit dem Nagel des Daumens oder mit einem Stecknadelknopfe rings um das Ei kleine Eindrücke in die Schale, so daß dem eingeschlossenen Thiere etwas mehr Luft zukommt, so erleichtert man demselben das Ausschlüpfen wesentlich. Vor Allem muß man sich aber in Acht nehmen, das Thierchen zu verletzen, denn das kleinste Tröpfchen Blut, was es verliert, tödtet es unfehlbar und das geschieht bei aller Vorsicht sehr leicht; man täuscht sich auch oft in Bezug auf die Nothwendigkeit einer solchen Hülfe, indem das Junge ein angepicktes Ei zuweilen erst nach 48 Stunden und dann ganz gesund verläßt. Ein einfaches und nie schädliches Mittel, das Ausgehen eines verspäteten oder schwächlichen Jungen zu fördern, ist, daß man das gepickte Ei eine kurze Zeit in 30° R. warmes Wasser taucht, wobei man das Ei aber so halten muß, daß kein Wasser in die gepickte Oeffnung dringen kann.

Bekommt ein Ei durch Anstoßen einen Knick, wodurch zwar die äußere Kalkschale gesprungen, die unter derselben befindliche Haut aber unbeschädigt geblieben und folglich noch keine Luft ins Innere des Eies gedrungen ist, so saugt man die Vertiefung in der Schale mit dem Munde vorsichtig in die Höhe und legt ein entsprechend großes Stückchen, einem Hühnerei entnommener frischer Eihaut darauf. Dieses trocknet sogleich an und schützt die Stelle. Sonst thut es auch ein Stückchen feines Englisches Pflaster, und wenn das Ei gut ist, die Stelle nicht grade da sich befindet, wo das Junge anpickt, um auszuschlüpfen, und das Unglück erst kurz vor Ende der Brutzeit geschehen ist, so gelingt es öfter, das Junge zu retten.

Zuweilen legt eine gesund scheinende Taube nur ein Ei anstatt zwei. Es ereignet sich das auch zumeist im Frühjahre, wo die Organe noch ungeübt sind, das Thier vom Winter her oft noch geschwächt ist, und gewöhnlich sind es auch wieder junge Täubinnen, welche zum ersten Male legen, wo dergleichen vorkommt. Verliert sich der Fehler nicht nach den ersten Malen, so deutet es auf einen organischen Fehler, der nicht zu beseitigen ist. Zuweilen sind alle Jungen einer solchen Taube ein und desselben Geschlechts. Alte Täubinnen fangen im Frühjahr später zu legen an, und legt eine Taube gar nicht mehr, so kann es die Folge zu hohen Alters sein. Es kommt aber auch vor, daß eine junge Täubin, welche zum ersten Male legen sollte, dies nicht vollbringt, obgleich sie gesund scheint. Manchmal legt sie auch, oft nach wochenlangem Treiben des Täubers, ein kleines, verkrüppeltes Ei und dann nicht wieder. Hier liegt ebenfalls Schwäche oder ein Fehler der betreffenden Organe vor. Bemerkt man, daß eine solche Taube gern brüten möchte, daß sie sich ein Nest baut, viel und lange darin sitzt, so giebt man ihr ein Paar gesunde fremde Eier zum Ausbrüten, was sie dann mit Hülfe ihres Täubers gerne thut und auch

Junge aufzieht. Dadurch ändert sich zuweilen ihre Natur und sie legt dann später reife Eier.

Es kann aber das Nichtlegen bei einer Taube auch die Folge früheren forçirten Legens sein. In diesem Falle wird es durch Unterlegen fremder Eier zuweilen gebessert, wenn auch oft erst nach Jahr und Tag, wo nicht, so lassen sich solche Tauben, wenn sie sonst noch gesund und kräftig sind und Lust am Brutgeschäft zeigen, vortrefflich als sogen. Ammen, zur Ausbrütung und Erziehung fremder Jungen gebrauchen.

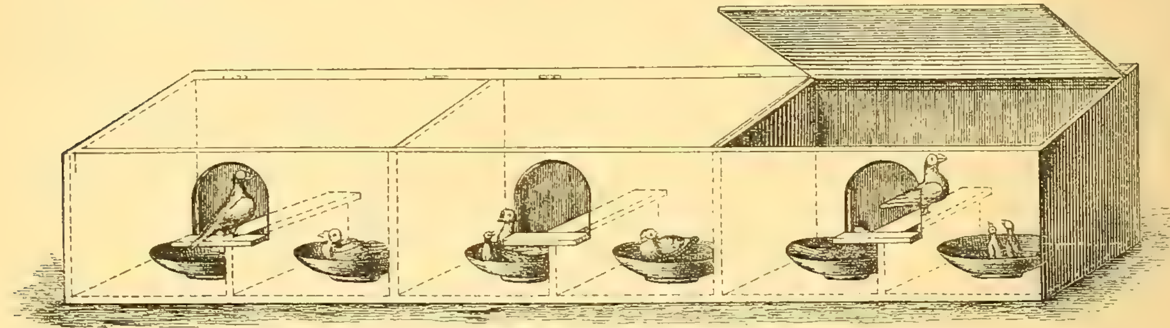
Legt eine Taube, welche reife Eier trägt, nicht, so kann Schwäche, Unwohlsein oder ein örtliches Hinderniß die Schuld tragen. Man erkennt diesen Zustand daran, daß die Taube mit aufgesträubten Unterrückenfedern, öfter auch gesenktem Schwanze, umherläuft oder auf dem Neste sitzt, gar nicht oder mit Anstrengung fliegt, überhaupt deutliche Zeichen von Unwohlsein giebt. Einer solchen Taube schafft man vor allen Dingen Ruhe vor ihrem Täuber und andern Tauben, steckt ihr von Zeit zu Zeit ein Stückchen frische, ungesalzene Butter oder Seife in den Schlund, und ein oder das andere tief in den After, oder anstatt des letzteren giebt man ihr mit einer kleinen Spritze ein Klystier aus Baumöl. Gewöhnlich erfolgt darnach das Ei bald, wo nicht, so geht das Thier zu Grunde. Hat eine Täubin den Fehler, ihr erstgelegtes Ei sofort zu bebrüten, anstatt es nur zu bestehen, so nimmt man es ihr, bewahrt es wohl auf und legt an seine Stelle ein künstliches Ei. Ein solches läßt man vom Drechsler aus Knochen hohl anfertigen (massiv würde es zu schwer sein, sich unter das Stroh arbeiten) und ersetzt es durch das wirkliche Ei, sobald die Taube ihr zweites Ei gelegt hat. Solche künstliche Eier sind auch noch in vielen andern Fällen sehr brauchbar, z. B. wo von den beiden Eiern eins im Laufe der Brutzeit zerbricht, wo die Taube nur ein Ei gelegt hat u. s. w. — Auf einem Ei sitzt die Taube nicht so gut und dem ausgeschlüpften Jungen fehlt die sichere Lage, weshalb man ein solches Ei auch noch einige Tage nach dem Erscheinen des Jungen im Neste liegen läßt. Gewöhnlich bedient man sich in dergleichen Fällen alter, schlechter Eier; diese sind aber mürbe, zerbrechen unter der Taube und zerstören oft die Brut. Darum sollte man die kleine Ausgabe für solche künstliche Eier nicht scheuen. Wenn man einem brütenden Paare die Eier eines andern Paares unterlegen will, so darf das eine Paar, vom Legen des zweiten Eies an gerechnet, nicht über 22 Tage, das andere von der nämlichen Zeit an gerechnet, nicht unter 14 Tagen auszubrüten haben, also höchstens 5 Tage über und nur 3 Tage unter der gewöhnlichen Zeit von 17 Tagen; im entgegengesetzten Falle würde ersteres Paar die Eier verlassen und letzteres die zu früh gekommenen Jungen nicht füttern. Am sichersten aber ist es, wenn die Zeit genau paßt. Nimmt man jungen, lebhaften Tauben die Eier oder gehen dieselben zu Grunde und man ersetzt sie nicht durch andere, so stören diese

Tauben gern die Bruten anderer und man muß sie, wenn dies der Fall ist, entfernen. Stark beschmutzte Eier werden von den Alten verlassen oder die Jungen kommen darin um. Man reinigt solche Eier mit warmem Wasser, indem man damit den Schmutz erst auflöst und dann behutsam entfernt. Nie muß man den verhärteten Koth trocken ablösen wollen, weil dabei die Schale häufig zerbricht. Um befruchtete Eier eine Zeit lang aufbewahren zu können, ohne daß sie verderben, dürfen sie noch nicht angebrütet sein. Man muß sie frisch gelegt aus dem Nest nehmen und an einem kühlen Ort der Art aufbewahren, indem man sie entweder ganz in Sand oder Asche 2c. vergräbt, doch so, daß sie darin aufrecht stehen und sie täglich umdreht, oder daß man sie mit Fett bestreicht. Ersteres ist vorzuziehen, weil der Zutritt der äußeren Luft durch die feinen Poren der Schale dem Ei nicht ganz entzogen werden darf, indem sonst der Keim erstickt, was z. B. der Fall ist, wenn man ein Ei mit Firniß überzieht. Die Hauptsache beim Aufbewahren ist: den Temperaturwechsel möglichst zu verhüten und dies erreicht man durch Einlegen der Eier in Sand, Asche, Heckſel 2c. Auf solche Weise behandelte Eier behalten ihre Keimkraft mehrere Wochen.

Die junge Brut.

Sobald die Jungen aus den Eiern geschlüpft sind, trocknet sie die grade darüber sitzende Alte, gewöhnlich die Täubin, und füttert sie dann mit dünnem Speisebrei, obgleich das Junge, wenn es die Schale verlassen, noch einen Rest Eigelb am Nabel hat, vermittelst dessen die Nahrung aus der Dotterblase in den Magen geführt wird, und so lange dieses Eigelb vorhält, auch ohne Futter der Alten bestehen kann. Eifrige Tauben füttern die Jungen, sobald sie abgetrocknet sind, ohne Rücksicht auf jene Speise; zeigen sie sich von Anfang an in diesem Geschäft nachlässig, so zehren die Jungen schnell ab, was man besonders deutlich an den Füßchen sehen kann, sie werden matt und dann von den Alten erdrückt. Diese werfen oder tragen die leeren Eierschalen aus dem Neste, manche aus dem Schlage, kurze Zeit, nachdem die Jungen ausgeschlüpft sind; Andere verzehren die Schalen. Entfernen sie dieselben nicht, so benutzt man einen Augenblick, wo die Alte vom Neste ist, und wirft sie selbst aus dem Schlage. — Die Jungen sind, je nach der Farbe ihres dereinstigen Gefieders, mit mehr oder weniger hellem oder dunkel gelbem Flaum bedeckt. In den ersten 8—9 Tagen vermögen ihre Aeuglein das Tageslicht nicht zu ertragen; erst gegen das Ende dieser Periode, wo die jungen

Thiere schon bedeutend gewachsen und erstarkt sind, öffnen sie dieselben allmälig. Um diese Zeit beginnt auch die Befiederung mit dem Durchbruch der großen Schwung- und Steuerfedern und endigt nach vier Wochen mit dem der kleinsten Federn um die Schnabelwurzel herum, worauf denn auch die letzten Milchhaare am Kopfe und Halse verschwinden. Bleiben diese oder andere Körpertheile länger unbefiedert, so ist das ein Zeichen von Schwäche. Die Alten sitzen von Anfang an mit derselben regelmäßigen Abwechslung über den Jungen, wie sie auf den Eiern gesessen haben. Junge und Eier bilden hierbei einen durch die Natur gebotenen Gegensatz. Zu Anfang der Brutzeit verlassen die Alten die Eier sehr leicht, später immer schwerer, dagegen sitzen sie auf den Jungen im Anfange sehr fest und dann immer weniger, bis sie dieselben nur noch zum Füttern aufsuchen. Es entspricht dieses genau dem Grade von Wärme, welche Eier und Junge in den verschiedenen Stadien ihrer Ausbildung nöthig haben. Vom 8.—9. Tage an, wo die Befiederung beginnt, besitzen die Alten ihre



Nistkasten mit jungen Tauben.

Jungen schon am Tage nicht mehr und nach dem 14. Tage sitzt auch des Nachts die Täubin nicht mehr über denselben. Diese Zeit ist für die Jungen die gefährlichste, weil sie, wenn kaltes Wetter eintritt, im Neste erstarren oder, indem sie, von der Kälte beunruhigt und nach der Alten suchend, das Nest verlassen, herabfallen und zu Grunde gehen. Deshalb soll man während der Heckzeit nicht unterlassen, täglich mehrmals, besonders aber des Morgens und des Abends nachzusehen, ob kein Junges vorzeitig das Nest verlassen hat. Ist die Witterung rauh, so gibt man solchen Jungen anstatt des Strohes Heu ins Nest. Sorgsame Alte besitzen ausnahmsweise ihre Jungen bei Tag und bei Nacht, auch über die angegebene Zeit hinaus, wenn Jahreszeit oder Witterung es nöthig machen. Das Besitzen der Jungen des Nachts nach dem 14. Tage ist, abgesehen davon, daß, wenn zwei gesunde und um diese Zeit schon einigermaßen befiederte Junge im Neste liegen, sie im Sommer wenigstens von der Kälte doch nur ausnahmsweise leiden, schon deshalb nicht mehr thunlich für die Alte, weil bei der veränderten Körperlage der Jungen um diese Zeit jene keinen Platz mehr im Neste findet und die

Jungen, ihrer Größe wegen, auch nicht mehr bedecken kann. Die Alte rückt, je größer die Jungen werden, über ihnen immer weiter zurück, bis sie endlich über und aus dem Neste gedrängt wird. Wo nur ein Junges im Neste liegt, also mehr Raum vorhanden ist, bleibt die Täubin öfter über jene Zeit hinaus über demselben sitzen, sie weiß auch, daß das einzelne Junge unbedeckt mehr von der Kälte leidet, als wenn beide im Neste liegen. Mit 3 Wochen sind dieselben ziemlich befiedert, mit 5 Wochen sind die Federn ausgewachsen, sie verlassen das Nest und fressen allein, fliegen mit 6 Wochen; 8 Wochen alt beginnt die Mauser und zuweilen schon der erste Versuch zur Begattung, doch ohne Erfolg. Gleichzeitig fängt die Stimme an sich zu ändern und im 3. Monat piepsen sie nicht mehr, sondern brummen und rucksen.

Die Nahrung der Jungen in der 1. Woche ist der bereits erwähnte, anfänglich mehr, später weniger flüssige Brei, welchen die Alten aus ihrem Kropfe füttern. Mit Erzeugung dieser merkwürdigen Nahrung verhält es sich folgendermaßen:

Schon während der Bebrütung verdickt und erweitert sich nach und nach die Haut der inneren Kropfseiten beider Tauben, am meisten aber bei der Täubin, grade so wie bei den milchgebenden Säugethieren das Innere des Euters, wenn sie trächtig sind. Bei Vergleichung des Zustandes des Kropfes, wenn die Täubin nicht brütet, mit demjenigen während des Brütens, findet sich ein merkwürdiger Unterschied. Im ersten Falle ist er dünn und häutig, allein zur Zeit, wenn die Jungen ausschlüpfen, verdickt sich der Kropf mit Ausnahme des Theiles, welcher auf der Luftröhre liegt, und nimmt ein drüsiges Aussehen an, wodurch die innere Oberfläche sehr unregelmäßig wird. Er ist dann augenscheinlich gefäßreicher, als im früheren Zustande, um eine größere Menge Blut herbeizuführen, hinreichend zur Aussonderung einer schleimigen, weißlichen Flüssigkeit, welche sich mit den im Vormagen zu Brei verwandelten Körnern, wenn er, von der Taube heraufgewürgt, den Kropf passirt, vermischt, und diese erste Nahrung der Jungen verdünnt und verdaulich macht, ähnlich dem Speichel der Säugethiere. Dieser Brei verdickt sich an der Luft sehr bald zu einer Art griesiger Käsemasse. — Während der ersten 5—6 Tage macht diese Drüsenfeuchtigkeit einen wesentlichen Bestandtheil des Speisebreies aus, welcher jedoch von Tag zu Tag consistenter wird, bis von obiger Zeit an sich bereits Stückchen von dem zerkleinerten Körnerfutter demselben beigemischt finden, deren sich von da an täglich mehr zeigen, d. h., das Futter wird dem Vormagen in immer weniger verdautem Zustande entnommen, und sobald das Junge über 9 Tage alt ist, füttern die Alten unmittelbar und ausschließlich aus dem eigentlichen Kropfe die eben genossene Nahrung, nachdem sie dieselbe anfänglich längere, später kürzere Zeit darin haben weichen lassen, bis zuletzt, wenn das Junge 3 Wochen alt ist, auch diese Beschränkung aufhört und die Alten, unmittelbar

nachdem sie gefressen und getrunken haben, die Jungen füttern. Während dieser Zeit hört zwar die Thätigkeit der Kropfdrüsen nicht auf, allein sie nimmt ab und ihr Product ist unter der großen Masse des unverdauten Futters und Wassers, welches die Jungen erhalten, nicht mehr zu unterscheiden.

Vielfach glaubt man, die Taube sei nicht im Stande, außer der oben angegebenen Zeit den Jungen jenen Speisebrei zu bereiten und es ist die Schlußfolgerung der Wahrnehmung, daß die Tauben den eben beschriebenen Modus beim Füttern ihrer Jungen unabänderlich befolgen, so daß, wenn man ihnen die letzteren nimmt und andere dafür gibt, diese im gleichen Alter, jedenfalls nicht jünger als die fortgenommenen waren, sein müssen, weil sie sonst nicht die ihrem Alter angemessene, sondern die Nahrung erhalten, welche dem Tage des Alters der weggenommenen eigenen Jungen entspricht. Sind also die fremden Jungen einige Tage jünger, als die eigenen waren, so erhalten jene ein ihnen noch nicht angemessenes, festeres Futter, anstatt der ihnen noch nöthigen flüssigeren Nahrung, und gehen davon zu Grunde, wogegen es nicht schadet, wenn die fremden Jungen einige Tage älter sind als die eigenen waren, und nun das dünnere Futter derselben erhalten; gewöhnlich gedeihen sie bei dieser Kinderspeise sehr wohl. Dieses muß man beim Umtausch der Jungen genau beachten.

Vorstehende Regel hat indessen eine Ausnahme, welche beweiset, daß es dennoch in der Willkür der Tauben steht, sowohl Brei in allen Abstufungen, auch noch nach dem neunten Tage des Lebensalters der Jungen, als ganze Körner vor Ablauf derselben zu füttern. Diese Ausnahme machen die sogenannten Strohbrüter, welche ihren Namen daher haben, daß sie, ohne Eier zu haben, fest auf ihrem Nest sitzen, sich regelmäßig ablösen, und so gewissermaßen das Stroh ihres Nestes bebrüten. — Unter ihnen finden sich solche, denen man nicht nur fremde Eier von jedem Alter, d. h. kurz oder lang besessene, unterlegen und sicher sein darf, daß die Jungen bei ihrem Erscheinen die beschriebene flüssige Speise erhalten — wodurch also zunächst erwiesen ist, daß zu der vorbeschriebenen Kropfdrüsenausbildung nicht unumgänglich die ganze Brutzeit erforderlich ist — sondern solche Strohbrüter füttern auch, nachdem sie kurz oder lang auf den Eiern gesessen haben, die ihnen anstatt derselben untergelegten Jungen, je nach ihrem Alter mit der ihnen zukommenden Speise, so daß sie Jungen unter neun Tagen den passenden Brei und solchen über neun Tagen Körner geben, ja es kommt vor, daß wenn sie ein Junges unter und eines über 9 Tage alt zu versorgen haben, sie jenem Brei, diesem Körner geben, natürlich nicht gleichzeitig, denn so lange die Taube Futter im Kropfe hat, kann sie nicht unvermischten Brei füttern; dies ist nur bei leerem Kropfe möglich. Aus dem Allen geht nun hervor, daß in Folge des kurzen oder längeren Sitzens auf den Eiern die Kropfdrüsen der

Alten erst affizirt werden und dann, durch das nachfolgende Heraufwürgen des Futters aus dem Vormagen auf mechanische Weise in Thätigkeit gesetzt, die erwähnte Milch oder speichelartige Substanz aussondern, welche aber nicht, wie man vielfach glaubt, die Speise selbst ist, womit die Jungen in der ersten Periode ernährt werden, sondern, wie gesagt, nur zur Verdünnung der dem Vormagen entnommenen Speise und zu deren besseren Verdaulichmachung dient. Daß aber der beschriebene Zustand der Kropfdrüsen zunächst lediglich von dem anhaltenden Sitzen der Thiere über den Eiern oder über dem leeren Neste, und nicht aus der gleichen Ursache, wie bei den Säugethieren entsteht, ist daraus ersichtlich, daß auch der Kropf des Täubers jenen veränderten Zustand zeigt, wenngleich nicht in dem Maaße, wie bei der Täubin, welche $^3/_4$ ihrer Zeit sitzt, gegen $^1/_4$ des Täubers. Aus Obigem ergibt sich auch der Werth guter Strohbrüter. Der Eifer und die Treue dieser unfruchtbaren Tauben im Brüten und Aufziehen ist meistens größer, als bei den fruchtbaren Tauben. Oft füttern sie mit Leichtigkeit 4 und mehr Junge zu gleicher Zeit groß. Wer feine, meistentheils schlecht brütende und züchtende Tauben hält und viele Nachkommenschaft wünscht, muß eine entsprechende Anzahl gut brütender und züchtender, geringerer Tauben daneben halten und diesen je nach Umständen, die Eier oder die Jungen jener und den feinen Tauben dagegen die Eier oder Jungen dieser Ammen unterlegen.

Das erwähnte Umtauschen der Jungen ist in der Regel nur während der ersten Altersperiode statthaft, so lange nämlich, als sich die Federscheiden derselben noch nicht geöffnet haben, sonst werden die Jungen, besonders wenn sie von anderer Farbe als die eigenen sind, von den fremden Alten selten mehr angenommen. Man nimmt den Umtausch am sichersten Abends vor, wenn es bereits dunkel wird, doch mit großer Behutsamkeit, damit die Taube das Nest nicht verläßt und die Nacht davon bleibt, wodurch die Jungen leicht umkommen, oder wo nicht, doch am folgenden Morgen von den Alten nicht mehr so leicht angenommen werden würden. Ein einzelnes Junge nehmen die Alten gewöhnlich bereitwilliger an, als zwei, und in der Regel machen sie auch keine Umstände, wenn man ihnen zu dem eigenen Jungen noch ein zweites oder selbst ein drittes gibt. Es ist jedoch im Allgemeinen nicht räthlich, einem Paare gleichzeitig mehr als zwei Junge zur Ernährung zu überweisen, obgleich Beispiele vorhanden sind, daß ein Paar Tauben zu gleicher Zeit 4 Junge aufgefüttert hat. Beim Umtausch und Unterlegen von Jungen ist endlich auch noch zu beachten, daß man solche von kleinen Raçen nicht großen, sehr kurzschnäbelige nicht sehr langschnäbeligen gebe und umgekehrt eben so wenig, obgleich es auch schon vorgekommen ist, daß kleine Almond-Tümmler, die kurzschnäbeligsten aller Haustauben, junge Carrier, eine der schwersten und langschnäbeligsten Raçen, vollkommen gut aufgefüttert haben. So lange die Jungen blind sind, suchen die Alten den Schnabel derselben und ernähren sie in

der Regel gleichmäßig, d. h. so, daß keines dem andern im Wachsthume vorauseilt; immer vorausgesetzt, daß beide Jungen ziemlich gleichzeitig aus den Eiern gekommen sind. Sobald die Jungen erst sehen, heben sie sich empor und suchen den Schnabel der Alten, und dann verdrängt oft das stärkere das schwächere. Von dem Ausschlüpfen an bis zum 14. resp. 16. Tage sitzen die beiden Nestjungen, seltene Ausnahmen abgerechnet, in der Art neben einander, daß das Köpfchen des Einen neben dem Bürzel des Andern liegt. Auf diese Weise sind die kleinen Körper wie in einander gefügt, sie liegen fest, warm und bequem zum Ruhen an einander gelehnt. Diese Lage der Jungen erleichtert auch den Alten ihre Bedeckung. Nach Ablauf ihrer zweiten Lebenswoche verändern sie dieselbe und liegen nun immer mit den Köpfen neben einander nach einer Richtung, weil ihre wachsende Kraft und der zunehmende Appetit sie nicht mehr ruhig abwarten läßt, bis beim Füttern Jedes an die Reihe kommt, sondern beide mit Ungestüm die Alte um Speise drängen und Eines dem Andern zuvorkommen will. Das „den Alten um den Bart gehen", indem die Jungen mit ihren Schnäbeln um den Schnabel der Alten herum fahren, bewirkt bei diesen denselben Reiz, wie das sogen. Schnäbeln, nämlich Speise aus dem Kropfe heraufzuwürgen. Das Junge steckt, sobald es wahrnimmt, daß die Alte hierzu geneigt ist, seinen Schnabel in den ihrigen, und nun erfolgt die Fütterung. So lange Brei gefüttert wird, hebt die alte Taube mit kaum sichtbarer Bewegung denselben aus dem Vormagen und kaut ihn Anfangs zuweilen den Jungen noch vor. Gute Tauben üben sich öfter schon in diesem Geschäft, bevor die Jungen noch ausgekrochen sind, indem sie den Brei heraufwürgen, daß er aus dem Schnabel läuft und das übrige wieder schlucken. Füttern die Alten erst Körner, so würgen und schütteln sie das Futter unter heftiger Bewegung des Kropfes und hörbar, doch mit mehr scheinbarer, als wirklicher Anstrengung heraus und pumpen es gleichsam in den Schlund des Jungen. Dieses schluckt nach jedem Stoße, deren, wenn die Jungen erst älter sind, oft 40 und mehr hinter einander erfolgen, so à tempo, daß selten ein Körnlein den unrechten Weg geht. Zuerst hebt die Alte das Wasser, dann die Körner herauf, tränkt aber, um das rechte Verhältniß herzustellen, wenn es nöthig ist, die Jungen zuweilen noch nach. So lange Brei gefüttert wird, besonders in den ersten Tagen und überhaupt so lange die Täubin die Jungen am Tage noch besitzt, ist diese es hauptsächlich, welche die Jungen mit Nahrung versieht, dagegen betheiligt sich der Täuber an dieser Pflicht je länger, desto mehr, und sobald die Jungen nicht mehr den größten Theil des Tages und die Nacht über von der Täubin besessen und erst ganze Körner gefüttert werden, ist es der Täuber, welcher den Hauptantheil an der Ernährung der Jungen übernimmt, welche endlich ganz auf ihn übergeht, sobald die Täubin wieder gelegt hat und brütet, was häufig nach 3 Wochen wieder der Fall ist; denn in der 3. Woche fängt der Täuber gewöhnlich wieder an die

Täubin zu treten, sucht ein Nest aus, setzt sich hinein, ruft die Täubin, trägt ihr Baumaterial zu und beginnt sie zu treiben. Selten ist eine Täubin ohne Gatten im Stande, ihre Eier allein auszubrüten oder ihre Jungen ohne seine Hülfe aufzuziehen; meistens schon mit dem 14. Tage verläßt sie ihre Brut und folgt den Lockungen eines andern Täubers. Noch seltener, als die Täubin, ist der Täuber geneigt, Brut und Erziehung der Jungen allein zu übernehmen. Sind aber die Jungen, denen eines der beiden Aeltern fehlt, über 14 Tage alt, so werden sie von dem überlebenden Theil leichter vollends aufgezogen. Sie sind, je älter sie werden, um so ungestümer in ihrem Verlangen nach Speise und haben sie, gegen 5 Wochen alt, das Nest verlassen, so verfolgen sie die Alten in alle Winkel innerhalb und außerhalb des Schlages und nöthigen sie mit schmeichelnden Flügelumarmungen und Küssen — wenn man es so nennen will — ihnen Futter mitzutheilen. Dies versuchen sie auch noch lange, nachdem sie vollkommen allein fressen, und stören dadurch die neue Brut ihrer Aeltern, weshalb man sie um diese Zeit von jenen entfernt und in eine besondere Abtheilung des Schlages allein setzt. Dies ist auch deshalb nöthig, weil namentlich in bevölkerten Schlägen die Jungen gegen die Alten, welche rascher fressen, zu kurz kommen und von diesen auch sonst viel zu leiden haben. In solchen Schlägen pflegen sich halbflügge, herabgefallene, ihren Nestern entlaufene oder älternlose Junge, im Winkel zusammenzusetzen, wo sie dann von den betreffenden Aeltern oder mitleidigen fütterungslustigen, fremden Alten ohne Unterschied reichlich gefüttert werden.

Manche Tauben finden besonders Vergnügen daran, fremde Junge zu füttern und sind unermüdlich darin. Wenn die Alten füttern wollen und die bereits etwas herangewachsenen Jungen auf den eigenthümlichen rucksenden Lockton der Alten, womit diese ihre Absicht kundgeben, nicht achten, oder zur Zeit, wenn die Jungen allein fressen lernen sollen, stellt sich die Alte zuweilen vor sie hin und zeigt ihnen durch öfteres Picken auf dem Boden, was sie will, oder wie sie es machen sollen. Aehnliches thun manchmal auch die Jungen, wenn sie gefüttert sein wollen. Ob Tauben schon Junge aufgefüttert haben, sieht man an ihren Schnabelwinkeln, welche in diesem Falle warziger sind. Beim Aetzen, namentlich der kleinen Jungen, muß man die Alten nie stören, eine vollgefressene Taube auch nicht in die Hand nehmen. Schlechtfütternde Tauben setzt man mit ihren Jungen allein. Es gibt Täubinnen, welche sich im Neste von ihrem Täuber füttern lassen, gleich den Jungen, worunter diese aber leiden.

Was die Nahrung betrifft, welche man den Tauben während der Zuchtperiode zu geben hat, so müssen davon jedenfalls ausgeschlossen bleiben: Hafer, spitze Gerste, Roggen, Linsen, Kartoffeln —, Dinge, welche zu keiner Zeit viel taugen. Zu großes Futter, als: Pferdebohnen und Mais taugen bei kleinen Jungen so wenig, als kleines Gesäme.

Ersteres vertragen sie nicht, namentlich die kleinen Raçen, und letzteres hält die Alten zu lange am Futtertrog und von den Jungen entfernt, indem sie doppelt und dreifach so viel Zeit bedürfen, sich den Kropf damit zu füllen, als bei gemischtem Gerste- und Wickenfutter. Dieses ist unter allen Verhältnissen das zuträglichste Nahrungsmittel für Tauben, und zwar auf 2 oder 3 Theile volle, schwere Gerste, 1 Theil gute alte Wicken. Letztere sind selbst den Erbsen vorzuziehen, welche, besonders, wenn allein gefüttert, bei den Jungen zuweilen Geschwüre erzeugen. Rundes Futter passirt beim Heraufwürgen leicht den Schlund der Alten und wird auch von den Jungen am leichtesten geschluckt, deshalb ziehen es beide vor, und wer außer der Brutzeit andere Körnerarten, namentlich reine Gerste, zu füttern gewohnt ist, wird im eigenen Interesse wohl thun, während der Züchtungsperiode Wicken beizumischen. Dagegen haben junge Tauben, welche eben allein fressen lernen, wieder mehr Mühe, rollendes Futter mit dem Schnabel zu bewältigen, weshalb in dieser Periode Weizen oder gute Gerste unter den Wicken wenigstens nicht fehlen sollten.

Daß frisches Wasser, alter Mörtel und Salz — am besten ein Klumpen Steinsalz — nicht fehlen dürfen und für Reinlichkeit doppelt Sorge getragen werden muß, versteht sich von selbst. Insbesondere muß darauf gesehen werden, daß das Nest immer rein bleibt und zu dem Ende der Nestkorb oder wenigstens das Stroh erneuert werde, sobald das alte beschmutzt ist. Dies wird jedoch selten vor den ersten 12 Tagen der Fall sein und muß, so lange die Jungen noch in diesem Alter sind, mit Vorsicht geschehen, damit die Alten nicht scheu werden und zu lange vom Neste bleiben, was besonders Abends gefährlich ist, weil sie dann oft vor Morgens nicht wieder darauf gehen. Dies ist häufig der Fall, wenn die Veränderung ihnen zu sehr auffällt. Man benutze zu solchen Vornahmen die Zeit, wenn die Alten grade fressen, wähle den frischen Nestkorb dem alten so ähnlich wie möglich, setze ihn genau auf dieselbe Stelle, lege vor allen Dingen auch nicht zu viel Stroh hinein und lasse es nicht über den Rand herausstehen. Letzteres genirt die Alten oft am meisten. In einem beschmutzten Neste erzeugt sich, besonders bei warmem Wetter bald Ungeziefer, die Jungen werden unruhig davon, beschmutzen die Schnäbel mit dem an den Nestseiten liegenden Kothe, dies ekelt die Alten, wenn sie füttern wollen, die Jungen werden vernachlässigt, magern ab, verlassen vorzeitig das Nest, verkümmern oder kommen um. Eine gesunde, von den Alten normal behandelte und reinlich gehaltene junge Taube wird ihr Nest vor Ablauf von 4 Wochen nicht verlassen, sie sitzt ruhig, beschmutzt sich nicht und nimmt rasch zu. Solche Tauben bleiben auch späterhin meistens von Krankheiten verschont, während Jene und alle, deren Entwickelung einmal unterbrochen worden, gewöhnlich fürs ganze Leben Schwächlinge bleiben. Hierher gehören zunächst die Jungen, welche verspätet aus den Eiern kommen; diese werden übrigens häufig auch schon während

oder kurz nach dem Ausschlüpfen von der Alten erdrückt. Ist dies nicht der Fall, so bleibt ein solches Junge gegen das zuerst ausgekrochene und bereits größere und stärkere Geschwister doch gewöhnlich auffallend im Wachsthum zurück, selbst wenn es von den Alten nicht grade vernachlässigt wird. Ist dieses aber, wie beinahe immer der Fall, so geht es nur um so schneller zu Grunde; allein auch wenn es die Alten ordentlich pflegen, kommt es doch selten auf. Ist das Thierchen werthvoll, so kann man, wenn mehrere solcher, an Größe ungleiche Nestpaare im Schlage sind, einen Tausch machen, so daß man die kleinen zu den kleinen, die großen zu den großen setzt; hierbei muß man aber die weiter vorn angegebenen Regeln wohl beachten; oder es findet sich ein Paar im Schlage, welches nur ein Junges von der Größe des Unterzubringenden hat und dieses mit über- nimmt, oder endlich ein Paar Strohbrüter leistet den erwünschten Dienst. Wo nicht, kann man das zurückgebliebene Thierchen nebenbei noch aus der Hand füttern. Verdauet es noch keine Körner, so weicht man Krume von Weißbrod in Wasser und stopft sie ihm ein; ist es bereits 12 bis 14 Tage alt, so weicht man kleine Erbsen oder Wicken 12 Stunden in Wasser ein und stopft es damit. Fahren dabei nur die Alten gleichzeitig fort, ihm etwas Nahrung zu geben, so bringt man es zuweilen durch. Bei diesem Füttern aus der Hand verfährt man wie folgt:

Man setzt das Junge fest, hält es mit dem Ballen der linken Hand, welcher auf seinem Rücken ruht, und den 3 Fingern nieder, indem man gleichzeitig mit dem Daumen und Zeigefinger derselben Hand den Schnabel öffnet. Nun läßt man das in der rechten Hand befindliche Futter, wenn es Körner sind, nach und nach in den geöffneten Schnabel laufen, oder steckt es hinein, gibt dem Thiere aber immer Zeit zum Schlucken, indem man den Schnabel jedesmal losläßt. Wer darauf eingeübt ist, kann auch mit dem Munde füttern, was den Vorzug verdient, weil beim Füttern mit der Hand der noch weiche Schnabel der jungen Taube leicht verdreht wird und dann Zeitlebens so bleibt, auch die Augen durch Reiben zwischen den Fingern der linken Hand leicht leiden, wenn man nicht sehr behutsam ist. Man füttert die Jungen in dieser Weise täglich zweimal, jedesmal so viele Körner, als man zwischen den Fingern fassen kann, während die Alten beim Fressen sind. Auf diese Weise kann das vernachlässigte gleichen Schritt mit dem andern Jungen halten. Will oder muß man verwais'te Jungen gänzlich mit der Hand aufziehen, so dürfen sie nicht unter 9 Tage alt sein, je älter, desto besser. Man verfährt dann wie oben, gibt aber etwas mehr; auch ist es gut, jedesmal einige Körnchen Sand und Salz mit einzugeben. Man stopft den Kropf nur mäßig voll und gibt nach dem Futter ver- schlagenes Wasser aus dem Munde, indem man den Schnabel der Taube in denselben nimmt. Die junge Taube lernt übrigens bald aus den Gefäßen trinken, wenn man ihr

Anfangs den Schnabel hineinhält. Fühlt sich der Kropf einige Zeit nach dem Trinken wieder hart an, so tränkt man sie nochmals, was nicht versäumt werden darf. Auch bei den Jungen, welche von ihren Aeltern verpflegt werden, ist es gut, bei sehr heißem Wetter, namentlich in warmgelegenen Schlägen, täglich einigemal zu untersuchen, ob ihre Kröpfe nicht hart sind und in diesem Falle sie verschlagenes Wasser nachtrinken zu lassen. Der Kropf muß immer wieder leer sein, bevor man von Neuem füttert. Je nach dem Alter der Jungen, setzt man sie dabei gehörig warm, doch nicht heiß; sind sie noch nackt, so deckt man sie mit einem wollenen Lappen oder dergleichen zu. Ohne Wärme verdauen sie nicht und gehen zu Grunde. Uebrigens bleiben alle mit der Hand aufgefütterten Jungen kleiner und schwächlicher, lernen oft schwer allein fressen und zeigen sich geiler als andere. Bei einem an Größe ungleichen Nestpaare kann man auch, während die Alten fressen, das größere Junge aus dem Neste nehmen und es so lange entfernen, bis die Alten das kleine gehörig gefüttert haben. Dann setzt man Jenes wieder ins Nest, damit es seinen Theil ebenfalls empfängt.

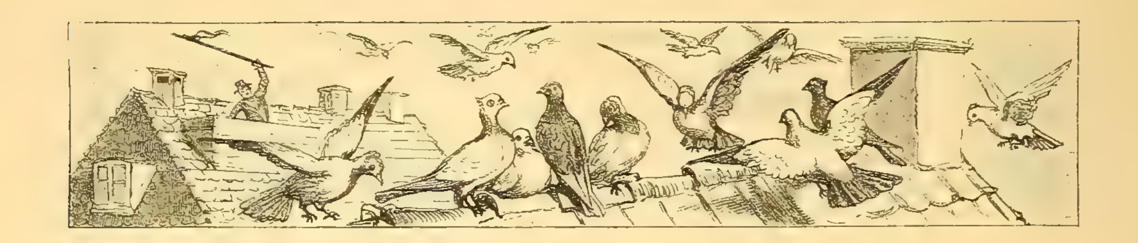
Werden Junge von den Alten verlassen oder nicht mehr gehörig besessen, so daß sie durch die Kälte bereits gelitten haben, vielleicht schon ganz kalt und steif daliegen — in welchem Zustande man auch oft aus dem Neste gefallene Junge findet — und man hat keine Alten, denen man sie unterlegen kann, so bringt man sie an den warmen Ofen oder Herd, wo sich die Scheintodten oft sehr bald erholen. Man thut wohl, solchen geschwächten Thieren anfänglich keine Erbsen, sondern in Wasser geweichte Krume von Weißbrod einzustopfen, welche sie leichter verdauen. Solche einmal erstarrt gewesene Jungen werden aber immer wieder leicht kalt, und, scheinbar eine Zeitlang gedeihend, findet man sie gewöhnlich unerwartet einmal mit gefülltem Kropfe todt.

Jungen Tauben muß man, so oft sie die Füße beschmutzt haben, dieselben mit warmem Wasser reinigen, wobei man die Vorsicht gebraucht, die harten Schmutzballen, welche sich um die Nägel angesetzt haben, erst aufzuweichen und dann abzulösen, nicht aber, so lange sie noch hart sind, sie abzubröckeln, weil dabei leicht die Nägel beschädigt werden. Zuweilen treten sie sich ein Sandkorn in die weichen Fußsohlen, was sie hinkend macht und darum behutsam herausgelöset werden muß. Zeigt eine junge Taube Symptome von Krankheit, so trennt man sie sogleich von den übrigen und setzt sie trocken und warm, aber luftig, um ihre Heilung zu versuchen. Um sie vor dem Fallen aus dem Schlage zu bewahren, muß das Flugloch einige Meter über dem Boden des Schlages angebracht sein, und wenn man sich der zweckmäßigen Englischen Saufgefäße bedient (in denen das Wasser immer frisch bleibt und nie verunreinigt werden kann), so ist auch die Gefahr des Ertrinkens der jungen Tauben beseitigt, weil sie nur mit dem Kopfe, aber nicht mit dem

übrigen Körper an das Wasser gelangen können. Da es, wie wir gesehen haben, vielfach nöthig ist, jeder Zeit das Alter der Eier und der jungen Tauben genau zu wissen, so notirt man über jedem Neste mit Kreide den Tag, an welchem das erste Ei gelegt ist.

Die kräftigsten und gesundesten Tauben sind die, welche früh im Jahre aus den Eiern kommen, weil sie mit ihrer Entwickelung und, was die Hauptsache ist, mit ihrer Mauser vor Eintritt der rauhen Jahreszeit fertig sind. Die schwächlichsten und an Krankheiten meistens bald zu Grunde gehenden Tauben sind dagegen die im Herbst während der Mauser der Alten zur Welt gekommenen. Im Allgemeinen sind die in den Monaten Februar bis Juli gebornen die bessern, doch kommt es viel auf die Raçen an, deren manche in allen Jahreszeiten gesunde, dauerhafte Jungen liefern, während andere nur in der kurzen Zeit der warmen Nächte ihre Brut aufbringen. Es kommt ferner viel auf die Witterung und darauf an, ob die alten Tauben den Winter gut überstanden haben und mit voller Kraft in den Frühling getreten sind. Dies ist sehr häufig nicht der Fall, besonders nach milden und in der Temperatur oft wechselnden Wintern, in welchen sie häufig legen und die Brut nicht aufbringen, wodurch sie dann geschwächt werden. Ein kalter und langdauernder Winter, während welchem der Geschlechtstrieb schweigt, ist den Tauben weit zuträglicher. Die besten Sommer zur Zucht sind diejenigen, welche nicht allzu heiß, aber auch nicht naß sind.





Ueber den Ursprung der Arten der Haustauben.

Ueber die Entstehung der Arten unserer Haustauben sind die Ansichten sehr getheilt, so viel ist jedoch gewiß, daß die sogenannten Raçetauben aus den „Gemeinen Tauben" nicht gezüchtet worden sind, dazu sind sie sowohl von diesen als auch unter sich selbst zu auffallend verschieden. Entweder sind es erschaffene Urthiere, oder (wenn man sich eine Abstammung denkt) Urraçen, welche sich im Laufe von Jahrtausenden aus der „Gemeinen Blauen Taube" (als angenommene Grundform) abzweigten; gleichviel, ob dies nun durch klimatische Einflüsse oder in domesticirten Verhältnissen, oder durch beides zugleich stattgefunden. Man wird von der Wahrheit nicht allzu entfernt sein, wenn man annimmt, daß die erste Anlage zur Raçebildung durch klimatische Einflüsse nach denselben schaffenden Gesetzen stattgefunden, welche die Arten hervorbrachte daß diese aber durch Domesticirung, künstlich geleitete Zusammenpaarung und fortgesetzte Inzucht im Laufe der Jahrtausende zum höchsten Ausdruck eines Raçetypus gesteigert worden sind.

Bei der großen Verbreitung der sogenannten Feldtaube in der alten Welt, von den Küsten des südlichen Norwegens bis zu den Nord-Afrikanischen Staaten, Aegypten, Klein-Asien, Syrien, Persien, den Ländern um das Schwarze und Kaspische Meer kann man z. B. recht wohl die Vermuthung aufstellen, daß die federfüßigen, behaubten und Tümmler eher in ihrem nördlichen Verbreitungsbezirke, die warzenköpfigen, Form- und Federstructur-Tauben mehr in ihrem südlicher gelegenen Verbreitungsbezirke die erste Anlage zur Raçebildung entwickelt und durch fortgesetzte reine Zucht sich schon vor Jahrtausenden zu den uns bekannten Raçetypen ausgebildet haben. Ausgeprägte Originalraçen findet man nicht

im freien Naturzustande; diese konnten nur unter der Pflege und Obhut des Menschen ihr Dasein erhalten, und bis in unsere Zeit hinein ihre Beschützer durch schöne oder seltsame Formen, gefällige Manieren und symmetrische Farbenvertheilung erfreuen.

Daß aber auch die Annahme der Abstammung von einem Urthiere Berechtigung hat, beweist die Leichtigkeit, mit der sich sämmtliche Raçen, die „Gemeine Taube" mit eingeschlossen, paaren lassen und fruchtbare Junge erbrüten, einer auffallend großen Aehnlichkeit ihres Wesens und die Neigung, bei Ausartungen der Raçen immer wieder auf die blaue Farbe und Form der wilden Feldtaube (Columba livia) zurückzugehen. Jedem aufmerksamen Züchter ist die verrätherische bläuliche Färbung, die sich bei Schwarz, Roth und Gelb an gewissen Stellen (Bürzel, Aftergegend, inneren Fahnen der Schwingen und des Schwanzes 2c.) so häufig andeutet, nur zu gut bekannt.

Die auf unser Zeitalter überkommenen Urraçen sind etwa folgende: Die Perrücken-, die Pfau-, die Huhn-, die Mövchen-, die Kropf-, die Bagdetten-, die Indianer-, die Orientalischen-, die Tümmler- und die Trommeltauben. Die anderen sind durch Kreuzungen hervorgebrachte Uebergangsraçen, die sich mehr oder weniger den Originaltypen nähern.

Da mit Sicherheit anzunehmen ist, daß die meisten Raçetauben aus dem Orient nach Europa importirt wurden, so muß hierzu bemerkt werden, daß jetzt der Orient nur noch wenig in dieser Beziehung bietet, denn die Morgenländischen Taubenraçen sind in Europa reiner fortgezüchtet worden, als sie sich jetzt in ihrer ursprünglichen Heimath vorfinden. Fast jedes Land in Europa hat einige ihm eigenthümliche Lieblingsraçen, deren Aechtheit nach festen Regeln genau bestimmt wird, und die man mit größter Sorgfalt standardmäßig züchtet. So England, Frankreich, Holland, Spanien, Italien, Rußland, vor allem aber Deutschland, welches man noch vor einigen Jahrzehnten den klassischen Boden für die Zucht feiner Raçetauben nennen konnte.

Leider würden Raçetauben aller Arten jetzt nicht eine große Seltenheit bei uns sein, hätte man sich, wie in England, darauf beschränkt, die verschiedenen Arten in den ihnen von Natur zukommenden Eigenschaften und aus sich selbst zu veredeln, anstatt immer die Eigenschaften einer Raçe auf die andere übertragen zu wollen. Man hat durch diesen Mischmasch fast alle Raçen verdorben und den beabsichtigten Zweck doch nie völlig erreicht. Zugestanden muß allerdings werden, daß die meisten Varietäten in Farbe und Zeichnung das Product der Veredelung durch Menschenhand ist. Was auf diesem Gebiete im Allgemeinen möglich ist, besteht in Folgendem:

1. Reinerhaltung, Veredelung und Verfeinerung aller vorhandenen Arten. Die charakteristischen Eigenschaften einer jeden derselben können durch sorgsame Züchtung, Vermeidung jeder Vermischung der Raçen und durch Verpaarung solcher Individuen der

betreffenden Art, an welchen jene Eigenschaften besonders deutlich hervortreten, nicht nur erhalten, sondern bis zu einer gewissen Grenze immer markirter hervorgebracht werden.

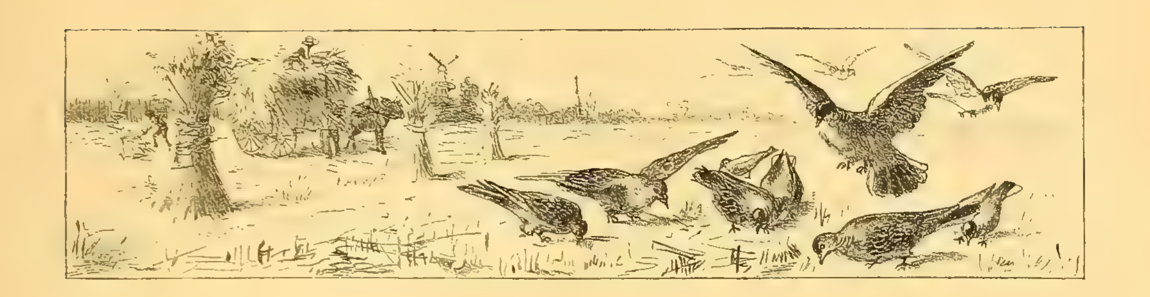
2. Erzielung verschiedener Farben und Zeichnungen, doch erleiden die Regeln, wonach hierbei verfahren werden muß, viele Ausnahmen.

3. Uebertragung einer vorhandenen Farbe, Zeichnung, Federstructur, Körperform, des Fluges entweder in der Weise, daß die Raçekennzeichen des Einen von zwei verschiedenen Raçen angehörigen Gatten, oder beider auf die Descendenten des betreffenden Paares übergehen, das Erste, indem man den Sprößling an denjenigen seiner Aeltern paart, dessen Eigenschaften man fortpflanzen will. Mit dem betreffenden Jungen dieser zweiten Verbindung macht man es ebenso, und weiter fort, so lange es thunlich ist. Zuletzt werden die betreffenden Jungen den Alten gleich sein und nur selten Rückschläge bei der Nachkommenschaft vorkommen.

Dieser Verfahrungsweise verdanken wir die Erhaltung der Varietäten. Auch das Zweite, die Uebertragung der Raçekennzeichen beider Aeltern ist erreichbar, namentlich bei zusammengesetzter Zeichnung, wo sich diese (wie die gewünschten Eigenschaften überhaupt) nicht widersprechen. Will man z. B. eine gewisse zweitheilige Zeichnung erhalten, so paart man zwei Tauben, deren jede eins der beiden verschiedenen Abzeichen trägt, welche man an den Nachkommen zu erhalten wünscht, und die passendsten Jungen wieder an die Aeltern 2c., bis zuletzt die zweitheilige Zeichnung rein und fest erzielt ist. Durch eine derartige Vereinigung der verschiedenen einfachen Abzeichen, wie sie unter den Ausartungen der „Gemeinen Tauben" vorkommen, sind nach und nach die meisten der vielfach zusammengesetzten, schönen Zeichnungen unserer Haustauben absichtlich oder zufällig erzielt worden.

Nicht so verhält es sich mit der Uebertragung der Raçe-Kennzeichen zweier Arten der Vollbluttauben auf ihre Jungen. Sie vererben sich meist nur abgeschwächt auf dieselben und lassen sich durch die oben angegebene Procedur der Anpaarung viel schwerer und langsamer vervollkommnen. Bei Weitem die meisten der vielen Mischlinge der Vollbluttauben sind für den Kenner ohne Werth. Durch dergleichen Versuche, namentlich um diesen Vollblut-Raçen die Zeichnungen der Farbentauben, weiße Flügelbinden und dgl. zu octroyiren, sind wie bemerkt, in manchen Gegenden die ächten Arten beinahe gänzlich ausgestorben.





Terminologie der Haustauben.

Die meisten der sehr mannigfaltigen Farben der Haustauben sind ihnen eigenthümlich. Wir finden bei ihnen außer den sogenannten Grundfarben:

a. Einfarbige:

1) wildblau oder hellaschblau, 2) schwarz, 3) roth, 4) gelb, 5) weiß, nicht nur eine Menge Abstufungen der vier erstgenannten, sondern durch die vielfache Mischung aller Grundfarben und ihrer Abstufungen unter einander auch eine große Zahl zusammengesetzter, Mittel- oder Mischfarben (Zwischenfarben) und Schattirungen aller Art. Ueber die Farben selbst sagt ein gründlicher Kenner der Tauben (F. Fürer) Folgendes:

„Die wildblaue oder die schwarze Farbe einerseits, und die rothe und gelbe Farbe andrerseits gehen durch eine Reihe von Abstufungen in einander über, und die blaue, rothe und gelbe kommen, eine jede in der hellsten derselben, der weißen Grundfarbe ganz nahe. Die wildblaue Grundfarbe stuft sich nach einer Seite ab durch schöne, lichtblaugraue Uebergangsfarben zum duftigen Eisblau oder Silberweiß, nach der andern Seite durch die weniger beliebte helle und dunkele Schieferfarbe zu blauschwarz, oder durch angenehm dunkeles Aschgrau in schönes tiefes Sammetschwarz.

Die gelbe (rostgelbe) Grundfarbe hebt sich durch verschiedene Stufen, (worunter die zarten Isabelltöne) zu gelblich, atlasweiß, und vertieft sich durch rothgelb, röthelbraun zu dunkelem kupferrothbraun, welches sich weniger schön mit einem Stich ins Blaue oder Graue, durch verschiedene Schattirungen zur Fleischfarbe (roth-grau), zu perlgrau und röthlich-atlasweiß hebt.

Unter den zusammengesetzten Farben sind, neben vielen andern, die sich den Abstufungen der betreffenden Grundfarben nicht wohl anreihen lassen, mehrere schöne, zwischen gelb und grau stehende Leder- und Chocoladenfarben hervorzuheben. — Allen Farben, den dunkeln mehr, als den hellen, ist der schöne in grün- und purpurschillernde Metallglanz an Kopf, Hals und Brust (der sog. Taubenhals) eigen. — Die einfarbigen Tauben aller Grundfarben (mit Ausnahme der weißen) und ihre Abstufungen und Mischungen finden sich mit und ohne Flügelbinden (Flügelbänder, Schnüre, Striche); doch sind diese (ursprünglich schwarz) nur der wildblauen Stammfarbe eigenthümlich, und erst durch Vermischung derselben mit den Uebrigen haben sich die Flügelbinden auch diesen mitgetheilt, nachdem sich aus der gleichen Ursache die schwarze Farbe jener Binden in alle Grundfarben und viele ihrer Schattirungen (wildblau und ihre helleren Abstufungen ausgenommen) verwandelt hat.

Die am häufigsten vorkommenden Flügelbinden sind:

1) rein schwarze,
2) rein weiße,
3) weiße mit schwarzer Einfassung auf einer oder auf beiden Seiten, von welchen die beiden letzteren am meisten geschätzt und weiße mit schwarzer Einfassung nur allein der blauen Grundfarbe und ihren Abstufungen und Mischungen eigen sind. — Die reinweißen Binden dagegen finden sich bei allen vier Grundfarben, ihren Abstufungen und Zusammensetzungen;
4) rothe und gelbe finden sich bei den hellsten Abstufungen der rothen und gelben Grundfarbe, desgleichen bei der blauen und schwarzen, nebst ihren Uebergängen und Mischungen und daselbst einzeln auch weiß gesäumt;
5) schwarze, rothe und gelbe, auch wohl auf einer Seite weiß eingefaßt, sind ebenfalls der blauen und schwarzen Grundfarbe und ihren Uebergängen und Mischungen eigen. Bei allen diesen sind die Farben oft trübe und nicht so scharf gegen einander oder gegen die Körperfarben abgegrenzt wie bei 1—3;
6) melirte oder geschuppte.

b. Melirte Tauben

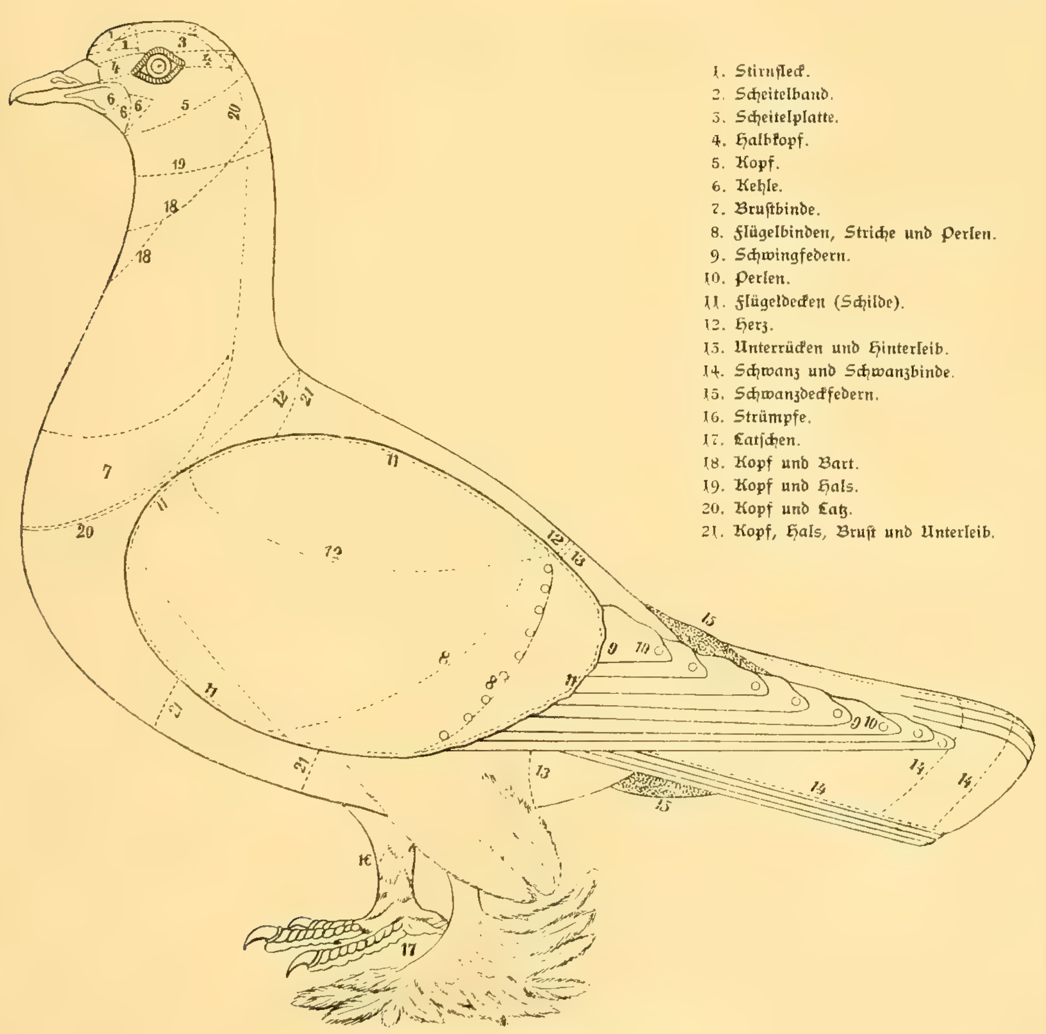
sind solche, bei denen auf einer der genannten Grundübergangs- oder zusammengesetzen Farben mit einer oder verschiedenen, minder oder mehr abstechenden Farben, das Gefieder mehr oder weniger fein und regelmäßig gemischt, gestrichelt, gespritzt, gestippt, getüpfelt, geschuppt, gestreift, marmorirt oder geflammt und mehreres oder alles das auch vereiniget ist entweder am Oberkörper, als: Kopf, Hals, Brust, Rücken und Flügeldecken, oder am

ganzen Körper, mit Ausnahme der großen Schwing- und Schwanzfedern. Bei diesen vielfarbig Gefleckten sind jedoch auch diese Theile mit zwei und mehreren Farben panachirt oder geflammt. Bei Einigen finden sich Flügelbinden.

c. Gewöhnliche Schecken

kommen wegen ihrer unschönen, unregelmäßigen Farbenvertheilung hier nicht in Betracht.

d. An einzelnen Theilen regelmäßig gezeichnete Tauben.



Die regelmäßigen Zeichnungen der Haustaube.

aa) Weiße Zeichnung auf farbigem, zum Theil melirtem Grunde.

Eintheilige,

auf einem Körpertheil gezeichnet;

1) Stirnfleck oder Bläschen (Erbsenschnippe, Rundschnippe, Ovalschnippe, Spitzovalschnippe), größer oder kleiner, oval oder eckig, von der Schnabelwurzel nach oben gehend;
2) Scheitelband (Bandstreif), von der Schnabelwurzel strohhalmbreit über den Scheitel laufend;
3) Scheitelplatte oder Bläſſe, der ganze Scheitel weiß;
4) Halbkopf oder Bläſſe, durch den Schnabel und die Augen abgeschnitten;
5) Kopf, unter dem Schnabel und den Augen und im Nacken abgeschnitten;
6) Kehle oder Bärtchen, der befiederte Theil des Unterschnabels, an den Seiten manchmal eckig und nach abwärts oval laufend, oder ein halbmondförmiger Fleck unter dem Kinn;
7) Brustbinde oder Brustband, an der Oberbrust horizontal laufender, mit den Spitzen nach oben gerichteter Halbmond;
8) Flügelbänder oder Flügelbinden, Striche oder Perlen;
9) Schwingfedern, alle oder einzelne (die vordern);
10) Flügeldecken oder Schilde, sämmtliche Flügeldeckfedern;
11) Oberrücken und Schulterfedern, Herz, die breite Seite nach vorne.
12) Unterrücken oder Sattel;
13) Schwanz mit und ohne Deckfedern;
14) Strümpfe, Federbekleidung des Laufes;
15) Latschen, Federbekleidung des Laufes und der Zehen.

Zweitheilige,

wobei der eine Theil allein gezeichnet nicht vorkommt;

1) Kopf und Hals, letzterer nicht allein; der Kopf und ein kleinerer oder größerer Theil des Halses rundum abgeschnitten;
2) Kopf und Bart, letzterer selten allein; der ganze Kopf und Nacken, von diesem nach dem Vorderhals sich senkend und auf der Hälfte desselben gerundet, abschneidend oder am Vorderhals gegen die Brust spitz zulaufend.

bb) Farbige Zeichnung auf weißem Grunde.

1) Stirnfleck oder Schnippe;
2) Scheitelplatte;

3) Halbkopf oder Kappe;
4) Kopf;
5) Schwingfedern, alle oder einzelne (die vordern) auch mit Perlen;
6) Flügeldecken;
7) Herz;
8) Schwanz, alle Ruderfedern, die beiden Eckfedern zuweilen weiß gesäumt, mit und ohne dunkles Querband, mit und ohne Deckfedern;
9) Strümpfe;
10) Latschen.

Zweitheilige,

bei welchen ein Theil allein gezeichnet nicht vorkommt;
1) Kopf und Hals, letzterer nicht allein;
2) Kopf und Bart, " " "
3) Kopf und Latz, " " "

Dreitheilige,

bei denen zwei Theile ungetrennt nicht vorkommen;
1) Kopf, Hals und Brust, die beiden letztern kommen einzeln oder vereinigt nicht vor, gegen den Unterleib wagrecht abschneidend.

Aus Vorstehendem ist ersichtlich, daß mehr weiße Zeichnungen auf farbigem Grunde, als umgekehrt vorhanden sind. Alle bis jetzt bekannten mehrtheiligen und regelmäßigen Zeichnungen sind aus den obigen zusammengesetzt.

cc) Farbiger Grund mit farbiger Zeichnung (Zweifarbige).

Es gibt deren bis jetzt noch wenige.

Eintheilige,
1) mit farbigem Brustband;
2) mit farbigen Flügelbinden.

Eintheilige,
1) mit farbigem Brustschild;
2) mit farbigen Flügelbinden;
3) mit melirten Flügeldecken.

Zweitheilige,

mit farbigem Brustschild und farbigen Flügelbinden.

Dreitheilige,

mit farbigen Flügeln, Rücken und Schwanz.

dd) Farbiger Grund mit farbigen und weißen Abzeichen.

Die weißen Abzeichen bestehen in Bläßchen, Blassen, Brust- und Flügelbinden, Schwingen und Schwanz.

Die schönsten darunter sind:

Dreitheilige

mit farbigen oder melirten Flügeldecken und weißem Bläßchen oder Blasse und weißem Schwanz.

Viertheilige,

1) mit farbigen Flügeln, Rücken und Schwanz, und weißem Bläßchen oder Blasse;
2) mit farbigen Flügeln, Rücken und Schwanz, und mit weißen Schwingen;
3) mit melirten Flügeldecken, weißer Blasse, Brustband und geperlten Schwingen.

Fünftheilige,

farbig mit farbigen Flügeldecken, Rücken und Schwanz und mit weißer Blasse und Schwingen.

Allgemeine Kennzeichen der Aechtheit und Schönheit der Haustaube lassen sich bei der großen Verschiedenheit der Arten nur wenige aufstellen. Was bei der einen schön und ächt ist, muß bei der andern als das Entgegengesetzte bezeichnet werden. Dies gilt in Beziehung auf Gestalt, Größe, Haltung des Körpers oder einzelner Theile desselben, Federstructur, mehrere Federzierden, Stimme, Gang und Flugart. Sie sind bei den verschiedenen Arten verschieden und werden bei einer jeden derselben beschrieben werden.

Die Farbe des Gefieders soll, wenn einfarbig, schwarz, roth, gelb und isabell, an allen Körpertheilen gleichmäßig, d. h. nicht an dem einen dunkler, am andern heller sein, oder in eine andere Farbe spielen.

Das Schwarz soll tief, sammetartig mit Purpurschein, das Roth und Gelb rein, hell und feurig sein. Bei dem Blaugrau in allen Abstufungen bis zur Silberfarbe dürfen zwar der Kopf und Hals, die oberen und unteren Schwanzdeckfedern, nebst Schwung- und Schwanzfedern, dem Grundtone angemessen dunkler, nie aber heller (bleich oder fahl) sein, doch gilt es, namentlich bei den hellsten Abstufungen dieser Farbe, mit Recht für eine Schönheit, wenn alle Körpertheile völlig gleichmäßig gefärbt sind.

Je taubenhalsiger die Taube, und je metallglänzender auch die Rücken- und Deckfedern der Oberflügel, mit einem Worte, das ganze Gefieder ist, desto schöner und fester ist

die Farbe. Einigen Arten ist dieser Metallglanz vorzugsweise eigen, den dunkeln Farben mehr als den helleren, doch überhaupt nur stammfarbigen Tauben, d. h. solchen, die viele Generationen durch in Raçe und Farben unvermischt und rein fortgezüchtet worden sind.

Wo Flügelbinden vorhanden, sollen dieselben rein von Farbe, wenn schwarz, tief-sammetschwarz, schmal, scharf gegen die Grundfarbe abgegrenzt sein und ohne Unterbrechung durchlaufen, außer es seien geperlte Binden, und in diesem Falle müssen die Perlen rund und regelmäßig, eine an die andere gereiht, ebenfalls durchlaufen.

Sind die Flügelbinden an einer oder an beiden Seiten eingefaßt, z. B. weiß mit schwarz, so darf diese Einfassung nur ganz schmal sein.

Bei den mehrfarbigen oder gezeichneten Tauben (Farbentauben) gelten in Bezug auf die Zeichnung besondere Regeln, die bei jeder Raçe angegeben werden; im Uebrigen ist alles Gesagte auch auf sie zu beziehen.

Die Farbe des Auges richtet sich, mit alleiniger Ausnahme der weißen, nach der Grundfarbe des Gefieders, und ist bei den Tauben von weißer Grundfarbe schwarzbraun oder dunkelbraun. Bei der schwarzen, blaugrauen, rothen und gelben Grundfarbe und ihren Abstufungen vom lebhaften Orangegelb mit feurigrother Einfassung, durch orangegelb ab-stufend, bis zum klaren Hellgelb bei den hellsten Abstufungen.

Fehler sind: zweierlei Augen (s. g. Doppelaugen), wenn ein Auge gelb, das andere braun, oder ein und dasselbe Auge halb braun und halb gelb 2c. ist, (ein Zeichen, daß die Taube nicht stammfarbig), ebenso wenn das der weißen Grundfarbe eigene, im Allgemeinen nicht beliebte braune Auge, d. sog. Wickenauge, bei Tauben von anderer Grundfarbe sich findet. Umgekehrt sind feurig rothgelbe Augen bei weißer Grundfarbe des Gefieders kein Fehler, sondern eine Schönheit, wenngleich auch dies auf eine Vermischung hindeutet.

Am meisten wird mit Recht das Perlauge geschätzt, und obgleich es nur mehreren Taubenarten und keiner Grundfarbe eigen ist, gilt es im Allgemeinen bei allen Tauben und Grundfarben, auch wo es sich (in Folge einer Vermischung) nur ausnahmsweise findet, für eine Schönheit, besonders auch bei der weißen Grundfarbe. Es muß die Farbe der ächten Perlen oder des weißen Perlmutter haben, je heller und klarer, desto schöner, ohne dunkle Randeinfassung, und darf nicht punktirt (Sandauge), noch fleckig sein. Uebrigens sind die Tauben mit Glasaugen meistens weitsichtig.

Bei den gezeichneten Tauben richtet sich die Farbe des Auges ebenfalls nach der Grundfarbe des Gefieders und bestimmt oder bestätigt dieselbe. Herrscht keine Farbe des Gefieders vor, so zeigen sich öfters die vorstehend beschriebenen Doppelaugen, auch fleckige Augen.

Die Farbe des Schnabels correspondirt ebenfalls mit der Grundfarbe des Gefieders. Bei der blauen und schwarzen Grundfarbe ist der Schnabel schwarz, bei den hellern Abstufungen schwärzlich, bläulich, hornfarben. Bei rother Grundfarbe bräunlich fleischfarben, heller bei der gelben Grundfarbe, und hellfleischfarben bis Elfenbein weiß (Perl- oder Wachsschnabel) bei den hellsten Abstufungen dieser Farbe und bei der weißen Grundfarbe.

Ein dunkler Schnabel ist bei diesen ein Fehler, obgleich als Ausnahme in gewissen Fällen bei einer schneeweißen Taube ein glänzend schwarzer Schnabel mit ähnlichen Nägeln für schön gelten kann.

Ein fleckiger Schnabel bei einfarbigen Tauben ist immer ein Fehler.

Ein fleischfarbener (weißer) Schnabel, wenngleich nur einzelnen Grundfarben des Gefieders und einigen Raçen unerläßlich, ist auch, wo er als Ausnahme vorkommt, besonders bei der schwarzen und rothen Grundfarbe, eine große Schönheit.

Bei gezeichneten Tauben richtet sich die Farbe des Schnabels ebenfalls nach der Grundfarbe des Gefieders. Der Oberschnabel ist immer, je nach der Farbe des Oberkopfes (Scheitels), insofern derselbe gezeichnet ist, oder eines Theiles desselben hell oder dunkel, oder mit einem hellen oder dunkeln Fleck gezeichnet, der Unterschnabel entgegengesetzt, dunkel oder hell.

Die Farbe der Nägel. Sie ist derjenigen des Schnabels gleich und richtet sich nach der Grundfarbe des Gefieders. Schwarze Nägel bei heller Grundfarbe sind im Allgemeinen, fleckige Nägel überall ein Fehler.

Die gewöhnlichen Federzierden des Kopfes sind:

a) Die Spitzhaube.

Sie soll tief und richtig in der Mitte des Nackens sitzen, und bohrerartig gedreht, ganz spitz zulaufen.

b) Die Querhaube, Krone.

Sie muß voll, gleichmäßig stark, die Federn nach vorn übergebogen sein und mehr als die Hälfte eines Kreises um den Hinterkopf bilden.

Die Federzierden des Beines sind:

a) Die Hosen.

Sie werden gebildet aus den äußeren Seitenfedern des (Unter-) Schenkels bis ans mittlere Beingelenk. Je voller diese Bekleidung ist und je länger die Federn seitwärts nach hinten überstehen, desto schöner.

b) Die Strümpfe.

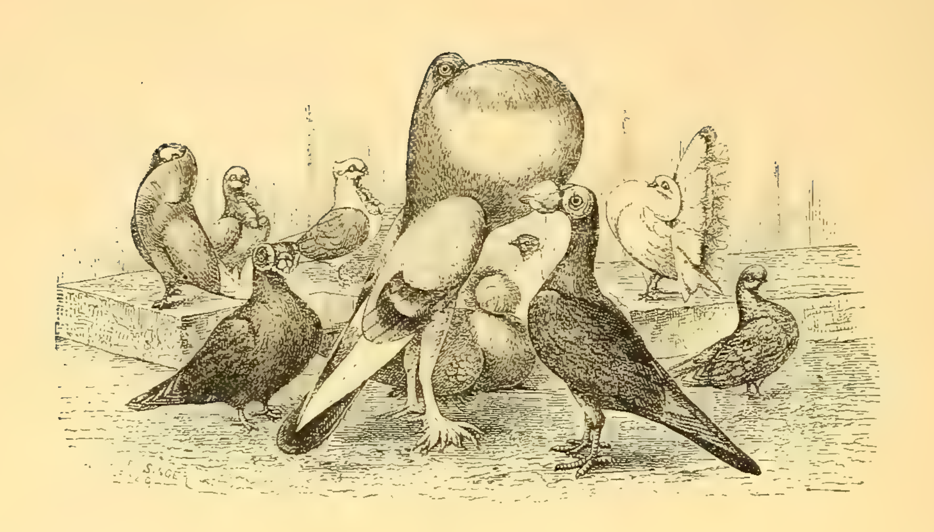
Es sind dieses kurze Federn, womit der Lauf vorn und auf den Seiten bis auf die Zehen herunter (diese jedoch unbefiedert) dicht bekleidet sind.

c) Die Latschen.

Sie bestehen aus kleineren und größeren Federn, welche den Lauf und die Zehen, mit Ausnahme des hintern Theiles des ersteren, so wie der inneren und hinteren Zehe, (Daum) welche letzteren nur schwach befiedert sind, die Hauptrichtung nach außen, dicht bedecken. Die größesten Federn gehen von der Fußwurzel (Lauf) und der äußeren Zehe aus.

Strümpfe, und namentlich Latschen ohne Hosen, geben der Taube ein unschönes Ansehen.





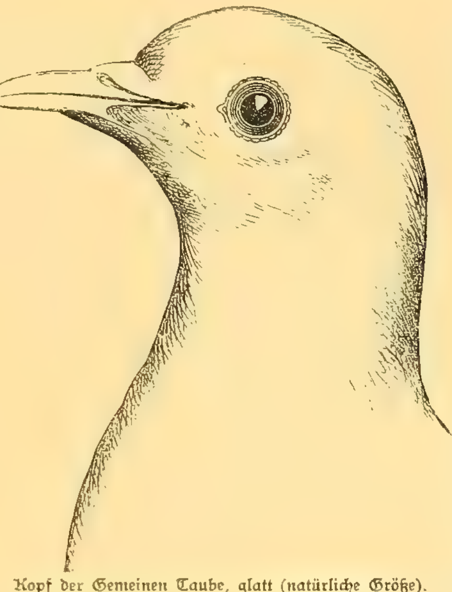
Die Arten der Haustaube.

I. Gruppe.

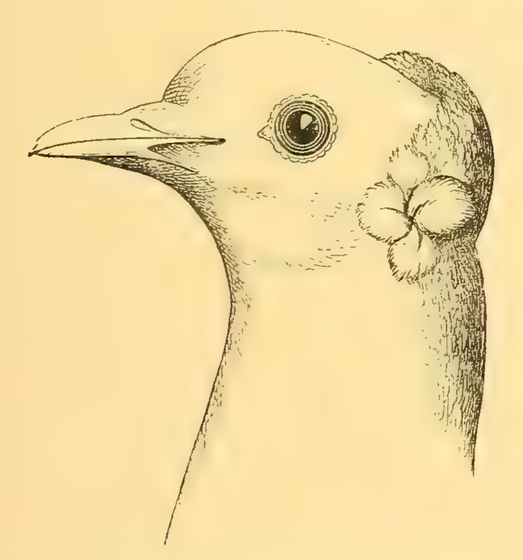
Gemeine Tauben.

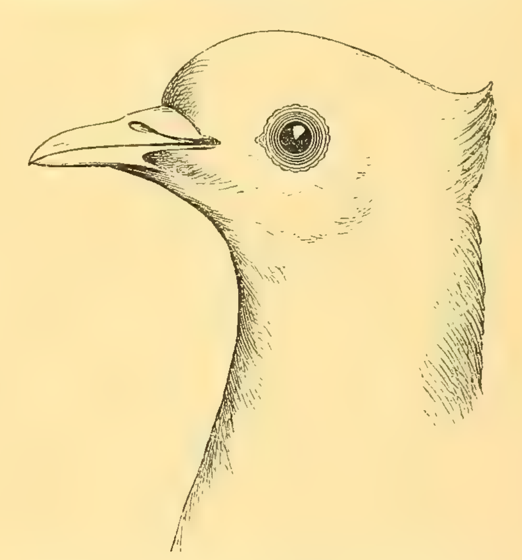
Diese Gruppe ist die weitverzweigteste und weitauseinandergehendste der ganzen Familie der Haustauben. Sie richtig abzugrenzen ist schwierig, da einzelne ihrer Repräsentanten die Uebergänge zu anderen Arten bilden und ihre Varietäten ineinandergreifen und sich verschmelzen. Die Verbreitungszone dieser Gruppe ist das westliche Europa. In Frankreich und England sind die einzelnen Unterarten seltener und werden von Deutschland aus dahin exportirt. Der Kopf und die Schnabelform in Verbindung mit der Größe des ganzen Habitus ist der maßgebende Factor zur Beurtheilung der ganzen Abtheilung. Die mittlere Größe der einzelnen Repräsentanten beträgt: Von der Schnabelspitze bis zur Stirn 20 mm, bis zum Mundwinkel 25 mm, bis zur Augenmitte 35 mm, bis zum Genick 55 mm, bis zum Schwanzende 350—370 mm. Die Klafterweite beträgt 650—680 mm, der Umfang über Brust und Flügel 250—270 mm. Das Bein, vom Knie bis zur Nagelspitze der großen Zehe gemessen 120 mm. In dieser Abtheilung kommen sowohl glattköpfige als spitz- und breithaubige, bestrümpfte und belatschte Exemplare vor.

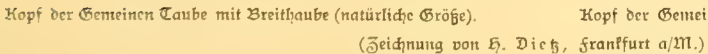
1. Die Gemeine kleine blaue Taube. Col. livia communis Brm.


Kopf der Gemeinen Taube, glatt (natürliche Größe).

Der in der Regel unbehaubte Kopf mit einem Theile des Halses sind aschblaugrau gefärbt, mit einer Linie, vom Genick ausgehend nach dem oberen Theil des Halses abschließend. Weiter nach unten, gegen die Brust, an dieser selbst, ist zwar dieselbe Farbe noch vorhanden, aber die Grannen der Federn sind wie mit einem metallischen Email überzogen, das hier grün oder purpurviolett, je nach Brechung der Lichtstrahlen schillert. Unter der Brust und auf dem Rücken verschwindet dieser metallische Glanz rasch und geht in einen blaugrauen Ton, lichter als der Kopf, über; aber auch dieser Ton wird nach dem Ende des Rumpfes zu immer lichter, bis er sowohl am Bürzel, als am Steiß mit Weiß abschließt. Der Schwanz






Kopf der Gemeinen Taube mit Breithaube (natürliche Größe). Kopf der Gemeinen Taube mit Spitzhaube (natürliche Größe)
(Zeichnung von H. Dietz, Frankfurt a/M.)

selbst, nebst den Bürzel- und Keilfedern unter dem Schwanz, nehmen mit einer scharf abgegrenzten Linie eine dunklere Färbung wieder an, etwa von gleichem Ton wie die Farbe des Kopfes. Am Schwanzende selbst zieht sich ein schwarzes, etwa daumenbreites

Band quer über sämmtliche Federn, so daß hinter diesem Bande die blaue Farbe etwa 10 mm breit nochmals zum Vorschein kommt. Die äußern Fahnen der zwei äußersten Schwanzfedern sind von der Wurzel bis kurz vor dem Bande weiß. Die Flügel- und Schulterdeckfedern (Mantel) tragen allein den reinsten blauen Ton, den man überhaupt an den Tauben findet. Bei den Schwungfedern zweiter Ordnung beginnt dieser Ton wieder dunkler, schwärzer zu werden, bis er endlich, wenigstens an den Spitzen der Schwungfedern erster Ordnung, diese Farbe beinahe erreicht. Quer über die Flügel, kurz vor den Schwingen erster Ordnung, laufen zwei dicht nebeneinander liegende, oben häufig zusammenhängende schwarze Binden. Sie sind gebildet von schwarzen, stumpfviereckigen Flecken, welche an den längsten Flügeldeckfedern und den Schwungfedern zweiter Ordnung, kurz vor deren Ende an der nach außen gerichteten Fahne sitzen. Die Iris des Auges ist gelb, die Stirn mittelhoch, der dünne, feine, hornartige Schnabel ist 20—25 mm lang, seine Spitze etwas gekrümmt, die weiße Nasenhaut etwas warzig, die Augenlidränder fleischfarben, Füße und Zehen nackt und karminroth, die Krallen hornfarbig. Der Körper ist voll, der Hals kurz, der Kopf klein, Füße stark und kurz, Flügel lang. Die Täubin ist etwas kleiner als der Täuber, die Glanzfedern am Halse sind nicht so umfangreich, der weiße Bürzelfleck am Unterrücken geringer und die Flügelbinden weniger intensiv, das ganze Gefieder etwas grauer.

Diese Taube ist durchaus nicht so häufig in reinen Exemplaren anzutreffen, wie vielfach angenommen wird. Sie ist scheuen und kalten Temperaments, verwildert deshalb häufig und hält sich dann bei Schaaren ebenfalls verwilderter Tauben der verschiedensten Arten auf. Dieser Umstand hat zu der falschen Ansicht geführt, diese, meist in altem Gemäuer nistenden Tauben seien wilde Feldtauben, ein Bindeglied zwischen der Feldtaube und der Haustaube. Mit diesen Proletariern hat die kleine blaue Taube weiter nichts gemein, als die blaue Farbe.

Die nächsten Varietäten der Gemeinen kleinen blauen Taube sind:

a) Die Ohnstrichige, Hohlflügel- oder Hohltaube — C. oenina.

Sie hat ihren Namen von der Aehnlichkeit mit der Farbe der wilden Hohltaube (C. oenas) und wird deshalb in manchen Gegenden auch wildblaue Taube genannt. Sie ist etwas schlanker als die vorige und fast ohne jegliche Auszeichnung, mit Ausnahme des Schwanzes, durch dessen Ende ein 25 mm breites graublaues Querband läuft. Hohlflügel nennt man sie, weil sie keine dem Auge bemerkbaren Flügelbinden hat, trotzdem aber mit schwarzen Binden versehen ist, welche nur dann sichtbar werden, wenn man die Lage blauer Deckfedern, welche die Binden verbergen, zurückschiebt. Wenn diese Färbung auch bei





Lithogr u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

KARPFENSCHUPPIGE TAUBEN.

C. livia agrestis (s. domestica).

federfüßigen Tauben auftritt, so kann man eine solche Taube doch nicht als nächste Varietät der Gemeinen kleinen blauen Taube ansehen, sie muß dann vielmehr als eine Varietät einer andern Stammform der Gemeinen Taube gelten.

b) Geschuppte, gehämmerte oder geschieferte, hammerschlägige Tauben.

Von den geschuppten oder karpfenschuppigen Tauben sind die beliebtesten:

1. Die Blauschuppe.

Der Körper ist rothgrau, der Mantel blau und schwarzgeschuppt.

2. Die Grau- oder Nagelschuppe.

Der Oberleib ist schwarzgrau, der Mantel schwarz-roth-blau melirt, der Unterleib purpurgrau, der Schwanz aschblau mit dunklem Querbande.

3. Die Schwarzschuppe.

Sie ist am Oberkörper schwarz und weiß geschuppt, der Unterleib grauschwarz, nach dem Schwanze zu hellbraun.

4. Die Roth- oder Kupferschuppe.

Die Flügel sind gewöhnlich blau oder grauroth und weiß geschuppt. Der Unterleib ist schwarz oder schwarzgrau, der Schwanz etwas dunkler als der Unterleib.

Alle Schuppentauben sind sehr dauerhafte, gutfeldende und fruchtbare Tauben von hübschem Ansehen.

Die gehämmerte oder hammerschlägige Taube hat eine leicht blaugrau oder aschgraue Grundfarbe, die mit schwarzblauen Flecken oder Tupfen versehen ist. Man nennt sie hammerschlägig, weil diese Flecken das Aussehen derer haben, die man mit einem Hammer auf kaltes Eisenblech schlagen kann. Die Querbinden sind nicht so rein, als bei der lichtblaugrauen, dafür aber breiter und ganz auslaufend.

c) Kleine lerchenfarbige Tauben.

Diese Tauben streifen in ihrer Erscheinung wie in ihrer Verbreitungszone (oberes Donaugebiet) an den Gimpel. Die Färbung ist eine Mischfarbe zwischen gelb- und blau-gehämmert, eigentlich fahlgehämmert. Das Charakteristische dieser Färbung ist der ins Gelbe übergegangene Metallschimmer der Brust. Dieser muß vorhanden sein, wenn die Taube „gelercht“ heißen soll, trotzdem die Flügelzeichnung eigentlich zu dem Namen Veranlassung gegeben hat. Das übrige Gefieder variirt von ganz hellen bis zu recht dunklen

aschgrauen Tönen. Bei der helleren Färbung findet sich immer eine größere Verbreitung des gelben Lüstre über die Brust. Es kommt sogar vor, daß bei hellen, stark gelbbrustigen Tauben die gelerchte Zeichnung der Flügeldecken verschwindet und in silberfahle Färbung mit dunklen Strichen übergeht.

d) Schimmelige Tauben und Schecken.

Die Deckfedern der Flügel und Schultern der schimmeligen Taube sind schwarz, blau und weiß durch einander gemischt, gleich der Farbe eines noch nicht zu alten Schimmelpferdes. Die Brust ist olivengrün glänzend, der übrige Körper purpur schieferfarben. Auf jedem Flügel sind zwei schwarze Querbinden, und ein gleiches, breites Querband am Ende des Schwanzes.

Bei den allgemein bekannten gescheckten Tauben liegt ein Grund zur eingehenden Besprechung nicht vor.

2. **Die Flecht- oder Schloßtaube** — C. pruinosa.

Sie ist etwas größer, hauptsächlich gestreckter als die kleine blaue Taube, glattköpfig und glattfüßig wie diese. In blauer und silberfahler Färbung zeichnet sie sich aus durch die Helle und Klarheit dieses Farbentons, der beinahe den der Eistaube erreicht, dabei sind die Striche schmal und intensiv schwarz. Die Schwingen sind schiefergrau, an den Außenfahnen schwach blaugrau bepudert, Schnabel und Krallen dunkelhornfarbig, Iris orangegelb. Die Taube ist selten und wird nur im Wupperthal gefunden.

3. **Die Eistaube** — C. farinosa.

Das charakteristische Merkmal der Eistauben — sie kommen in fünf Varietäten vor — ist die Farbe. Diese besteht in dem zartesten und lichtesten Blau, das bei den Haustauben überhaupt vorkommt. Sie erscheint wie ein blauer Gegenstand, der stark mit Reif überzogen ist, wodurch der Ton gedämpft, zart aber doch klar bleibt. Dabei ist der Metallglanz des Halses, die dunkle Farbe der Schwingen und des Schwanzes geschwunden und hat der Hals nur noch einen schwachen apfelgrünen Schimmer. Schwanz und Schwingen haben eine mehr bläuliche Färbung angenommen. Vielfach ist die Ansicht vertreten, das Gefieder der Eistaube färbe ab, weil, wenn man mit einem dunkelfarbigen wollenen Tuche darüber reibt, dieses weißstaubig wird. Dieser Staub ist aber keine abgeriebene Farbe, sondern vertrocknete Fetttheile, welche die Taube mit dem Schnabel aus den Steißdrüsen drückt und beim Putzen zwischen die Federn streicht, wo sie sich nach und nach in Staub verwandeln. Auf diese Weise färben mehr oder weniger alle Tauben ab. Der glatte Kopf ist verhältnißmäßig groß, der Schnabel kräftig, hornfarbig und weiß bepudert. Die Augen



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

DIE GESCHUPPTE EIS- ODER PORZELLANTAUBE — C. badia. —
DIE EISTAUBE — C. farinosa.







Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

KOBURGER LERCHENFARBIGE TAUBEN.

(C. coburgensis.)

sollen, entgegen der Regel der blauen Farbe, schwarz sein, doch darf man, so lange die richtige Färbung des Gefieders noch vorhanden, kein zu großes Gewicht auf die Farbe der Augen legen, da, bei in Farbe und Zeichnung mustergiltigen Exemplaren, häufig auch gelbe Augen vorkommen. Die weißen Striche über den Flügeln sollen fein und schmal, dabei noch gesäumt sein, so daß die weiße Farbe nach den Enden der Federn zu mit einem ganz feinen schwarzen Striche nochmals abgegrenzt wird. Am Ende des Schwanzes, dessen beide Eckfedern weiß gesäumt sind, läuft ein daumenbreites schwarzes Querband. Die belatschten Füße sind kurz, die Krallen schwarz. Die Eistaube ist scheu und kalten Temperaments und widerstrebt der Zwangspaarung oft aufs Hartnäckigste.

Die bekannteste Varietät der Eistaube ist

4. **Die weißgeschuppte Eistaube (Porzellantaube)** — C. badia.

Wie bei der Eistaube die weißen Striche schwarz eingefaßt sind, so müssen es bei dieser Taube auch die weißen Schuppen sein. Ferner dürfen sich die Schuppen nicht nur auf die größeren Flügeldeckfedern beschränken, sondern sie müssen sich bis auf die kleinsten Federn des ganzen Flügels, außer den Schwingen, ja sogar auf die Schulterdecken erstrecken. Diese Zeichnung ist in ihrer ganzen Vollkommenheit zweifelsohne die schönste, die bei der ganzen Gattung der Haustauben vorkommt. Außer dieser Varietät gibt es noch: Eistauben mit schwarzen Strichen, glattköpfig oder breit gehaubt, — hohlflügelige, glatt oder gehaubt, — weißgestreifte, glattköpfig, — weißblässige mit schwarzen oder weißen Strichen, breit gehaubt.

Eine ganz nahe Verwandte der Eistaube ist

5. **Die Mondtaube** — C. Helvetiae.

Sie führt ihren Namen von der auf der Brust befindlichen, einen Halbmond bildenden Zeichnung, und kommt in zwei Färbungen vor, gelblich und bräunlich roth. Der Kopf ist glatt, das Auge nebst Lid, Schnabel und Krallen sind hell, das Bein ist stark belatscht, die Schwingen reichen bis 20 mm vom Schwanzende. Das Gefieder ist atlasweiß, ins Milchgelbe, Röthliche oder Silberfarbige spielend, je heller und gleichmäßiger am ganzen Körper, desto schöner. Die gleiche Farbe wie der Halbmond haben die feinen schmalen Flügelbinden; ein daumenbreites Querband, jedoch heller als die Flügelbinden, befindet sich oft bei den dunkleren Nüancen am Schwanzende.

6. **Die Coburger Lerchentaube** — C. Coburgensis.

Es ist dies eine schön gebaute, stattliche Taube, aber größer und stärker als die Gemeine blaue Taube. Der Kopf ist lang und schmal mit mittelhoher Stirn, glatt oder

spitzgehaubt, Nasenhaut und Augenringe sind ziemlich entwickelt, der Schnabel etwas länger und breiter wie bei der Feldtaube (aber mit dem Kopfe eine grade Linie bildend) und gelblich fleischfarbig; die Füße sind von ziemlicher Höhe und Stärke und unbefiedert. Die Taube ist eine Färbungsart der gradschnäbligen Deutschen Bagdette und sie hat das Aussehen, als ob sie von einer Gimpel- und von einer Orientalischen Taube abstamme, und constant geworden wäre; so ist auch ihr Gefieder fahl mattgrau oder bronzefarben, in sehr dunkler Anlage nach oben; auf der etwas breiten Brust beginnt 25 mm unterm Schnabel eine schöne ins Gelbe übergegangene Mondzeichnung, welche sich nach den Füßen hin ausbreitet und allmälig ins Graue übergeht. (Die dunklere Varietät nennt man Kohllerchen.) Der Kopf ist graufahl, die Flügel- und Schulterfarbe perlgrau, auf jeder Feder mit einem feinen dreieckigen, röthlichbraunen, dunkelbraunen oder schwarzen Flecken versehen (gehämmert), eine Zeichnung, die in der Nähe betrachtet, außerordentlich fein und sauber erscheint Die fast das Schwanzende erreichenden Schwingen sind mattgrau gehalten, die dunklen Flügelbinden sind rein und regelmäßig abgesetzt. Ihre Verbreitungszone erstreckt sich über ganz Thüringen und dem obern Maingebiet. Eine Subvarietät der Coburger Lerche ist die

Nürnberger Lerchentaube.

Sie unterscheidet sich von ersterer dadurch, daß sie einen kräftig gelben Kopf, Hals und ebenso gefärbte Brust hat. Die Grund- und Zeichnungsfarbe ist heller und die Schwingen sind fast weiß. Das Gelb muß sehr schön und feurig sein und es darf selbst an der Stelle, wo das Ohr sitzt, keinen grauen Fleck zeigen. Die übrige Grundfarbe der Taube, welche mit Ausnahme des Schwanzes ein sehr zartes bräunliches Grau ist, muß sehr hell sein und sich dem Weiß nähern. Auch die Zeichnungsfarbe der Flügel, welche stärker, aber von gleichem Ton wie die Grundfarbe ist, soll mild und nicht zu dunkel sein. Je heller diese Farben sind, um so heller ist auch das Auge und meist gelb; der schmale Augenring ist hellfleischfarben, ebenso der Schnabel, die Füße sind lebhaft roth.

7. **Die Gimpeltaube** — C. Illyrica.

Die Gimpeltauben in ihren verschiedenen Varietäten gehören unstreitig zu den schönsten der „Gemeinen Tauben" und sie stehen vielen Farbentauben in nichts nach, ja übertreffen manche in Bezug auf Glanz und Farbe des Gefieders bedeutend. Das Vaterland dieser so eigenartig gefärbten, in Deutschland seit ungefähr 60 Jahren bekannten Taube ist bisher unbekannt geblieben, obgleich der bedeutendste Taubenkenner Englands, Tegetmayer, in seinem beachtenswerthen, für Deutsche Züchter allerdings nicht immer maßgebenden Werke The pigeons , Rußland als solches bezeichnet, worauf auch die Englische Benennung



GIMPELTAUBEN.

(C. Jllyrica.)



»Archangels« hinzudeuten scheint. Die heutige Verbreitungszone ist das südöstliche Europa, Ungarn, Dalmatien, Illyrien.

Den Namen führt die Taube von ihrer Aehnlichkeit in der Färbung mit dem Gimpel, Dompfaff (Pyrrhula vulgaris europaea). Als charakteristisches Merkmal aller Gimpeltauben gilt die roth oder gelb gefärbte Brust nebst Kopf, Hals und Bauch, dieser bis zum After. Diese Theile variiren nur in den zwei angegebenen Farben, welche eigentlich nur als eine anzusehen sind. Alle übrigen Theile dagegen variiren in sämmtlichen von der blauen Farbe ausgehenden und ihren Gesetzen unterliegenden Abstufungen.

Die Gimpeltaube hat die Größe des gewöhnlichen Feldfliegers und dessen ganze Haltung, sie ist jedoch gedrungener und rundlicher in ihrer Form, sowie träger und schwerfälliger im Fluge. Der etwas eingezogene, schön geformte Kopf ist in der Regel mit einer Spitzhaube versehen, es kommen jedoch auch breithaubige, doppelhaubige und glatte Exemplare vor. Den Breithauben fehlt meist die nöthige Dichtigkeit und vor Allem die sogenannten Mücken, der aus einigen nach vorn, auf- und abwärts gerichteten Federchen bestehende rosettenartige Abschluß der Haube nächst den Augen. Die Spitzhaube vermag daher, wie die Engländer meinen, einen Ausschlag bei Beurtheilung der Taube nicht zu geben. Der 20 mm lange, spitz zulaufende, an der Basis etwas eingedrückte, nahe der Spitze erhöhte Schnabel ist entweder hell oder dunkelhornfarbig, das ziemlich große Auge feurig, der Augenring orange, die Lidränder fleischfarben, die unbefiederten Füße lebhaft roth, die Krallen hornfarbig, das Gefieder voll und dicht. Der Kopf, Hals bis zum Oberrücken, die Brust und der Unterleib incl. der Schenkel erscheinen auf den ersten Blick kupferbraunroth, oder zimmetgelb oder blutroth, metallschimmernd, alle Körpertheile gleichmäßig gefärbt. Der Ober- und Unterrücken und die Flügel sind entweder schwarz, jede Feder mit einer grün, stahlblau und metallglänzenden Einfassung, die Schwingen etwas matter, der Schwanz ist schwarzgrau und am Ende mit einem zwei Finger breiten Querbande versehen.

Die Gimpeltaube trägt in der Jugend ein blaugraues Kleid, das sie auch im Alter behält, nur mit dem Unterschiede, daß sich nach der Mauser die Oberfläche der Federn mit einem ganz außerordentlichen Metallglanz überzieht. Dieser Glanz nimmt am Kopf, Hals und auf der Brust einen gelben oder rothen Schimmer, auf den Flügeln, dem Rücken und Schwanz einen broncegrünen Schiller an. Je glänzender die Taube ist, desto schöner ist auch die Färbung, fehlt es aber an Glanz, so fehlt es auch immer an Färbung. Häufig kommt es vor, daß der rothe und gelbe Metallglanz auf den Federspitzen etwas knapp angesetzt ist, wodurch der graublaue Flaum zwischen den einzelnen Federn, da dieser von den jeweilig höherstehenden Federn nicht überdeckt wird, zum Vorschein kommt; durch diese Erscheinung verliert die Taube bedeutend an Schönheit. Die Gimpel ist zart und von

schwächlicher Constitution, dabei aber gut in der Vermehrung, doch fällt mitunter die Nachzucht fast werthlos aus.

Nach der Dietz'schen Classification zerfällt die Familie der Gimpeltauben in folgende Varietäten: schwarze Gimpel, — blaue Gimpel mit schwarzen Strichen, — blaue Hohlflügel, — blaue schwarzgeschuppte Gimpel, — blaue Gimpel mit weißen Strichen, — blaue und schwarze Gimpel mit weißen Schwingen, — blaue und schwarze Gimpel mit weißen Schwingen und weißer Kopfplatte, — rothfahle und gelbfahle (Spiegelgimpel).

8. **Die Elbe oder Schweizertaube** — C. Helvetiae.

Die Elbe ist eine, entweder sehr helle gelb- oder sehr helle rothfahle Taube, bei welcher der Metallglanz der Brust, die Striche und Schwanzbinde noch einigermaßen dunkel geblieben sind. In ersterem Falle, wenn die Taube gelbfahl ist, wird diese Färbung auch mit „mehlig" bezeichnet. Verschwinden bei dieser die Striche auf den Flügeln, wird sie ohnstrichig — hohl —, so führt die Taube den Namen „Goldelbe". Die glatten Beine unterscheiden sie hauptsächlich von der Mondtaube; auch ist der von dem Metallglanz gebildete Halbmond der Brust viel größer und mehr nach hinten verbreitet, als derjenige der Mondtaube.

9. **Die farbenbrustige Taube** — C. pectoralis.

Die Brusttaube ist von gleicher Größe, Haltung und Charakter-Eigenschaften wie der Gimpel, beide häufig spitzhaubig und immer glattbeinig, beide haben feurige, orangegelbe Augen. Der einzige Unterschied ist, daß bei der Brusttaube die Farbe nicht wie beim Gimpel bis zum After geht, sondern am Unterleibe aufhört, wo sie mit einer scharfen Linie abschneiden muß.

Die Hauptfarbe des Gefieders ist weiß; gefärbt ist der ganze Kopf, Hals und Brust, rundum gegen den weißen Rumpf scharf begrenzt. Hauptsächlich wird darauf gesehen, daß der Kopf in gesättigter Farbe erscheint und sich im Nacken keine weiße Federn zeigen. Sie kommt hauptsächlich in gelb und schwarz, seltener in roth (als Zeichenfarbe), niemals in blau vor, ebensowenig breitgehaubt und mit Federfüßen.

10. **Die Staarhalstaube** — C. sturnicollis.

Diese hübsche Taube ist weit verbreitet und besonders bei den Landleuten beliebt wegen ihres guten Feldens. Am häufigsten kommt sie in Württemberg, Franken, Oberhessen und Thüringen vor. Der Staarhals hat einen glatten Kopf (in Württemberg verlangt man ihn breitgehaubt), mittelhohe Stirn, der Schnabel ist kräftig und nebst dem Auge der



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

STAARHALSTAUBEN.

(C. sturnicollis.)



Grundfarbe des Gefieders entsprechend, ersterer schwarz, dieses feurig rothgelb. Die niedrigen, starken Beine sind glatt, häufig mit Strümpfen versehen. Sie treten alle meist in schwarzre Farbe auf, selten in blau, sowie in gelb und roth. Das glattanliegende Gefieder ist tief atlasschwarz, purpur metallglänzend, mit einem fingerbreiten, 4—6 cm langen, die beiden Spitzen nach oben gerichteten, weißen, in der Mitte nicht gespaltenen Halbmond vor der Brust. Mit dieser Zeichnung sind weiße Striche immer verbunden. Je schmäler Halbmond und Flügelbinden, desto werthvoller ist die Taube. Im Jugendkleide sind die Striche und die Brust noch roth gefärbt und werden nach dem ersten Federwechsel erst weiß. Die Brust aber wird bei jedem Federwechsel weißer, so daß bei recht alten Tauben die eigentliche melirte Färbung geschwunden und einer ganz weißen Platz gemacht hat.

Außer dem gewöhnlichen Staarhals in schwarz und blau lassen sich folgende Varietäten unterscheiden:

a) Der geschuppte Staarhals, die Silberschuppe, Schwabentaube.

Der Schnabel ist hornfarbig, das Auge, je nach der vorherrschenden schwarzen oder weißen Farbe des Gefieders, gelb mit Orangeeinfassung oder schwarzgrau. Die Fußwurzel ist schwarz befiedert, die Krallen sind schwarz. Kopf, Hals und Brust (der erstere mit Ausnahme der Bläße) sind mattschwarz, taubenhalsig gestaart, d. h. der schwarze Grund ist mit weißen, metallisch hellroth und apfelgrün schillernden Federstrichen gleichsam wie glasirt, welche, nach dem Unterhalse immer zahlreicher und perliger werdend, vor der Brust einen fingerbreiten emaillirten, in den genannten Farben schillernden, halbmondförmigen Ringkragen formiren, dessen Spitzen sich am Hinterhals berühren.

Die Deckfedern der Flügel, die Schulter- und Oberrückenfedern sind an der Wurzel schwarzgrau, an den Spitzen, soweit sie nicht bedeckt sind, scharf abgeschnitten, weiß und ganz graugelblich gerändert, mit feinen schwarzen Schäften. Diese Theile erscheinen dadurch wie mit Spitzenschmelz überzogen, dem Gefieder des Silberfasans ähnlich.

Der Unterrücken und Bauch sind ebenfalls mattschwarz, die großen Schwing- und Ruderfedern etwas dunkler, erstere schön gespiegelt, letztere am Ende mit einem $2^1/_2$ cm breiten schwarzen Bande versehen.

Je feiner, zarter und spitzenartiger Flügel, Schultern und Rücken gezeichnet, je heller diese Theile und je dunkler dagegen die übrigen sind, um so schöner und werthvoller ist die Taube. Jene erscheinen durch die Einfassung der Federn zuweilen röthlich fleischfarben. Je nach der helleren oder dunkleren Nüance der Flügeldecken, werden auch die weißen, schwarz kantirten Flügelbinden sichtbar.

b) Das Staarhalsbläßchen, Strich- oder Schnürbläßchen.

Es unterscheidet sich vom gewöhnlichen Staarhals nur durch die weiße Bläſſe, Muschelhaube und weiße Latschen an den Füßen. Als Schönheitsregel gilt glänzend schwarze Farbe, rein weiße, scharf geschnittene Striche, in Bezug auf die Brust, weder zu viel noch zu wenig Weiß. Besonders schöne Subvarietäten sind die blauen und silbergrauen Staarhalsbläßchen, doch sind sie sehr selten. In geschuppter Zeichnung heißt die Taube Schwabenbläßchen.

c) Der gemönchte Staarhals oder die Hohenzollerntaube.

Die Zeichnung besteht in weißem Kopf, unterhalb der Augen abgeschnitten und mit einer schmalen Haube begrenzt, weißen Schwingen, weißen Strichen und weißem Schwanze und gestaarter Brust. Die Füße sind unbefiedert.

Sämmtliche Staarhalstauben sind äußerst fruchtbar und die einzige Raçe, die in den sogenannten Hungermonaten beide Jungen mit dem nöthigen Futter zu versorgen weiß und groß zieht. Der Staarhals, namentlich der glattfüßige schwarze, zeichnet sich besonders durch fleißiges Revieren aus, er besitzt alle Eigenschaften einer vorzüglichen Feldtaube und dient gewöhnlich den andern Tauben beim Felden als Führer, obgleich er sich am liebsten zu seines Gleichen hält.

11. **Die Weißschwänze, Weißschnippen, Bläßchen** — C. albifrons.

Das charakteristische Merkmal dieser Tauben besteht in dem weißen Schwanze und einer von der Nasenwurzel ausgehenden Schnippe. Die Grundfarbe des übrigen Gefieders, sowie die Federzierde des Kopfes und der Füße sind variabel. Als allgemeine Eigenschaft sämmtlicher Farbentöne gilt, daß sie ganz außerordentlich tief, voll, metallisch glänzend auftreten. Es kommt vor: Schwarz, Roth, Gelb, Blau, letzteres wieder in allen der blauen Farbe eigenen Zeichnungen, als schwarzgestricht und geschuppt, weißgestricht und geschuppt, schwarz mit weißen Strichen und mit weißen Schuppen. Die interessanteste Färbung hat die „Kupferschnippe" oder der „kupferflügelige Weißschwanz". Die Grundfarbe des Gefieders ist tiefes Blauschwarz, mit starkem metallischen Glanze. Die Flügeldecken allein sind rothbraun-kupferfarbig. Ueber die Schönheitsregel der weißen Schnippe auf der Nasenwurzel sind die Ansichten getheilt. Während die Einen ein etwas längeres, schmales Bändchen, regelmäßig über die Stirn laufend verlangen, begnügen sich Andere mit einem kleineren symmetrischen Fleckchen von der Größe einer Erbse, deshalb auch „Erbsschnippe" genannt. Die Zeichnung kann jedoch nur als richtig betrachtet werden, wenn sie eine regelmäßige, scharfbegrenzte Form, etwa von der Größe einer kleinen Linse bildet.





Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

WEISSBINDIGE UND KUPFERFLÜGELIGE BLÄSCHEN.

(C. albifrons)





Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und **Druckerei A.-G.**
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

PFAFFENTAUBE.

(C. pileata.)

Außer dem „Gemeinen Bläßchen“ unterscheidet man folgende Varietäten:

1. Das weißbindige Bläßchen

in schwarzer oder blauer Grundfarbe mit weißer Schnippe, weißem Schwanze und weißen oder schwarz eingefaßten Flügelbinden.

2. Das weißschuppige Bläßchen.

Diese Varietät hat außer der weißen Schnippe und dem weißen Schwanze auf der schwarzen Grundfarbe weißgeschuppte Flügeldecken mit weißen Flügelbinden; die von blauer Grundfarbe haben schwarze Binden. Die großen Schwungfedern der schwarzgrundigen Varietät sind schwarz mit gelblichweißen Spitzen, ebenso haben auch die Flügeldeckfedern theilweise einen gelblichen Anflug.

3. Das kupferflügelige Bläßchen

ist eine der wenigen dreifarbigen Tauben und unbedingt das schönste ihrer Sippe. Die Grundfarbe ist dunkel, im Jugendkleide schwarz graubraun, erst mit der Mauser färben sich die entsprechenden Körpertheile kupferroth und dann nimmt das Gefieder einen außerordentlichen Metallglanz an. Der Hals und die Brust sind olivengrün glänzend, die Deckfedern der Schultern und Flügel dunkelkupferroth, metallglänzend, der Unterleib vor der Brust hell-aschgrau. Flügelbinden fehlen.

Die Hauptverbreitungszonen dieser Tauben sind Württemberg für die gehaubten, glattfüßigen, und Thüringen für die glattköpfigen, federfüßigen.

12. Die Bläß- oder Pfaffentaube — C. pileata.

Der Kopf dieser mit großer Vorliebe gezüchteten Taube ist breitgehaubt, und bildet seine Federzierde eine sogenannte Kronen- oder Muschelhaube, die Stirn ist breit, das Auge, der Grundfarbe des Gefieders entsprechend, hell oder dunkles Gelb, die Füße sind sowohl glatt, als bestrumpft und belatscht, ebenso kommen doppelkuppige Exemplare vor. Der Oberschnabel muß immer weiß, der Unterschnabel bei blauer und schwarzer Grundfarbe dunkel, hornfarbig sein. Die Pfaffenzeichnung wird charakterisirt durch den weißen Oberkopf, Platte, auf beliebig gefärbtem Grundgefieder. Die Scheidelinie beider Farben geht in der Verlängerung der Schnabelspalte, mitten durch das Auge und schließt rund um den Hinterkopf ab. Wir finden diese Zeichnung auf allen Grundfarben; die Schwarz-, Roth- und Gelbpfaffen sind die beliebtesten, letztere jedoch sind weichlich und züchten schlecht. Bei Blau treffen wir alle Zeichnungen, denen die blaue Farbe unterworfen ist, wieder an, ohne

Striche (hohl), mit schwarzen Strichen und schwarz geschuppt, mit weißen Strichen und weiß geschuppt. Auch auf schwarzer Grundfarbe kommen weiße Striche und weiße Schuppen vor, bei rother und gelber Grundfarbe wohl auch weiße Striche, aber bei nur sehr mangelhafter Färbung des Grundgefieders. Sonst aber zeichnen sich die Tauben grade durch die Tiefe ihrer Farben sehr vortheilhaft aus. Viele Liebhaber verlangen einen runden, erbsengroßen, der Grundfarbe entsprechenden Fleck auf jeder Seite zwischen Schnabel und Auge „Röschen" oder „Mücken" genannt. Ein entschiedener Fehler aber ist es, wenn das Weiße des Scheitels unter dem Auge fortgeht, auch dürfen die den Scheitel begrenzenden Federn der Haube nicht weiß, sondern ihre Färbung muß durchaus gleichmäßig sein. Die eigentliche Heimath der Bläßtauben ist ganz Süddeutschland mit Einschluß Deutsch-Oesterreichs.

13. Die Weißköpfe oder Mäusertauben — C. albiceps.

Wenn zu der vorstehend beschriebenen Zeichnung der weißen Kopfplatte auch noch ein weißer Schwanz kommt, so führt eine derartig gezeichnete Taube den Namen „Weißkopf" oder „Mäusertaube". Aber auch, wenn statt des Schwanzes die Schwingen weiß sind, wird die Taube so bezeichnet. In der Grundfarbe gleichen diese Tauben, und besonders die weißschwänzigen, vollständig den Bläßen. Es gibt sowohl solche mit befiederten, als mit glatten Füßen; auch schwarze mit gestaarter Brust und weißen Strichen, sowie mit weiß geschuppten Flügeldecken kommen vor. Der Kopf ist schön symmetrisch abgesetzt, der Schwanz sammt den oberen und unteren Deckfedern weiß. Diese Zeichnung ist übrigens nicht sehr fest, der Kopf ist oft unegal abgesetzt, und dann sind auch die Lätschchen unrein. Bei dieser Art bleibt daher fast stets zu wünschen übrig, die Blauen haben z. B. immer den Fehler einer großen Zahl blauer Tauben: röthliche Brust, hellen Bauch und Unterrücken, oder zu breite Binden. Bei den schwarzen, rothen oder gelben ist ein etwas ins Blaue spielender Bauch ein öfter vorkommender Schönheitsfehler, der besonders beachtet und durch passende Zucht wohl vermieden werden sollte. Besonders geschätzt ist der schwarze und der rothe Weißkopf; letzterer zeigt an feinen Exemplaren ein so eigenthümlich brennendes Roth, selbst am Bauche, unter den Flügeln und bis an die Spitzen der Schwingen, wie es bei anderen Raçen nur höchst selten gefunden wird. Ihre Heimath ist Thüringen und Oberhessen; in letzterer Gegend sind sie glattfüßig und dort führen sie den Namen „Reine" mit dem Zusatz der Farbe „Rothreine", „Schwarzreine", wobei der Schwanz, nach dortiger Liebhaberei nicht ganz weiß sein darf, sondern auf jeder Seite die zwei äußeren Federn noch farbig sein müssen.



Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

WEISSKOPF- (MÄUSER-) TAUBE.

(C. albiceps.)





Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

MÖNCHTAUBE.

(C. albicauda [monachus].)



14. Die Mönchtaube — C. albicauda (monachus).

Sie unterscheidet sich von der Pfaffentaube nur dadurch, daß bei ihr nicht blos der Scheitel, sondern auch der ganze Kopf weiß ist, jedoch ist die Abschnittslinie desselben gegen den farbigen Hals nicht so unumstößlich festzustellen, als bei der Bläßtaube, häufig geht sie zu weit nach unten oder ist nicht scharf oder nicht gleichmäßig auf beiden Seiten abgeschnitten. Die Gemeine Mönchtaube wird meist mit breiter Muschelhaube gezüchtet, doch kommt sie häufig mit glattem Kopf vor, ebenso in allen Grundfarben, mit satter, tiefer Färbung und mit starken weiten Hosen und Latschen. Häufig finden sich bei allen Grundfarben weiße Striche und bei Blau und Schwarz weiße Schuppen. Der Schnabel ist fleischfarben, das Auge dunkel. In Bezug auf die weißen Schwingen gilt die allgemeine Regel, 9—10 weiße Schwungfedern.

15. Die Schild- oder Deckeltaube — C. clypeata.

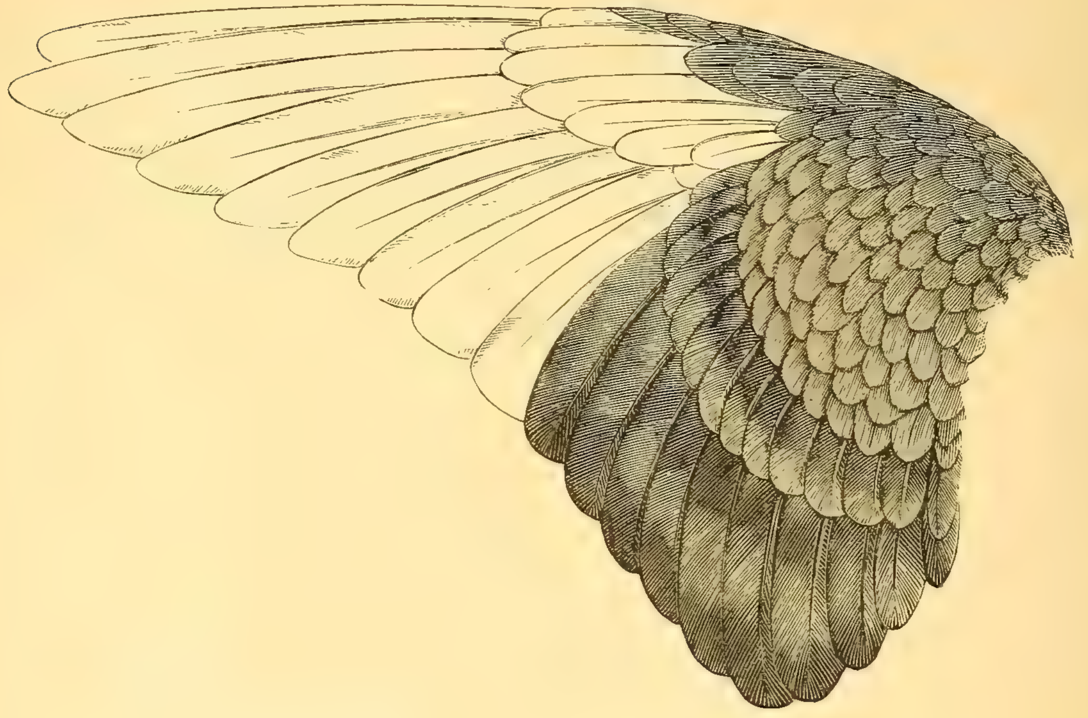
Unter den Schildtauben gibt es verschiedene Varietäten, glattköpfige mit und ohne Federfüße, diese von Strümpfchen bis zu Latschen, spitz- und breithaubige, mit und ohne Federfüße, ebenso doppelkuppige. Die Glattfüßigen werden für die Stammraçe gehalten. Das Auge ist dunkel, Schnabel und Krallen fleischfarbig, der Hals kurz, Brust und Oberrücken breit. Die Grundfarbe beider Varietäten ist weiß, nur die Flügel, mit Ausnahme von 8—10 Schwingen auf jeder Seite, die gleichfalls weiß sein müssen, nebst den Schulterdecken dürfen gefärbt sein. Zwischen den Schulterdecken muß sich die weiße Farbe des Rückens in einer schmalen Linie durchziehen, so daß die ganzen Schilde eine ovale Form bekommen und von beiden Seiten auf dem Rücken sich beinahe berühren. An den Flügelkanten darf keine weiße Feder sichtbar werden und die vier Daumenfedern müssen ebenfalls farbig sein. Es sind demnach an dem ganzen Flügel nur die 9 oder 10 Schwungfedern weiß wie auf umstehender Weißschwingenzeichnung.

Die Zeichnungsfarben sind schwarz, roth, gelb, blau. Diese wiederum mit weißen Strichen, zum Theil mit weißen Schuppen. Die in Süddeutschland verbreitete Varietät, meist glattfüßig und breitgehaubt, hat nie weiße Striche und ihre Farben sind nie so tief und voll, als die der in Thüringen, Sachsen, der Lausitz verbreiteten Varietäten, welche gewöhnlich entweder glattköpfig und belatscht oder auch doppelkuppig und von intensiver Färbung sind.

16. Die Flügel-, Schwalben- oder Feentauben — C. sterninae.

Das Charakteristische der Schwalbenzeichnung sind die Flügel, während die Zeichnung des Kopfes variabel ist. Der ganze Körper ist bei dieser Zeichnung wie bei der Schildtaube

weiß, nur die Flügel sind farbig, doch mit dem Unterschiede, daß die Schulterdeckfedern und die Federgruppe des Oberarmes noch weiß, die großen Schwingen aber gefärbt sind. Das Weiß der Schulterdeckfedern und des Oberarmes bilden auf dem Rücken eine Herzform, die regelmäßig und mit scharfer Linie an den Flügeln abschneiden muß. Die Farben und



Blauer Flügel mit weißen Schwingen. Zeichnung von H. Dietz.

Zeichnungen der Flügel variiren in noch höherem Grade als bei den Schildtauben. Es kommen die intensivsten, sattesten Farben vor, als schwarz, roth und gelb neben blau in allen Nüancen; blau und silberfahl, sowohl hohl wie mit dunklen Strichen, rothfahl und gelbfahl, lerchengeschiefert, blaugeschuppt, alle Farben mit weißen Strichen und weißgeschuppt. Sie sind über ganz Europa verbreitet und zerfallen in folgende Varietäten:

a) Die Schlesischen Flügeltauben.

Der Kopf ist länglich und fein, die Stirn mittelhoch, ziemlich tief hinten im Nacken sitzt eine zierlich runde Muschelhaube, der Hals ist kurz und dünn, die Brust breit und flach, der Schnabel dünn und geschmeidig und 10 mm lang, der Augenstern dunkelbraun, die Augenlidränder und Hauttheile um die Augen, gleich den Schnabelwinkeln, lebhaft roth

gefärbt, namentlich bei den dunkel befiederten. Die Schwingen reichen bis nahe ans Schwanzende, die kurzen gefärbten und belatschten Beine erscheinen durch die starken Höschen etwas gekrümmt, die Fußwurzel (der Lauf) nebst den Zehen ist befiedert, beide zart. Das Gefieder ist voll, etwas lose, seidenartig weiß, die Zeichnung dieser Taube eigenthümlich. Bei den Lätschchen geht die Farbe zuweilen etwas höher hinauf, wird aber von den Höschen im Gelenk bedeckt und erscheint daselbst wie abgeschnitten. Alle übrigen Körpertheile sind weiß; Oberschnabel und Krallen, je nach der Zeichenfarbe, dunkel, der Unterschnabel jedoch stets weiß. Seltener und gesuchter sind diejenigen Schwalben mit ganz weißem Schnabel. Der hintere Unterleib muß ebenfalls rein weiß, das weiße Herz auf dem Rücken groß und gut bedeckt, die Flügeldecken nur schmal und die Querbinden weiß sein; die Unterflügel sind stets ganz gefärbt. Die Haube darf nur aus weißen Federn bestehen, obgleich die sogenannten gefutterten Hauben auch nicht schlecht aussehen. Bei diesen sind die vorderen Federreihen von der Farbe des Scheitels. Die Federn der Haube müssen sich schön über den Hinterkopf legen; je größer die Haube, Hosen und Latschen, je kleiner die ganze Taube ist, desto besser, namentlich wenn dazu die dunklen Farben des Gefieders recht intensiv sind. Man findet diese Varietät der Schwalbentaube auch glattköpfig, in neuerer Zeit aber auch doppelkuppig.

Ihre Verbreitungszone ist Mähren und Schlesien.

b) Böhmische oder Sächsische Flügeltauben, Schnippenschwalben.

Diese Varietät unterscheidet sich von ersterer nur durch ein, über der Nasenwurzel entspringendes linsengroßes Schnippchen, dessen Farbe der der Flügel entspricht, jedoch sehr symmetrisch sein muß. Wir treffen bei dieser Varietät häufiger breithaubige Exemplare an, als bei den vorhergegangenen. Der beste Bezugsort dieser Tauben ist die Oberlausitz, die Quelle der gehaubten Schwalben mit weißen Binden und feinen Schnippen. Ausschlaggebend ist bei diesen Tauben die Farbe des Schnabels und der Krallen. Bei ganz weißem Kopfe muß der Schnabel selbstverständlich weiß sein. Bei regelrechter Schnippe und schwarz oder blauer Farbe soll der Oberschnabel an der äußersten Spitze ein nach hinten verlaufendes farbiges Fleckchen zeigen. Theilweise weiße Krallen lassen auf weiße Federn in den Füßen schließen. Beide Varietäten zeichnen sich sehr vortheilhaft durch die Tiefe und Klarheit ihrer Farben, wie durch die Mannigfaltigkeit ihrer Flügelzeichnungen aus. Die Schwarz- und Rothflügel sind von intensiver Färbung, dabei treten weiße Striche auf, so rein weiß und schmal wie bei wenigen anderen Tauben. Die Blauflügel sind von reinstem Blau mit ebenso feinen, weißen, schwarzgesäumten Strichen. Die Weißschuppflügel haben mit den Porzellantauben eine Flügelzeichnung, wie man sie sich schöner kaum denken kann. Auch die Silberflügel, mit und ohne Striche, sind von reinstem, klaren

Ton. Nur Gelbflügel mit weißen Strichen sind gewöhnlich mangelhaft, sowohl in Reinheit der Striche, als in der Farbe der Schwingen.

c) Vollplattige oder Nürnberger Schwalben. Schmalzfeen.

Der wesentlichste Unterschied zwischen dieser Varietät gegen die vorherbeschriebenen besteht in der Kopfzeichnung. Der ganze Scheitel — Oberkopfplatte — muß mit der bekannten Scheidelinie durch den Schnabel, gefärbt sein. Die Farbe des Schnabels soll der Farbe der Platte entsprechen. Also bei schwarzer und blauer Platte darf nur die Spitze des Oberschnabels dunkel, bei rother oder gelber Platte muß der ganze Schnabel weiß sein. Ein weiterer Unterschied waltet ob in Betreff der Flügel. Sie sind zwar durch die Herzform ebenso begrenzt, wie bei allen anderen Schwalben, aber auf den Flügeln selbst findet keine weitere Zeichnung statt. Wirkliche Schmalzfeen kommen nur vor in schwarz, roth und gelb ohne jegliche Strichbildung auf den Flügeln, diese Farben sind aber vollständig wie mit Email überzogen, so daß sie im Lichte smaragdgrün, purpur und violett schillern. Die Federfüße bestehen nur in Strümpfchen, sind aber immer der Flügelfarbe entsprechend, selten unrein gefärbt. Die Kopfplatte soll mit schöner Muschelhaube abschließen. Die in ganz Bayern und Oberhessen gebräuchliche Bezeichnung: „Schmalzfee" rührt von den dieser Varietät eigenen Schmalzkielen oder gelben Stiften her: Centimeter lange Scheiden oder Kiele, oben geschlossen und hohl, mit einer gelben, trockenen Masse, gleich Oel oder Wachs, gefüllt, zuweilen nebenbei auch einen kleinen Ansatz zu einer Feder enthaltend, welche an der Spitze der Scheide nur oben heraussieht, ohne aber fortzuwachsen. Diese Kiele stehen und liegen in großer Anzahl an- und übereinander, gleich den Stacheln eines Igels. Unter einer Schicht ausgebildeter Deck- und Flaumfedern verborgen, stecken sie spitz und trocken in der Haut und bedecken die ganze Weichengegend, die Oberschenkel, die Seiten nach der Brust und nach dem After, die Gegend um und unter denselben. Einzelne der größeren Deckfedern der Unterflügel haben ebenfalls gelbe Füllung und die Deckfedern des Mittel- und Unterrückens, des Schwanzes, der Schenkel u. s. w. haben lange Scheiden, d. h. die Fahnen sind nicht völlig aus denselben herausgewachsen und unten wie verfilzt. An den unteren Flügelknochen stecken die Kiele in einer fetten, gelblichen Masse, womit jene besetzt sind, was man schon bei den Nestjungen deutlich sieht, wo jene Theile dicker und fleischiger erscheinen, als bei anderen Taubenraçen. Die Körpertheile, welche sich später mit gelben Stiften bedecken, bleiben bei den Jungen etwas länger kahl, dann erscheinen dünne, trockene, weiße Stoppeln (Kiele), welche sich nicht oder nur einzeln öffnen, ohne daß die Fahne aus der Scheide herauswächst und nach einiger Zeit sich gelblich färben. Nach der ersten Mauser werden sie durch die etwas stärkeren gelben Stifte ersetzt. Nur bei denjenigen Schwalben-

tauben, wo sich die oben beschriebene Federabnormität zeigt, hat das ganze Gefieder, insbesondere der schwarzen Varietät, welche auch die beliebteste ist, den tiefen Sammet, daher auch Sammetfee genannt. Bei diesen und nach ihnen bei den rothen finden sich jene Schmalzkiele am häufigsten; weniger bei den gelben, blauen rc.; sie kommen aber nur dann vor, wenn die Farbe der Taube glänzend, gesättigt, wie mit Metallschimmer überzogen ist. In diesem Falle findet man sie bei allen Tauben, die in satten, glänzenden Farben erscheinen, so bei den Orientalen, Maltesern und Huhnschecken, Mövchen, Perrücken und Farbentauben. Diese Federchen gelten in Süddeutschland als Beweis der Aechtfarbigkeit und der reinen Raçe, deshalb wird in jener Gegend von den Liebhabern ein so großes Gewicht darauf gelegt.

d) Vollplattige Schwalben.

Außer den Nürnberger Schwalben gibt es noch eine große Anzahl anderer vollplattiger, theils feder-, theils glattfüßiger, theils gehaubter und theils glattköpfiger Schwalben, die in den verschiedensten Gegenden verbreitet, ihre speciellen Liebhaber aufweisen. Es finden sich darunter Exemplare, die den Schmalzfeen nur in Bezug auf Email der Farbe nachstehen. Auch kommen bei blauen Flügeln weiße Striche vor, die jedoch weder so schön weiß, noch so schön gesäumt sind, als bei den eigentlichen Flügeltauben. Ferner Schwarzschupp- und Lerchen- sowie Silberflügel, letztere mit und ohne Striche.

17. Die Schwingen- oder Storchtaube — C. remigalis.

Diese Taube ist am ganzen Körper weiß, nur die Schwingen und Strümpfchen oder Federfüße sind gefärbt. In der Färbung der Schwingen liegt ihr charakteristisches Merkmal. Diese Zeichnung soll sich auf sämmtliche Federn des Handgelenks und des Daumens erstrecken. Es sollen demnach die 10 Federn auf jeder Seite gefärbt sein, wodurch der Flügel von unten gesehen wie mit einer farbigen Kante eingefaßt erscheint. Die Färbung tritt jedoch nie so intensiv auf wie bei andern Farbentauben; in Blau kommt die Taube niemals vor. Es gibt sowohl gehaubte, als glattköpfige, mit und ohne Schnippe. In Bezug auf die Form der Schnippe, die Färbung des Schnabels und der Federfüße, sowie ihrer Verbreitungszone, gilt alles das, was bei den Flügeltauben gesagt ist.

18. Die Maskentaube oder Farbenschnippe — C. maculata.

Das charakteristische Merkmal dieser Taube ist die mit der Nasenwurzel beginnende Färbung der Stirn, vergleichbar mit einer Halbmaske, daher der Name „Maskentaube" oder wie bei den beiden vorhergehenden Arten „Schnippe" genannt. Der ganze Körper ist

weiß, nur Stirnfleck und Schwanz sind gefärbt. Der Stirnfleck ist meist größer und regelmäßiger geformt, als bei den Schwingen- und Flügeltauben und variirt von der Größe einer Erbse bis zu einer Ausdehnung, die beinahe die ganze Kopfplatte einnimmt. Die Farbe des Auges und des Schnabels ist der weißen Grundfarbe entsprechend und darf letzterer nur bei schwarzer oder blauer Schnippe auf der Spitze des Obertheils etwas gefärbt sein. Die am häufigsten vorkommenden Farben sind schwarz und roth, selten gelb und blau. Sie kommen sowohl mit breiter Haube als glattköpfig vor, ebenso mit und ohne Federfüße. In ersterem Falle sind diese nicht gefärbt.

19. Mohren- oder Farbenköpfe — C. coloriceps.

Die Taube ist am ganzen Körper weiß, nur der Kopf und Schwanz sind gefärbt. Der Kopf ist breit gehaubt, die Iris wechselt zwischen braun und gelb, das Bein ist unbefiedert, zuweilen bestrümpft, Schnabel und Krallen, je nach der Zeichenfarbe, dunkler oder heller. Die Farbe muß mit einer scharfen, symmetrischen Linie unter der Kehle, oder auch etwas tiefer am Halse abschließen. Diese Grenzlinie ist indessen sehr veränderlich und finden sich Exemplare von den verschiedensten Dimensionen. Im Allgemeinen liebt man in der Heimath dieser Tauben (Hessen, Württemberg und Franken) eine mittlere Ausdehnung, etwa 60 mm lang vom Auge heruntergehend. Die Zeichnung kommt in allen Grundfarben vor und je nach derselben heißt die Taube: Schwarz- oder Mohrenkopf, Blaukopf, Gelbkopf.

20. Die Latztaube — C. galeata.

Die Latztauben bilden mit den Mohrenköpfen eine Sippe, denn sobald die Farbe am Halse des Mohrenkopfes tiefer nach der Brust hinunter geht, ist eine Latztaube entstanden. Diese zerfallen wieder in mehrere Untervarietäten, von allen werden jedoch von den Liebhabern folgende Schönheitsregeln verlangt: Die Taube soll eine stark entwickelte, etwas tief am Halse herabgehende Muschelhaube besitzen, die jedoch mit der Mähne des Schmalkaldener Mohrenkopfes nicht verwechselt werden darf. Die Farbe am Kopfe und am Halse muß von der Haube scharf begrenzt werden und darf weder Farbe in der Haube selbst, noch hinter derselben am Halse auftreten, noch das Weiß vor der Haube sichtbar sein. Die Farbe muß sich über den vorderen Theil der Brust tief herunterziehen und mit einer scharfen, schön geschwungenen Bogenlinie gegen die weiße Farbe des Rumpfes absetzen. Die Farbe des Auges richtet sich nach der der Brust. Bei schwarzer Farbe tritt jedoch häufig eine Ausnahme der allgemeinen Regel ein, indem das Auge dunkel gefärbt ist; ein Umstand, der von den Liebhabern geschätzt wird. Als Untervarietäten sind zwei Schläge anzusehen: mit gefärbtem Schwanze und stark befiederten Füßen, und mit weißem Schwanze und glatten Füßen.

21. **Die Elstertaube, Verkehrtflügel, Tyrolertaube** — C. pica.

Die Taube ist glattköpfig, hat weiße, ziemlich starke Federfüße und ist von kräftigem, gedrungenen Körperbau. Sie kommt in schwarz, blau, roth und gelb vor. Die Farben sind satt, die Zeichnung der Flügel und des Kopfes correct und in der Nachzucht constant. Der Körper ist farbig, die Flügel sind weiß, jedoch so schmal als möglich, damit auf dem Rücken der Sattel rund bleibt. Der Kopf ist weiß, ähnlich dem der Mönchtaube, doch ist hierauf ein farbiges Bläßchen unerläßlich, Bauch, Füße nebst Lätschchen sind rein weiß bis zum Schwanz, dort jedoch scharf abgegrenzt, ebenso muß die gefärbte Brust scharf an den Beinen rund auslaufen.

Durch ihre vielen Vorzüge machen sie sich besonders denjenigen Liebhabern empfehlenswerth, die nur wenig Aufmerksamkeit ihrem Taubenboden schenken können, denn die Elstertauben sind sehr fleißige Brüter, Aetzer und deshalb für kurzschnäbelige Raçen von Werth.



Flügel mit Elsterzeichnung. Zeichnung von H. Dietz.

Alle vorstehend beschriebenen Tauben können nur als Varietäten der Gemeinen Taube betrachtet werden, da sie keinen Unterschied in ihren Größenverhältnissen, Kopf- und Schnabelbildung, noch in ihren Charaktereigenthümlichkeiten untereinander zeigen. Für alle sind die für die Gemeine Taube angegebenen Normalmaße geltend. Der einzige Unterschied zwischen den Varietäten liegt nur in der Verschiedenartigkeit der Zeichnung der einzelnen Federgruppe.

22. Die Gemeine große blaue Taube — C. livia agrestis.

Diese Taube kann als ein Kreuzungs-Product der kleinen blauen Taube betrachtet werden, denn sie unterscheidet sich von letzterer hauptsächlich nur durch ihre Größe. Sie mißt

von der Schnabelspitze bis zur Stirn	22	mm
" " " " zum Mundwinkel	28	"
" " " " zur Augenmitte	40	"
" " " " zum Genick	60	"
" " " " zum Schwanzende	400—420	"
Klafterweite	720—750	"
Umfang über die Brust	300—310	"

Die Taube ist in dem ganzen Maingebiete stark verbreitet und findet ihre Verehrer hauptsächlich unter den Landleuten, welche ein besonderes Gewicht auf den Mangel der Striche, also auf ohnstrichig oder hohl legen, ebenso auf die silberfahle Abart ohne Striche. Beide Farbentöne finden sich sehr klar und rein vor, was hauptsächlich berücksichtigt wird. Als Kopfzierde ist die breite Haube beliebt, trotzdem findet sie sich nicht sehr häufig, weil wieder andere Liebhaber keinen besonderen Werth darauf legen. Die Taube ist immer glattfüßig. Sehr häufig macht sich aber ein Einfluß fremden Blutes, theils von Kropftaube, meist jedoch von Orientalen bemerklich, was sich durch das Auftreten eines stärkeren Schnabels mit aufgetriebener Nasenhaut, sowie durch stark entwickelten Ortssinn äußert.

Als mit dieser Taube verwandt und aus einer Stammform mit ihr entsprossen sind:

23. Die Hyazinth- und Victoria-Tauben — C. hyacinthina et C. Victoriae.

Beide sind gleichfalls blaue Tauben von etwas hellerem oder dunklerem Ton, mit stärkerem oder schwächerem Metallglanz. Sie unterscheiden sich gegenseitig nur durch den Grad ihrer Zeichnung, beziehungsweise Färbung. Sie sind deshalb als eine einzige Varietät zu betrachten. Von der Gemeinen großen blauen Taube unterscheiden sie sich aber nur durch die Zeichnung; im Körperbau sind sie ihr vollständig gleich. Die Zeichnung der Hyazinth-Tauben ist dieselbe wie bei der weißgeschuppten Eistaube und dem Schwaben. Es ist ein Auslaufen der weißen Striche in Schuppen und ein Verschwimmen der letzteren, wodurch jener schon erwähnte Zwischenton von Rostgelb oder Fleischfarbe mehr oder weniger zum Vorschein kommt. Je nachdem die Taube heller oder dunkler in dem Ton des Grundgefieders ist, wird auch mehr oder weniger Weiß, beziehungsweise Fleischfarbe erscheinen. Wir sehen demnach diese Tauben in den mannigfachsten Stadien der Zeichnung und Färbung, ebenso wie beim Schwaben. Zur Beurtheilung der Schönheit können deshalb die für alle Schuppenzeichnung allgemein gültigen Regeln dienen, nämlich, daß die auftretenden





Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

POLNISCHE LUCHSTAUBEN. (C. dom. agr. robusta.)
Züchter: Herr VICTOR KÄHLER — Altheikendorf bei Kiel.

verschiedenen Farben nicht vollständig ineinander verschwimmen dürfen, sondern, noch deutlich von einander getrennt, sichtbar sind. In dem Grade, wie die Grundfarbe dunkler und die Zeichnung des Schildes mehr oder weniger markirt ist, oder wie der zwischen Schwarz und Weiß vermittelnde rostgelbe Ton stärker oder schwächer hervortritt, hat man der Taube verschiedene Namen beigelegt, wovon die Franzosen vier erfunden haben.

Die Farbe des Auges, des Schnabels und der Füße, die immer unbefiedert sind, entsprechen den Regeln der blauen Farbe. Als Verbreitungszone kann das nördliche Frankreich, England und Belgien angesehen werden.

24. Die Polnische Luchstaube — (Ryś).

Die nur in der Umgegend Krakaus heimische Luchstaube ist nach der Beschreibung des Professors J. B. von Rozwadowsky-Krakau, der diese Raçe zuerst in Deutschland einführte, eine Nutztaube ersten Ranges wie sie ihresgleichen nicht hat, denn sie übertrifft an reeller Körpergröße alle größeren Raçen, ist ein vorzüglicher Brüter, ausgezeichneter Felderer, trotzt allen Unbilden der Witterung und steht bezüglich der Mastfähigkeit und Schmackhaftigkeit ihres Fleisches gewiß obenan. Will man mit Erfolg Luchse züchten oder sie als Aetzer gebrauchen, so placire man sie paarweise in gewöhnliche Taubenkästen oder weise ihnen separate Niststätten im Taubenschlage an, in welchem nur große Raçen gezüchtet werden, denn die Luchse sind sehr rauffsüchtig. Beobachtet man diese primitive Vorsichts maßregel, so darf man bei gesunden kräftigen Thieren auf eine zahlreiche Nachzucht rechnen, die sich durchschnittlich auf 5—6 Paare pr. Paar stellt, d. h. 10 bis 14 Kilo Fleisch von einem Zuchtpaar.

Der Gesammteindruck dieser Taube erinnert stark an einen schwach aufgeblasenen Ballonkröpfer. Die Taube ist sehr kurz, steht sehr niedrig, hat eine sehr starke, breite Brust, auf welcher ein verhältnißmäßig kurzer, eingezogener Hals sitzt; Schwingen und Schwanz sind im Verhältniß zu den übrigen Körpertheilen kurz; der Kopf dagegen normal und von dem der Gemeinen Taube nur im Größenverhältniß abweichend. Der auffallendste Größenunterschied gegenüber der kleinen und großen blauen Taube liegt im Umfang des Rumpfes — 320 mm, der, nach H. Dietz „von nur wenigen andern Arten erreicht, von keiner übertroffen wird“. Die Körpermaaße sind folgende:

von der Schnabelspitze bis	zur Stirn	21 mm
„ „ „ „	zum Mundwinkel	27 „
„ „ „ „	zur Augenmitte	40 „
„ „ „ „	zum Genick	60 „
„ „ „ „	zum Schwanzende	380 „

Klafterweite . . . . 710 mm
Umfang über die Brust . . . . 320 „

Der Kopf ist glatt, selten behaubt, behoste Exemplare kommen nur ausnahmsweise vor, in der Regel sind sie glattbeinig. In Bezug auf Farbe und Zeichnung gibt es fünf verschiedene Schläge. Als Haupt- und Grundfarbe muß Blau und Schwarz angesehen werden; Roth und Gelb kommen nicht vor. Auf blauem einfarbigen Grunde erscheinen sowohl weiße Striche, als auch weiße Schuppen, ferner schwarze Schuppen, deshalb wohl auch schwarze Striche, diese Schattirungen sämmtlich mit weißen Schwingen, theils ohne dieselben. Auf schwarzem Grunde kommen weiße Striche und weiße Schuppen, mit und ohne weiße Schwingen vor. Als eine besondere Zierde der Geschuppten gilt ein stark schillernder ins Schwarzblaue spielender Kropf, der allerdings schwer zu züchten, aber schön von der lichten Farbe der Flügeldecken absticht.

Neben den gepanzerten stehen die blauen und schwarzen Luchse, ohne jegliche Mantelzeichnung, aber ebenfalls weißbindig und weißspießig, beide Varietäten etwas schlanker, als die obigen; selten von ganz intensiver Färbung und meist mit etwas Weiß am Bauch, After und Bürzel, zumal die schwarzen, bei denen häufig auch an den Deckeln weiße Federn vorkommen, die jedoch nicht als Fehler gelten und in der Regel auch ziemlich mangelhafte Binden aufweisen.

Die schwarzgeschuppten Blauen sollen stärker blasen als die übrigen Schläge.

25. **Der Oesterreichische Strasser** — C. robusta.

Diese Taube ist ein Kreuzungsprodukt der Florentiner und der Feldtaube und hat dieselbe Farbenzeichnung wie die Florentiner Taube. Kopf, Flügel und Schwanz sind gleichfarbig, weiß, gelb oder roth, in schwarz und blau sind sie selten, geschuppt sind letztere zwei Farben häufiger. Die Färbung des Kopfes kann mehr oder weniger nach Brust, Hals und Genick reichen, hauptsächlich sieht man jedoch auf kurze Flügel, d. h. auf die damit verbundene gedrungene breite und volle Figur. Es gibt auch langflügelige Strasser, diese sind weiß gefärbt, nicht so breit und weniger beliebt. In Größe des Rumpfes kommen sie den stärksten Coburger Lerchen sehr nahe, übertreffen diese aber an Brustbreite sehr merklich, sind überhaupt von robustem Baue und erscheinen in Folge des kurzen Schwanzes nach weniger schlank denn diese.

Der Strasser ist ein unübertrefflicher Felderer, der mit der größten Emsigkeit selbst bei schlechtem Wetter sich Futter sucht und dabei die besten Jungen züchtet. Diese sind sehr fleischig und mastfähig, namentlich besitzen sie viel Brustfleisch, das sich bei entsprechender Fütterung durch große Schmackhaftigkeit auszeichnet. Die stattliche Größe des Strasser stellt

ihn in erster Reihe neben dem Polnischen Luchse; dazu kommt seine Genügsamkeit, sein wenig wählerischer Appetit und seine hübsche Zeichnung. Die Hauptverbreitungszone dieser Raçe ist Mähren und Unterösterreich.

Die doppelkuppigen Tauben.

H. Dietz-Frankfurt a. M. hat s. Z. in der von mir herausgegebenen Zeitschrift „Columbia", Jahrgang 1879, Seite 234, eine Abhandlung über diese Tauben veröffentlicht, der ich Folgendes entnehme.

„Man ist gewöhnt, diese Tauben als ein Kreuzungsproduct der Trommeltauben zu betrachten und gibt ihnen mitunter den Namen „falsche Trommeltauben". Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen, sehe vielmehr die Taube, die so viele charakteristische Merkmale aufweist, als einen festen, wahrscheinlich in Central-Asien entstandenen Urtypus an. Die Taube hat zwar kein charakteristisches Merkmal, das sie ausschließlich besäße, denn weder Schnabelnelke, Muschelhaube, noch Federfüße sind ihr alleiniges Besitzthum, aber die Verbindung dieser drei Punkte bilden es. Sie kommen immer in Gemeinschaft — zusammen vor. Außerdem treten tiefe, satte Farben, die mannigfaltigsten Zeichnungen und in allen Farben und Zeichnungen weiße Striche auf. Dies Alles sind Eigenschaften, welche nicht durch Kreuzungs- und künstliche Versuche erzielt werden, sondern sie sind das Resultat einer eminent langen Entwicklungsperiode."

„Wir finden bei den doppelkuppigen Tauben alle jene Zeichnungen in einem meist vollkommeneren Zustande wieder, welchen wir bei den Gemeinen Tauben begegnen, es sind dies die Pfaffen-, Mäuser- und Mönchzeichnung, sämmtliche Schildzeichnungen und die farbenbrüstige Zeichnung. Schwalben, die hin und wieder gesehen werden, halte ich dagegen für einen Kreuzungsversuch, da sie immer in jeder Beziehung mangelhaft sind."

„Die jetzige Verbreitungszone dieser Tauben ist Sachsen und die Lausitz, doch zweifle ich durchaus nicht, daß sie in früheren Zeiten aus dem Innern Rußlands dahin importirt wurden. Als Grund hierfür gilt mir die Schnabelnelke, deren Träger bei anderen Arten, als Trommler und Perrücke, denselben Weg gemacht haben."

„Es kann demnach für mich kein Zweifel darüber bestehen, daß die doppelkuppigen Tauben zu den Gemeinen Tauben gezählt werden müssen. Damit ist jedoch noch nicht gesagt, daß, wenn die Taube z. B. in Mönch- oder Schildzeichnung auftritt, sie mit anderen Tauben, die dieselben Zeichnungen tragen, identisch sein müsse. Ich glaube vielmehr, daß die doppelkuppige Taube wohl eine Species der Gemeinen Taube ist, die aber ihren selbstständigen Entwicklungsgang durchlaufen hat, und schließlich zu denselben und ähnlichen Zeichnungsformen gelangt ist, wie andere Species und Arten. Aehnliche Beispiele sind an

der Eistaube, dem Gimpel, dem Staarhals nachzuweisen. Sie stehen noch in Aussicht bei dem Mövchen, den Modenesern u. A. In diesem Sinne ist also die doppelkuppige Taube zwar eine Species der Gemeinen Taube, sie bildet aber auch gleichzeitig eine Uebergangsform zu der Gruppe der Tauben, die sich durch Federstructuren kennzeichnen."

„In der Beurtheilung ihrer Schönheit unterliegt sie sowohl den allgemeinen Regeln der Zeichnungen und Farben, als den allgemeinen Regeln, welche für die bei ihr vorhandenen Federstructuren Gültigkeit haben."

II. Gruppe.

Tauben, die sich durch ihre Stimme kennzeichnen.

Die Trommler oder Trompeter — C. cristatae.

Sie zeichnen sich vor allen übrigen Taubenraçen durch die Stimme aus, welche mit dem Ton einer entfernten Trommel die größte Aehnlichkeit hat. Ohne Weiteres oder auch aus dem gewöhnlichen Rucksen, welches aber bei einer guten Trommeltaube überhaupt nur selten gehört werden darf, fällt sie, von Zorn oder Liebe angeregt, augenblicklich in jenes rollende, wirbelnde, tiefe und hohle Trommeln, wobei sie — meistens still sitzend — den Schnabel bewegt, den Kropf ein wenig aufbläst — je weniger, desto besser — den Vordertheil ihres Körpers hin und her dreht und mit den Schwingen zittert. Zum richtigen Trommeln gehört ein guter Ansatz, ein deutlicher markirter Vortrag, abwechselndes Steigen und Fallen des Tones, der Triller und das Anhalten. Je häufiger und besonders je anhaltender sie, ohne lange abzusetzen und in gutem Stile, trommelt, desto werthvoller ist die Taube. Es gibt Täuber, welche mit ganz kurzen Unterbrechungen 10 Minuten lang und länger forttrommeln und sich den ganzen Tag hören lassen, besonders im Frühling oder wenn man ihnen reichlich Hanfsamen gibt. Selbst während des Fressens trommeln sie und wenn man eine Anzahl guter Trommler besitzt, verursachen sie ein betäubendes Getöse. Die Täubin trommelt auch, jedoch seltener und mit weniger Kraft und Ausdauer. Die Haupttöne kommen rollend, wirbelnd, klappernd aus dem Schnabel, dessen Unterkinnlade sich dabei schwach auf und nieder bewegt; sie werden abwechselnd stärker und lauter und schwinden dann wieder dahin, so daß man sie kaum noch hört. Die Nebentöne bilden ein eintöniges schnurrendes Rollen, welches ohne Zuthat des Schnabels im Innern erzeugt wird und so klingt, als käme es von einem anderen Thiere. Nur im Sitzen, Stehen, Gehen, Hüpfen wird getrommelt. Ob der Kropf dabei gefüllt oder leer ist, macht keinen Unterschied.

Im Körperbau, in der Kopf- und Schnabelbildung weichen die Trommler von der Gemeinen Taube nicht ab. Nur in ihren Federstructuren stoßen wir auf auffällige Ver-



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

DEUTSCHE, RUSSISCHE U. BUCHARISCHE TROMMELTAUBEN.

(C. dasypus.)



schiedenheiten. Es gibt ebenso gute Trommler mit als ohne Federfüße, mit als ohne Schnabelnelke, mit als ohne Haube. Man trifft sie in allen fünf Grundfarben an, Schwarz, Weiß, Roth, Gelb, Blau. Letztere Farbe wieder in ihren Unterschattirungen, fahl, roth- und gelbfahl, mit schwarzen und weißen Strichen, sowie ohne Striche — hohl. Die gewöhnlichste Zeichnung ist die getigerte, gescheckte, und zwar weiße Federn auf schwarzem Grunde. Diese finden sich meist zuerst auf den Flügelschilden, mitunter auch am Kopfe, in welchem Falle die Taube „Riesel- oder Puderkopf" genannt wird. Außer der Weißschildzeichnung ist bis heute nur noch die gemönchte Zeichnung vorhanden. Tauben, die sie besitzen, führen den Namen „Bernburger Trommler".

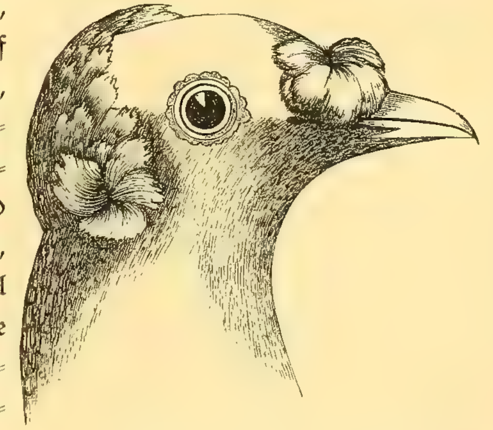
Bis jetzt lassen sich 3 Hauptvarietäten unterscheiden:

a) Die Altenburger Trommeltaube — C. tympanizans.

Die Taube hat als Federzierde des Kopfes nur die Schnabelnelke, diese aber fast immer etwas verkümmert. Die Haube fehlt ihr gänzlich. Die Füße sind zwar befiedert, aber nicht so stark wie bei den andern Varietäten. Sie ist meist einfarbig, selten gescheckt, häufig blau, hohl und gestricht, gelercht und erbsgelb. Im Trommeln steht sie den andern Varietäten nicht nach. Ihre Heimath ist Sachsen und dort ist sie sehr beliebt.

b) Die Russische Trommeltaube — C. dasypus.

Sie repräsentirt den Trommlercharakter am entschiedensten und besitzt in ihren Federstructuren diejenigen Eigenschaften, welche allgemein von den Trommlern verlangt werden. Die Taube ist breit, untersetzt und niedrig gestellt, die ganze Länge beträgt 350—375 mm. Der Kopf ist groß und mit einer schönen runden, federreichen, weit über den Scheitel hereinhängenden Muschelhaube, auf beiden Seiten mit einem Wirbel endigend, geziert; die Stirn ist mittelhoch, breit und mit einem Federbusch in Gestalt einer Nelke bedeckt, der sich über die ganze Stirn, einen großen Theil des Scheitels, über die Nasenhaut und bis an die Augen legt. Dieser Federbusch darf nicht kammartig steif in die Höhe stehen, und erst oben sich überbiegen, sondern er muß sich schon von der Wurzel an nach außen umbiegen, die genannten Theile



Kopf der „doppelkuppigen" und „Russischen" Trommeltaube.
(Zeichnung von H. Dietz.)

flach bedeckend. Das Auge ist perlfarbig oder feurig rothgelb mit lebhaft rothen Augenlidrändern, ohne weitere kahle Umgebung; der Schnabel etwas stämmig, Hals sehr stark;

Brust und Rücken sind breit, die Schwingen reichen beinahe bis ans Schwanzende. Die Schenkel sind mit 75 mm langen Hosen bekleidet, und der Lauf nebst Zehen mit dichten, langen Latschen versehen, länger wie bei jeder anderen Taubenrace, sie erreichen häufig die Länge von 150 mm, und sind es im Ganzen an jedem Beine 18 bis 24. Das etwas lose Gefieder ist dicht und voll. Der Flug ist schwerfällig, sie klatscht beim Auffliegen, entfernt sich aber nie weit. Am häufigsten findet man sie einfarbig, tief schwarz oder dunkelroth mit stahlblauem, resp. broncefarbenem, prachtvoll glänzendem Halse. Schöne Exemplare und gute Trommler findet man auch unter den sogenannten Schwarztigern, gute gelbe und blaue sind die seltensten.

c) Die Bucharische Trommeltaube.

Diese Varietät zeichnet sich von der vorher beschriebenen durch ihre Größe, hauptsächlich aber durch ihren außerordentlichen Federreichthum aus. Sämmtliche Federn sind länger, breiter in den Fahnen, das ganze Gefieder weicher und lockerer, weshalb die Taube auch größer erscheint, als sie wirklich ist. In der Kopfform weicht sie von der Vorhergehenden nicht ab, nur der Federwirbel, der die Nelke bildet, sitzt etwas höher auf dem Scheitel, während er bei der Voranstehenden mehr auf der Stirn sich befindet. Am auffälligsten zeigt sich der Federreichthum am Kopfe. Die Nelke ist so groß, daß sie die Augen und den Schnabel beinahe vollständig überdeckt, eher noch größer als auf der Zeichnung. Die Haube ist so locker und groß, daß sie bis zu den Ohren reicht und das Genick vollständig ausfüllt. In Farbe ist die Taube bis jetzt nur schwarz, braun, weiß und schwarzgescheckt vorhanden. Zu erwähnen ist ferner, daß die Taube, wenigstens bei schwarzer oder gescheckter Färbung, perläugig ist. Die Farbe des Schnabels entspricht der Farbe des Gefieders.



Kopf der „Bucharischen" oder „Neurussischen" Trommeltaube.
(Zeichnung von H. Dietz.)





Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

SCHMALKALDENER MOHRENKOPF UND DOPPELKUPPIGE PERÜCKE.

(C. jubata) — Züchter: Herr H. C. M. Beide-Ottensen.)

III. Gruppe.

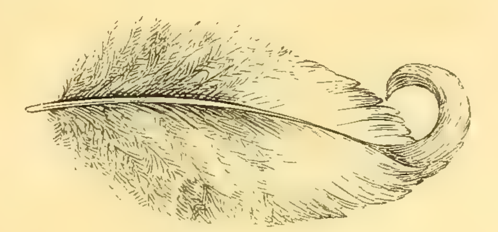
Tauben, die sich durch die Federstructur kennzeichnen.

1. Die Mähnentaube (Schmalkaldener Mohrenkopf) — C. jubata.

Sie ist eine nahe Verwandte der Farbenköpfe und Latztauben, mit welchen sie nicht nur die Zeichnung, sondern auch Kopf- und Schnabelbildung, Körpergröße und Charaktereigenthümlichkeiten gemein hat. Während der Farbenkopf und Brüster eine regelrechte Muschelhaube haben, ist diese bei der Mähnentaube zu einer Art Mähne, einer Allongeperücke ähnlich, entwickelt. Soll die Taube für gut gelten, so muß vor allen Dingen die Mähne regelrecht entwickelt, zu beiden Seiten gleich lang sich am Halse herunterziehen. Die einzelnen Federn müssen lang und weich, ihrer Zahl nach nicht zu wenig sein und von beiden Seiten nach vorn nahe zusammentreten, damit der Kopf recht schlank, „schlangenartig", aus der Mitte heraussieht. In der Mähne selbst darf keine schwarze Feder vorhanden sein. Das Schwarz, das den Kopf und den vorderen Theil des Halses bis zur Brust einnimmt, muß hinten im Genick und an beiden Seiten scharf von der Mähne begrenzt, unten nach der Brust mit einer scharfen Bogenlinie abgeschnitten sein. Ebenso muß die scharfe Farbe des Schwanzes mit den bekannten Grenzlinien von dem Weiß des übrigen Körpers getrennt sein. Der Schnabel ist schwarz wie der Kopf, dagegen macht die Farbe des Auges eine Ausnahme, es soll und ist meistens schwarz. Außer der Mähne ist die Taube auch sonst reich und weich befiedert und immer mit Federfüßen geziert.

2. Locken-, Strupp-, Perl-, Woll- oder Knöpfeltaube — C. hispida.

Die charakteristische Verschiedenheit dieser Taube allen übrigen Arten gegenüber liegt in der Federstructur. Die Flügeldeckfedern sind nämlich nicht glatt, und rund endigend, wie bei anderen Tauben, sondern sie laufen in einer Spitze aus, die in ein Löckchen aufgerollt ist.



Flügeldeckfeder einer guten Lockentaube (natürliche Größe).
(Zeichnung von H. Dietz.)

Dieses Aufgerolltsein soll sich auf sämmtliche Federn des Flügels, mit Ausnahme der Schwingen erstrecken. Bei diesen verlaufen die Locken in sanfte Wellen. Der übrige Theil

des Körpers ist glatt, das ganze Gefieder weich und flaumig. Sie kommen sowohl glattköpfig und glattfüßig, als mit breiter Muschelhaube und stark belatscht vor. Es lassen sich bei dieser Raçe zwei Varietäten unterscheiden:

a) Die Ungarische oder Oesterreichische Lockentaube.

b) Die Französische oder Holländische Lockentaube.

a) Die erste Varietät ist immer glattköpfig und mit Strümpfchen, zuweilen mit kurzen Federfüßen versehen. In Bezug auf die Federstructur steht sie ungleich höher als die andere Varietät. Die einzelnen Federn der Flügeldecken sind spitzer und länger, die Löckchen deshalb weiter aufgerollt (siehe Zeichnung). Die ganzen Flügeldecken bis auf den Rücken sind dicht mit Locken besetzt. In Farbe ist die Taube meist blau- oder rothfahlschimmelig, doch gibt es auch, sowohl in Farbe als Locken, gleich geschildete, meist Rothschilde. Die Farbe des Schnabels und der Augen entsprechen den allgemeinen Regeln der Farbe des Gefieders.

b) Die Französische oder Holländische Lockentaube unterscheidet sich von ihrer Vorgängerin dadurch, daß die einzelne Locke ihrer Flügeldecken nie so hoch aufgerollt ist als bei jener. Das Merkwürdigste an ihr außer den gelockten Flügeldecken sind die Augen. Ihre Farbe ist blaßgelb, streift mehr an Perlfarbe, ohne perläugig zu sein. Der Schnabel ist an der Basis etwas stärker und der weißen Grundfarbe entsprechend gefärbt. Ferner ist die Taube immer mit einer guten Muschelhaube versehen, deren einzelne Federn etwas lose, aber nie gelockt sind. Sie findet sich sowohl nacktbeinig als mit Strümpfen und Federfüßen.

3. Die Pfautaube — C. laticauda.

Die Pfautaube ist eine sehr alte Taubenraçe und stammt nach den uns überkommenen Nachrichten von der Hindostan'schen Halbinsel. Sie ist nicht ganz so groß wie die gewöhnliche Feldtaube, von kurzem, runden Körper und sehr schwerfällig in ihrem Fluge. Der schön geformte kleine Kopf, der sich nach dem feinen Schnabel zu verdünnt, ist spitzgehaubt, doch hat man auch breitgehaubte Exemplare, sowie ganz glatte; die Stirn ist mittelhoch, der Hals und Rücken kurz, die volle, breite und gespaltene Brust steht weit vor; die Füße und Zehen sind unbefiedert. Die Farbe der Augen, des Schnabels und der Füße nebst Krallen entspricht bei sämmtlichen Varietäten den allgemeinen Regeln. Weiße, farbenschwänzige und geschildete Tauben haben weißen Schnabel und Krallen und dunkle Augen. Blaue und Schwarze, sowie Weißschwänzige haben dunklen Schnabel und gelbe Augen, doch kommen auch häufig Perlaugen bei Blauen und Schwarzen vor. Der schöne, lange, nach oben dünne Schwanenhals steht rückwärts gebogen und befindet sich fortwährend in zitternder Bewegung; die Flügel hängen, ohne geschleppt zu werden, an den Seiten herab, und dürfen sich nicht unter dem Schwanze kreuzen, sondern müssen stets unterhalb desselben getragen werden. Die

Schwanzfedern stehen aufrecht, dem Kopfe zugekehrt, so daß Schwanz und Kopf über dem Rücken zusammenstoßen. Die Zahl der Schwanzfedern variirt zwischen 28—40, von denen die mittlere doppelt ist. Ein schön gebogener, federreicher, frisirter Schwanz, der ein großes gewölbtes Rad bildet, ist eine Hauptschönheit dieser Taube. Die Fahnen der Schwanzfedern müssen unter allen Umständen so breit sein, daß selbst bei Exemplaren, die höchstens 20 Federn aufweisen, dieses Rad entsteht; ein zusammengedrückter, sogenannter Huhnschwanz ist ein großer Fehler. Die Schwanzfederfasern sind gleich dem übrigen Gefieder weich, ohne großen Zusammenhang, trennen sich von der Spitze an und hängen, entgegen der gewöhnlichen Federconstruction, einzeln in Büschen herab, ohne alle Steifheit, weil diese Fasern in sehr gefälliger Form theils geflammt, theils gelockt, rechts und links auf die unteren Theile der Fahnen herabhängen und sich mit ihnen und untereinander leicht verschlingen und verflechten. Diese eigenthümliche Fasertheilung, welche trotz aller Unregelmäßigkeit doch regelmäßig spitzgezackt erscheint, heißt Frisur; es müssen sämmtliche Schwanzfedern in dieser Weise frisirt sein, und wenn auch die Eckfedern etwas weniger als die übrigen, so darf auch ihnen diese Frisur nie fehlen. Bei manchen stark frisirten Tauben findet sich auch ein Ansatz zur Frisur an den Schwungfedern erster Ordnung. Bei jeder anderen Taube von gleicher Körpergröße wie die Pfautaube, ist die mittlere Schwanzfeder 35 mm breit und nur 15 mm lang. Bei guten Pfautauben jedoch ist eine solche Feder 70—80 mm breit und 120 mm lang. Ferner befindet sich bei allen andern Tauben die größte Fahnenbreite der einzelnen Federn kurz vor dem Ende derselben, bei der Pfautaubenfeder dagegen ziemlich in der Mitte. Diese Construction, besonders die große Fahnenbreite, ist die Ursache, daß die Fahne nicht geschlossen bleibt, daß sie sich zackt, auseinander steht und struppig wird, und ebenso ist die Fahnenbreite die Ursache, daß die Taube den Schwanz gut tragen kann, weil die einzelnen Federn sich decken, also gegenseitig stützen. Uebrigens entsteht der schön frisirte Schwanz erst nach der ersten Mauser. Der erste Schwanz ist nie stark frisirt, weil sowohl bei der Pfautaube, wie bei allen anderen Raçen, die Jugendfedern schmäler und kürzer sind; ebenso kommen die neuen Schwanzfedern bei alten Tauben unfrisirt bei der Mauser zum Vorschein. Sie nehmen aber sofort die Structur an, sobald sie einen gewissen Grad von Länge und Breite erreicht haben, und bevor sie noch vollkommen ausgewachsen sind.

Die Schwanzfedern stecken staffelförmig im Bürzel, und umgeben ihn in 2—3 Reihen auf drei Seiten, so daß nur die untere offen bleibt und bilden auf diese Weise eine Wölbung, auch wenn sie nicht aufgerichtet sind. Dies letztere wird dadurch bewirkt, daß die Taube den Bürzel aufstülpt. Es geschieht, indem die Muskeln, die den Bürzel in Bewegung setzen, gespannt werden, dieser gehoben, nach vorn gedrückt wird und mit ihm der ganze Schwanz. Gleichzeitig spannen sich dann auch die Halsmuskeln und ziehen ihn sammt dem

Kopf nach hinten. Aus oben ersichtlichem Grunde vermag die Taube den Schwanz nicht zusammenzulegen oder beim Fliegen flach auszubreiten, weil eben die Schwanzfedern in einem Dreiviertelkreis um den Bürzel herumsitzen. Die oberen Schwanzfedern, an der oben übergebogenen Spitze des Bürzels befindlich, sind etwas mehr nach vorn gerichtet, als die übrigen. Das Rad bildet, von hinten gesehen, etwa dreiviertel eines Kreises. Ob eine Taube vollschweifig wird, sieht man bereits an den nackten Jungen; je weniger Milchflaum sie um den Steiß haben, desto mehr Schwanzfedern bekommen sie; ebenso sieht man schon an der Haltung der kleinen Flügel, ob es Schleppflügel werden.

Man vergleicht häufig den Schwanz der Pfautaube mit dem des Pfauhahnes, es besteht jedoch, wie sich Jeder leicht überzeugen kann, ein großer Unterschied zwischen beiden. Bei dem Pfauhahn sind es die Schwanzdeckfedern, oder unteren Rückenfedern, welche aufrecht stehen, die eigentlichen Schwanzkiele, wenig an Zahl, sind kurz und stark, und dienen mehr als Stützen, um den aufgerichteten Schweif zu tragen. Bei der Pfautaube hingegen sind es die Kiele des Schwanzes, welche aufgerichtet stehen, und woraus der merkwürdige Umstand entspringt, daß der Taube die Oeldrüsen (nicht Fettdrüse) fehlen, dagegen hat sie einen oder zwei Schwanzwirbelknochen mehr als alle übrigen Taubenraçen.

Es haben sich mit der Zeit, vielleicht auch durch verschiedenzeitige Importationen aus den verschiedenen Ländern Europas mehrere Varietäten herausgebildet, die ihren Namen nach den Ländern führen, in denen sie entstanden oder in denen sie heute am stärksten verbreitet sind. Es lassen sich demnach 4 Varietäten unterscheiden.

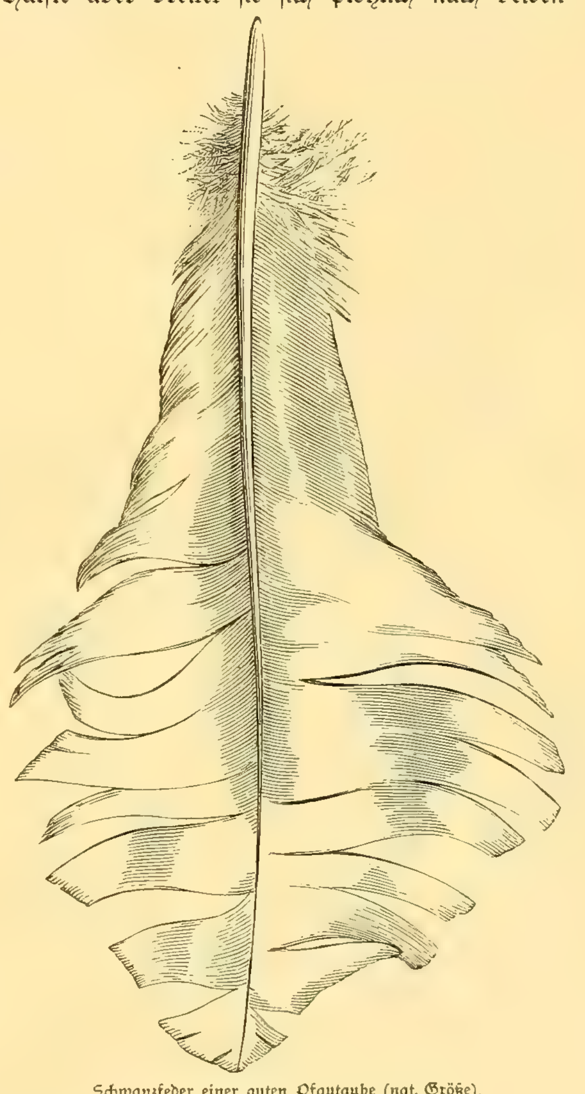
a) Die Deutsche Pfautaube.
b) Die Französische Pfautaube.
c) Die Englische Pfautaube.
d) Die Schottische Pfautaube.

In der Färbung sind sie sämmtlich übereinstimmend und können demnach summarisch behandelt werden. Alle kommen in höchster Vollkommenheit nur einfarbig vor und zwar nur in Weiß, Schwarz und Blau, letzte Farbe nicht in der Klarheit wie bei andern Arten. Gelb und Roth erscheinen gleichfalls als Farbe, aber nie in Vollkommenheit, oder in dieser nicht verbunden mit den andern Anforderungen. Außer in diesen Grundfarben gibt es auch farbige mit weißem Schwanze, weiße mit farbigem Schwanze, weiße mit farbigen Flügelschilden und blaue mit weißen Strichen.

a) Die Deutsche Pfautaube.

Sie ist klein, feingliedrig und von runder, kugeliger Gestalt. Selten hat sie mehr als 28 Schwanzfedern, diese aber von außerordentlicher Breite.

Wie aus nebenstehender Zeichnung ersichtlich, hat die einzelne Feder in ihrem unteren Theile noch die normale Breite, in der Hälfte aber breitet sie sich plötzlich nach beiden Seiten aus und erlangt eine Breite bis zu 80 mm. Gleichzeitig theilen sich die Fahnen in verschiedene einzelne, unregelmäßige Gruppen, die meist seitwärts, mitunter rückwärts stehen. Hierdurch wird die Federstructur gebildet, welche mit frisirt bezeichnet wird und wodurch der Schwanz dichter erscheint als bei der Englischen Pfautaube. Ein weiterer Unterschied gegenüber dem Englischen Schlag liegt in der Form des Schwanzes. Dieser ist bei der Deutschen Varietät gewölbt. Er soll von hinten und von der Seite gesehen, eine nach unten offene $^3/_4$ Wölbung bilden, die nach dem After zu konisch verläuft. Bei der Deutschen Varietät kommt es häufiger als bei den andern vor, daß die Schwingen in den Schwanz getragen werden, dieser also von Ersteren geklemmt wird, was als großer Fehler angesehen werden muß. Meist ist die Federzierde des Kopfes eine Spitzhaube, die aber unbedingt regelrecht sein muß. Die Federn des Halses müssen von beiden Seiten zum Theil nach hinten gerichtet sein; so bilden sie einen vollständig scharfen Grad, der nirgends unterbrochen und nur oben, etwas tiefer als das Genick, abgeschnitten sein muß, so daß die Spitze etwas unter der verlängerten Schnabellinie durch das Auge, sitzt.

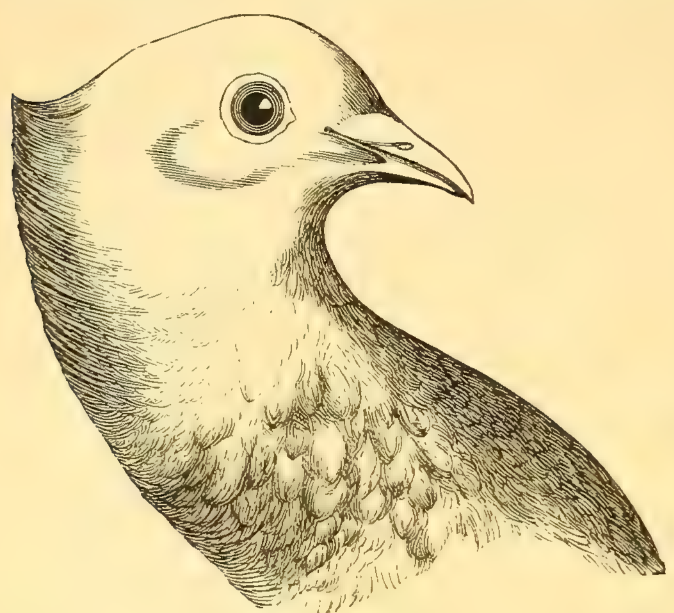


Schwanzfeder einer guten Pfautaube (nat. Größe).
(Zeichnung von H. Dietz)

b) und c) Die Englische und Französische Pfautaube.

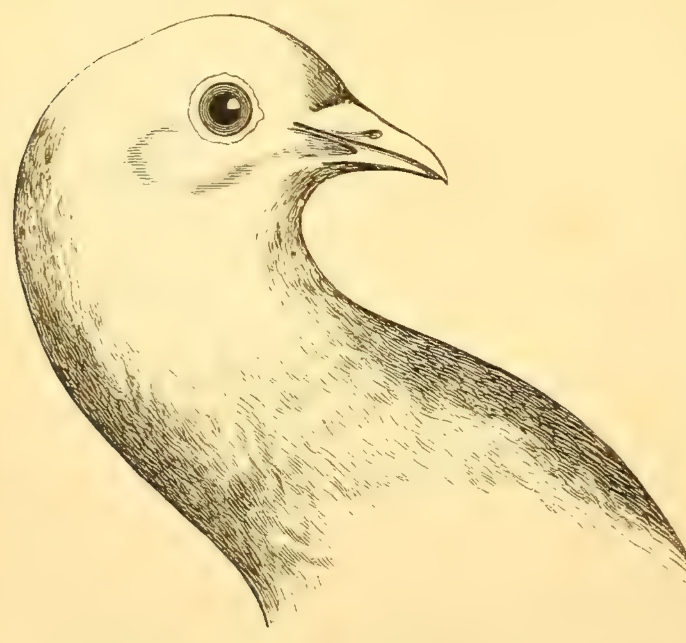
Beide Schläge unterscheiden sich untereinander vielleicht in einzelnen Individuen, nicht aber in allgemeinen Eigenschaften. Gegenüber der Deutschen Varietät fallen sie durch größere

Körperverhältnisse, vor Allem aber durch die Construction des Schwanzes auf. Die Zahl der Schwanzfedern ist eine größere, beginnt meist mit 32 und erreicht mitunter 40. Die einzelne Feder ist dagegen nie so breit als bei der Deutschen Varietät, daher auch viel seltener frisirt. Der wesentlichste Unterschied besteht indessen in der Haltung des Schwanzes, der die Form eines ausgespannten „Fächers" hat und mehr der Radform des Schwanzes des Pfauhahns entspricht.



Pfautaubenkopf mit guter Spitzhaube (Deutscher Schlag). (Zeichn. von H. Dietz.)

Dadurch, daß der Schwanz wirklich mehr ausgebreitet ist, als bei dem Deutschen Schlage, bildet er, von der Seite gesehen, eine grade Fläche. Die größere Zahl der Federn kann aber ihre mangelnde Breite nicht ersetzen, weshalb häufig Lücken zwischen den einzelnen Federn sichtbar sind, das Rad also kein geschlossenes Ganze bildet. Die Haltung des Schwanzes scheint ihre Wirkung auch auf den andern Theil der Taube auszuüben, der Hals ist nicht so elegant gebogen, der Kopf nicht so tief nach hinten geneigt als bei der Deutschen Varietät.



Pfautaubenkopf ohne Haube (Englischer Schlag). (Zeichnung von H. Dietz)

d) Die Schottische Pfautaube.

Im Körperbau steht sie hinter der Englischen und Fran=



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

GEMÖNCHTE PERRÜCKENTAUBEN. (Englischer Schlag.)

(C. cucullata.)





Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

EINFARBIGE PERÜCKENTAUBEN.

(C. cucullata.)





Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

LOCKENTAUBEN. (C. hispida.)





Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

WEISSSCHWANZ-, FARBENSCHWANZ- UND WEISSBINDIGE PFAUENTAUBEN.

Specialzüchtung des Herrn Bernh. Müller-Bremen.



zösischen weit zurück. Sie ist die kleinste und zierlichste aller Pfautaubenschläge, dabei von bester Figur und Haltung. Im Zurückbiegen des Kopfes, Heben der Brust, übertrifft sie die andern Schläge. Der Kopf wird so weit nach hinten und so tief nach unten gedrückt, die Brust dabei so hoch gehoben, daß kaum Zwischenräume zwischen Rücken und Hals, Hals und Kopf sichtbar sind. Die Schnabelspitze liegt dabei auf der Brust. Außerdem ist die Taube im höchsten Grade zitterhalsig und von graziösestem Gang. In der Form des Schwanzes hat sie alle Eigenschaften des Deutschen Schlages, derselbe enthält meist weniger Federn als die Englische Varietät; die einzelne Feder ist breiter und die Form des Schwanzes nach außen gewölbt. Letzteres ist der wesentlichste Unterschied gegenüber der Englischen. Kopf und Schnabel sind fein und zierlich, ersterer unbehaubt. Der Hals erscheint daher auch dünner und länger und durch die Haltung schwanenhalsig gebogen. Die Farbe dieses Schlages ist ausnahmslos weiß.

4. **Die Perückentaube** — C. cucullata.

Die Perückentaube ist eine feingliedrige, gestreckte, federreiche Taube, die beim ersten Anblick größer erscheint als sie in ihrem Körperbau wirklich ist.

Sie mißt:		
	Von der Schnabelspitze bis zur Stirn........	12 mm
	„ „ „ „ zum Mundwinkel.	16 „
	„ „ „ „ zur Augenmitte ..	25 „
	„ „ „ „ zum Genick	42 „
	„ „ „ „ Schwanzende	350 „
	Klafterweite........................... ...	670 „
	Umfang über Brust und Flügel	240 „

Der Kopf ist klein und feinknochig, der Schnabel kurz und keilig, er darf mit der Stirn nur einen ganz unbedeutend schwachen Winkel bilden, die Stirn muß deshalb flach und nicht hoch wie beim hochstirnigen Tümmler sein, aber steil nach dem Scheitel aufsteigen. Von hier muß der Kopf wieder scharf nach hinten abfallen; dabei zwischen Scheitel und Genick ein kleines Grübchen bilden. Die Mitte des Auges liegt etwas höher als die verlängerte Linie durch die Schnabelspalte, also zur Hälfte im Oberkopfe; die Iris soll immer perlfarbig (hell) sein, ein gelbes Auge gilt als kleiner, ein dunkles oder zweierlei, auch fleckige Augen, als größerer Fehler; die Augenlider sind etwas breiter, fleischiger als bei der Gemeinen Taube. Der Hals ist lang, Rücken und Brust schmal, Flügel lang, schleppend und bis zum Schwanzende reichend, Füße unbefiedert.

Als charakteristisches Merkmal der Perückentauben muß die Perücke oder Kapuze angesehen werden. Die Federperücke soll aus einem Guß, ohne irgend welche Unterbrechung,

vom Anfang ihres Entwicklungspunktes bis zum Schluß sein; sie muß tief unten an beiden Seiten des Halses, direct über den Flügeln ihren Anfang nehmen, hier zwei Winkel bilden, die nach den Seiten des Halses in zwei Scheitel verlaufen. Von den so gescheitelten Federn



Gemönchte Perückentaube. (Zeichnung von H. Dietz.)

legt sich ein Theil nach unten über die Schultern, ein anderer Theil nach vorn, ein dritter nach hinten und oben. Letztere müssen so lang und stark sein, daß sie über den Kopf gehen und diesen von hinten vollständig einschließen; die Federn, welche nach vorn gerichtet sind, gleichfalls so lang, daß sie sich von beiden Seiten beinahe berühren. Fehler in dieser

Federbildung sind folgende: 1. Die Perücke ist einseitig, d. h. nur auf einer Seite ist sie vollkommen; ein Fehler, der sehr häufig vorkommt. 2. Die Federn sind nicht glatt und sauber gescheitelt, es stehen einige Federn in der Ohrengegend etwas verdreht. 3. Die Kapuze läuft von beiden Seiten über dem Kopfe spitz zusammen, nicht rund, wie sie sein soll. 4. wird die Schönheit sehr dadurch beeinträchtigt, wenn die Kapuze den Kopf nicht dicht genug umschließt, sondern zu weit und hoch absteht.

Die gemönchte Perückentaube soll hochgeschnitten, d. h. nur der Oberkopf soll weiß sein. Die Trennungslinie beider Farben, weiß und Grundfarbe, soll durch den Schnabel der Länge nach und durch das Auge gehen. Was die Schwingen betrifft, so sind weniger als acht weiße Federn im Flügel fehlerhaft, neun oder zehn auf jeder Seite ist vollkommen; selbstverständlich müssen sie von drei- oder vierfarbigen Daumenfedern gedeckt sein. Auch der Abschnitt der Schwanzzeichnung soll eine correcte Linie über dem Bürzel nach dem After bilden und keine Feder der einen Färbung in die andere übergreifen. Was die Färbung anbetrifft, so sind die Hauptzeichnungsfarben roth, gelb und schwarz, blaue sind zwar seltener, aber auch desto mangelhafter. Die vollkommensten Exemplare findet man unter Tauben der braunen Färbung.

Bei den einfarbigen Perückentauben fallen den gemönchten gegenüber zunächst die intensiven, gesättigten Farben in die Augen (mit Ausschluß der blauen und ihrer Unterschattirungen); Farben, wie man sie kaum bei einer andern Taubenraçe findet. In Bezug auf Größe des Körpers, mehr noch auf Länge der Befiederung, steht diese Varietät bedeutend hinter der gemönchten zurück. Der Schnabel ist zwar gewöhnlich kürzer als bei der gemönchten Deutschen Varietät, auch das Auge ist perlfarbig, trotzdem hat die Taube selten einen feinen Kopf, was von der meist flachen Stirn und dem Umstande, daß Schnabel und Stirn einen zu großen Winkel bilden, herrührt. Die Kurzfederigkeit der Taube zeigt sich am auffälligsten in der Kapuze. Ihre Scheitellinie bildet selten eine schöne, ununterbrochene Linie, sondern meistens in der Ohrengegend einen nach dem Auge zu geknickten Winkel. Die ganze Kapuze umschließt weder Kopf noch Hals, sondern steht von beiden Körpertheilen häßlich ab. Dabei ist die Taube kurzhalsig, wodurch der ganze Eindruck, den sie macht, mehr einem um den Hals gehängten, als über den Kopf gestülpten Federwuste gleicht.

Die doppelkuppige Perrückentaube steht in der Construction der Kapuze der einfarbigen näher als der gemönchten, es fehlt ihr nicht an Voll-, wohl aber an Langfederigkeit. Die Kapuze ist meistens noch schlechter gescheitelt als bei der einfarbigen, legt sich deshalb auch nicht schön an den Kopf an, sondern steht in allen Theilen vom Körper ab, wodurch wieder der Eindruck des Mähnenartigen hervorgerufen wird. Auch der Kopf

ist zu grob, der Schnabel länger und dünner, der Scheitel nicht hoch, kein Grübchen, Schnabel und Stirn einen zu großen Winkel bildend. Auch fehlen der Taube die hellen (Perl-) Augen. Dagegen ist die Schnabelnelke meist sehr voll und schön entwickelt.

Die Zeichnung theilt sie mit der gemönchten, nicht aber ihre Färbung. Roth und Gelb kommen noch gut vor, dagegen ist das Schwarz immer bräunlich oder gräulich. Einfarbig kommt sie hauptsächlich in Weiß vor. Gute Perückentauben aller Varietäten sind in Deutschland selten geworden.

5. **Die Möwentauben, die Mövchen, Kreuztauben** — C. collares.

Das Mövchen ist eine über ganz Europa, Nordafrika und Kleinasien in einer Menge Varietäten, Subvarietäten und Schlägen verbreitete Taube, die ihres munteren Wesens, ihres symmetrischen Körperbaues wegen überall beliebt ist und gern gezüchtet wird. Die Mövchen gehören zu den kleinen, und in der Mehrheit ihrer Varietäten zu den kleinsten Taubenraçen und sind von gedrungenem, muskulösen Bau. Das charakteristische Merkmal aller Mövchen ist neben kurzem Schnabel, ein vom Kinn bis zur Brustmitte herablaufender häutiger Kehlsack, dessen faltige Bildung ihr noch mehr hervortretendes äußeres Kennzeichen, die sogenannte Krause oder Jabôt verursacht. Dieses Jabôt ist in der Art gebildet, daß längs einer graden Linie, von der Kehle an, bis tief in die Brust hinein, an beiden Seiten einige Reihen lockiger, strahliger Federn, anstatt am Halse anliegend, von demselben abstehend gegen einander nach der Mitte des Halses und nach oben gerichtet sind, welche, zuweilen kraus durcheinander stehend, zuweilen auf einer Seite liegend, sich beim Bewegen des Halses öffnen und schließen. Oben, unterhalb des Kehlsackes stauen sich diese Federn, legen sich rechts und links und bilden mit dem Jabôt und dem zottigen Kehlsack ein Kreuz. Alle anderen Punkte, wie Färbung, Zeichnung, Haube, Befiederung der Füße, und die Kopfform sind bei den verschiedenen Varietäten variabel. Bei der Beschreibung dieser Varietäten werde ich darauf zurückkommen.

Die Taube, welche wegen ihrer Zeichnung muthmaßlich der ganzen Abtheilung den Namen gab (da sie einige Aehnlichkeit mit der Zeichnung der Seemöwe hat) ist:

a) Das Gemeine Deutsche Schildmövchen. — C. turbita.

Die Größenverhältnisse dieses Mövchens sind folgende: Die Länge beträgt etwa 31,5 cm, die Flügelbreite 62,8 cm, Schwanz 12,4 cm, der Schnabel mißt 1,1—1,3 cm. Das Gewicht beträgt bis zu 375 gr. Der Kopf ist verhältnißmäßig groß und eckig, d. h. der breite Schädel bildet über den ziemlich stark hervortretenden Augen zwei starke Erhöhungen und eine solche dritte hat der hintere Schädelknochen. Die hohe, breite Stirn

bildet mit dem Scheitel eine Bogenlinie, was hauptsächlich den Kopf dieser Taube so schön macht. Der fleischfarbige Schnabel muß kurz und dick und von der Wurzel an in einer hübschen Kurve niederwärts gebogen sein; dazu trägt eine gute Schnabelwarze, welche ziemlich voll und rund sein soll, wesentlich bei. Die äußerste Spitze des Oberkiefers soll außerdem über dem Unterkiefer ein wenig gebogen sein. Die großen, mit etwas fleischigen Lidrändern umgebenen Augen stehen etwas nach oben im Kopfe. Diese Stellung und die meist schwarzbraune Iris lassen sie noch größer erscheinen, als sie es wirklich sind. Der kurze Hals ist stark und scharfkantig, die Brust breit gewölbt, die Flügel werden etwas schleppend, der Schwanz mehr gehoben, mehr über, als unter den Schwingen liegend, getragen, die Füße sind kurz und unbefiedert, die Zehen gespreizt. Das Gefieder liegt glatt und fest wie angegegossen und alle Körpertheile treten so symmetrisch hervor, wie bei keiner andern Taubenrace. Die meisten Schläge dieser Mövchenart sind spitz gehaubt. Diese Spitzhaube wird dadurch gebildet, daß die Federn an den Seiten des Hinterkopfes und dem oberen Theil des Halses nicht nach unten, sondern nach hintenzu stehen. Hierdurch können die oberen Federn des Hinterkopfes gleichfalls nicht nach unten fallen, sondern sie werden gehoben und legen sich auf die von den Seiten kommenden Federn. Durch dieses Zusammenlaufen der Federn von zwei Seiten her ist am oberen Hinterhalse ein Grad entstanden, der von den vom Hinterkopfe herkommenden Federn abgeschlossen wird und in einer Spitze endigt.



Kopf des Deutschen Schildmövchens.
(Zeichnung von H. Dietz.)

Die Zeichnung ist die bekannte Schild- oder Deckel-Zeichnung. Diese speciell „Mövchenzeichnung" genannte Auszeichnung tritt theils einfarbig in allen Grundfarben, theils zweifarbig und in meist sehr schöner Zeichnung auf. Als Fehler ist zu betrachten, wenn die beiden Flügelschilde oben auf dem Rücken nicht durch einen weißen Strich getrennt, sondern durch Farbe verbunden sind. Obgleich die unter dem Namen „Hosen" bekannten farbigen Federn an dem hintern und obern Theil der Schenkeln und zwischen diesen und dem After eigentlich nicht als Fehler betrachtet werden können, so werden sie doch ungern gesehen, namentlich wenn sie sich auf die Vorderschenkel oder gar den Bauch erstrecken. Die breitgehaubten Schildmövchen Norddeutschlands sind meist stärker und weniger schön gebaut als die spitzgehaubten, sie besitzen aber einen andern Vorzug, sie sind nämlich viel seltener mit Hosen behaftet.

b) Die Aachener (Lack=) Mövchen.

Diese Subvarietät des Schildmövchens kommt nur in den drei Hauptfarben, schwarz, roth und gelb vor, die Farben sind aber mit außerordentlichem metallischen Glanz versehen, ähnlich wie bei den Nürnberger Schwalben, so daß sie wie mit Perlmutter belegt aussehen. Das Aachener Lackmövchen ist von schlechter Figur, Kopf und Schnabel zu schmal und lang, die Wamme fehlt fast ganz und die Federkrause ist äußerst durchsichtig. Starke Hosen (dunkle Unterfedern an Schenkel und Unterleib) sind stets vorhanden, außerdem haben die Roth= und Gelbschilder den Fehler, daß die Schwingen zweiter Ordnung, die noch vollfarbig sein müssen, an den Spitzen bläulich fahle Flecke haben, bei sonst überall intensiver Farbe. Die Lackmövchen, die namentlich am Rhein gezüchtet werden, sind in den letzten Jahren wieder sehr in Mode gekommen, und je weniger einer der vorbenannten Fehler vorhanden, um so höher wird ihr Werth angeschlagen.

c) Die farbenschwänzigen Mövchen.

Diese Varietät des einfarbigen Mövchens hat einen kleinen, zierlichen Körper mit koketter Haltung, stumpfen Schnabel, eckigen Kopf, starke Wamme, gewölbte Brust, etwas gehobenen Schwanz. Die Federstructur der Brust ist meist mangelhaft, denn fast immer zeigt sie da, wo der Jabôt sitzt, einen Spalt und nur unten auf der Mitte der Brust sitzen einige Federchen, die eine schwache Rose bilden. Dieser Spalt theilt die Brust noch schärfer in zwei Hälften und erhöht die Wirkung der Wölbung.

Die Farbe des Schwanzes variirt bei ganz weißem Körper in den vier Hauptfarben, Schwarz, Blau, Roth und Gelb, und einigen Zwischentönen. Alle Farben sind voll und glänzend. Fehlerhaft ist es, wenn nur einzelne Federn des Schwanzes weiß, die andern farbig sind. Die Zeichnung des Schwanzes muß ganz correct sein, sowohl oben vor dem Bürzel als unten scharf abgeschnitten. Es kommen sowohl glattköpfige, als solche mit schöner Muschelhaube vor. Hauptsächlich werden farbenschwänzige Mövchen in Norddeutschland gezüchtet.

d) Die weißschwänzigen Mövchen, Sticken.

Die Kopfform dieser Varietät, die hauptsächlich in Hamburg und Lübeck gezüchtet wird, weicht von dem Typus aller übrigen Mövchenvarietäten sehr auffällig ab. Der Schnabel ist mehr spitz, weniger nach unten gebogen, also mehr finken= als papageiartig. Die Stirn bildet mit dem Schnabel mehr einen schwachen Winkel als eine Bogenlinie. Der Scheitel ist nicht hoch genug, die Wamme fehlt gänzlich, dagegen stimmt die Taube in der Haltung mit dem vorangegangenen Schlag ziemlich überein. Die Brust ist breit und schön



Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

FARBENSCHWÄNZIGE DEUTSCHE MÖVCHEN.



gewölbt, der Schwanz wird etwas gehoben getragen, die Flügel ein wenig gesenkt, wodurch die Taube den zierlichen, koketten Gang gewinnt, der mit eine gute Eigenschaft jedes Mövchens ist. Die Muschelhaube ist vollkommen entwickelt, die Augen sind perlfarbig. Der Jabôt dagegen ist sehr mangelhaft ausgebildet. Die blaue Farbe in verschiedenen Nüancen kommt am häufigsten vor. Ist sie recht zart und klar, dann wird die Taube in Hamburg „Pickersticke" genannt. Bei dieser Färbung sind die Flügelbinden tief schwarz. Nach den Blauen kommen die Schwarzen, dann die Rothen und schließlich die tief gesättigten Gelben, die am seltensten sind. Die Abzeichnung des weißen Schwanzes gegen die Grundfarbe muß den allgemeinen Regeln entsprechen, doch kann der Schwanzkeil entweder ganz weiß, oder auch farbig wie das übrige Gefieder sein. Sind beide Farben dagegen im Schwanzkeil gemischt vorhanden, so gilt dies als Fehler, ebenso wenn oben vor dem Bürzel beide Farben nicht scharf genug getrennt sind, sondern in einander eingreifen.

e) Die einfarbigen Deutschen Mövchen.

Die einfarbigen Mövchen sollen von kleiner Figur sein, einen kurzen, dicken Schnabel, breiten, eckigen Kopf haben, die Brust breit mit zurückgebogenem Halse, kokett und zierlich in Haltung. Sie zeichnen sich namentlich durch intensive Färbung und mannigfaltige Farbenschattirung aus und treten auf in allen Grundfarben, Schwarz, Roth, Gelb, Blau und Weiß, in den drei ersten mit metallischem Glanz. Blau variirt in allen nur erdenklichen Nüancen, auch lerchengeschuppt. Silber- und Gelbfahl sind so licht, daß nur noch Kopf, Hals, Brust, Flügel- und Schwanzbinde gefärbt erscheinen, die übrigen Körpertheile nur noch einen Hauch von Farbe haben, die kaum sichtbar ist. Mitunter tritt bei diesen Färbungen (Silber- und Gelbfahl), wirklich die weiße Farbe auf den Fedegrannen der dunkler gefärbten Theile und ganzer Federn auf und dann wird diese Färbung mit Silber- und Grauschimmel bezeichnet. Meist kommen die einfarbigen Mövchen glattköpfig vor, in Süddeutschland spitzgehaubt. Die Farbe der Augen entspricht den allgemeinen Regeln, aber auch Perlaugen gehören nicht zu den Seltenheiten.

Zu diesem Schlag gehören auch

die Englischen Eulen (The English Owls),

die mit unseren Deutschen einfarbigen Mövchen identisch sind. Die Kopfpunkte lassen viel zu wünschen übrig, standardmäßige Kennzeichen sind der kurze, breite, nach allen Seiten hübsch kugelrunde Kopf und der hakenförmige, über den dicken Unterkiefer herabgebogene Schnabel. Die Blauen und Silberfarbigen sind noch die besten in dieser Hinsicht, weniger die übrigen Farben. Die blauen Nüancen treten so licht und klar auf, daß die Farbe der Eistaube beinahe erreicht wird, dabei bleiben die Striche, wie bei dieser, gleichfalls rein schwarz. Die

Engländer nennen diese Färbung „gepudert". Die Farbe des Schnabels ist bei den Blauen und Blaugepuderten schwarz, bei den übrigen Färbungen fleischfarbig, die Iris bei allen roth oder orangefarbig. Die Krause soll eine Rosenkrause sein und der Körper ziemlich niedrig auf den Füßen stehen.

f) Das Italienische Mövchen.

Die Maßzahlen des Habitus dieser erst seit ca. 5 Jahren in Deutschland bekannten Mövchenvarietät sind nach Professor Dr. J. von Rozwadowsky-Krakau folgende:

Von der Schnabelspitze bis Nasenwarze	7	mm
" " " " Mundwinkel	16	"
" " " " Augenmitte	25	"
" " " " Genicklinie	42	"
Durchschnitt des Augenringes	16	"
Umfang des Kopfes in der Schädelmitte	92	"
Breite des Augenringes	3	"
Brustumfang (über die Flügel gemessen)	255	"
Breite der Brustwölbung von Flügelbug zu Flügelbug	29	"
Flügellänge	260	"
Klafterweite	600	"
Länge von Schnabelspitze bis Schwanzende	300	"
Schwanzlänge	105	"
Beinlänge von Sohle bis Knie	25	"
" " " " Rumpf (von innen gemessen)	90	"

Als besonderer Vorzug des Italienischen Mövchens gilt eine edle hochgestellte Haltung, eine in hohem Grade correcte Figur und verhältnißmäßige Kürze des Leibes. Der Schnabel ist kurz und dick, mehr oder weniger gebogen, die Nasenwarze kommt nie so stark vor wie bei den Englischen Eulen und darf auch in jener Form nie vorkommen, so lange von rein Italienischem Typus die Rede ist. Die ununterbrochene Stirn- und Schnabelcurve ist zwar bei einzelnen Exemplaren vorhanden, doch ist sie keine wesentliche Bedingung. Die orangefarbene, resp. braune oder glasfarbige Iris muß von einem dunklen Augenringe eingefaßt sein, am schönsten ist eine ins Violett spielende Einfassung, die zumal bei milchblauen Thieren bevorzugt und betont werden sollte. Ein kantiger, markirter Kopf ist am schönsten, der Hals muß am oberen Nacken eine Biegung nach auswärts aufweisen (Schwanenhals) in der Form der Altstamm-Tümmler.

Die Brust ist ziemlich breit und stark gewölbt, die Flügel stehen am Bug vom Leibe ab, wie bei dem Carrier, die Schwungfedern sind verhältnißmäßig kurz, die Fahnen schmal,



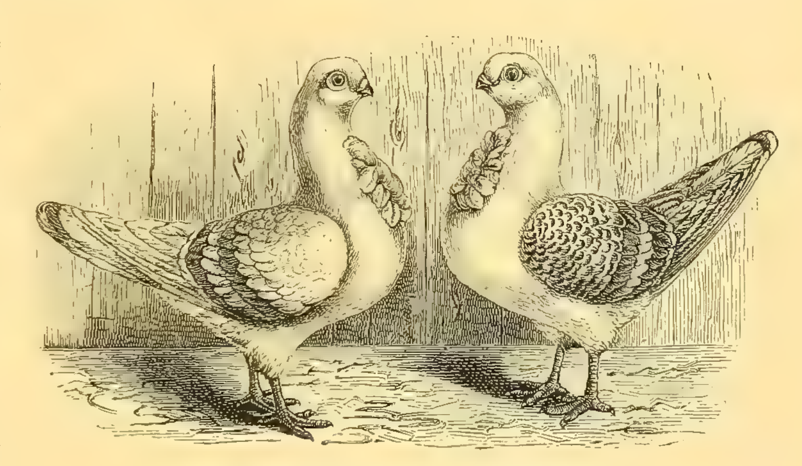
Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

ITALIENISCHES MÖVCHEN.

Besitzer: Herr Professor Dr. J. von Rozwadowski-Krakau.



die Schwingen enden etwas nach oben gebogen, säbelartig gegen die Spitze zu verjüngt und müssen über dem Schwanze liegen; da aber dieser nach rein Italienischer Manier nicht wagrecht getragen wird, so erinnert die Stellung dieses Mövchens an den Habitus der Modeneser Taube und bedingt einen zierlichen, koketten Gang. Die Beine sind und müssen hoch sein, je höher, desto besser, ein Zuviel ist hier gänzlich ausgeschlossen, denn dieser Punkt ist neben Kürze des Leibes, stolzer Haltung, kurzem, etwas gehobenen Schwanz, sowohl Charakteristikon rein Italienischer Type, wie auch speciell ein wesentliches Merkmal dieser Taube, im Gegensatz zu allen andern Mövchenarten. Die Farbenscala des Italienischen Mövchens ist eine reiche, sie repräsentirt, außer allen möglichen Nüancen, die bei Tauben überhaupt vorkommenden Hauptfarben. Roth und Schwarz erscheint in der Regel matt oder nicht rein und scharf ausgeprägt, gelbe Mövchen sind zwar selten, jedoch ziemlich rein in Farbe, die weißen sind, was Typus anbelangt, mittelmäßig. Die blauen Italiener sind gewöhnlich fein, die Milchblauen (lapis) unvergleichlich schön und brillant. Neben diesen besteht noch ein Farbenschlag, der von ganz eigenthümlicher Farben-Composition ist, nämlich die Milchblauen mit schwarzgetüpften Flügeldecken.



Italienische Mövchen, gezeichnet nach lebenden Modellen im Besitze des Herrn Professor Dr. J. von Rozwadowski in Krakau.

Die Italienischen Mövchen sind robuste, genügsame Tauben, die unser rauhes Klima vortrefflich ertragen und allen Züchtern bestens zu empfehlen sind. Eine außerordentlich eingehende, interessante Schilderung dieser Raçe aus der Feder des scharfsinnigen Beobachters, Professor Dr. Josef von Rozwadowski in Krakau, findet sich in der „Allgemeinen Geflügel-Zeitung" 1883 No. 7 u. flgde.

g) Das Chinesische oder Backenbart-Mövchen. — C. bubo media.

Den Namen hat dieses Mövchen von dem Französischen Taubenzüchter J. Destriveaux in Paris, der zuerst als Verkäufer dieser Varietät in Deutschland bekannt wurde. Ueber die Heimath der Taube herrscht bis heute noch ein gewisses Dunkel, nur soviel habe ich

feststellen können, daß zu Anfang der fünfziger Jahre die aus Mittelafrika kommenden Schiffe eine ganze Anzahl dieser Thiere in blauer Farbe nach Tilsit und Memel brachten, und zwar in so vorzüglicher Federstructur, wie sie jetzt nur selten noch vorkommen. Von hier aus kamen mehrere Paare nach Süddeutschland, und einige Jahre später tauchten sie in Paris unter der Bezeichnung „Chinesische Mövchen" wieder auf. Diese Mövchenvarietät ist in unserm Klima in der Zucht viel lohnender als das Aegyptische Mövchen. Sie brüten fleißig, wenn auch nicht immer mit Erfolg, namentlich wirken kalte Nächte auf die junge Brut. Der ganze Habitus dieser Taube ist ein ziemlich edler, der Kopf ist schön geformt, die Brust ist voll, der Hals kräftig, die Augen groß, die Iris orangefarben und sehr lebhaft, Schnabel kurz und der Grundfarbe des Gefieders entsprechend. Die Schwingen reichen bis 12 mm vom Schwanzende; Lauf und Zehen sind kurz und glatt. Das ächte, ursprüngliche Backenbart-Mövchen bietet nach Prof. Rozwadowski folgendes Schema:

Schnabellänge bis zur Stirn 1,0 bis 1,2 cm; desgl. bis Mundwinkel 1,5 cm; desgl. bis Augenmitte 2,8 cm; desgl. durchs Auge bis Genick 4,5 cm; Kopfumfang (unter dem Kinn über dem Scheitel gemessen) 8,5 cm; Höhe der Cravatte von außen (von der Wurzel der ersten Federreihe bis zur Cravattenspitze in der Mitte einer Cravattenhälfte gemessen) 2,5 cm; Höhe der Cravatte von innen 1,2 cm; Länge einer Cravattenhälfte (von der Cravatteneinkerbung unter dem Kinn bis Endwirbel gemessen) 3,5 cm; Länge der Einkerbung unter dem Kinn 1,0 cm; Umfang der ganzen Cravatte 8,0 cm; Länge der Bruststructur vom Niveau der Cravattenkerbe bis zur Rosettenlinie in ihrer Mitte 5,8 cm; Breite der Bruststructur knapp über den Buffen 8,0 cm; Bruststructur über und bis zu den Buffenenden 12,5 bis 15,0 cm; Schwanzlänge 12,2 cm; Flügellänge 27,5 cm; Totallänge 30,0 cm; Klafterweite 61,0 cm.

Charakteristisch in erster Linie ist die Cravatte, die ganze Front der krausen Oberbrust und des Oberhalses, wie zuletzt der durch die Vollkommenheit der Rosette bedingte Federring an dem unteren Nacken, d. h. an der Berührungs- oder Scheidelinie von Hals und Rumpf.

Die Cravatte, diese herrliche und am meisten eigenthümliche Zierde des krausen Halses, bildet ein förmliches Futteral für den schön geformten Kopf und ist so zu sagen die Krone der ganzen Structur. Sie bildet Abschluß und Verzweigung des obersten Theiles der Halskrause nach beiden Seiten des Vorderkopfes hin und besteht aus mehreren Federreihen, welche 25—30 mm unter dem Schnabel ihre Wurzel haben und von dort aus nach aufwärts gerichtet, die ganze Front des Kopfes in schöner Rundung umfassen. Betrachtet man diesen schönen Schmuck des Thieres genau, so ergeben sich dabei drei wesentliche Federpartien, die eine gute Cravatte bilden und bilden sollen; dahin gehört erstens der Cravattenansatz, der knapp unter dem Kinn des Thieres zu liegen kommt und gleichsam eine Einbuchtung in der Cravatte bildet, da das Gefieder hier kürzer als wie an der Cravatte selbst erscheint



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

CHINESISCHE MÖVCHEN.

(C. bubo media.)

(Züchter: Herr Professor Dr. J. von Rozwadowski-Krakau.)



und die Einkerbung, Mund und Schnabel des Thieres, zumal in gedrückter, ruhender und nachdenklicher Stellung in sich aufnimmt. Die Fortsetzung dieses Theiles ist die Cravatte selbst, die je höher, dichter und anliegender, desto besser ist, und zuletzt der Cravattenschluß, d. h. die Gefiederpartie, die den Uebergang der aufrechtstehenden Cravattenstructur zu dem abwärts laufenden Gefieder des Hinterkopfes und oberen Nackens bildet; je regelmäßiger und gelinder diese Vermittelung, desto schöner die ganze Erscheinung. Fassen wir also die Anforderungen, die an eine gute Cravatte gestellt werden sollen, zusammen, so ergibt sich Folgendes: die Cravatte soll hoch, massiv, eng anliegend mit regelmäßigem Ansatz beginnen und in einer schönen Schlußscheitelung endigen. Ist sie, zumal in den zunächst genannten drei Punkten anders, so ist sie mangelhaft und nicht standardgemäß.



Chinesisches Mövchen (Brust- und Halbstructur). Zeichnung von H. Dietz.

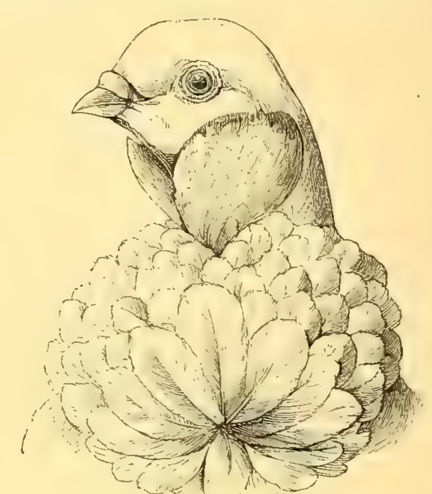
Bei einer guten „Krausen-Brust" darf kein Federbüschel, ja keine einzige Feder nach unten, sondern das gesammte Vorderhals- und Oberbrust-Gefieder muß nothwendig nach oben und nach beiden Seiten des Halses gehen; je mehr Neigung nach oben, desto besser das Mövchen, und darunter am besten jene Individuen, bei denen in etwas aufgeregtem Zustande Cravatte und Bruststructur wie aus einem Stück gegossen, einerseits durch den aus der Cravatte wie aus einem Blumenkelche der Fruchtknoten sich hervorhebende Kopf, andererseits durch die Rosettenlinie begrenzt, erscheinen.

Die Rosette wird durch eine strengmarkirte Linie gebildet, die von Flügelbug zu Flügelbug reicht und die Grenze zwischen der ganzen Structur und der übrigen normalen Befiederung der unteren Brusthälfte bildet. Nur bei ganz vollkommener Rosette, wenn sie

also in Form einer streng markirenden Linie auftritt, ist der Federring am untern Nacken (Buffen) in vollkommener Form möglich, denn dann gewiß recht federreich, genügend lang und nicht blos in gedrückter, sondern auch in ganz normaler Lage sichtbar. Die ganze vorstehend beschriebene Federstructur kann man sehr gut bei ihrer Entstehung beobachten. Besonders die quer über die Brust laufenden Federreihen zeigen sich bereits bei Jungen nach den ersten 14 Tagen; um dieselbe Zeit auch die an beiden Enden dieser Reihen, vor der Achselhöhle sich bildenden Federwirbel. Letztere tragen viel zur Bildung der Buffen bei. Man kann also schon bei sehr jungen Thieren Schlüsse über ihre zukünftige Vollkommenheit ziehen; zur vollständigen Gewißheit gelangt man jedoch erst, wenn die Taube die erste Mauser beendigt hat.



Chines. Mövchen, nach der Photographie der ersten Nachzucht des ersten nach Deutschland importirten Zuchtpaares gezeichnet.



Modell eines echten reinraçigen Chines. Prototyp-Mövchens.

Bei einer so complicirten Federstructur fehlt es natürlich auch nicht an Mängeln; ja diese sind so häufig, daß sie die Regel bilden und unter 100 Tauben sich kaum eine befindet, die allen Anforderungen entspricht. Dem ungeachtet ist die beschriebene und auf der Zeichnung dargestellte Federbildung kein Ideal, das unerreichbar wäre, denn es kommt jeder der einzelnen Theile häufig in größter Vollkommenheit vereinzelt vor, die Seltenheit besteht vielmehr im Mangel des gemeinsamen Auftretens. Als Hauptfehler werden angesehen, wenn einer der drei Theile gänzlich fehlt, was häufig der Fall ist. Besonders ist dies die Rosette; Cravatte und Jabôt sind gut, Rosette aber ist nicht vorhanden. Es kommt sogar vor, daß neben der Rosette auch der Jabôt fehlt und nur die Cravatte da ist, oder diese und die Rosette fehlen und der Jabôt ist geblieben, womit wir wieder zum gewöhnlichen Jabôt zurückgekehrt sind. Es sind dies alles Fehler, die sofort in die Augen springen.





Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

AEGYPTISCHE (TUNIS-) MÖVCHEN.

(C. bubo nominata.)

(Züchter: Herr Professor Dr. J. von Rozwadowski-Krakau.)

Weniger auffallend, aber dennoch ein Fehler ist Einseitigkeit der einzelnen Theile. Jeder derselben kann auf der einen Seite gut, auf der andern schlecht sein. Am häufigsten ist dies wiederum bei der Rosette der Fall, weniger sichtbar ist es am Jabôt, selten bei der Cravatte. Dagegen tritt bei dieser ein anderer Fehler sehr häufig auf, oft nur auf einer Seite, ebenso oft aber auch auf zwei Seiten, nämlich Unterbrechung der Scheitelung. Die regelmäßige Theilung der Federn läuft nicht bis zum Ohre, sondern hört früher auf, aber am Ohre kommt sie nochmals, wenn auch nur verkümmert zum Vorschein. Die Taube sieht dann aus, als wenn sie zwei abstehende Ohren besäße. Noch ein Fall macht sich bemerkbar, der, wenn auch nicht als Fehler, doch auch nicht als schön angesehen werden kann, nämlich wenn die Cravatte zu weit nach hinten läuft. Die Bildung gleicht dann beinahe einer unvollkommenen Spitzhaube und läßt die Taube langköpfig erscheinen. Diese Unschönheit entsteht meist dadurch, daß die Scheitel der Cravatte nicht mit kleinen Wirbeln endigen.

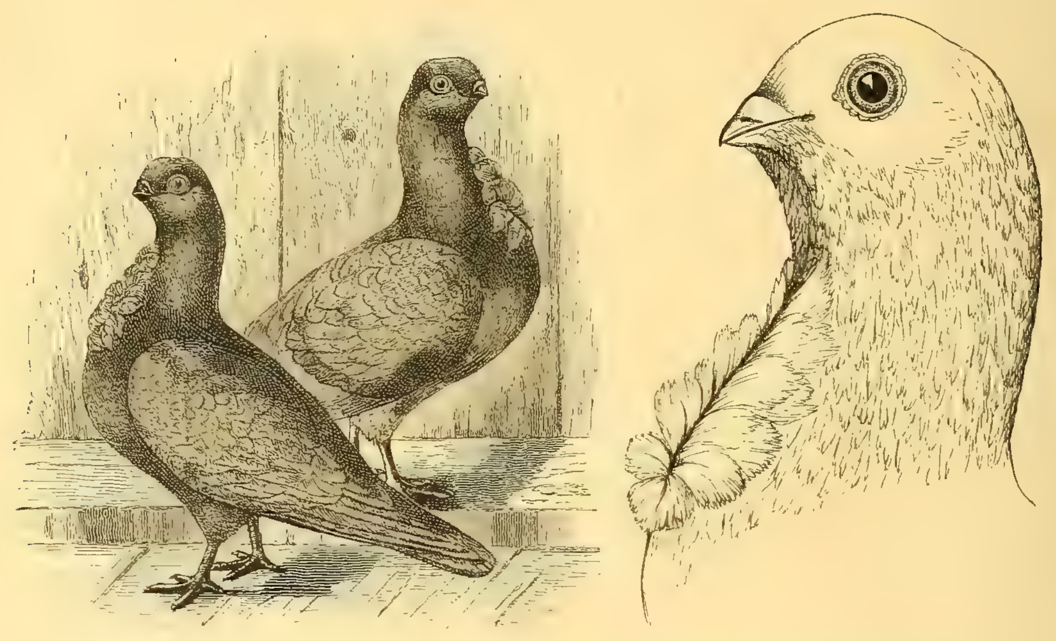
Die blauen Chinesen tragen alle charakteristischen Punkte am ausgeprägtesten zur Schau, sie sind jedoch, ebenso wie die Weißen heute sehr selten geworden. Die Schwarzen, Rothen und Gelben sind Producte künstlicher Zucht und lassen mehr denn zu viel zu wünschen übrig, ebenso die Silberfahlen. In Zeichnung sind sie nur in Weiß mit schwarzem Schwanze und mit guter Federstructur vorhanden; Geschildete hat man durch Kreuzung zu erzielen gestrebt, ist aber noch zu keinem befriedigenden Resultat gelangt. Das Chinesische Mövchen bietet deshalb für den ausdauernden Züchter noch ein weites und lohnendes Feld der Thätigkeit. Das Ziel muß vor Allem darauf gerichtet sein, edle Figur und schönen Kopf mit der vollkommensten Krause zu vereinigen. Dann können auch Versuche zur Vermehrung und Besserung der Farbenschläge und Uebertragung von Zeichnungen anderer Mövchenvarietäten versucht werden.

h) Das Aegyptische Mövchen. — C. bubo nominata.

Form und Farbe, der Gesammteindruck und die geringsten Details an und für sich, wie auch im Vergleich mit allen übrigen bestgeformten Raçen sind es, die dieses Mövchen zum schönsten, vollkommensten, idealsten Taubengebilde machen. Gleichzeitig mit dem Chinesischen Mövchen kam es Anfangs der fünfziger Jahre nach England und von da nach Deutschland, Altenburg war daselbst die erste Stadt, die in ihrem Ausstellungs-Katalog diese Raçe aufführte.

Das Aegyptische Mövchen ist von zierlichem, etwas stämmigen Körperbau, kurzem Leibe und stolzer, aufgerichteter Haltung. Diese wird bedingt durch edle Haltung des Halses (dem Längenverhältnisse des Leibes entsprechend), breite, stark gewölbte Brust, gute Condition, Jugend und Gesundheit des Thieres. Die Länge beträgt von der Schnabelspitze bis zum

Schwanzende 300 bis 350 mm, der glatte, würfelförmige Kopf ist groß, 80—88 mm (über Scheitel und Kinn gemessen), Gesichtslänge 35—40 mm, die Stirn breit und hoch, der Vorderschädel, durch die vorderen Augenwinkel begrenzt, muß fast so breit sein, wie die Linie des Hinterschädels, von dem einen hintern Augenwinkel bis zum andern. In der Mitte der Schädelplatte (Scheitel) und in der Gegend des Kopfabschlusses und Nackenanfangs treten je eine Vertiefung, das sogenannte „Grübchen" zum Vorschein, ein Punkt, der einerseits durch den spitzen Winkel des Hinterkopfdreiecks und andererseits durch die



Aegyptische Mövchen, gezeichnet nach lebenden Modellen im Besitze des Herrn Professor Dr. J. von Rozwadowski in Krakau.

Aegyptisches Mövchen. Zeichnung von H. Dietz.

Mündung der Halswirbelsäule in die am Hinterkopf befindliche Schädelöffnung gebildet wird. Fehlerhaft ist jeder Kopf, dem jene Charakteristika nicht anhaften (Kugelkopf, Gänsekopf). Der Schnabel ist von der etwas gebogenen Spitze bis zum Mundwinkel 10—12 mm lang, von der Spitze bis zur Stirn 7½ mm, die Dicke vor der Nasenhaut 20 mm, die Stärke an der Wurzel (nicht die Nasenwarzen) gemessen 40 mm, die Schnabelhaut, namentlich im Alter, breit und kräftig und mit feinem Puder bedeckt. Das Auge ist groß und lebhaft, mit stark convexer Pupille, umgeben von einem weißen, 20—30 mm breiten Augenringe, die Iris richtet sich nach den allgemeinen Regeln, bei Schwarzen und Blauen ist sie orangefarbig, bei Weißen und Farbenschwänzigen braun. Die Brust



Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

ÄGYPTISCHES MÖVCHEN.

(C. bubo nominata.)



ist voll und breit, die Brustwölbung beträgt von Flügelbug zu Flügelbug 80—90 mm; Lauf und Zehen sind carminroth, kurz und glatt, die Schwingen reichen bis 15 mm vom Schwanzende. Das glatt und fest anliegende Gefieder ist zart und weich, die inneren Flügelfedern sind bei geschlossenen Flügeln dem Rücken zugekehrt, Schleppflügel sind ein Fehler. Der Hintertheil der Taube soll sich gegen den Schwanz zu verjüngen, wodurch sowohl die Kürze des Leibes, als auch die Wölbung der Brust noch mehr hervorgehoben wird. Das Gewicht beträgt 200—250 gr. Dicht unter dem Kinn anfangend hängt eine Hautfalte, Wamme genannt, die sich bis in den Jabôt erstreckt. An dem Punkte, wo dies der Fall ist, beginnt der Jabôt. Es ist, wie Dietz meint, anzunehmen, daß diese Hautfalte sich, wenn auch äußerlich nicht sichtbar, so doch als Muskel mit der Haut verbunden, bis zur Mitte der Brust herabzieht und hier das andere Ende, oder den anderen Anfang des Jabôt bildet. An diesem Muskel oder verlängerten Wamme stehen alle darauf wachsenden Federn in der entgegengesetzten Richtung wie gewöhnlich, also von unten nach oben gerichtet, wahrscheinlich von der Spannung, die der obere Theil der Wamme ausübt, entstanden und hervorgerufen. Da nun aber die Mittellinie der verlängert gedachten Wamme oder des Muskels gleichzeitig auch die Mittellinie ist, die das ganze Thier in zwei symmetrische Hälften theilt, so stehen die an dieser verlängerten Wamme aufwärts gerichteten Federn symmetrisch; d. h. sie können von der gedachten Mitte aus zu je 1, 2 oder 3 Reihen auf jeder Seite bestehen. Durch ihre eigne Schwere senken sich die längern dieser Federchen etwas nach außen und werden durch die symmetrische Scheitelung in diesem Bestreben noch mehr verstärkt. Unten, auf der Mitte der Brust, wo genau genommen der Jabôt entspringt, bildet sich dadurch, daß eben die eigentlichen Jabôtfedern nach oben, beziehungsweise seitwärts gerichtet sind, die übrigen Brustfedern aber nach unten abfallen, eine kleine Blöße, ein Wirbel (Rose). Oben aber, dicht unter der sichtbaren Wamme, wo die Federchen an und für sich schwächer werden, stauen sie sich, durch die vom obern Halse herabkommenden Federn auf, und drücken sich, von der Wammenfalte in zwei Theile getheilt, nach beiden Seiten. Die meisten Aegyptischen Mövchen leiden übrigens an Dürftigkeit des Jabôt. Auch in der Färbung sind sie arm. Die Farben, welche bis jetzt vorkommen, sind weiß, blau und schwarz, roth und gelb fehlen gänzlich. Die Zeichnung beschränkt sich auf blau oder schwarz gefärbten Schwanz bei weißem Körper. Die so Gezeichneten und die Schecken zählen im Körperbau die besten Exemplare, ihnen folgen die Blauen. Bei den Schwarzen, die rein ziemlich schwer zu beschaffen sind, ist vor Allem Eines zu bemerken, und zwar, daß es der härteste und somit am meisten acclimatationsfähige Farbenschlag ist. Um intensiv schwarze Thiere zu züchten, paare man rein Weiße mit dergleichen Schwarzen.

Die Blauen mit schwarzen Binden sind heutzutage bei uns ziemlich selten geworden und in feinster Qualität noch viel seltener als die Schwarzen; ihr häufigster Fehler ist der zu wenig compacte Körperbau. Weiße Bürzelfedern sind bei ihnen und ebenso bei den Schwarzen kein Fehler. Die Schwarz- und Blauschwänzigen sind in der Regel von gleicher Qualität wie die Weißen. Als größter Fehler gilt, wenn unter den gefärbten Steuerfedern weiße vorkommen, was am häufigsten die Eckfedern trifft und ein untrügliches Zeichen der Kreuzung mit rein Weißen ist; selten kommt auch ein ganz correcter Schwanzschnitt vor, da sowohl die Bürzelfedern, wie auch die untern Schwanzstützfedern mit Weiß vermischt erscheinen. Ein von unseren Züchtern wenig berücksichtigter Farbenschlag sind die bunten oder geschecften Aegypter, die meist alle nur erdenklichen Vorzüge in höchster Vollkommenheit in sich vereinigen: stolze, prachtvolle Figur, gedrungenen Bau, herrlichen Kopf und Schnabel, eine Brustwölbung von enormen Dimension 2c. Sie sollten auf Ausstellungen mit allen anderen reinen Farbenschlägen auf gleiche Linie gestellt und als diesen vollkommen ebenbürtig behandelt werden.

i) Die Satinetten, Blondinetten, Turbitins.

Sie sind von weit stärkerem, kräftigerem Körperbau als alle übrigen Mövenarten, haben befiederte Füße, Strümpfe, sind sowohl glattköpfig als auch spitzgehaubt, von vorzüglicher Haltung, und der Kopf übertrifft in der Form den aller anderen Mövenarten. Fulton sagt von ihm, daß er so ist, wie es der der Englischen Eulen sein sollte: der Schnabel kurz, stumpf und dick, der ganze Kopf klotzig und eckig, die Wamme und der Jabôt stark entwickelt, die Brust breit, gewölbt; der Hals schlank und elegant gebogen; die ganze Haltung hat etwas Keckes, Imponirendes. Aber trotz aller dieser Vorzüge des Körperbaues würde die Taube wohl kaum das Interesse der Liebhaber dauernd fesseln, wenn nicht gleichzeitig die seltensten und mannigfaltigsten Zeichnungen und Färbungen damit verbunden wären.

Es gibt Einfarbige (in vier oder fünf Grundfarben) mit weißen Binden oder geschuppten Flügeln; eben solche Geschildete desgleichen mit farbigen Schwänzen; desgleichen mit Schnippen und farbigen Backen und ganz Weiße mit farbigem Schwanze. Rechnet man dazu, daß jede Zeichnung, außer vielleicht der letzten, in verschiedenen Grundfarben, Schwarz, Roth, Gelb, Blau, Fahl auftritt, so kann man ermessen, wie reichhaltig ein Sortiment derartiger Tauben ist.

Betrachten wir zuerst die Geschildeten. Sie sollen nach dem Importeur und Hauptzüchter dieser Tauben in England, Mr. Carida, die Stammform sein, aus welcher die Einfarbigen durch Kreuzung hervorgegangen sind. Im Allgemeinen ist bei den Geschildeten neben dem Schild auch noch der Schwanz farbig, doch gibt es auch dergleichen ohne farbigen





Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

DAMASCENER TAUBE. (C. damascena.)
ENGLISCHE EULEN. (C. bubo major.)



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

BLONDINETTEN.

(C. stictae.)



Schwanz. H. Dietz erhielt solche bereits im Jahre 1849 von dem zu dieser Zeit hervorragendsten Züchter Süddeutschlands, Herrn Heinemann-Hanau, und züchtete sie 25 Jahre lang. Ich entnehme seiner, über die Türkischen, Asiatischen oder Smyrna Mövchen in der von mir herausgegebenen Zeitschrift „Columbia" 1880 No. 2 veröffentlichten Schilderung dieser Tauben Folgendes:

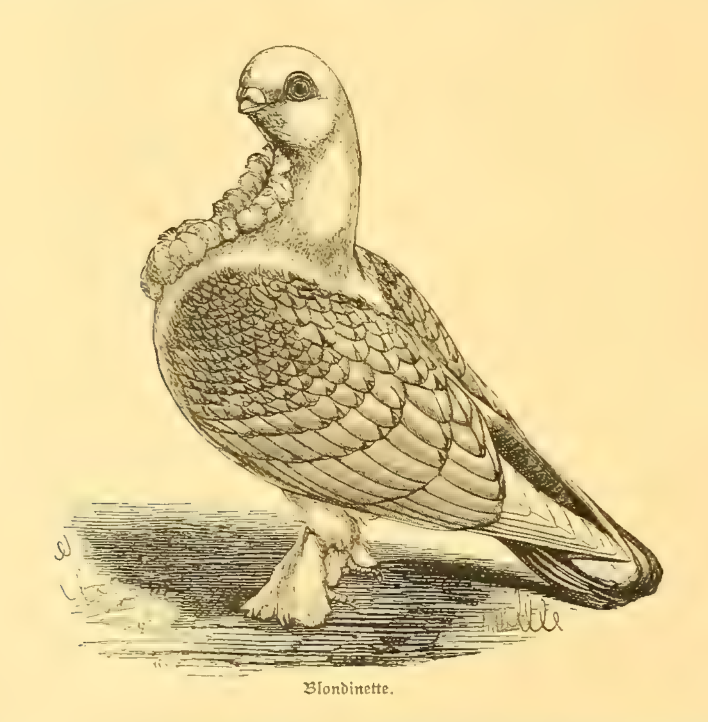
Bei den Geschildeten müssen wir die „Bluette" — Blauschild mit weißen Strichen — als Ausgangspunkt der anderen Schattirungen annehmen. Wie bei vielen blauen, weißgestreiften Tauben, finden wir hier ein außerordentlich klares, reines Blau vor, auf welchem die weißen Striche scharf ausgeprägt und nach hinten mit der bekannten schwarzen Säumung begrenzt sind. Die Schwanzbinde zeigt in der Mitte jeder Feder einen weißen Fleck, der gleich den Flügelbinden schwarz gesäumt ist. Ebenso wie die blaue Farbe bei allen Tauben variirt, so auch hier. Geht sie in Silberfahl über, wobei selbstverständlich die weißen Striche und die weiße Schwanzbinde bleiben müssen, so heißt die Taube „Silverette" — Silberschild. Arten aber die weißen Striche in weiße Schuppen aus, wie bei der Eistaube, der Flügeltaube und der Pfaffentaube, so heißt eine solche Taube „Brünette", wenn sie auf fahlem Grund, und „Satinette" wenn sie auf blauem Grund weißgeschuppt ist. Der Zwischen- oder Uebergangston von schwarzen zu weißen Strichen, Rostgelb, ist auch hier, sowohl bei den Gestreiften als Geschuppten, in geringerem oder stärkerem Grade vorhanden.

Es ist einleuchtend, daß bei so complicirter Zeichnung und Färbung der Fehler und Mängel leicht mehr sein können als der guten Eigenschaften. Man darf sich durch die Bilder in den Englischen Werken nicht täuschen lassen und glauben, es gebe viele solcher Tauben, wie Ludlow sie z. B. abbildet. Abgesehen von den Körperformen ist schon die einfache Schild- und Schwanzzeichnung von Bedeutung. An den Schild sind die allgemeinen Anforderungen zu stellen: gleichviele weiße Schwingen, auf jeder Seite 8—10, gedeckt durch die farbigen Daumenfedern, desgleichen gelten die allgemeinen Regeln für die Abzeichnung des Schwanzes. Bei der Bluette und Satinette mag schwarze Säumung der Flügel- und Schwanzbinde wohl häufiger vorhanden sein, bei der Silverette und Brünette bleibt diese sicher nur ein frommer Wunsch. Je weniger aber schwarze Färbung vorhanden, desto stärker tritt der rostgelbe Zwischenton auf, und um so verschwommener zeigen sich die Schuppen. Auch die gleichmäßige Vertheilung dieser über den ganzen Schild, ist, wie bei allen Schuppflügeln zu berücksichtigen.

Weniger difficil in der Zeichnung als die Geschildeten, sind die Einfarbigen „Blondinetten". Sie erscheinen in den Farben Blau, Schwarz und Roth, mit weißen, beziehungsweise rothgelben Schuppen oder Strichen. Auch diese Zeichnung ist von einer blauen, weißgestreiften Taube ausgegangen, deren Striche sich in Schuppen verwandelt und deren

Farbe in andere Farben variirt hat. Der rothgelbe oder rothe Zwischenton spielt auch hier eine Rolle, indem er bald stärker, bald schwächer auftritt und so verschiedene Färbungen hervorbringt. Die Schwarzen sind bei allen Farben von der Schuppenbildung gleichfalls ergriffen, sie sind weiß und mit der Grundfarbe gerändert.

Wie alle Weißschuppenzeichnung sich auf blauem Grunde am besten macht, weil vier Farben, Blau, Weiß, Rothgelb und Schwarz zusammenwirken, so auch bei den Blondinetten. Die Blaugrundige ist die schönste. Dieser folgt die Schwarzgrundige, bei welcher Schwarz, Rothgelb und Weiß, mitunter auch nur Schwarz und Weiß auftreten, und schließlich die



Blondinette.

Rothgrundige „Braunkupfer", bei welcher ein schmutziges Rothgelb am Rande des hellen Grundes der einzelnen Feder sitzt.

Eine weitere Zeichnung des Türkischen Mövchens liefern die „Turbitins" (Schnippen- oder Backen-Mövchen). Diese haben neben der reinen Schildzeichnung in den vier Hauptfarben, auch noch eine farbige Schnippe über der Nasenwurzel und, durch die weiße Grundfarbe getrennt von dieser, farbige Backen. Die Schnippenform entspricht etwa derjenigen der Schnippen- oder Maskentaube, sie muß scharf und regelmäßig abgerundet und nicht melirt sein. Die Backenform soll mit der Verlängerungslinie der Schnabelspalte nach oben abschneiden, nach unten eine Bogenlinie bilden und beide Backen durch die weiße Grundfarbe,

die vom Kinn ausläuft, getrennt sein. Diese Zeichnung wird wohl stets nur frommer Wunsch bleiben, denn ich wage fest zu behaupten, daß es wohl schwerlich eine solche rein gezeichnete Taube gibt.

Die Farbe der Augen und des Schnabels entspricht in der ganzen Abtheilung den durch die Farbe des Gefieders bedingten Regeln.

Seidenhaar-Tauben.

Seidenhaarig nennt man eine Taube, wenn die Fahnen ihrer einzelnen Federn nicht geschlossen sind, kein zusammenhängendes Ganze bilden, sondern zerschlissen, die einzelnen Fahnen der Federn von einander getrennt sind. Diese Abnormität scheint davon herzurühren, daß die an den Fahnen befindlichen Häkchen zu lang geworden sind, deshalb nicht ineinander greifen können, und die einzelnen Fasern sich nicht mehr zu dem Ganzen verbinden, welches man Fahne nennt. Die Federn der Seidenhaartauben sind breit, besonders die Innenfahne der im Kiel gekrümmten zweiten Schwingen so breit und zerschlissen zugleich, daß sie den Unterrücken überragen und ihn locker und faserig erscheinen lassen. Die Fahnen der übrigen Schwingen und der Schwanzfedern sind etwas seitlich nach oben gerichtet und gleichfalls zerschlissen. Die kleineren Federn am übrigen Körper liegen gewellt und dachziegelartig übereinander, sind sehr weich, zart und seidenartig zerschlissen, das gesammte Gefieder endlich ziemlich voll und dichtstehend. Natürlich macht eine solche Schwingenbildung das Fliegen unmöglich, was man bei den Einrichtungen für diese zärtlichen Tauben nicht außer Acht lassen darf.

Die seidenhaarigen Tauben, sind wie alles Strupp- und Lockengeflügel, das Product einer Ausartung der Federstructur, deren Eigenthümlichkeiten offenbar durch menschliche, vielleicht auch natürliche Züchtung bewahrt, weiter ausgebildet und fixirt worden sind.

F. Fürer beschreibt in der „Korth'schen Tauben-Zeitung" eine Gemeine und eine halbpfauschwänzige Seidenhaartaube. Dietz dagegen kennt noch mindestens ein halbes Dutzend andere, in Triest heimische Seidenhaartauben der verschiedensten Raçen. Theils sind sie weiß, theils scheckig; groß oder klein, mit Federfüßen und mit Haube, oder ohne beides. Er selbst besaß während einiger Jahre Seidenpfauen, worunter eine mit 32 Schwanzfedern, neben andern mit nur 20. Ein Paar zeugte gleichzeitig immer ein glattfederiges Junge neben einem seidenhaarigen. Destriveaux-Paris offerirte ihm einmal ein Paar seidenhaarige Tümmler.

Aus alledem geht hervor, daß das Haargefieder keine Eigenthümlichkeit nur einer Art ist, sondern daß es bei den verschiedensten Arten, sowohl Tauben, Hühnern, Gänsen 2c. auftreten kann. Demnach gehört dasselbe zu den allgemeinen Federstructuren und ist kein Merkmal, um eine Art zu charakterisiren.

IV. Gruppe.

Tauben, die sich durch den Bau des Körpers kennzeichnen.
(Form- oder Gestalt-Tauben.)

Diese Gruppe zerfällt in mehrere Abtheilungen, die unter sich ebensowenig Gemeinschaft haben, wie die einzelnen Repräsentanten der vorangegangenen; doch während diese stets nur vereinzelt stehen, zerfallen die Abtheilungen dieser Gruppe wiederum in eine größere Anzahl von Unterabtheilungen, Raçen und Arten. Es gehören hierher die Huhntauben, die Türkischen oder Orientalischen Tauben und die Kröpfer.

I. Abtheilung.

A. Die Huhntauben. — C. Gallinariae s. Brevicaudatae.

Die unterscheidenden Kennzeichen der Huhntauben sind (nach Stefan Freiherr von Washington auf Schloß Poels in Steiermark, dem Verfasser der Abtheilung „Huhntauben" dieses Werkes) folgende:

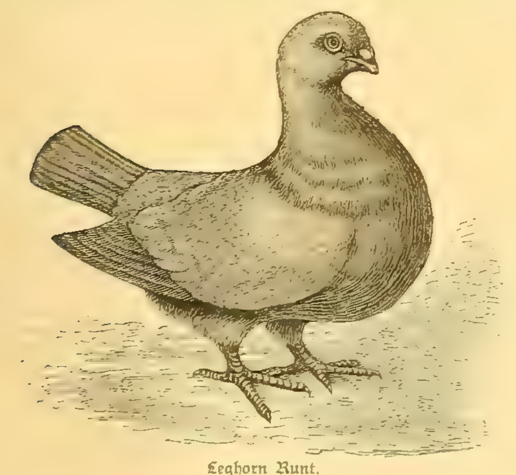
Schnabel: Verhältnißmäßig kurz oder sehr kurz, kräftig und wenig gebogen. Nasenwulst: Gut entwickelt, nie carunculirt. Kopf: Meist lang, schmal und spitz zulaufend, in der Regel sehr schwach gewölbt, stets unbehaubt. Auge: Tiefliegend, verhältnißmäßig klein, Augenringe meist etwas aufgeschwollen. Hals: Ungewöhnlich lang, kräftig, mehr oder weniger Sförmig gebogen. Rumpf: Groß oder sehr groß, abgerundet, kurz und gedrungen. Flügel: Verhältnißmäßig klein, aber sehr kräftig. Schwingen: Kurz und spitz zulaufend. Bürzel: Aufgestülpt. Schwanz: Ungemein kurz und klein, wie gestutzt aussehend, aufrecht oder erhaben getragen. Steiß: Dicht mit Flaum besetzt. Beine: Hoch, sehr starkknochig und weit auseinanderstehend. Haltung und Bewegung: Huhnähnlich.

Die Familie der Huhntauben zählt nur wenige Vertreter, dessenungeachtet hat ihre geringe Anzahl den Fachschriftstellern faßt aller Zeiten, namentlich hinsichtlich ihrer systematischen Stellung, viel zu schaffen gemacht. Die nahe Verwandtschaft der Huhntauben mit mehreren, sehr verschiedenartigen Raçen, die herrschende Unkenntniß über ihre Herkunft und Abstammung, bezüglich welcher erst in neuester Zeit etwas Näheres bekannt wurde, endlich auch wohl ihre im Allgemeinen nur sehr geringe Verbreitung: All' dies hat dazu beigetragen, die Anschauungen über diese eigenartige Taubengruppe auf Abwege zu führen

und eine Verwirrung in der Nomenclatur derselben hervorzurufen, welche in der gesammten Peristerologie kaum ihres Gleichen hat. Es wird daher zunächst meine Aufgabe sein, zu untersuchen, in welchem Zusammenhange die vielen und vermeintlich verschiedenartigen Huhntaubenformen, denen wir in der Fachliteratur begegnen, zu einander stehen, um dann das Resultat dieser Untersuchung in einer Neugestaltung der Systematisirung unserer Taubengruppe zum Ausdrucke zu bringen. Da diese, dem Stande unserer heutigen Kenntniß der Huhntauben entsprechende Eintheilung, durch Aufstellung neuer oder vielmehr bislang noch nicht unterschiedener und andererseits durch die Weglassung irrthümlich für distinct gehaltener Unterraçen respective Varietäten mit der bisher gangbaren Classificirung nothwendiger Weise im Widerspruche stehen muß, so ist es unerläßlich, die vorgenommenen Neuerungen unter Vorführung der Ergebnisse eines eingehenden Quellenstudiums dieses Gegenstandes sowie anderer Zeugnisse zu begründen, und wenngleich hierzu die Geduld des Lesers einigermaßen in Anspruch genommen werden muß, so ist doch anzunehmen, daß Derjenige, welcher sich für den Gegenstand überhaupt interessirt, die kleine Mühe, den Ausführungen seine Aufmerksamkeit zu schenken, nicht scheuen wird, um ermessen zu können, ob und inwieweit die neue Gliederung der Gruppe gerechtfertigt erscheint oder nicht.

Die Entstehung der Huhntauben.

Auf welche Weise der Typus einer Huhntaube zur Existenz gebracht wurde, darüber können selbstverständlich nur Hypothesen bestehen. Um aber dem alten Spruche: »Omne ex ovo« zu genügen, sei es gestattet, vor Besprechung der einzelnen Mitglieder der uns hier beschäftigenden Gruppe einige Worte über jenes Thema vorauszuschicken. Charles Darwin*) stellt die Huhntauben (deren er drei citirt) auf seiner Abstammungstafel der domesticirten Taubenraçen in die Gruppe II, welcher seiner Darstellung zufolge in drei Hauptraçen (Carriers, Runts und Barbs) zerfällt. Die zweite Hauptraçe, die Runts oder Großtauben, theilt Darwin wiederum in fünf Unterraçen, deren eine durch eine Huhntaube (den Tronfo) gebildet wird. Unter diese Unterraçe stellt er eine andere Taube derselben Familie (den Leghorn Runt) als Varietät, während die dritte von Darwin angeführte Huhntaube (Florentiner)


Leghorn Runt.

*) Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation. Band 1, pag. 150, 158 u. f.

als Varietät einer ganz anderen Unterrace, dem Scanderoon der älteren Englischen Autoren (i. e. Französische Bagdette der Deutschen Schriftsteller) zugetheilt ist. Aus der den Huhntauben eingeräumten Stellung ist ersichtlich, daß Darwin dieselben mit Bagdetten und Runts (Römische und Spanische Taube) für nächstverwandt hält und ihre Abstammung ausschließlich aus den Vorfahren dieser letzteren Taubenformen herzuleiten sich bemüht. Obgleich nur eine gewisse Verwandtschaft zwischen jenen Raçen und mehreren unserer modernen Huhntauben kaum geleugnet werden kann, glaube ich doch, daß die Entstehung derselben eher in folgender Weise erklärt werden muß.

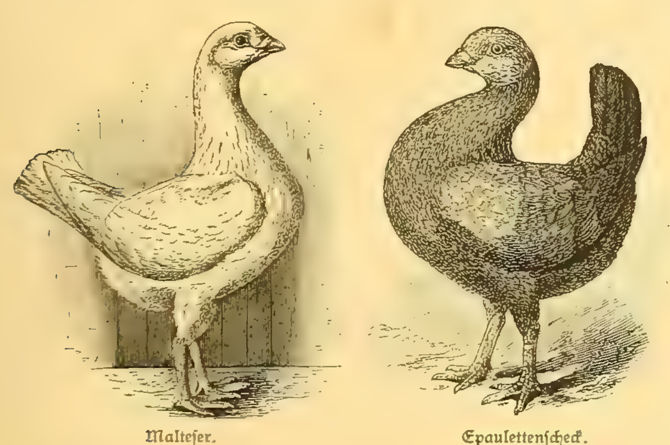
Als Urtypus der gesammten Familie darf die in Indien, vorzugsweise in Birma, sich findende (und daher in England „burmese pigeon" genannte) Huhntaube betrachtet werden. Dieselbe kann nicht kürzer und zugleich treffender charakterisirt werden, als eine vergrößerte, schmalschwänzige Pfautaube. Die Aehnlichkeit in der Kopfbildung, dem Bau des Halses, der Kürze des Rumpfes und des Großgefieders, ferner die, beiden Raçen gleicheigenthümliche Bildung des Bürzels und die infolge dessen aufrechte Stellung des Schwanzes, sowie die merkwürdige Art der Haltung u. A. m. hat schon Dr. E. Baldamus veranlaßt, in seinem „Illustrirten Handbuch der Federviehzucht" auf eine nahe Verwandtschaft beider Raçen hinzuweisen. Da nun Indien, die Geburtsstätte so vieler eigenartiger Taubenformen, auch zugleich als die Heimath der Pfautaube anzusehen ist, so halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß wir in der Birmanischen Huhntaube eine in der Entwicklung zur Pfautaube begriffene und in diesem Entwicklungsstadium fixirte Zuchtform vor uns haben. Für diese Ansicht spricht, wie ich glaube, u. A. besonders auch der Umstand, daß die auf einer niedrigeren Veredelungsstufe, als die gewöhnliche Indische, stehende Javanische Pfautaube mit schwach ausgebildetem, oft blos 14federigem und wenig erhobenem radförmigen Schwanze eine ganz ähnliche Zeichnung trägt, wie jene, welcher unter allen bisher bekannten Raçen oder Varietäten einzig und allein der Birmanischen Huhntaube (resp. deren Europäischen Vertreter) zukommt.*)

Es läßt sich aus dieser Thatsache der Schluß ziehen, daß, während einige Individuen jener Halbpfautauben i. e. Huhntaube ihre Charaktere mit der Zeit mehr und mehr entwickelten und so zuerst die Javanische und schließlich die gewöhnliche Indische Pfautaube produzirten, andere dagegen dieselben constant vererbten und — einige geringfügige Modificationen ausgenommen — bis auf unsere Tage überlieferten. Nachdem einmal die

*) Mr. Alfred May-Robertson schrieb mir aus Calcutta, daß er auf seinen Reisen verschiedene Male Javanische Pfautauben zu sehen Gelegenheit hatte; die meisten Exemplare waren blau und schwarz gescheckt und trugen einige Flecke von weißer Farbe am Hinterkopfe und beiden Schultern; zwei andere hatten die Färbung von 3jährigen Almonds.

Grundform einer Huhntaube geschaffen war, mögen sich im Laufe der Zeiten so manche Varietäten derselben gebildet haben, welche entweder wieder verschwanden oder noch heute in irgend welchem entlegenen Erdenwinkel ihrer „Entdeckung", wenn man so sagen darf, harren. Thatsächlich ist auch eine Varietät in allerneuester Zeit erst an's Licht gezogen worden und auf die Auffindung derselben stützt sich, wie ich vorausschicke, die veränderte Eintheilung der Huhntauben in dieser Abhandlung.

Die Unterschiede in der Figur und Färbung, welche zwischen unseren modernen Huhntaubenformen, der großen Maltesertaube und den sogenannten Epaulettenschecken, welche bisher als Spielarten einer und derselben Varietät galten, bestehen, bewogen mich, das Verhältniß, in welchem beide Formen zu einander stehen, einer genauen Prüfung zu unterziehen. Nachdem ich gefunden hatte, daß sich die Malteser nicht allein durch besondere Eigenthümlichkeiten der äußeren Gestaltung und Färbung, sondern selbst durch nicht unbedeutende osteologische Verschiedenheiten*) von den Epaulettenschecken unterscheiden, glaubte ich mit einiger Berechtigung annehmen zu dürfen, daß die als Farbenvarietät der Malteser betrachteten Epaulettenschecken eine besondere Varietät für sich bildeten. Um ganz sicher zu gehen, habe ich auch über die sich in Indien vorfindenden Huhntauben Näheres zu erfahren gesucht, namentlich darüber, ob sie insgesammt blos einer einzigen Varietät angehören. Mr. John Baily in London berichtete mir über die in Birma vorkommende Huhntaube, daß sie (wie unsere Epaulettenschecken) stets mit weißer Kopf- und Flügelzeichnung auf meist blauer oder schwarzer Grundfarbe gefunden würde, in ihrer Heimath bereits sehr rar und seiner Ansicht nach mit der (continentalen) Maltesertaube nicht identisch sei. Seither



Malteser. Epaulettenscheck.

*) Dieselben bestehen kurz in Folgendem: Bei Maltesern ist das Sternum auffallend verlängert, beinahe in dem Grade wie bei den Bagdetten, bei Epaulettenschecken ist es von normaler Länge; die Aeste der Furkula stehen bei Maltesern bedeutend weiter auseinander als bei Epaulettenschecken. An Kreuzbeinwirbeln zählte ich bei den Malteserskeletten 12, bei denen der Epaulettenschecken 11 (die Col. livia L. besitzt 12). Die Schwanzwirbel erreichten bei den Maltesern die Zahl 8, die Epaulettenschecken zeigten (wie Col. Livia) nur 7. Die Größe der einzelnen Knochen ist bei Maltesern eine bedeutend erheblichere als bei Epaulettenschecken.

habe ich Gelegenheit gehabt, mich durch eigene Anschauung davon zu überzeugen, daß diese Hinter-Indischen (Birmanischen) Huhntauben auf das Genaueste mit unseren Epaulettenschecken übereinstimmen, aber (wie diese) nicht mit unseren Maltesern. Herr Dr. Hanns Binder, welcher sich durch den Import vieler bisher unbekannter Geflügelvarietäten große Verdienste erworben hat, berücksichtigte in liebenswürdigster Weise meine Bitte, während seines Aufenthaltes in Indien über dort vorkommende Huhntauben Erkundigungen einzuziehen und gelang es seinen dankenswerthen Bemühungen in Erfahrung zu bringen, daß eine in Vorder-Indien gehaltene Huhntaube sich durch ihre besondere Größe und durch ihre (der Maltesertaube analoge) Gefiederfärbung auszeichne. Die mir von Mr. May-Robertson aus Calcutta zugekommenen weiteren Aufschlüsse über diese, von der Hinter-Indischen oder Birmanischen ganz verschiedenen Huhntaube lassen fast keinen Zweifel an der Identität der Vorder-Indischen und Maltesertaube mehr zu. Es bleibt nunmehr nur noch die Entscheidung der Frage übrig, in welchem Verhältnisse die beiden Indischen Huhntaubenformen zu einander stehen d. h., welche derselben als die ältere oder ursprünglichere aufzufassen ist — denn es ist unwahrscheinlich, daß sich beide selbstständig nebeneinander entwickelt haben sollten. Wie bereits angedeutet, glaube ich vielmehr die Birmanische Huhntaube als Urtypus der ganzen Gruppe ansehen zu müssen, aus welcher sich dann alle übrigen uns bekannten huhnartigen Tauben, sei es durch Variation innerhalb dieser Form selbst, sei es durch Kreuzung mit anderen Raçen gebildet haben mögen. Die Entstehung der modernen Huhntaubenschläge wird bei der nachfolgenden Beschreibung derselben näher ins Auge gefaßt werden.

---

1. Der Epaulettenscheck — C. albomaculata Washington.

Die unter diesem Namen bekannten Huhntauben werden gemeiniglich blos als eine Farbenvarietät der großen Maltesertaube angesehen; ich habe aber schon an anderer Stelle („Allgemeine Geflügel-Zeitung", Jahrgang VI., No. 17 und 18) diese Ansicht als irrthümlich nachgewiesen und sehe mich genöthigt, dieser Taube eine selbstständigere Stellung und zwar die einer Unterraçe der vorliegenden Gruppe zuzuerkennen. Die Begründung dieses Schrittes findet der Leser in dem vorstehenden Kapitel über die Entstehung der Huhntauben verzeichnet, in welchem das gegenseitige Verhältniß der in Indien vorkommenden Stammaeltern zweier unserer modernen Huhntaubenformen besprochen ward. Die Epaulettenschecken resp. die mit ihnen identischen Hinter-Indischen (Birmanischen) Huhntauben scheinen ziemlich früh nach Europa importirt worden zu sein, denn während Malteser und Florentiner erst in der Fachliteratur des vorigen Jahrhunderts erwähnt werden, läßt sich die vorliegende Unterraçe schon

aus der »Ornithologia Ulyssi Aldrovandi« vom Jahre 1600, als in Italien bekannt, nachweisen. Im genannten Werke befindet sich die Beschreibung und Abbildung einer Taube unter dem Namen „Tronfo", welche die Kennzeichen der huhnartigen Tauben wohl in unentwickelter, aber doch ganz unverkennbarer Weise an sich trägt, und vermöge der ihr eigenthümlichen Färbung und Zeichnung sich als zu den in Rede stehenden Unterarten gehörig, specificiren läßt.*)

Die Zeichnung des Tronfo ist nämlich genau dieselbe, wie die der Birmanischen Huhntaube und es ist bereits erwähnt, daß dieselbe unter allen bisher bekannten Taubenraçen allein bei eben jener Indischen Taube (und in etwas modificirter Weise bei der dieser nahverwandten Javanischen Pfautaube) zu finden ist.

Spätere Autoren, wie Willoughby, Johnston, Brisson u. A. wollen im Tronfo Aldrovandi die Römische Taube (oder auch die Spanische) erkennen, und die Englischen Fachschriftsteller wollen das Wort „Runt", welches vornehmlich zur Bezeichnung dieser beiden Raçen gebraucht wird, als aus der Bezeichnung „Tronfo" entstanden ableiten. Ohne mich in eine Discussion der ersteren Hypothese einzulassen, erinnere ich nur an den Umstand, daß die Abstammung der Römischen Taube sich viel leichter aus der, Aldrovandus gleichfalls bekannten, Campanischen Taube erklären läßt. Es könnte allenfalls auch der Einwurf gemacht werden, daß der Tronfo mit dem „Leghorn" der Englischen Peristerologen (welchen ich für einen wenig vervollkommneten Malteser halte) identisch sei. Dagegen spricht aber erstens die Art der Färbung beider Tauben, ferner auch die verschiedene Bildung des Kopfes, Schnabels und der Mangel jeglicher Carunculatur des Auges u. A. m.**) Die Birmanische Huhntaube tritt uns nach ihrer Verzeichnung in der Ornithologie vom Jahre 1600 durch Aldrovandus erst in einem der neueren Literatur zugehörigen Werke und zwar in Robert Fulton's bekanntem „Pigeon Book" wieder entgegen. In diesem Prachtwerke befindet sich neben einer ausführlichen Beschreibung der Taube auch ein vorzügliches Portrait eines aus Indien importirten Originalexemplares. Aus der Beschreibung, welche ebenso wie die Abbildung von dem ausgezeichneten Thiermaler Mr. J. W. Ludlow herrührt, geht hervor, daß in England über die systematische Stellung der einzelnen Huhntaubenformen die größt-

*) Aldrovandus beschreibt die Färbung des Tronfo auf pag. 462 (Tom. alter d. Ornith.) wie folgt: »Majore sui parte nigricabat, caput maculis albis, quas virides pennae percurrebant erat variegatum, mentum pariter insignem macula alba habebat, sub qua pennae prorsus erant amethystinae; alae insuper albis maculis respergebantur, remiges vero totae candidae......« Diese lichten, d. h. weißen Schwingen, welche der Tronfo besaß, kommen bei Epaulettenschecken heute noch öfters vor, werden aber als Fehler betrachtet und sind deshalb nicht beliebt.

**) Charles Darwin („Variiren der Thiere 2c.") hält den Leghorn Runt (Moore's) für eine Distinct-Varietät und ebenso den Tronfo (Aldrovandi).

möglichste Verwirrung herrscht und letzteren insgesammt, so verschiedenartig sie auch sein mögen, nur der Rang von Farbenvarietäten (Spielarten „Sports") einer den älteren Englischen Peristerologen als „Leghorn Runt" bekannten Huhntaube, auf welche ich noch zurückkommen werde, zugestanden wird. Da nun durch diese Auffassung die Birmanische Huhntaube der Florentinertaube (Col. brachyura Brm) und dem Malteser (Col. brevicauda) gleichgestellt wird, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die Burmese pigeon (Birm. T.) nicht allein den Namen Florentine pigeon führt, sondern auch zuweilen von Englischen Züchtern und Händlern als Maltese Runt bezeichnet wird. Die Unkenntniß, welche in England über die Huhntauben besteht, läßt sich darauf zurückführen, daß dieselben nur von sehr wenigen Liebhabern gehalten werden, da große Tauben überhaupt dort wenig beliebt sind. Ebensowenig wie Mr. Ludlow ist M. James C. Lyell*), dessen Werk übrigens zu den hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuen Fachliteratur zählt, über die Burmese pigeon im Klaren, und macht er u. A. die Bemerkung, daß er diese Bezeichnung für eine irrige und ungerechtfertigte halte. In der gesammten Deutschen Literatur wird der Birmanischen Huhntaube (resp. den Epaulettenschecken) mit keiner Silbe Erwähnung gethan. Trotzdem steht es fest, daß Letztere schon sehr lange Zeit, wenigstens in Oesterreich, bekannt sind. Wann und woher die Epaulettenschecken bei uns eingeführt wurden, kann ich mit Sicherheit nicht angeben; ältere Züchter dieser Tauben haben gegen mich die Bemerkung gemacht, daß sie in Linz schon im Anfang dieses Jahrhunderts gehalten und, einer Version zufolge, aus Tirol herübergebracht worden seien. Dies läßt sich mit meiner Vermuthung, daß die Epaulettenschecken ursprünglich von Italienischen Städten aus weiter verbreitet wurden, sehr wohl in Einklang bringen. Die Epaulettenschecken werden nämlich noch heute in Italien gefunden, denn Professor Paolo Bonizzi hatte die Güte, mir auf eine diesbezügliche Anfrage mitzutheilen, daß diese Taube in Modena angetroffen werde.**) Es ist schon mehrfach erwähnt worden, daß man fast überall die Ansicht hegt, daß die Epaulettenschecken eine Spielart der Malteser seien und ich habe bereits gezeigt, daß diese Anschauung auf irrthümliche Voraussetzungen beruht. Es ist noch nachzutragen, daß Linzer Züchter, welchen über die in Rede stehende Taube die competenteste Stimme zuerkannt werden muß, die Malteser von den Epaulettenschecken wohl unterscheiden; wie denn Erstere auch erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit in Linz und Oberösterreich überhaupt bekannt geworden sind.

---

*) »Fancy Pigeons« by James C. Lyell, London 1881, pag. 107—110. Lyell, welcher glaubt, daß die Huhntauben von den Mittelmeerküsten aus in Europa verbreitet worden seien, scheint von der Richtigkeit der Behauptung, daß sie ursprünglich aus dem Osten stammten, nicht überzeugt zu sein und daher die Bezeichnung Burmese pigeon für irrig zu halten.

**) Professor Bonizzi hält diese und andere Huhntauben als mit der Razza triganina (Modeneser Taube) für sehr nahe verwandt.

Dadurch, daß beide Tauben vielfach mit einander gekreuzt wurden, haben sowohl Malteser wie Epaulettenschecken von ihrer typischen Erscheinung viel verloren und es ist die höchste Zeit, die Trennung beider Formen auch praktisch durchzuführen, indem man denselben, wo immer dies nur möglich, auf Ausstellungen gesonderte Classen anweisen sollte, um die Reinzucht dieser so originell gestalteten Huhntauben zu unterstützen.

Standard für die Beurtheilung der Epaulettenschecken.

Schnabel: Kurz (nicht über 20 mm bis zum Mundwinkel gemessen), grade, Unterkiefer etwas schwächer als der Oberkiefer. Schnabelspitze sanft gebogen.

Schnabelwarze: Klein, schmal, nicht weit nach vorne reichend, zwischen Kopf und Schnabel eingeklemmt erscheinend; Oberfläche feingekörnt.

Kopf: Etwas gewölbt und abgerundet, überall nahezu gleich breit und nicht sehr lang; Kopf und Schnabel bilden mit einander einen stumpfen Winkel. Wangen: Flach und eingedrückt erscheinend. Kehle: Sehr stark eingebogen. Nacken: Stark und abgerundet. Haltung des Kopfes: Niedersichtig, d. h. unter der Horizontallinie getragen.

Augen: Tief im Kopfe liegend, nicht sehr groß und wenig voll.

Augenringe: Sehr schmal, nicht carunculirt und von Federn theilweise verdeckt.

Hals: Sehr lang, zum Kopfe hin sehr stark an Umfang verlierend, so daß der Oberhals schlank erscheint, überall schön rund. Kropf wenig vortretend. Haltung des Halses: Zusammengezogen, stark Sförmig gebogen und sehr weit nach rückwärts getragen, so daß der Kopf den Schwanz beinahe berührt.

Brust: Breit, voll, abgerundet und (nach Art der Pfautaube) vorgedrückt getragen.

Rücken: Breit, außerordentlich kurz, etwas gewölbt und zum Bürzel hin aufsteigend.

Bürzel: Etwas schmal und aufgestülpt.

Steiß: Flaumfedrig.

Flügel: Ziemlich klein aber kräftig, hoch und fest an den Leib gezogen, etwas gewölbt erscheinend. Schwingen: Ungemein kurz, spitz zulaufend und schmal, fest in der Befahnung, dicht geschlossen getragen. Haltung: Die Spitzen der Schwingen treffen über dem Schwanze zusammen.

Schwanz: Sehr klein, möglichst kurz und vollkommen geschlossen; Federrand: Wie abgeschnitten aussehend. Die einzelnen Steuerfedern: Sehr kurz und nahezu ganz gleichmäßig schmal befahnt. Haltung des Schwanzes: Ganz schmal zusammengezogen und so aufrecht als möglich, so daß der Schwanz mit dem Kopf und Hals fast in Berührung kommt.

Beine: Schenkel: Stark, lang, etwas gestreckt und außerhalb des Bauchgefieders

getragen. Läufe: Lang, starkknochig und möglichst breit beschuppt. Zehen: Kurz, kräftig und mit gleichmäßig breiten Schuppen bedeckt. Nägel: Kurz und schwach gebogen.

Befiederung: Nicht sehr voll und knapp anliegend.

Allgemeine Erscheinung: Kugelig, compact, allseitig abgerundet, beinahe so breit wie lang. Haltung: Affectirt und pfautaubenartig.

Färbung (im Allgemeinen): Stets mit weißer Zeichnung an Kopf und Flügeln versehen. Grundfarbe meist dunkel. Kopfzeichnung: Sie erstreckt sich rückwärts bis zum Nacken, vorn bis zur Basis des Halses, an den Seiten soll die Grenzlinie der Zeichnung zwischen den genannten Punkten möglichst scharf markirt sein. Die Zeichnung des Kopfes soll durch die vollständig gleichmäßige Mischung der betreffenden Grundfarbe mit der weißen Zeichnungsfarbe hervorgerufen werden. Flügelzeichnung: Sie besteht darin, daß circa 10—16 der Flügelbug- und Schulterdeckfedern weiß gefärbt sind und gleichmäßig vertheilt (nicht zu dicht oder zu zerstreut stehend) ein Oval bilden. Das übrige Gefieder ist grundfarbig und zwar entweder blau, schieferblau gehämmert, schwarz, braun, braunmarmorirt oder steingrau. Färbung des Schnabels: Bei schwarzer Grundfarbe, schwarz; bei den blauen Varietäten schwärzlich-hornfarben. Bei den Steingrauen und Braunmarmorirten bräunlichgelb, bei Braunen möglichst fettgelblich gefärbt. Schnabelwarze: Weißlichgrau. Läufe, Zehen und Augenringe: Carminroth.

Auge: Bei den braunen Varietäten perlfarben, bei allen übrigen leuchtend orange-roth. Nägel: Der Schnabelfarbe entsprechend (bei Braunen reingelb).

Raçeechte Epaulettenschecken (oder wie Linzer Züchter sie sehr treffend bezeichnen: „Hend'ltauben") unterscheiden sich, wie aus einem Vergleiche beider Beschreibungen erhellt, von der großen Maltesertaube so wesentlich, daß es zu verwundern ist, daß selbst bedeutendere Taubenkenner sie verwechselten, resp. als Spielarten desselben Typus ansehen konnten. In jetziger Zeit allerdings, nachdem Malteser und Epaulettenschecken so vielfach mit einander gekreuzt worden sind, ist es oft schwer zu sagen, ob dieses oder jenes Stück der einen oder der anderen Varietät angehöre. Glücklicherweise aber haben die Zuchtstämme noch so mancher Züchter vollkommen reines Blut in sich, und möchte ich den Letzteren sehr ans Herz legen, sie vor jeder Einführung fremden Blutes möglichst zu bewahren!

Die Hauptpunkte, welche bei der Zucht der Epaulettenschecken ins Auge zu fassen sind, sind: Richtige Bauart, Haltung und endlich correcte Färbung. Im Allgemeinen kann man sagen, daß unter diesen drei Hauptdesiderata die Haltung derjenige Punkt ist, welcher der Verbesserung noch am meisten bedürftig ist. Die Form oder die Bauart dagegen ist bei

diesen Huhntauben im Vergleiche zu anderen Varietäten schon auf einer weit höheren Stufe der Vervollkommnung angelangt.

Als einer der vergleichsweise häufiger auftretenden Baufehler kann der zu lange und dabei dünne Schnabel (Spindelschnabel) betrachtet werden; namentlich sind Täubinnen oft mit ihm behaftet. Seltener ist eine Verbildung des Kopfes. Dagegen läßt sich an der Form des Halses zuweilen ein sehr störender Fehler bemerken. Er besteht darin, daß der Hals kurz und namentlich gegen den Kopf zu, sehr dick erscheint, was der Taube viel von ihrem eleganten Aussehen benimmt. So gestaltete Hälse können auch nicht richtig gehalten werden und statt stark nach rückwärts, beinahe aufrecht getragen, so daß in diesem Falle ein an sich schon bedeutender Fehler einen noch gewichtigeren zur Folge hat. Epaulettenschecken sind verhältnißmäßig noch kürzer gebaut als Malteser und in dieser Hinsicht sind erstere fast selten fehlerhaft.

Da ein Hauptgewicht auf die allseitige Abrundung des Körpers gelegt werden muß, so ist darauf zu sehen, daß auch die Flügel in einem genügenden Grade gewölbt und nicht, wie dies häufig der Fall, seitlich abgeflacht erscheinen.

Die Beine, welche bei Epaulettenschecken sehr dazu neigen, fehlerhafte Bildungen anzunehmen, bedürfen ganz besonderer Aufmerksamkeit des Züchters. Namentlich ist es ihre Länge, welche in der Regel viel zu wünschen übrig läßt, und es scheint zwischen den Dimensionen des Körpers und der Beine eine gewisse Correlation zu bestehen. Fast alle kurzgebauten Individuen sind kurzbeinig, die langleibigen hochbeinig. Auch ist auffallend, daß Erstere stets eine weniger gute Haltung besitzen als Letztere. Sehr wichtig ist die Art der Beschilderung der Läufe, namentlich aber der Zehen. Diese sollten mit möglichst breiten, gleichmäßig gestalteten Schuppen oder Schildern bedeckt sein; häufig aber sind die Schuppen schmal und von unregelmäßiger Form. An Tauben, welche solche Schuppen besitzen, zeigt sich eine eigenthümliche krankhafte Erscheinung: die Schuppen „wachsen aus", wie Liebhaber sich ausdrücken; d. h. sie verlängern sich, so daß die Zehen seitlich wie mit Fransen behängt erscheinen. Das Beschneiden derselben hilft nur für kurze Zeit, da die Schuppen stets wieder nachwachsen. Da die Tauben sich beim Gehen auf nasser Erde zwischen diese fransenartig verlängerten (oft 3—4 mm langen) Schuppen kleine Steinchen und Humustheile einklemmen, welche die Haut verletzen und dann Geschwüre verursachen, so gehen sehr viele Tauben auf diese Weise zu Grunde. Die Erde an den Zehen bildet oft so große Klumpen, daß das Thier am Gehen vollständig behindert wird. Gegenmittel gegen solche Vorkommnisse ist eine Aetzung der betreffenden Zehentheile mit Höllenstein, was von bester Wirkung sein soll.

Wir haben nun noch zwei ganz besondere Eigenthümlichkeiten der Epaulettenschecken ins Auge zu fassen: Die Haltung und Form der Schwingen und des Schwanzes. Letzterer

muß außerordentlich klein erscheinen, d. h. möglichst kurz und möglichst schmal sein. Ich habe Epaulettenschecken gesehen und solche auch selbst besessen, deren Steuerfedern nur 100 mm lang und dabei nur 25 mm breit waren. 120 mm sind bei raçereinen Exemplaren das Durchschnittsmaß. Die Breite des Schwanzes sollte, wenn richtig, d. h. vollkommen geschlossen getragen, nicht mehr als 30 mm betragen. Breitschwänze, wie der Malteserzüchter sie an seinen Tauben zu sehen wünscht, sind bei Epaulettenschecken ein schwerwiegender Fehler. Die Haltung des Schwanzes dieser Taube ist um so besser, je höher sie ist, und sollte eigentlich eine vollkommen senkrechte sein. Immer aber muß der Schwanz in einem Winkel von mindestens 60 Graden (zu einer durch den Körper gezogenen Linie) gehalten werden, also bei Weitem höher als bei der Maltesertaube. Wenn die Schwingen die richtige Länge haben, d. h. so kurz sind, als sie sein sollten, so wird die Haltung des Schwanzes durch das Auflegen der Spieße auf den Letzteren (bei einem Winkel von 60 Graden) noch nicht beeinträchtigt. Wird er jedoch vollkommen senkrecht getragen, so können die Spieße nicht mehr auf dem Schwanze aufliegend getragen werden, sondern werden sich unmittelbar hinter demselben mit den Spitzen berühren. Dies ist, wenn die Haltung des Schwanzes eine wirklich vollkommen aufrechte ist und die Schwingenspitzen in der angegebenen Weise getragen werden, kein besonders großer Fehler, und um so eher zu verzeihen, als das Aussehen der Figur durch diese extreme Haltung des Schwanzes scheinbar an Kürze gewinnt. Unter allen Umständen sind dagegen herabhängende, sogenannte Schleppflügel zu verwerfen.*)

Die allgemeine Erscheinung der Epaulettenschecken soll an die der Pfautaube erinnern, besonders durch das starke Zurückbiegen des Halses, das Vordrücken der Brust und die Kürze der Figur. Auch in vielem Anderen gemahnen diese Huhntauben, wie bereits ausgeführt, an die Pfautauben. Namentlich ist dies auch bezüglich der Art sich zu bewegen der Fall; ebenso wie Letztere, treten die Epaulettenschecken im Affekte nur mit den Zehenspitzen auf, und geräth der weit nach rückwärts gelegte, den Schwanz beinahe berührende Kopf und Hals in jene nervöse, zitternde Bewegung, welche in noch weit stärkerem Grade den Pfautauben eigenthümlich ist.

Der dritte Hauptpunkt, die Färbung der Epaulettenschecken, bedarf einer eingehenden Besprechung, da es sehr schwer ist, eine halbwegs befriedigende Zeichnung zu erzielen. Die Epaulettenschecken werden in nur wenigen Farbenvarietäten gezüchtet und sollen immer mit der oben beschriebenen Zeichnung versehen sein. Es gibt jedoch vollkommen raçereine Thiere, welche auch nicht die Spur einer solchen tragen; diese sind wohl zur Zucht, nicht

---

*) Die Birmanische Huhntaube trägt die Schwingen meistens in der Weise, daß die Spitzen derselben unmittelbar hinter den Steuerfedern zusammentreffen; ein Exemplar meiner Originalthiere jedoch hält die Spieße ganz so, wie dies bei unseren Epaulettenschecken gewöhnlich der Fall ist, über dem Schwanze.

aber als Ausstellungsthiere verwendbar. Die häufigsten Färbungen, in welchen Epaulettenschecken gezüchtet werden, sind: schwarz und blau, ferner auch die durch Paarung Blauer und Schwarzer entstehenden, oft ganz außerordentlich figuranten schieferblau Gehämmerten (Perlschecken). Die Braunen züchtet man in zwei Nüancen; die eine ist die leberfarbene (Leberschecken) und sie ist durch einen gelblich braunen Ton charakterisirt, die zweite, die steingraue, ist eigentlich dunkel oder schwärzlich grau, aber mit einem braunen Hauche überzogen. Diese sogenannten „Steinschecken" sind äußerst selten und entspringen einer Paarung von Schwarz- und Leberschecken. Braune Epaulettenschecken (beider Farbentöne) sollen einen vollkommen fleckenlosen, möglichst auffallend gelben Schnabel besitzen und das sie noch außerdem besonders charakterisirende Perlauge muß frei von einem Stiche ins Gelbliche sein. Ferner gibt es noch braunmarmorirte (gehämmerte Leberschecken) und als Seltenheit reinrothe Schecken. Letztere sind jedoch, wie ich vor kurzer Zeit in Erfahrung brachte, nicht reinen Blutes, sondern Kreuzungsprodukte und deswegen auch vollkommen fehlerhaft in Figur und Haltung; ich habe sie deshalb auch nicht unter den Standartvarietäten aufgeführt. Hauptsache ist, bei der Grundfarbe auf deren gleichmäßigen Ton und Glanz zu achten. Die Zeichnung der Epaulettenschecken ist in correcter Form ziemlich schwer zu erzielen und ähnlich, wie beim Almond, meist nur in gewissen Altersstufen, wie der Liebhaber sie zu sehen wünscht, anzutreffen. Die Kopfzeichnung, welche wegen ihrer Gestalt Larve oder Maske, gewöhnlich aber Rieselkopf (in Oesterreich), Musel- und Puderkopf (in Deutschland) genannt wird, soll vor Allem drei Eigenschaften besitzen: sie muß gleichmäßig in der Farbe, gleichmäßig in ihrer Ausdehnung und endlich scharf begrenzt sein. Sie darf also weder zu licht, durch das Hervorstehen der weißen Zeichnungsfarbe, noch zu dunkel durch das Hervortreten der Grundfarbe erscheinen. Im ersteren Falle spricht man von einem „Weißkopf" im Letzteren von einem „Mückenkopf". Beide Farben sollen vielmehr so regelmäßig als möglich gemischt sein und keine der beiden Farbentöne darf überwiegend sein. Ein weiteres Erforderniß ist, daß die Farben nicht in großen Flecken, sondern in möglichst feinen Stricheln auftreten. Häufig ist aber das Erstere der Fall und namentlich sind weiße Flecken am Kinn, an der Kehle und dunkle (rein grundfarbige) Stellen an Stirn, Wangen und Scheitel an der Tagesordnung. Ungleich in der Ausdehnung ist die Zeichnung, wenn sie linkerseits z. B. weiter herab reicht als auf der rechten Seite, was sehr unschön aussieht. Die dritte Eigenschaft, welche eine correcte Maske auszeichnet — ihre scharfe Abgrenzung — ist sehr schwierig zu erzielen und nur wenige Epaulettenschecken sind in diesem Punkte tadellos. Nicht allein, daß die Zeichnung entweder die bestimmte Grenzlinie nicht erreicht (zu hoch abschneidet), oder sie überschreitet (zu tief abschneidet) kommt es

namentlich häufig vor, daß die von der Halsbasis zum Nacken sich ziehende Schnittlinie nicht scharf markirt, sondern unregelmäßig ausgezackt erscheint.

Ebenso schwer wie eine tadellose Maske, ist eine richtige Flügelzeichnung zu erlangen. Letztere wird in Liebhaberkreisen gewöhnlich die Epaulette (corrumpirt Palette) Rose, Rosette (rose pinion in England) ferner auch Achselriesel und Traube (in Sachsen) genannt.*) Sie soll ebenfalls drei Hauptmerkmale zeigen. Die Flügelbug- und Schulterdeckfedern müssen gleichmäßig vertheilt sein, ein Oval bilden, und in annähernd bestimmter Zahl auftreten. Hierzu ist zu bemerken, daß die Zahl der weißen Federn vom Alter der Taube abhängt, denn die Epauletten junger Tauben zeigen nach der ersten Mauser nur etwa 6—8 Federn, ältere Thiere haben immer mehr, zweijährige circa 10—16, und späterhin mehrt sich die Zahl der Zeichnungsfedern so sehr, daß die Form der Rosette vollkommen verloren geht. Die Figur, welche die Zeichnungsfedern bilden sollen, ist auch sonst häufig unregelmäßig; — häufig tritt eine bandartige oder dreieckige Zeichnung auf. Ferner sieht man oft, daß die weißen Federn zu weit oder zu nahe von einander abstehen und macht namentlich Letzteres einen besonders unschönen Eindruck. Um eine correcte Zeichnung zu erzielen, ist es durchaus nothwendig, auf das Alter und die jeweilige Zeichnungsart der zu paarenden Zuchtthiere Bedacht zu nehmen.

Junge Tauben im ersten Altersjahre haben in der Regel nur kleine Epauletten und liefern, wenn untereinander gepaart, in Bezug auf Zeichnung sehr gute Resultate; da aber bei der Paarung so junger Vögel die Nachkommenschaft meist klein und unansehnlich ausfällt, ist es empfehlenswerther, einen hübsch gezeichneten jungen Täuber mit einer älteren, möglichst kräftigen Täubin zu paaren, wobei zu bemerken ist, daß auch die Täubin an den Flügeln, wenigstens im Verhältniß zu ihrem Alter, nicht ganz unrichtig gezeichnet sein darf. Sehr interessant ist die Art und Weise, in welcher sich die Zeichnung bei jungen Vögeln entwickelt. Meistens zeigen sich die Maske und die Rosetten nicht schon im Nestgefieder, sondern erst nach dem ersten Federwechsel. Entweder wird nun die früher dunkle Feder durch die Mauser durch eine weiße ersetzt, und die Zeichnung also durch Federwechsel hervorgerufen, oder aber — und dies ist eine sehr auffallende Erscheinung — es tritt die Zeichnung (nach vollendeter Mauser) durch Verfärbung einzelner Federn auf. Wenn die junge Taube bereits sämmtliche glanzlose Federn verloren, und durch ein glänzendes Gefieder ersetzt hat, bemerkt man an Kopf und Flügeln Stellen, welche, gegen die übrige Befiederung verglichen, matt und glanzlos erscheinen. Diese Flecke werden nach Verlauf einer Woche lichter (bei schwarzen Epaulettenschecken grau) und nach weiteren 8—12 Tagen rein weiß.

*) Die Epaulettenschecken werden nach der Kopfzeichnung zuweilen kurz Riesel- oder Puderköpfe, nach der Flügelzeichnung (in Linz) Palettenschecken genannt.

Vielfach kommt es jedoch vor, daß das Nestgefieder schon gezeichnet ist; dies wird in der Regel dann der Fall sein, wenn die Nestjungen entweder Nachkommen eines dreijährigen oder älteren Paares sind, oder eines Paares, welches in derselben Saison schon öfters Junge aufzog.

Nicht selten treten Maske und Rosetten nicht zu gleicher Zeit zum Vorschein und kann entweder die Kopfzeichnung im Nestgefieder die Rosettenbildung durch die Mauser, oder die Letztere durch Verfärbung, die Maske durch Mauser entstehen 2c.

Zuweilen tritt überhaupt keine Zeichnung zu Tage oder nur die Kopf- und nicht Flügelzeichnung und umgekehrt. Seltener kommt es vor, daß ein älterer Vogel die Zeichnung nach einem Federwechsel verliert und entweder nicht oder erst späterhin wieder erhält. In der Mehrheit sind zweijährige Epaulettenschecken am besten gezeichnet und oft liefern Tauben dieses Alters die bestgezeichneten Jungen. So weit meine Erfahrung reicht, glaube ich, daß, um so später die Zeichnung auftritt, um so länger eine correcte Ausdehnung beibehalten wird. Als häufige, unliebsame Fehler treten bei Epaulettenschecken, abgesehen von den schon erörterten, noch weiße Schwungfedern, Flecke am Hinterhalse, an den Schenkeln und Schwanzdeckfedern auf. Weiße Schwanzfedern gehören, selbst bei älteren Tauben, zu den seltensten Erscheinungen. Der Bürzel zeigt manchmal nicht, wie gewünscht, die Grundfarbe des übrigen Gefieders, sondern einige weiße Flecke. Dies ist ein großer Fehler und deutet bei blauen Varietäten (blauen und schieferblaugehämmerten) meist fremde Bluteinmischung an. *)

In Kürze sei noch zweier besonderer Spielarten der Epaulettenschecken erwähnt. Die eine, welche früher im Salzkammergut und einigen Orten Oberösterreichs nicht selten gewesen sein soll, augenblicklich aber schon dem Aussterben nahe zu sein scheint, ist unter dem Namen Salzburger Schecken bekannt geworden.

In Figur und Haltung vollkommen mit den Epaulettenschecken übereinstimmend, unterscheiden sie sich nur in der Färbung von den Letzteren. Die Salzburger Schecken sind regelmäßig schwarz oder auch blau gefärbt und tragen statt der den Epaulettenschecken eigenthümlichen Larve und Rosetten eine beinahe noch originellere Zeichnung. Vom Hinterkopfe bis zur Hälfte des Hinterhalses zieht sich ein Fleck, welcher auf dunkler Grundfarbe viele sehr feine weiße Striche und Linien zeigt. Diese, an die einiger Indischer Raçen entfernt erinnernde Zeichnung gibt der Taube ein sehr auffallendes Aussehen. Ich habe

*) Der gefärbte Bürzel, welcher beinahe sämmtliche Tauben Indischen Ursprungs charakterisirt (und nach Darwin als ein Erbstück der Col. intermedia Strickl, einer geographischen Varietät der Col. livia, anzusehen ist) wird von raçereinen Exemplaren überaus treu vererbt, selbst eine stattgefundene Kreuzung kann diesen Charakter nicht immer verwischen, daher darf es als ein sehr gutes Kennzeichen unreinen Blutes gelten, wenn der Bürzel nicht blaugrau, sondern weiß gefärbt ist.

mich auch überzeugt, daß die Zeichnung sich constant vererbt, denn von den beiden einzigen Exemplaren dieser Spielart, welche ich mir habe verschaffen können — einem blauen Täuber und einer schwarzen Täubin — fiel ein den Aelternthieren vollkommen analog gezeichnetes schwarzes Junge. In Salzburg selbst scheinen die nach dieser Stadt genannten Schecken nicht mehr vorhanden zu sein.

Eine zweite Farbenvarietät der Epaulettenschecken sind die — in Oesterreich auch nicht sehr verbreiteten — sogenannten Wildschecken von meist schwarzer Grundfarbe, welche über den ganzen Körper verstreute, kleine weiße Flecke und Spitzen tragen; die schwarze Farbe tritt aber bei Weitem mehr hervor, als die äußerst feine Zeichnung. Auch die Wildschecken tragen sich ganz so, wie die Epaulettenschecken. Mit den Wildschecken, wie sie eben beschrieben wurden, sind die getigerten Malteser, welche ähnlich gefärbt sind und zuweilen gleichfalls Wildschecken benannt werden, nicht zu verwechseln. Auch werden blaue und blaugehämmerte Epaulettenschecken an manchen Orten als Wildblauschecken oder abgekürzt als Wildschecken bezeichnet.

Die Epaulettenschecken sind als gute Zuchttauben sehr zu empfehlen; sie sind sehr fruchtbar, brüten ungemein fest und füttern ausgezeichnet. Außer dem früher erwähnten Fußübel sind sie speciellen Krankheiten nicht unterworfen und leiden namentlich nie an der bei anderen Huhntauben so häufig auftretenden Flügelgicht. Ihr Flug ist ausdauernd und rasch, und machen sie sehr häufig längere Ausflüge, was fast keine einzige andere Huhntaube — ausgenommen etwa die blaue Maltesertaube — zu thun pflegt. Die Epaulettenschecken sind auch weit lebhafteren Temperamentes als Malteser, Florentiner &c. und in fortwährender Bewegung, dabei verträglich und leicht zähmbar.

2. **Die große Maltesertaube** — C. brevicauda Prütz.

Woher der Name dieser Huhntaube stammt, habe ich mich vergebens zu erfahren bemüht; eine Beziehung desselben zur Insel Malta, welche man etwa vermuthen könnte, scheint nicht zu bestehen, wenigstens ist es mir nicht bekannt geworden, daß unsere Taube dort je gezüchtet oder in neuerer Zeit von dort ausgeführt worden wäre. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß der Name, wie so mancher andere, auf bloßer Erfindung beruht, beziehungsweise dazu dienen sollte, einer verschollenen Varietät bei ihrem Wiederauftreten aus speculativen Gründen den Stempel der Neuheit aufzudrücken. Ueber die Abstammung der Maltesertaube können wir, nachdem es sich herausstellte, daß in Vorder-Indien eine ihr in jeder Hinsicht äußerst ähnliche Huhntaube gezüchtet wird, ziemlich klar sehen, indem wir annehmen, daß unsere modernen Malteser die veredelten Nachkommen eben dieser Vorder Indischen Huhntaube sind. Eine mir von Mr. Robertson aus Calcutta freundlichst





Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

GROSSE MALTESERTAUBE.

(C. brevicauda.)

Züchter: Herr Stefan Freiherr von Washington auf Schloss Poels in Steiermark.

zugesandte Skizze dieser in ihrer Heimath schon sehr selten gewordenen und deshalb äußerst schwer zu erlangenden Taube zeigt in den Hauptpunkten vollkommen den echten Maltesertypus, ein Unterschied macht sich nur darin bemerkbar, daß die Indischen Originalthiere ein wenig länger gebaut erscheinen, als dies bei guten Exemplaren nach dem Geschmack unserer Malteserzüchter der Fall sein soll. In der Haltung des Halses, der Flügel und des Schwanzes rc. stimmen beide Tauben genau überein. Eine Anfrage bezüglich der Färbung der Vorder-Indischen Huhntaube beantwortete Mr. Robertson dahin, daß sie mehr wegen ihrer besonderen Größe als wegen ihrer Gefiederfarbe geschätzt würden, es gäbe weiße, blaue, schwarze, fahlrothe (mealies) und rostrothgehämmerte (red chequer's) Varietäten, eine weißgehämmerte Taube dieser Art sei ihm noch nicht zu Gesicht gekommen. Herr Dr. Hanns Binder brachte in Erfahrung, daß die Vorder-Indische Huhntaube am schönsten in rostroth (gehämmert) und schwarz gefunden wurde, eine Angabe die, wie ich zeigen werde, von großer Wichtigkeit für die Feststellung der Identität der Vorder-Indischen Huhntaube und dem Malteser älterer Form, ist. Ich begnüge mich einstweilen auf den Hinweis, daß raçeechte Malteser auch heutzutage, abgesehen von einigen irrelevanten Neben- oder vielmehr Mischfarben — nur in jenen Färbungsvarietäten gezüchtet werden, welche auch bei der Vorder-Indischen Huhntaube angetroffen werden — und ich glaube daher, daß meine Eingangs ausgesprochene Behauptung durch diese Thatsache wohl begründet erscheint.

Obgleich die Bezeichnung: Maltesertaube erst seit wenigen Decennien in den Fachschriften Eingang gefunden hat, so ist es doch nicht allzuschwierig, den Beweis zu erbringen, daß die Taube schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Europa bekannt war. In dem ältesten Englischen Fachwerke, dem Columbarium John Moore's vom Jahre 1735 wird unter dem Namen Leghorn Runt (große Livorneser Taube) und der wissenschaftlichen Bezeichnung Columba Labronis seu Pisarum eine Huhntaube aufgeführt, welche wohl nichts Anderes war, als eine noch wenig entwickelte Form unserer heutigen Maltesertaube.

Da es sehr wichtig ist, die spärlichen und überdies sehr verworrenen Nachrichten, welche uns ältere Schriftsteller über die Huhntauben überlieferten, einer genauen Untersuchung zu unterziehen, so wird man mir verzeihen, daß ich auf jene Angaben etwas näher eingehe. Aus der Beschreibung des Leghorn Runt nach J. Moore hebe ich unter Weglassung Alles dessen, was auch auf alle übrigen Huhntauben passen könnte, besonders jene Merkmale hervor, welche auch die Maltesertaube unserer Tage ganz besonders auszeichnen. Der Leghorn Runt war vor Allem eine sehr große Huhntaube, gänseköpfig und mit einem verhältnißmäßig sehr kurzen Schnabel versehen; das mit einem breiten Ring umgebene Auge lag tief im Kopfe. Moore gibt ferner an, daß der Leghorn Runt einen längeren Hals besitze als irgend eine andere Taube und seine Beinlänge oft

über 7 (Engl.) Zoll betragen habe. Hinsichtlich der Färbung äußert sich der Altmeister der Englischen Taubenliebhaber in etwas unbestimmter Weise, indem er bemerkt, daß sie verschiedenartig sei, „aber die Besten, welche ich sah," fügt er hinzu „waren entweder schwarz oder roth gefleckt" *) Ich verweise hier auf die Angabe Dr. Binder's, welcher über die Färbung der Vorder-Indischen Huhntaube genau dasselbe erfuhr. Im Verlaufe seiner Beschreibung fügt Moore noch hinzu, daß der Leghorn etwas weichlicher Constitution und keine gute Zuchttaube sei; auch gebe es nur sehr wenig wirklich raçeechte Exemplare dieser Taube in England; selbst unter den aus Livorno direct importirten Thieren befänden sich solche, welche kaum besser erschienen, als gewöhnliche „Runts". Nach Moore wurde schon zu jener Zeit, wahrscheinlich wegen des Mangels an geeigneterem Zuchtmateriale, der Spanisch Runt (die Spanische Taube) zur Kreuzung mit dem Leghorn Runt verwendet und hieraus erklärt sich zur Genüge, daß typische Exemplare dieser Taube seit jener Zeit immer seltener wurden. Im Columbarium findet sich noch die Bemerkung, der Leghorn Runt stamme ursprünglich entweder aus Pisa in Toscana oder aus dem gleichnamigen Orte im Peloponnes **), von wo er über Livorno nach England gebracht worden sei.

Mit der Beschreibung, welche uns John Moore über den Leghorn liefert, harmoniren die Angaben des (unbekannten) Verfassers einer Abhandlung über domesticirte Tauben ***), welche 1765 zu London erschien, fast vollständig, wie denn diese Schrift überhaupt auf dem Columbarium basirt ist. Der Beschreibung des Leghorn Runt in der anonym erschienenen Abhandlung ist jedoch der beachtenswerthe Zusatz zu entnehmen, daß damals auch eine reinweiße Spielart jener Huhntaube bekannt war. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß keiner der späteren Englischen Autoren reinblütige Livornesen aus eigener Anschauung kannte, glaube vielmehr, daß die Leghorn Runts dieser Schriftsteller degenerirte Kreuzungsproducte waren. Ich schließe dies u. A. auch aus einem Passus des Buches »The New and Complete Pigeon Fancyer« welches (höchst wahrscheinlich 1780) von Daniel Girton herausgegeben wurde. Auch dies Buch ist blos eine Reprise der vorerwähnten Abhandlung über domesticirte Tauben, welchem Girton durch anderslautende Ausdrücke, Satz- und Wortverschiebungen das Ansehen eigener Autorschaft zu geben sich bemüht. Die betreffende Stelle

---

*) As to their Feather, they are various, but the best, that I have seen, were either black or redmottled. Letzteres Wort kann sowohl mit Roth (weiß) gefleckt, als auch mit Gehämmert übersetzt werden, da ältere Englische Autoren zwischen diesen termini keinen genauen Unterschied machen.

**) Letzteres hält Moore für wahrscheinlicher, indem er dem Leghorn Runt (irrthümlicherweise) mit der Col. turcica seu persica Willoughby's in Verbindung bringt. Pisa im Poloponnes ward nach seiner Zerstörung im Messenischen Kriege nicht wieder aufgebaut.

***) A Treatise on Domestic Pigeons printed for and sold by C. Barry in Ingram-court Fenchurchstreet, London.

lautet: „Sie (die Leghorns) tragen in der Regel rings um den Hals eine Sprenkelzeichnung von grauer Farbe, aber die höher im Ansehen stehenden sind entweder roth, weiß oder schwarzscheckig." Erinnert man sich nun daran, daß noch heute unter den zahlreichen Varietäten der Spanischen Taube eine derselben mit jener Sprenkelzeichnung, welche Girton dem Leghorn Runt vindicirt, gefunden wird, so ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß er Letzteren mit dem Spanisch Runt verwechselte, und zwar ist dies um so wahrscheinlicher, als aus dem Nachsatze der citirten Stelle, welche Girton (unter Verschiebung der Wortfolge) der Abhandlung vom Jahre 1765 entnimmt, deutlich hervorgeht, daß er über die charakteristische Färbung des Leghorn Runt völlig im Unklaren ist. Wenn die Annahme, daß die Livorneser Taube schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts in England im Aussterben begriffen war, nicht ungerechtfertigt erscheint, so ist es leicht begreiflich, daß ein Zeitraum von etwa 50 Jahren, welcher ohne Import frischen Blutes verstrichen zu sein scheint, die Raçe dem völligen Verschwinden nahe brachte. Rev. E. S. Dixon, dessen treffliches Büchlein »The dovecote and Aviary« 1851 erschien, sieht sich (pag. 148) zur Bemerkung veranlaßt, daß zwischen Leghorn, Spanisch und Roman Runt kein wesentlicher Unterschied bestehe und Mr. P. B. Brent sagt im »The pigeon book« pag. 20 ganz offen, daß der Leghorn aus Italien, woselbst diese Taube wohlbekannt sei, wieder eingeführt werden könne, doch geht aus einer Beschreibung, welche Brent vom Leghorn Runt entwirft, hervor, daß er denselben mit der Französischen Bagdette (der Deutschen Autoren) verwechselt.

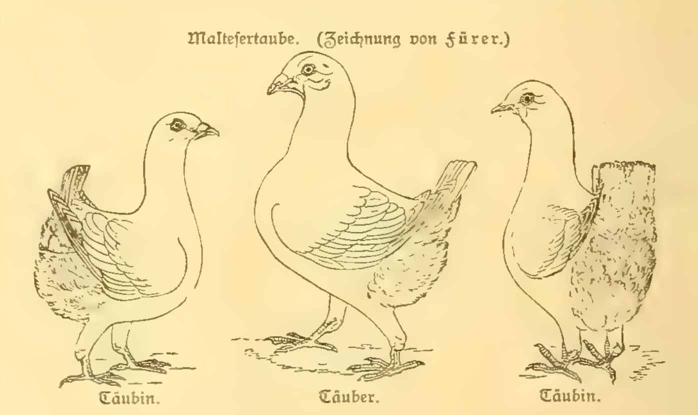
In dem Werke des als Almondzüchter berühmten Mr. John Matthew Eaton,*) welcher den Leghorn für den Roman Runt (Römer) hält, befindet sich eine von Mr. Dean Wolstenholme ausgeführte Abbildung der Livorneser Taube, welche der Beschreibung wie sie Moore gibt, ganz und gar nicht entspricht, dagegen umsomehr der auf der gleichen Tafel abgebildeten Spanischen Taube gleicht. Die Bemühungen Englischer „Fancier", die Züchtung der Livornesen alten Styles wieder in Aufschwung zu bringen, blieben ohne Erfolg, und die auf der ersten Ausstellung im Crystal-Palace zu London für dieselben ausgesetzten Preise fanden keine Concurrenten. Der Leghorn Runt war und blieb verschollen. Als späterhin (in den sechziger und siebziger Jahren) mehrfache Importe verschiedener Huhntaubenvarietäten aus Indien, wie auch aus Italien nach England stattfanden, wurden alle insgesammt als Farbenvarietäten (Sports) eines und desselben Typus angesehen und die Ansicht aufgestellt, daß man in ihnen nur die Fortbildung des früheren Leghorn Runt zu erblicken habe. Diese Anschauung, welche noch heute selbst die hervorragendsten Kenner jenseits des Canals zu ihren Vertretern zählt, hat eine gradezu unentwirrbare Confusion

*) A Treatise on the Art of Breeding and Managing tame, domesticated, foreign and Fancy Pigeons. London 1858.

in den Bezeichnungen der einzelnen Huhntaubenvarietäten hervorgerufen. Am häufigsten wird der Name „Florentine pigeon" zur Bezeichnung einer huhnartigen Taube von Englischen Züchtern gebraucht. Hierunter wird aber sowohl unsere (die continentale) Florentinertaube, wie auch die Birmanische und Vorder-Indische Huhntaube verstanden. Letztere — die Stammältern des Leghorn Runt resp. der großen Maltesertaube — wurden unter dem Namen „Dodopigeon" vor einigen Jahrzehnten nach England importirt, aber, wie die übrigen Huhntaubenvarietäten keiner sonderlichen Beachtung werth gehalten und mit den aus Birma eingeführten Huhntauben identificirt. Erst in viel späterer Zeit hat die Bezeichnung Maltese Pigeon (oder auch Maltese Runt) in England Eingang gefunden und wurde dieselbe von Einigen auf die aus Vorder-Indien eingeführten Dodos angewandt. Doch muß man sich hüten zu glauben, daß Alles, was in England Maltese pigeon genannt wird, wirkliche Malteser nach unseren Begriffen sind.*) Diese sind dort kaum gekannt. Obgleich die große Maltesertaube nach dem Zeugnisse älterer (Oesterreichischer) Züchter schon seit dem Beginne der 40er Jahre in Süddeutschland bekannt ist, finden wir dieselbe erst verhältnißmäßig sehr spät in der Fachliteratur des Continentes verzeichnet.

Kopf der Maltesertaube. (Zeichnung von Fürer.)

Täubin. Täuber. Täuber.



Maltesertaube. (Zeichnung von Fürer.)

Täubin. Täuber. Täubin.

Neumeister ist der Erste unter den Deutschen Autoren, welcher eine ziemlich ausführliche Beschreibung und eine recht gute Abbildung derselben gibt. Es ist beachtenswerth, wenn

*) Mr. O. Neef, Secretär des Deutschen Generalconsulates zu London, welchem ich viele werthvolle Aufschlüsse über den Gegenstand verdanke, theilte mir mit, daß man in England unter dem Namen Maltese Runt auch eine der Spanischen ähnliche Taube verstünde, welche sehr kurz gebaut, sowohl mit glatten, wie befiederten, stets aber mit sehr niedrigen Beinen gefunden werde. Sie soll ziemlich selten sein und ist höchstens als Kreuzungsproduct irgend einer Huhntaube aufzufassen.

Neumeister darauf hinweis't, daß die Maltesertaube große Aehnlichkeit mit der Französischen Bagdettentaube habe, welch' Letztere sowohl von Englischen wie Französischen Fachschriftstellern mit verschiedenen Huhntaubenvarietäten oft verwechselt wird. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß die Maltesertaube in einem Zeitpunkte, dessen nähere Bestimmung bisher unmöglich ist, aller Wahrscheinlichkeit nach durch Einführung von Bagdettenblut modificirt worden ist. An Farbenvarietäten führt Neumeister als häufigste die dunkelbindigen Fahlrothen an, neben diesen auch Weiße, Blaue, Schwarze, Braune und Rothe (?) Hinsichtlich letzterer Spielart ist zu bemerken, daß Neumeister unter allen Deutschen Autoren der Einzige ist, der einer solchen Erwähnung thut. Alle späteren Schriftsteller und Kenner wissen nichts von rothen Maltesern zu berichten — und in der That haben solche Tauben stets nur zu den frommen Wünschen der Huhntauben-Züchter gehört! Es liegt daher die Vermuthung nahe, daß Neumeister in diesem Punkte irrte, namentlich auch in Erwägung des Umstandes, daß die Maltesertaube zur Zeit der Herausgabe des betreffenden Werkes in Norddeutschland kaum bekannt war*), sondern erst seit jener Zeit wahrscheinlich infolge Importes aus Österreich oder Bayern in die Rheinprovinz, nach Sachsen u. s. w. daselbst weitere Verbreitung erlangte.

Nachdem ich nunmehr das Wissenswertheste aus der Vorgeschichte der Maltesertaube dem Leser vorgeführt zu haben glaube, lasse ich eine möglichst eingehende Beschreibung derselben folgen und knüpfe hieran die Besprechung einzelner Punkte, welche einer besonderen Erläuterung bedürfen.

Standard für die Beurtheilung der großen Maltesertaube.

Schnabel: Ziemlich kurz (nicht über 25 mm lang, bis zum Mundwinkel gemessen) fast grade, kräftig, keilförmig, an der Spitze abgestumpft, beide Kiefer nahezu gleich lang und stark.

Schnabelwarze: Gut entwickelt, voll, herzförmig, durch eine Rinne in zwei Hälften getheilt, feinkörnig an der Oberfläche.

Kopf: Rallenartig, sogen. „Gänsekopf", langgestreckt, gegen den Schnabel hin immer schmäler werdend und daher zugespitzt erscheinend, sehr wenig gewölbt und von geringer Breite, seitlich zusammengedrückt. Kopf und Schnabel bilden eine sanftgeschwungene Bogenlinie.

Haltung des Kopfes: Horizontal.

*) Ich schließe dies aus einem Bericht der „Blätter für Geflügelzucht" Jahrg. 1869 (Nr. 1—5 pag. 14) über eine Geflügelausstellung zu Naumburg a. S., in welchem Malteser und Huhnschecken als noch nicht gar lang (in Deutschland) bekannt gewordene Österreichische Taubenarten beschrieben werden.

Wangen: Flach, wie eingedrückt erscheinend.

Auge: Verhältnißmäßig klein, sehr tiefliegend und nicht voll oder vorstehend.

Augenkreis: Circa 2 mm dick, überall gleichmäßig stark, kreisrund und frei von Federn.

Kehle: Etwas eingebogen (nicht voll).

Nacken: Sehr kräftig und abgerundet.

Hals: Außerordentlich lang und sehr kräftig, breit aus den Schultern kommend, zum Kopfe hin allmählich an Stärke verlierend, überall schön abgerundet. Haltung: Sehr hoch aufgerichtet ohne starke Biegung oder Krümmung nach rückwärts.

Kropf: Etwas vortretend.

Brust: Ungemein breit, voll vorstehend, ohne Spaltlinie, und etwas hoch getragen.

Rücken: Sehr breit, fast flach, kurz und gegen den Schwanz hin abfallend.

Bürzel: Breit und aufgestülpt.

Steiß: Dicht mit flaumartigen Federn besetzt.

Flügel: Nicht groß, aber sehr muskelkräftig, fest am Körper anliegend getragen. Schwingen: Sehr kurz, mit festen gesunden Kielen und ebensolcher Befahnung versehen. Haltung: Dicht aufeinanderliegend und geschlossen, circa 30 mm vor dem Schwanzende mit den Spitzen sich berührend.

Schwanz: Außerordentlich kurz, breit und wie abgestutzt aussehend; die einzelnen Steuerfedern: Gleichmäßig lang, sehr kurz, stark im Kiele mit fester, breiter und zum Ende der Feder an Länge zunehmender Befahnung. Haltung: Etwas ausgebreitet (ohne in der Schwanzmitte einen Spalt zu zeigen) und in einem Winkel von nicht unter 45 Graden getragen.

Beine: Schenkel etwas weit auseinander stehend, ungemein lang, muskulös, stramm gestreckt, außerhalb des Bauchgefieders getragen, bis zum Fersengelenke befiedert. Läufe: Sehr lang und stark, breit beschuppt. Zehen: Gleichfalls sehr lang, grade, gut gespreizt und mit ziemlich langen, kräftigen, etwas gebogenen Nägeln versehen.

Befiederung: Nicht sehr reichlich, aber sehr fest oder dicht anliegend.

Allgemeine Erscheinung: Sehr hoch aufgerichtete, kräftige, vierschrötige Figur. Haltung: Stolz, imponirend und stramm. Auge und Fußwurzel in einer Linie liegend.

Färbung. Schnabelfarbe: Der des Gefieders entsprechend. (Bei weißen Maltesern: Sehr dicht fleischfarben mit lebhaft carminrother Schnabelspitze und ebenso gefärbten Kieferrändern).

Schnabelwarze: In der Jugend blaß röthlich, im Alter weiß.

Auge: Feurig rothgelb (bei der weißen Varietät tief und glänzend schwarzbraun). Läufe und Zehen: Je nach der Gefiederfarbe dunkler und heller carminroth. Nägel:

Der Schnabelfarbe entsprechend. **Färbung des Gefieders:** Stets einfarbig oder wenigstens ohne jede exakte weiße Zeichnung. Haupt- oder Grundfarben: Weiß, blau und schwarz. Nebenfarben: Fahlroth mit braunen Binden (Elben), braun, braunmarmorirt (lerchenfarbig) rostrothgehämmert, blaugehämmert, blaugeschimmelt und andere aus diesen Nebenfarben entstehende Nuancen. (Die Grundfarben roth und gelb werden bei raçereinen Maltesern nicht gefunden).

Die Maltesertaube ist unter allen Huhntauben am schwersten **richtig** zu beurtheilen, denn nicht die Vollkommenheit einzelner Hauptpunkte ist das Maßgebende bei der Beurtheilung, sondern die proportionale Entwicklung derselben ist als Ausschlag gebend zu betrachten. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die einzelnen Eigenthümlichkeiten der Taube als solche von geringer Bedeutung seien, vielmehr wird jeder verständige Züchter darnach trachten, den Typus auch in seinen mindest auffallenden Erscheinungen zu wahren, beziehungsweise zu vervollkommnen. Kopf und Schnabelbildung werden gemeiniglich nur geringer Beachtung werthgehalten und sind deshalb fehlerhafte Bildungen in dieser Beziehung bei Maltesern sehr häufig. Dahin gehören namentlich sogenannte Spindelschnäbel von großer Länge, welche denen der Gemeinen Taube gleichen und den Kopf verunzieren. Man trifft solche oft bei den schönsten, d. h. längsten und schmälsten Malteserköpfen an. Kurze und auch sonst richtig geformte Schnabelformen dagegen treten gern in Verbindung mit dicken, kurzen und hochgewölbten Schädeln auf, welche durch volle Wangen noch plumper und häßlicher erscheinen. Vollkommen correct sind in genannten Punkten häufig weiße, fahlrothe und blaue Malteser, schwarze, sowie fast alle andersfarbigen neigen sehr zur Spindelform und dicker unförmlicher Kopfbildung. Das Auge, welches sich durch seine Lage, wie erwähnt, besonders auszeichnen soll, ist oft von zu schmalem Ring umgeben und dann gewöhnlich von Federn überdeckt, ein Schönheitsfehler, der namentlich bei allen gefärbten (also außer weißen) Maltesern vorkommt. Es ist dies deshalb sehr auffallend, weil in der Regel gefärbte Tauben eine viel erheblichere Entwicklung der Augenkreise aufzuweisen haben, als weiße Varietäten. Die Hauptfehler in der Form und der Haltung des Halses sind folgende: Erstens ist derselbe oft zu kurz und dann meistens sehr dick, während er, wenn richtig gebaut, unter allen Taubenraçen die größte Länge aufzuweisen hat und dabei trotz ansehnlicher Stärke nie plump aussehen soll. Zweitens ist die Haltung nicht selten eine vollkommen unrichtige, indem er S förmig gebogen und dabei sehr weit nach rückwärts gelegt wird, wie dies in noch stärkerer Weise bei der Pfautaube der Fall ist. Die richtige, hochaufgereckte Haltung des Halses, welcher nur eine sehr schwache Biegung, etwa wie beim Hals einer Gans, zeigen darf, trägt sehr viel dazu bei, die ganze Figur hoch und stramm

erscheinen zu lassen, denn der Malteser soll sich hauptsächlich auch durch seine imponirende Höhe auszeichnen. Vorzügliche Haltung des Halses habe ich unter den sogenannten Elben (fahlrothen) gefunden, auch bei der weißen Varietät ist dieser Punkt oft tadellos. In den Nebenfarben sind Kurzhälse die Regel. Der Bau des Rumpfes oder Körpers läßt naturgemäß weniger zu wünschen übrig, als viele andere Raçeeigenthümlichkeiten, denn die Kürze, Tiefe und Breite desselben haben sich stets der ganz besonderen Beachtung der Malteserzüchter — beinahe in übertriebenem Maße — zu erfreuen gehabt. Es sind jedoch einige Eigenthümlichkeiten des Körpers vorhanden, welche noch einiger Vervollkommnung bedürftig sind; namentlich ist dies bezüglich der Brustpartie der Fall. Man findet bei den stärksten und kürzesten Maltesern eine flache, wenig über den Flügelbug vorstehende Brust; dies ist jedoch absolut fehlerhaft, da letztere besonders voll (u. zw. nicht gespalten) und vorgedrückt getragen werden soll, wie wir dies bei den Bagdetten sehen, welche mit den Maltesern die Eigenschaft eines auffällig verlängerten Brustbeines (Sternum) gemein haben. Bezüglich der Kürze des Körpers ist zu bemerken, daß Täubinnen der Regel nach in diesem Punkte Täubern weit überlegen sind und ein wirklich kurz gebauter Täuber ist für die Zucht von sehr großem Werthe. Umgekehrt hat das männliche Geschlecht in der Haltung und dem Baue der Beine einen Punkt vor dem weiblichen voraus. Eine Maltesertäubin von annähernd befriedigender Beinlänge ist dem Züchter ebenso viel werth, wie ein Täuber, welcher sich durch möglichste Rumpfkürze auszeichnet. Gewöhnlich haben weiße Malteser die höchsten Ständer, doch kommen unter den Blauen, Braunen und Fahlrothen zuweilen rühmliche Ausnahmen vor. Schwarze sind in dieser Beziehung sehr schlecht, weniger in der Form, als besonders der Haltung nach. Letztere bildet aber für die Gesammterscheinung der Taube ein sehr wichtiges Moment. Ein etwas kurzbeiniger Malteser, welcher die Schenkel gut, d. h. stramm gestreckt, hält, wird immer besser aussehen, als ein langbeiniger Vogel, dessen Fersengelenk im Bauchgefieder verborgen ist, beziehungsweise also mit eingeknickten Beinen und deshalb niedrig steht. Schon im Alter von 2 Monaten kann man bei jungen Tauben über diesen Punkt sich ein Urtheil bilden, denn bei solchen, welche in diesem Alter wirklich »wie auf Stelzen« einherzugehen scheinen, kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie — sie mögen so stark und schwer werden wie sie wollen — immer ihre gute Haltung bewahren werden. Ein Fehler, welcher sich oft bei spät im Jahre gezüchteten Maltesern zeigt, sind sogenannte X-Beine, wobei die Fersengelenke sich fast berühren; Tauben, welche diese Eigenschaft besitzen, sollten stets aus dem Zuchtstamme ausgemerzt werden, da diese unschöne, das Auge beleidigende Bildung sich sehr leicht festsetzt und schwer auszurotten ist; es ist daher sehr empfehlenswerth darauf zu sehen, daß die Beine etwas weit von einander abstehend angesetzt sind, denn hierdurch wird es dem Thiere ermöglicht, die

bedeutende Last des Körpers ohne Beeinträchtigung der Haltung leicht zu tragen. Ueber die Art, in welcher die Flügel resp. die Schwingen zu tragen sind, haben unter den Züchtern stets Meinungsverschiedenheiten bestanden. Die Mehrzahl hält jedoch, wie ich glaube die oberwähnte für die richtigste. Hauptsache ist, daß der Flügel hoch und fest am Körper liegt, abstehender Flügelbug (nach Art der Bagdette) ist unbedingt verwerflich. Die Schwingen sollen recht schmal zusammengezogen sein und dicht aufeinander liegen, da hierdurch der Flügel schmäler und kleiner erscheint. Bei vielen Exemplaren bemerkt man, daß die Spieße nicht über dem Schwanze liegen, sondern seitlich herabhängen. Mr. May-Robertson theilte mir mit, daß die Indischen Original-Thiere, welche er gesehen, zwar sehr oft die Schwingen in dieser Weise zu tragen pflegen, er glaubt jedoch, daß dieselben in der Regel oberhalb des Schwanzes gehalten würden. Bei unseren Maltesern ist das Herabhängenlassen der Flügel fast immer ein Zeichen der Schwäche, welche durch die späterhin zur Sprache kommende Flügelgicht, an welcher Malteser übrigens weit seltener als andere Huhntauben, leiden, hervorgerufen wird. Sehr fehlerhaft und verwerflich ist das Halten der Schwingen in der Weise, daß letztere durch die Schwanzfedern hindurch gesteckt werden. Es ist dies die Folge zu langer Schwungfedern, welche die Taube nicht in der richtigen Weise zu tragen vermag. Mit diesem Fehler geht ein anderer, nicht minder schwer in's Gesicht fallender Hand in Hand: Mangel an Kürze der Steuerfedern. Die Form und Haltung des Schwanzes, dessen Eigenthümlichkeiten zu den geschätztesten Kennzeichen der Maltesertaube gehören, sind verschiedenartigen Mängeln unterworfen. Der Schwanz dieser Taube kann nicht kurz genug sein, ja er soll gradezu unverhältnißmäßig klein erscheinen. 125 mm sind ein gutes Maß und 115 mm eine bewundernswerthe Seltenheit. Die durchschnittliche Länge dürfte (nach den diversen Messungen, welche ich vornahm) auf 130—135 mm zu veranschlagen sein. Was die Breite der einzelnen Steuerfedern betrifft, so ist zu bemerken, daß dieselben mindestens 45 mm betragen sollte. Das richtige Verhältniß zwischen der Länge und Breite der Steuerfedern ist 1:3, d. h. eine z. B. 120 mm lange Feder sollte 40 mm breit sein. Ein sehr charakteristisches Merkmal der Huhntauben überhaupt und der Malteser insbesondere ist es, daß der obere Rand der Schwanzfedern wie mit einer Scheere abgestutzt erscheint, durch welches denselben ein eckiges Ansehen gegeben wird. Je deutlicher diese Ecken (links und rechts vom Kiele am oberen Rande der Feder) hervortreten, um so besser und schöner ist dieselbe. Nicht minder wichtig als die Form des Schwanzes ist die Haltung desselben. Wie erwähnt, soll dieser in einem Winkel von mindestens 45 Graden (zu einer dem Körper horizontal durchschneidenden Linie) getragen werden. Niedrigere Haltung beeinträchtigt die allgemeine Erscheinung der Taube in hohem Maße. Täubinnen »tragen sich«, wie der Züchter zu sagen pflegt, in dieser Beziehung weit besser als Täuber, wie diese denn auch gewöhnlich

kurzschwänziger als letztere zu sein pflegen. Nach der herrschenden Geschmacksrichtung soll der Schwanz der Maltesertaube ein wenig ausgebreitet getragen werden und zwar in dem Maße, daß seine Breite (am oberen Ende gemessen) circa 90—120 mm beträgt, während er in der Nähe der oberen Schwanzdeckfedern blos eine Ausdehnung von etwa 50—70 mm zu zeigen braucht. Durch die gewünschte fächerförmige Form des Schweifes ist es bedingt, daß Tauben, deren Steuerfedern nicht, wie der Liebhaber dies verlangt, von gleicher Länge sind, auch keinen Stutzrand zeigen können, sondern, da die mittleren Schwanzfedern meist etwas länger sind als die übrigen, eine Bogenlinie, statt des graden, charakteristischen Schnittrandes besitzen.

Dieser bedeutende Fehler steht beinahe stets in Verbindung mit einem anderen, welcher darin besteht, daß der Schwanz, statt flach zu sein, in der Mitte eine Ausbuchtung zeigt, wie bei minderwerthigen Pfautauben, und dadurch im Centrum nicht geschlossen, sondern lückenhaft erscheint, eine Bildung, welche einige Züchter als „schwalbenschwänzige“ bezeichnen. Schmale Schwanzform ist bei Maltesern heutigen Styles ziemlich selten anzutreffen und auch keineswegs beliebt.

Wir gelangen nun zur Besprechung eines in vieler Hinsicht sehr bestrittenen Punktes: zur Färbung der Maltesertaube. Differenzen bestehen schon bezüglich der Augenfarbe der weißen Varietät. Die Einen schwärmen für Perlaugen; leider existiren aber perläugige Malteser bis zum heutigen Tage noch nicht und deshalb geben die Verehrer derselben hellen Augen den Vorzug vor den schwarzbraunen. Hierzu ist zu bemerken, daß erstere, welche von den Liebhabern als Uebergangsstufe zu den perlfarbenen betrachtet und deshalb so hochgeschätzt werden, immer ein Zeichen unreinen Blutes sind, wenn sie feurig-rothgelb gefärbt sind. Dagegen gibt es zuweilen andere weiße Malteser, deren Iris eine gelbe Farbe ohne Beimischung eines röthlichen Tones besitzt. Diese entsteht aus der Paarung weißer (dunkeläugiger) und blauer, überhaupt farbiger Malteser, welche durchweg feurig rothgelbe Augen haben. Nichts destoweniger ist und bleibt das Wicken- oder Stierauge mit glänzend schwarzbrauner Iris, welches sich von dem schneeweißen Gefieder so prächtig abhebt, das schönste, und verdient vor dem häufig trüben und mißfarbigen gelben unbedingt den Vorzug.*) Weiße Tauben aber mit feurig rothgelber Iris sollten als unzweifelhafte Kreuzungsprodukte bei Prämiirungen disqualificirt werden; ebenso solche Thiere, welche „gebrochene“ (zweifarbige oder Doppelaugen) zeigen. Der Augenkreis hat bei der weißen Varietät, wie schon erwähnt, eine bedeutendere Ausdehnung, als bei den farbigen Tauben, gleicherweise ist auch die Färbung desselben bei diesen eine bedeutend

*) Die reingelben Augen sind übrigens bei fleckenlosen weißen Maltesern ziemlich selten anzutreffen.

mattere, als bei weißen Vögeln, welche oft das prächtigste Carminroth schmückt. Wichtiger als die hinsichtlich der Farbe der Iris bestehenden Meinungsverschiedenheiten sind diejenigen, welche sich auf die Farbenvarietäten der großen Maltesertaube beziehen. Die Ansicht, daß Letztere nicht blos einfarbig, sondern auch mit einer sehr exacten weißen Zeichnung versehen, vorkommen, oder mit anderen Worten, daß die sogenannten Epaulettenschecken eine Farbenvarietät der Malteser seien, habe ich an anderer Stelle schon als irrthümlich nachgewiesen; doch variiren die Anschauungen der Liebhaber auch über die für den Malteser charakteristischen Haupt- oder Grundfarben. Als solche gelten in der Taubenkunde gemeiniglich vier: Blau, Schwarz, Roth und Gelb. Vielen Raçen mangelt nun bekanntlich eine oder die andere dieser Grundfarben, aus welchen sich alle bei Tauben überhaupt vorkommenden Färbungen ableiten lassen; auch bei der Maltesertaube ist dies der Fall, da derselben nur 2 Grundfarben, nämlich die blaue und schwarze eigenthümlich sind. Rein Roth und Gelb fehlt dagegen in der Reihe ihrer Farbenvarietäten vollständig; zwar werden rothe und neuerdings auch gelbe Malteser gezüchtet, diese sind jedoch sämmtlich Kreuzungsprodukte und also nicht raçeecht. Leider macht sich die Sucht, neue Farbenvarietäten zu erzielen (auch auf dem Gebiete der Malteserzucht) grade in jetziger Zeit nur zu sehr geltend und durch die Praxis, schönfarbige Thiere (ohne Rücksicht auf ihre sonstigen Mängel) besonders zu bevorzugen, wird der Züchtung der Maltesertaube großer Schaden zugefügt. Denn man begnügt sich schon nicht mehr mit der Erzielung neuer Varietäten, sondern sucht auch den bereits existirenden durch Zuführung fremden Blutes bessere Färbung anzuzüchten, wodurch selbstverständlich die typische Form der Maltesertaube, welche, wie hervorgehoben werden muß, eine äußerst geringe Vererbungskraft besitzt, vollkommen verloren geht. Glücklicherweise ist die weiße Varietät und ebenso die blaue, endlich auch die fahlrothe, weil weder zur Neubildung noch zur Verbesserung anderer Farben besonders geeignet, vor dem Schicksal, durch die jetzt in Flor stehende Farbensucht zu leiden, bewahrt geblieben und diese Spielarten haben daher auch die weitaus besten Exemplare aufzuweisen. Schwarze Malteser hingegen, deren Farbe ursprünglich matt und glanzlos war, prangen jetzt meist in schillernstem Gefieder und sind auch sonst in Bau und Haltung so verändert, daß es eines geübten Kennerauges bedarf, um über das Nationale dieser modernen Züchtungsprodukte ins Klare zu kommen! Gewöhnlich wird man jedoch mit dem Urtheile, daß die als schwarze „Malteser" ausgegebenen Tauben — einfarbig schwarze Huhnschecken sind, nicht fehlgehen. Braune Maltesertauben sind, wie ich annehmen zu dürfen glaube, der Mehrzahl nach reinsten Blutes und haben namentlich die Wiener Züchter in diesem Falle bewiesen, daß sie, auch ohne zu einer Kreuzung zu greifen, Farben sehr wohl zu verbessern verstehen. Das Braun der Malteser ist in der That so gleichmäßig

tief, duftig und glänzend, daß es als mustergiltig hingestellt werden darf. Weniger gut sind die sogenannten Lerchenfarbigen; sie sind auch nicht immer ganz raçerein, da sie oft mit braunen Epaulettenschecken gekreuzt worden sind. In Betreff der übrigen noch zuweilen vorkommenden Farbenvarietäten der Maltesertaube ist wenig zu sagen. Die Schieferblau-gehämmerten (Genagelten), welche aus der Paarung blauer und schwarzer (oder auch zweier sehr alter blauer) Tauben entstehen, sind nicht häufig, und regelmäßig schlecht in der Haltung. Silberblaue gehören ebenso wie rostrothgehämmerte Malteser zu den größten Seltenheiten und stehen in Bezug auf Qualität nicht sehr hoch. Die Paarung der weißen und blauen Varietät ergibt sogenannte »Blauschimmel«, welche zuweilen auch als »Gestorchte« bezeichnet werden; dieselben sind weniger wegen ihrer Färbung, als wegen ihrer oft ganz ausgezeichneten Figur geschätzt. Der Vereinigung schwarzer und weißer Tauben entspringen gewöhnlich unregelmäßig gefleckte »getigerte« Malteser*), welche wenig gute Eigenschaften besitzen. Die Züchtung geschwänzter, d. h. mit farbigem Schwanz versehener Malteser (oder weißen Varietät) läßt sich ohne Schwierigkeiten und ohne jedes Kreuzungsexperiment durchführen und wären Versuche in dieser Richtung gewiß empfehlenswerth, namentlich für Jene, die durchaus »auf Farbe arbeiten« müssen und dabei die Hauptsache bei der Malteserzucht, den Styl der Taube vollständig ignoriren zu dürfen glauben. Die Züchtung auf die Feder macht nur bei den mit exacter Zeichnung versehenen Varietäten so große Schwierigkeiten, daß ein Mangel in der Vollkommenheit der Figur durch eine tadellose Zeichnung compensirt werden kann. Bei Maltesern darf jedoch dieser Norm absolut keine Giltigkeit zugesprochen werden. Vervollkommnung der typischen Kennzeichen, Symmetrie der Figur, d. h. das richtige Verhältniß der Höhe zur Kürze und Breite der Gestalt und eine correcte Haltung sind die Cardinalpunkte, welche dem Malteserzüchter bei seinen Zuchtoperationen als bestimmend gelten sollten. — Die Erhaltung richtiger Färbung läßt sich damit immer noch sehr wohl verbinden. — Naturgemäß sind Frühbruten zur Weiterzucht am geeignetsten — später als im Juli gezüchtete Malteser sind der Regel nach wenig werth, außer man züchte in einem sehr warmen Schlage. Die Nester für Malteser sollten entweder auf oder doch nicht zu hoch über dem Boden angelegt sein, man wird hierdurch manchem Verluste an jungen Tauben vorbeugen, da Letztere schon sehr früh die Neigung haben das Nest zu verlassen und bei hoch angebrachten Nistkasten dadurch häufig zu Schaden kommen. Malteser brüten nach meiner Erfahrung ungemein fest, brauchen aber durchschnittlich 19 Tage zur Zeitigung der Eier. Als Fütterer sind Malteser sehr gut selbst zu

*) Zuweilen fälschlich als Wildschecken bezeichnet. Getigerte Malteser kommen in zwei Nuancen vor, bei der einen hat die weiße Farbe die Oberhand und die schwarze tritt nur in einigen Flecken auf; bei der zweiten ist die schwarze Farbe vorherrschend und überall weiß gespritzt gezeichnet.

verwenden; viele Züchter klagen aber trotzdem über große Sterblichkeit unter den Jungen, namentlich in der ersten Woche nach dem Ausschlüpfen; es muß dies aber nicht sowohl auf Rechnung der schwachen Constitution der Nestjungen, als vielmehr auf die Unbeholfenheit der alten Tauben, welche auch die Eier oft zertreten, gesetzt werden. Beinahe alle Varietäten der Huhntauben sind gewissen, ganz besonders häufig auftretenden Krankheiten unterworfen, Malteser dagegen zeichnen sich durch ihre außerordentlich gesunde und kräftige Constitution aus, und machen dem Liebhaber in dieser Hinsicht selten Sorge. Doch verlangen sie viel Futter, sind aber durchaus nicht wählerisch und gedeihen, auch wenn ihnen gar keine Abwechslung in demselben geboten wird, vorzüglich.

3. **Die Florentinertaube** — C. brachyura Brm.

Diese Huhntaube ist augenscheinlich weit früher in Deutschland und Oesterreich bekannt geworden, als irgend eine andere, und sie findet sich schon in der 1793 erschienenen „Gemeinnützige Naturgeschichte der Vögel Deutschlands" von J. Matth. Bechstein beschrieben. Der Verfasser führt die Taube zwar nicht unter dem Namen Florentinertaube (welche Bezeichnung zuerst G. Neumeister gebraucht) auf, doch ist es ganz unzweifelhaft, daß die „Hinkel- (d. i. Hühner-) Taube" Bechstein's, die jetzige Florentinertaube ist. Der genannte Ornithologe gibt in seiner Kennzeichnung der Hinkeltaube an, daß sie die Größe eines kleinen Huhnes erreiche, einen glatten (unbehaubten) Kopf und einen kurzen Hals besitze; der Körper sei stark, die Beine hoch, der Schwanz kurz, stehe grade in die Höhe, sei aber nicht winkelig wie bei der Pfautaube. Bezüglich der Färbung heißt es: Kopf und Schilde blau, sonst weiß. Bechstein fügt dann noch hinzu, daß die Taube am Rhein „Piemonteser" und wegen der Haltung des Kopfes und dessen Bewegungen zuweilen auch „Schüttel- oder Zittertaube" genannt werde.*)

Die Beschreibungen der späteren Deutschen Fachschriftsteller stimmen, einige unwesentliche Varianten abgerechnet**) mit der eben angeführten vollkommen überein. Dabei ist es besonders auffallend, daß keiner der Autoren (selbst nicht einmal einer der neueren) einer anderen als der blau und weiß gezeichneten Spielart Erwähnung thut, sowie ferner, daß

*) Wahrscheinlich beziehen sich diese (sonst gewöhnlich auf die Pfautaube angewandten) Bezeichnungen auf die eigenthümlich nickenden Kopfbewegungen der Florentiner beim „Treiben".

**) So gibt Neumeister („Das Ganze der Taubenzucht" ed pr. 1836) an, daß der Kopf, der Schwanz und die Flügel blaugefärbt, das übrige Gefieder weiß sei. Ebenso Chr. L. Brehm (die Naturgeschichte und Zucht der Tauben, Weimar 1857). Ein anderer Differenzpunkt besteht hinsichtlich der Bauart des Halses, welcher von den meisten Schriftstellern jedoch als kurz bezeichnet wird. Das Gegentheil behauptet G. Neumeister (in der 2. Aufl. seines Werkes „Das Ganze der Taubenzucht").

die meisten den Hals der Florentinertauben als kurz angeben, während er bei der jetzigen Zuchtform eher als lang bezeichnet werden muß.

Trotzdem keine beglaubigten Nachrichten darüber vorhanden sind, wann zuerst und von wo aus die Florentinertaube nach Deutschland und Oesterreich gebracht ward, kann ich mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß dieselbe (wie auch andere Huhntauben) um die Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa zunächst von Italien aus ihre weitere Verbreitung fand. Für die letztere Vermuthung spricht nicht allein der Name der Taube, sondern auch der Umstand, daß die Florentiner in sehr naher Beziehung zu einer speciell Italienischen Taube (der Razza triganina, Modeneser Taube) stehen, wie endlich auch die Thatsache, daß die ersten nach England importirten (pied d. h. geelsterten) »Florentine pigeons« nachweislich aus Florenz stammten.*) Die Florentiner werden laut Angabe Bonizzi's übrigens in einigen Italienischen Städten (z. B. in Modena) noch heute gezüchtet.

Ueber die Abstammung der Taube kann noch weit weniger Positives beigebracht werden, als über ihre Geschichte.

Vielfach wird die Florentinertaube als ein Blendling des großen Maltesers angesehen, und in der That besteht zwischen diesen beiden Tauben, namentlich hinsichtlich einiger Eigenheiten im Bau und der Haltung eine unleugbare Aehnlichkeit, welche auch Veranlassung gegeben hat, die Florentiner als Spielart der Malteser aufzufassen, resp. beide Tauben vielfach mit einander zu verwechseln.

Trotzdem kann ich mich der vorerwähnten Behauptung, wenigstens nicht in der Fassung wie sie gegeben ward, rückhaltslos anschließen.

Die, namentlich hinsichtlich der Zeichnung, zwischen Florentinern und Modenesern bestehende Aehnlichkeit ist so auffallend, daß man, in Erwägung des Umstandes, daß sich noch viele andere Analogien zwischen den beiden Tauben nachweisen lassen, auf jeden Fall ein nahes verwandtschaftliches Verhältniß zwischen Florentinern und Modenesern annehmen muß.

Allgemein gesprochen kann man die Florentiner in jeder Beziehung vergrößerte Modeneser nennen und sind die Unterschiede (im Bau und in der Haltung) weit mehr relativer

*) Nach einer mir von Herrn Consulatssekretär O. Neef in London zugekommenen Mittheilung. Die (continentale) Florentinertaube trägt in England, wie bereits erwähnt, weil mit mehreren Huhntauben identificirt, verschiedene Namen; Pied Florentine bezeichnet jedoch stets die Florentinertaube nach unseren Begriffen. Die Confusion, welche in England hinsichtlich der verschiedenen Huhntaubenformen herrscht, kann nicht besser illustrirt werden, als durch einen Hinweis auf die (in ihrer Art vortreffliche, aber trotzdem unrichtige) Abbildung in C. James Lyell's »Fancy Pigeons« einer Huhntaube, welche dem Bau und der Haltung nach eine Burmese pigeon (Birmanische Huhntaube), der Färbung nach ein Florentiner und dem Verfasser nach ein Leghorn Runt ist!!!



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

FLORENTINER TAUBEN.

(C. brachyura Brm.)

(Züchtung des I. Steiermärkischen Geflügelzucht-Vereins zu Graz.)



als absoluter Natur. Obgleich ich die beiden Tauben auf das Allergenaueste mit einander verglichen habe, wüßte ich, ausgenommen den allerdings bedeutenden Unterschied in der Größe, keinen anderen, welcher (hinsichtlich der Figur) von irgend welcher Bedeutung wäre, anzuführen. Herr Professor Paolo Bonizzi, welcher die Florentiner für nächste Verwandte der Razza triganina hält und sie daher in dieselbe Gruppe stellen zu müssen glaubt, schreibt mir, daß auch er die Tauben im Bau (ausgenommen natürlich in der Stärke und Größe) gleichgestaltet finde und die Haltung der Florentiner sich von der der Modeneser nur dadurch unterscheide, daß Erstere den Kopf und Hals weiter zurücklegen und den Schwanz aufrechter und ausgebreiteter trügen, als dies bei den Modenesern der Fall sein soll, denn Professor Bonizzi fügt hinzu, daß die genannte Haltungsweise bei der Razza triganina wohl vorkomme, aber nur nicht beliebt sei*).

Ich kann nicht umhin, diesen für die nahe Verwandtschaft der Florentiner und Modeneser sprechenden Argumenten noch ein weiteres hinzuzufügen, welchem ich ein ganz besonderes Gewicht beilegen zu müssen glaube. Schon Neumeister erwähnt die eigenthümliche Erscheinung, daß die mittlere Schwungfeder der Florentinertaube oft eine doppelte sei (d. h. daß zwei vollständig entwickelte Federn aus einem Kiele hervorsprießen). Auf meine Anfrage, ob Aehnliches etwa auch bei Tauben der Modeneser Raçe des Oefteren beobachtet werde, erhielt ich von Professor Bonizzi die Antwort, daß diese Anomalie in der Federstructur bei diesen Tauben an den Steuerfedern aufträte und solche, als „Spaltschwänze" bezeichnete Thiere, stets aus den Zuchtstämmen ausgemerzt würden**).

Obgleich ich noch Manches zu Gunsten der oben ausgesprochenen Behauptung beibringen könnte, halte ich das Gesagte schon für vollauf genügend. Ich habe mir diese Abschweifung

*) Solche Tauben führen im Jargon der „Triganieri" einen besonderen Namen, nämlich »Scavez« (= scavezzati), zu Deutsch die „Gebrochenen", weil sie Kopf und Hals so zurückbiegen, daß diese den Schwanz beinahe berühren, wodurch die Taube im Rücken wie gebrochen erscheint. Was ich zu dem oben Gesagten noch bemerken möchte, ist, daß sich in der »Storia degli uccelli« Ficcenze 1771 von Dottore Lorenzo Lorenzi (tom III. pag. 32 und 33 daselbst) eine Abbildung der Col. mutinensis minor (= Colombo modenino minore) i. e. Modenesertaube in natürlicher Größe mit vollkommen senkrecht stehendem, etwas fächerförmig ausgebreitetem Schwanze und seitlich herabhängenden Schwingen befindet. Das Huhntaubenartige in der Erscheinung wird durch ungemein hohe Beine noch bedeutend vermehrt. Durch einen merkwürdigen Zufall wurde meine Sammlung peristerologischer Schriften, Bilder 2c. durch einen alten Druck (mit der Signatur Florentinae MDCCLXX) bereichert, welcher eine Modenesertaube genau so darstellt, wie die Abbildung in der Storia naturale 2c.

**) Diese abnorme Federstructur findet sich zuweilen auch bei anderen Raçen, z. B. bei den durch den besonders eigenthümlich geformten Schwanz ausgezeichneten Orientalischen Rollern, ebenso fand ich im Schwanze einer Indischen Sadhectaube (Varietät des Lowton oder Bodentümmlers) eine doppelte Steuerfeder. In dem oberwähnten Falle ist das Auftreten dieser Federbildung in doppelter Hinsicht interessant, denn hier trifft eine analoge Variation (verschiedener Typen) mit einer correlativen Variation (homologer Theile) in merkwürdigster Weise zusammen.

erlaubt, um darzuthun, daß die Modeneser und Florentiner unbedingt einem und demselben Stamme angehören und letztere daher bei der Erklärung über die muthmaßliche Bildungsweise der in Rede stehenden Huhntaubenvarietät in Betracht gezogen werden müssen. Es kann dies auf mehrfache Weise geschehen. Entweder kann man sich der Anschauung zuwenden, daß die Florentiner directe Nachkommen der Modeneser, d. h. eine Fortbildung derselben sind, bei deren Züchtung nur die Stärke der Figur und eine extreme Haltungsweise als leitende Momente gelten, oder man kann die Entstehung der Florentiner aus einer Kreuzung der Modeneser und einer der in Italien vorfindlichen oder vorfindlich gewesenen Huhntauben erklären, und diese letztere Ansicht möchte ich als die wahrscheinlich richtigste bezeichnen, und zwar mit dem Bemerken, daß ich die Maltesertaube älterer Form, d. h. die Livornesertaube (Leghorn Runt der älteren Engl. Autoren) für diejenige Huhntaube halte, welche eben im Verein mit der Modenesertaube unsere Florentiner produzirte *).

Indem ich das Gebiet der Hypothesen über die Abstammung der Florentiner verlasse, wende ich mich der Beschreibung derselben zu und gebe in Folgendem den

Standard für die Beurtheilung der Florentinertaube.

Schnabel: Verhältnißmäßig kurz (nicht über 25 mm lang bis zum Mundwinkel gemessen), stark, sehr wenig gebogen; Oberkiefer etwas stärker und länger als der Unterkiefer.

Schnabelwarze: Gut entwickelt, nicht sehr breit, frei von Rissen und Ringeln, aber feingekörnt.

Kopf: Etwas lang und gewölbt, am Scheitel fast unmerklich abgeflacht, Hinterkopf ziemlich breit, gegen den Schnabel hin zugespitzt erscheinend. Wangen: nicht voll, sondern flach. Augen: tiefliegend und wenig vortretend. Augenringe: aufgeschwollen, circa 2 mm dick, frei von Federn. Kehle: etwas voll. Haltung des Kopfes: niedersichtig, d. h. unter der Horizontallinie getragen.

Hals: Etwas lang, sehr kräftig, schön gerundet. Oberhals: nicht dünn oder fein, sondern kräftig ohne plump zu sein. Haltung: elegant S-förmig gebogen, aber nicht stark nach rückwärts gelegt. Kropf: etwas vortretend.

Brust: Ungemein breit, vorn etwas abgeflacht, hochgetragen.

Rücken: So breit und kurz als möglich, nicht gewölbt, wagrecht verlaufend.

Bürzel: Sehr breit, aufgestülpt.

---

*) Weiter hinauf noch die Abstammung der Florentiner, resp. die der Bildner dieser Varietät, klar zu legen ist sehr schwer; doch habe ich bereits nachzuweisen versucht, daß die ältere Form der Malteser (eben der Leghorn Runt oder die Livornesertaube) aus der Vorder-Indischen Huhntaube entstanden sein dürfte.

Flügel: Verhältnißmäßig von geringer Größe, ziemlich kräftig, hoch aufgezogen und dicht am Leibe anliegend getragen.

Schwingen: Kurz, ziemlich breit befahnt, kräftig im Kiele, spitz zulaufend, dicht geschlossen oder zusammengelegt getragen, oberhalb des Schwanzes vor dem Ende desselben mit den Spitzen zusammentreffend.

Schwanz: So kurz als möglich, oben wie abgeschnitten aussehend, etwas (aber nicht zu sehr) ausgebreitet getragen und so hoch als möglich gehalten. Steuerfedern: kurz, gleichmäßig breit befahnt und mit starken Kielen versehen.

Beine: Schenkel sehr lang, kräftig, etwas außerhalb des Bauchgefieders getragen und möglichst stramm gestreckt. Läufe: sehr lang, grade, kräftig, starkknochig und breit beschuppt. Zehen: sehr lang, grade, gut gespreizt. Hinterzehe fest am Boden aufliegend. Nägel: etwas lang und wenig gebogen.

Befiederung: Nicht sehr reichlich, fest anliegend; am Steiße dicht mit Dunen besetzt.

Allgemeine Erscheinung: Sehr groß, kräftig und außerordentlich massig und gedrungen, beinahe so breit als lang und überall gut abgerundet. Haltung vollkommen huhnartig.

Färbung. Im Allgemeinen: Kopf, Flügelschilde und Schwanz farbig, alles Uebrige weiß (Elsterzeichnung).

Kopfzeichnung: Die Grenze derselben reicht rückwärts bis zum Hinterkopfe, vorn bis zur Basis des Halses. Am Hinterkopfe soll die Zeichnung in einer sehr schwach (nach dem Hals zu) ausgebogenen Linie abschneiden, an der Halsbasis hübsch gerundet erscheinen und nicht spitz zulaufen, die gegebenen Grenzpunkte der Zeichnung sollen durch eine an den Seiten weit ausgebogene, scharf geschnittene, schön geschwungene Linie mit einander verbunden sein.

Flügelfärbung: Flügelschilde gefärbt, Schwungfedern beider Ordnungen weiß.

Schwanzfärbung: Steuerfedern gefärbt, obere Schwanzdeckfedern weiß, untere Schwanzdeckfedern gefärbt. Zeichnungsfarbe der Florentiner: Blau (mit rein schwarzen Flügelbinden und ebenso gefärbter Querbinde am Schwanzende), schwarz, roth, gelb, zuweilen auch silberfarben (mit gelbbraunen Flügelbinden und dunkelgrauer Querbinde am Schwanzende).

Schnabelfarbe. Bei schwarzen Florentinern: Glänzend schwarz, bei blauen: dunkelhornfarben, bei rothen: bräunlich fleischfarben, bei gelben: lichtfleischfarben, bei silberfarbenen: lichthornfarben.

Schnabelwarze: Weiß, in der Jugend röthlich.

Augenfarbe (Iris): Glänzend und feurig orangeroth.

Augenringe: Carminroth.

Läufe und Zehen: Je nach der Zeichnungsfarbe lichter oder dunkler carminroth.

Nägel: Der Schnabelfarbe entsprechend gefärbt.

Die Züchtung von Florentinern, welche den vorstehenden Anforderungen auch nur annähernd genügen, ist mit großen Schwierigkeiten verbunden. Selten oder nie finden sich Thiere, welche in den Hauptpunkten, Figur und Färbung, gleichmäßig gut sind und beide Eigenschaften in einem annähernd mustergiltigen Grade in sich vereinigen.

Kopf- und Schnabelbau sind Punkte, welche weder von dem Züchter, noch dem Preisrichter bei Beurtheilung der Florentiner einer strengen Prüfung unterzogen werden und in der That sind dieselben keiner sonderlichen Beachtung werth, da sie wenig oder nichts Charakteristisches an sich haben. Auch kommt es nur selten vor, daß sich eine vollständige Verbildung des Kopfes zeigt, welche dann darin besteht, daß dieselbe von äußerst plumper (kurzer, hoch gewölbter) Form ist und namentlich durch seine Breite einen unschönen Eindruck macht. Was die Form und Haltung des Halses betrifft, so ist im Auge zu behalten, daß derselbe grade die Mitte halten sollte zwischen jenen extremen Gestaltungen, welche den Maltesern einerseits und den Epaulettenschecken andererseits eigenthümlich sind; d. h. der Hals der Florentiner sollte nicht so aufgereckt oder grade getragen werden, wie es bei den Maltesern, und nicht so sehr zusammengezogen und gekrümmt werden, wie dies bei den Epaulettenschecken der Fall ist. Der Hals soll auch nicht zu schlank oder zu dünn erscheinen, sondern eher etwas dick sein, denn dies paßt besser zu der kräftigen und untersetzten Figur der Taube, als ein schmächtiger Hals, welcher sich sehr wenig vortheilhaft ausnimmt. Stärke des Körpers und Länge desselben sind Punkte, welche bei der Beurtheilung der Güte einer Taube von großem Gewichte sind. An Breite und Tiefe fehlt es den Florentinern im Allgemeinen nicht, Kürze dagegen ist bei dieser Huhntaube noch sehr zu vermissen. Dabei ist die Haltung langleibiger Florentiner stets eine sehr mangelhafte, namentlich gilt dies bezüglich der Haltung des Schwanzes. Dieser sollte wie bei dem Malteser in einem Winkel von mindestens 45 Graden zu einer durch den Körper laufenden Linie getragen werden. Die Haltung ist aber natürlich um so besser, je mehr der Winkel sich einem rechten nähert. Nichts benimmt einer Huhntaube mehr von ihrer typischen Erscheinung, als grade ein horizontal getragener Schwanz. Zu der Form des Letzteren sei bemerkt, daß er zwar breit, aber nicht fächerförmig, wie der Schwanz der Malteser, gestaltet sein sollte; vielmehr ist es nothwendig, daß die Breite desselben unten, in der Nähe der Schwanzdeckfedern, fast dieselben Dimensionen zeige, wie am Ende, also die Gestalt eines Rechteckes besitze. Eine Ausdehnung von 70—80 mm dürfte als Durchschnittsmaß anzunehmen sein. Ein besonders häufiger Fehler

der Florentiner ist der sogenannte Schleppflügel. In der Regel tritt derselbe in Folge einer Krankheit auf, welcher die Florentiner sehr häufig unterworfen sind. Es ist dies die, allen Florentinerzüchtern bekannte „Flügelgeschwulst", welche in den überwiegend meisten Fällen in äußerlichen Verletzungen ihre Ursache hat, indem die äußerst schwerfällige Taube mit den Flügeln an harte Gegenstände, Ecken oder Kanten stößt, oder bei einem Kampfe mit ihres Gleichen allzu energischen Gebrauch von ihren Schwingen macht. Man kann dann beobachten, daß der Flügel nach einem heftigen Schlage sofort wie gelähmt herabsinkt und im Verlaufe einiger Tage tritt am Schultergelenk des betreffenden Flügels eine Geschwulst oder Beule auf, welche mit der Zeit bis zur Größe einer Wallnuß anwachsen kann. Manchmal verschwindet dieselbe ganz von selbst, dies ist aber nur selten der Fall und die Geschwulst kehrt dann bei der geringsten Verletzung des betreffenden Gliedes wieder zurück. Eine Operation, durch das Oeffnen der Beule, hat meist nur momentane Wirkung, doch habe ich gesehen, daß einige von dieser Krankheit befallene Thiere durch eine Wiederholung jener Operation vollständig geheilt wurden und den freien Gebrauch ihrer Flugwerkzeuge wieder erlangten *). Gewöhnlich aber ist die Krankheit eine äußerst hartnäckige und kann dieselbe selbst den Tod der Taube zur Folge haben. Viele Züchter halten die Flügelgeschwulst für eine erbliche Krankheit und glauben, daß die von dem Uebel befallenen Thiere scrophulös seien. Obgleich ich mich mehrerer Fälle entsinne, welche sehr zu Gunsten dieser Ansicht sprechen, bin ich von der Richtigkeit obiger Behauptung doch noch nicht so ganz überzeugt.

Die Haltung und Bauart der Beine sind für die allgemeine Erscheinung unserer Taube von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sie sollten sich vor Allem durch besondere Höhe auszeichnen und dabei kräftig und starkknochig sein, um das auf ihnen lastende Gewicht des Körpers aushalten zu können, ohne die Fersengelenke stark einzubiegen. Nur selten finden sich Florentiner, welche in diesem Punkte fehlerfrei sind; denn gewöhnlich wird das Fersengelenk stark eingebogen und im Bauchgefieder verborgen sein, und die Schenkel erscheinen nicht im gehörigen Grade gestreckt. Dies ist ein bedeutender Fehler, welcher der guten Haltung der Taube besonders Abbruch thut, und ein Florentiner, welcher die Last des umfangreichen Körpers auf kurzen „Dachsbeinen" nahe über dem Boden einherschleppt, gewährt einen ebenso komischen wie unschönen, das Auge des Liebhabers beleidigenden Anblick.

Der Punkt, dessen Erörterung nun folgen soll — correcte Färbung und Zeichnung — läßt sich mit Recht als derjenige bezeichnen, dessen Erzielung bei der Züchtung der Florentiner

*) Mr. Rob. Fulton empfiehlt gegen Flügelkrankheiten das Aufbinden des verletzten Gliedes durch einen Faden, Ansetzen von Blutegeln, Jodpinselung ꝛc. (Letztere hilft aber, wie ich erfahren habe, nur wenn die Einpinselung schon beim Beginne der Krankheit vorgenommen wurde und auch dann nicht immer). Mr. J. P. Carida gibt den Rath, durch die Beule ein Haarseil einzuführen. Vergl. Rob. Fulton's Pigeon Book, pag. 382,383.

die meisten Schwierigkeiten darbietet. Es ist schon bemerkt worden, daß die Vererbungstreue der Huhntauben überhaupt, und die der Florentiner insbesondere, eine sehr geringe ist, nirgend aber macht sich dies mehr geltend, als in Bezug auf die Vererbung der Zeichnung der Florentiner, welche noch sehr wenig gefestigt erscheint.

Die Zeichnungsfarben dieser Taube sind im Allgemeinen von keiner besonders guten Qualität, d. h. sie sind weder rein, noch tief genug im Tone, noch zeichnen sie sich durch ihren Glanz aus. Das Schwarz der Florentiner ist meist matt, ohne Glanz und oft grau überflogen; das Roth und Gelb gewöhnlich verwaschen und nicht lebhaft genug. Blaue Florentiner dagegen sind oft recht gut in der Färbung, aber sie sind nicht selten mangelhaft hinsichtlich der Binden, welche statt tiefschwarz zu sein, leicht einen bräunlichen Ton erhalten.

Die silberfarbene Spielart (oder modefarbene genannt) ist ziemlich selten, aber gewöhnlich durch die Zartheit und Gleichmäßigkeit der Gefiederfarbe bemerkenswerth. Die einzelnen Farben lassen sich durch Vermischung mit anderen einigermaßen verbessern; so kann man Schwarz durch die Paarung schwarzer und rother Thiere corrigiren; zur Erzielung hochgelber Florentiner wendet man die Mischung der rothen und gelben Farbe oft mit gutem Erfolge an; hierbei ist jedoch zu bemerken, daß gelbe sowohl wie rothe Florentiner im ersten Altersjahre oft weit besser, d. h. lebhafter und gleichmäßiger gefärbt erscheinen als im späteren Alter, in welchem die Farben meist matt und ausgewaschen aussehen. Silberfarbene zieht man gewöhnlich aus gelben und blauen Florentinern. Da die einzelnen Spielarten vielfach unter einander gepaart werden um die Farben aufzubessern, so treten sehr häufig Rückschläge auf und man kann auf diese Weise von gelben Florentinern, rothe, von rothen gelbe Tauben u. s. w. erhalten. Seltener sind Rückschläge bei schwarzen Florentinern, doch kommt es zuweilen vor, daß sie rothe und gelbe Nachkommenschaft produziren; letzteres wohl nur in seltenen Fällen. Die blaue Spielart züchtet am reinsten, nur ganz ausnahmsweise fallen von einem Paar blauer Tauben sogenannte modefarbene — und es ist mir nur ein einziger Fall bekannt geworden, daß von blauen Florentinern ein schwarzes Junge gezüchtet worden ist.

Größere Schwierigkeiten als die Züchtung auf Güte der Färbung macht, wie es sich wohl von selbst versteht, die Erzielung der correcten Zeichnung, welche in den allerseltensten Fällen ganz rein ausfällt. So läßt namentlich die Kopfzeichnung in der Regel viel zu wünschen übrig. Abgesehen davon, daß die Grenzlinien nicht immer so scharf markirt erscheinen als dies der Fall sein sollte, sondern ausgezackt und unregelmäßig sind, ist auch gewöhnlich die Ausdehnung der Zeichnung eine fehlerhafte. Der Nacken sollte von der Zeichnungsfarbe frei — also weiß — sein, häufig erstreckt sich die Zeichnung aber bis auf diesen Körpertheil und schließt mit einer quer über den Hals laufenden Linie ab. Anderer-

seits kommt es vor, daß die Zeichnung schon auf der Scheitelmitte abschneidet und unmittelbar hinter dem Auge in starkgebogener Linie zur Kehle verläuft. Fehlerhaft ist ferner die Verlängerung des Bartes (d. h. des unterhalb des Schnabels befindlichen Theiles der Zeichnung), welcher sich manchmal bis zum Kropfe herabzieht und dort meist in einer Spitze endet. Es ist bemerkt worden, daß die rückwärtige Grenze der Zeichnungsfarbe (am Hinterkopfe) von einer schwachen Bogenlinie gebildet werden solle. Viele Individuen zeigen, statt dieser gewünschten Abgrenzung der Zeichnung, einen Einschnitt oder eine pfeilspitzenförmige Einkerbung am Hinterkopfe, welche dadurch hervorgerufen wird, daß sich das Weiß des Nackens bis auf den Hinterkopf erstreckt und daselbst in eine gegen den Scheitel hin gerichtete Spitze ausläuft.

In dem Standard für die Beurtheilung der Florentinertaube ist als Norm angegeben worden, daß nur die Flügelschilde gefärbt, die Schwingen dagegen weiß sein sollen. Dies widerspricht der bisher geltenden Bestimmung, gemäß welcher die Florentiner (in ihrer Gesammtheit) sowohl gefärbte, wie auch weiße Schwingen zeigen durften. Nur unreine d. h. theils aus weißen, theils aus gefärbten Spießen bestehende Schwingen waren verpönt. Es ist klar, daß diese unpräcise und jeder thierzüchterischen Disciplin widerstrebende Bestimmung auf die Florentinerzüchtung von nachtheiligstem Einflusse sein mußte und es ist nicht zu verwundern, daß vollkommen reinschwingige Thiere heutzutage beinahe schon zu den Seltenheiten zählen. In der Erwägung des Umstandes, daß, falls man an der alten Bestimmung hinsichtlich dieses Punktes noch weiterhin festhalten würde, nie und nimmer die Fehler unreiner Schwingen verschwinden würden, glaube ich, daß es die höchste Zeit ist, dieser Praxis energisch entgegenzutreten und habe ich deshalb (im Einverständniß mit den für diesen Fall competenten Richtern) in dem Standard als Norm angegeben, daß die Schwingen der Florentiner nur von weißen Federn gebildet sein sollen. Es wird hiernach bei der Beurtheilung auf diesen Punkt immer jene Taube als die preiswürdigste angesehen werden müssen, welche die wenigsten gefärbten Schwungfedern aufzuweisen hat und die äußerste Consequenz der neuen Regel wird darin gipfeln müssen, daß Florentiner, bei welchen die Zahl der farbigen Schwingen die der weißen übersteigt, ohne Rücksicht auf die sonstigen Eigenschaften der Thiere stets zu disqualificiren sind. Viele werden mit dieser Strenge bei der Beurtheilung, wie vorauszusetzen ist, nicht einverstanden sein und wahrscheinlich wird thatsächlich manch' schönes Exemplar seines Preisanspruches auf diese Weise verlustig gehen, aber die genaue Einhaltung dieser rigorosen Bestimmung bietet das einzige Erfolg versprechende Mittel, dem eingerissenen Fehler zu steuern und die Reinschwingigkeit der Florentiner zu festigen.

Zur Färbung des Schwanzes ist wenig zu bemerken. Die oberen Deckfedern sollen weiß sein, sie sind aber meistens gefärbt — ein Fehler, der eben nicht von großem Gewichte ist, und bei der Beurtheilung sonst schöner Thiere übersehen werden darf. Viele Züchter legen einen besonderen Werth darauf, daß der Schwanz „unterlegt" sei, worunter der Liebhaber versteht, daß die unteren Schwanzdeckfedern (aber nur diese und nicht auch die Dunenfedern des Hintertheiles), gefärbt erscheinen. Die unteren Schwanzdeckfedern sind übrigens in der Regel gefärbt, nur bei Gelben sind sie ziemlich häufig weiß.

Abgesehen von den bei den einzelnen gefärbten Gefiederpartien auftretenden Mängeln, welche bereits erörtert worden sind, kommen noch einige andere Fehler vor, welche darin bestehen, daß sich auf der weißen Grundfarbe gefärbte und umgekehrt auf den gefärbten Theilen weiße Flecke zeigen. Besonders häufig erscheinen letztere am Flügelbug und der Schultergegend, erstere an Brust, Hals, Rücken und Schenkeln. Ein oder zwei solcher Flecke können übersehen werden, treten sie aber in größerer Anzahl auf, so ist dies ein bedeutender Fehler und ein auf diese Weise gezeichneter Florentiner würde von keinem Preisrichter einer weiteren Beachtung würdig befunden werden. Dieser Fall ist jedoch (leider!) selten practisch, denn die Prämiirungscandidaten, welche sich auf Ausstellungen den gestrengen Herren des Richtercollegiums präsentiren, sind meistens für die zu bestehende Prüfung auf das Sorgfältigste vorbereitet.

In ihren Eigenschaften als Zuchttauben lassen die Florentiner manches zu wünschen übrig, und stehen sie in dieser Beziehung allen anderen Huhntauben bedeutend nach. Hierdurch wird natürlich die Schwierigkeit der Züchtung dieser Huhntaube noch um ein Erkleckliches erhöht. Die Florentiner sind allerdings sehr fruchtbar, aber weder als Brüter, noch als Fütterer verläßlich. Oft verlassen sie schon bei geringen Störungen das Nest, auch sind sie wenig vorsichtig und zertreten häufig das Gelege oder die Nestjungen. Da die Florentiner auch nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt füttern, so empfiehlt es sich, die Eier, namentlich werthvollerer Zuchtthiere, anderen Tauben zu unterlegen, um sie durch diese ausbrüten und aufziehen zu lassen. Die Tauben, welche man als Ammen gebrauchen will, sollten nicht zu klein, sondern vielmehr kräftig und als Fütterer besonders verläßlich und fleißig sein; Hühnerschecken oder gewöhnliche Feldtauben leisten in dieser Beziehung oft ausgezeichnete Dienste. Die jungen Nesttauben zeichnen sich nicht grade durch besonders feste Constitution aus, sondern sterben, wenn ihnen keine sorgfältige Pflege zugewendet wird, viel leichter, als die Jungen aller anderen Huhntauben. Auch ist die Constitution der älteren oder der erwachsenen Tauben eine bei weitem schwächere als z. B. die der Malteser oder Epauletten-schecken, welche nur selten von Krankheiten befallen werden. Da der Flug der Florentiner ein äußerst schwerfälliger, wenig ausdauernder und langsamer ist, so sollte man darauf

achten, den ihnen zur Wohnung bestimmten Schlag so anzulegen, daß sie ihn mühelos erreichen können und einen bequemen Anflug haben; dies empfiehlt sich nicht allein zur Vermeidung der Flügellähme, welcher die Tauben bei hochgelegenen Brutstätten, oft schon durch die bloße Anstrengung, dieselben zu erreichen, zum Opfer fallen, sondern auch, um Verlusten an Jungen vorzubeugen, denn diese theilen die Neigung junger Malteser, frühe das Nest zu verlassen.

Am Boden bewegen sich die Florentiner sehr geschickt und mit großer Ausdauer. Dies kann man namentlich beim sogenannten Treiben (wenn der Täuber die Täubin zu Neste treibt) beobachten, wobei die Thiere oft eine Stunde lang mit weitausschreitenden, elastischen Tritten hintereinander herschreiten und jeden Schritt mit einer nickenden Bewegung des Kopfes begleiten.

Ihrem Temperamente nach sind die Florentiner ziemlich phlegmatisch, wenig zanksüchtig und daher auch mit kleineren Taubenraçen gut zusammenzuhalten.

4. **Der Hühnerscheck** — C. austriaca Washington.*)

Der Typus dieser Huhntaube weicht von dem der übrigen Vertreter derselben Gruppe in mancher Hinsicht nicht unbedeutend ab; wahrscheinlich eine Folge der mehr-

*) Zu dieser Benennung muß ich Folgendes bemerken: Erstens, daß es, wie ich gar wohl weiß, sprachrichtiger wäre, statt Hühnerscheck „Huhnscheck" zu sagen; da jedoch erstere Bezeichnung schon so sehr eingebürgert erscheint, daß es ein vergebliches Beginnen wäre, dieselbe durch Einführung einer anderen wieder verdrängen zu wollen, so unterlasse ich es, den in der Züchterwelt bekannten und allgemein verständlichen Namen mit einem fremdklingenden und unpopulären zu vertauschen. Zu der wissenschaftlichen Bezeichnung (Col. austriaca) muß ich bemerken, daß ich mich schlechterdings gezwungen sehe, die auf diese Huhntaubenvarietät bisher angewandten lateinischen Namen durch den genannten ersetzen zu müssen, u. zw. aus folgenden Gründen: Dr. E. Baldamus hat in seinem Werke »Illustr. Handb. d. Federviehzucht« (Bd. II pag. 186) einer Taube, welche er als Huhnschecke aufführt, die wissenschaftliche Bezeichnung Col. gallinacea beigelegt. Aus der etwas kurzgefaßten Beschreibung geht zur Genüge hervor, daß die Taube der Hühnerscheck der Oesterreichischen Züchter ist. Der Verfasser kennt jedoch die Taube, welche er beschreibt, aus eigener Anschauung nicht, denn der Hühnerscheck findet im genannten Werke noch einmal und zwar ausführlicher Erwähnung, diesmal unter der Ueberschrift »Ungar'sche Taube (Col. ungarica) Handltaube.« Die beiden Deutschen sowie auch der lateinische Name sind in ihrer Anwendung auf den Hühnerscheck vollkommen irrige und unzutreffende; die eigentliche Ungarische Taube hat nämlich mit den Huhntauben überhaupt nichts zu thun; sie ähnelt vielmehr der Türkischen Taube, trägt auf dem stets schwarzen Gefieder weiße Binden und kommt äußerst selten in den Handel. Ebenso wenig darf der Name Hendl (d. h. Hendl-[Huhn-]taube) mit dem Hühnerscheck in Verbindung gebracht werden, da unter jener Bezeichnung die Epaulettenschecken (zuweilen aber auch die Malteser) verstanden werden, während die Hühnerschecken in der Vulgairsprache stets Hendlschecken genannt werden. Nachdem die bisher in Brauch gestandenen wissenschaftlichen Bezeichnungen, wie aus dem Gesagten erhellt, mehrfache Irrthümer involviren, kann ich mich zur Beibehaltung derselben nicht entschließen und da der Hühnerscheck kein Ungarisches, sondern vielmehr ein Oesterreichisches Züchtungsprodukt ist, so möge er nicht mehr Col. ungarica sondern Col. austriaca heißen, denn: Ehre, dem die Ehre gebührt!

fachen Kreuzungen, welchen diese Huhntaubenvarietät ihre Entstehung zu verdanken haben dürfte. Ein speziell Oesterreichisches Kreuzungsprodukt, welches für die Kunst und die Ausdauer unserer Liebhaber beredtes Zeugniß ablegt, ist der Hühnerscheck erst etwa um das Ende des vorigen, oder zu Beginn des laufenden Jahrhunderts entstanden und gebührt das Verdienst, diese in mancher Hinsicht so ausgezeichnete Taube gebildet zu haben, unbestritten den Züchtern Oberösterreichs. Auf welche Weise es ihnen gelang, die Varietät zur Existenz zu bringen, diese Frage ist, obwohl vielbesprochen, noch immer nicht endgiltig gelöst und aus einer kurzen Wiedergabe der verschiedenen Erklärungsweisen, welche über die Entstehung der Hühnerschecken in Züchterkreisen im Umlauf sind, wird man entnehmen können, daß dieselben in auffallendster Art von einander abweichen. Einer vielverbreiteten Version zufolge bilden die Hühnerschecken eine reine, d. h. ohne Anwendung irgend einer Kreuzung entstandene Farbenvarietät der Florentiner. Abgesehen von manchen sehr bedeutenden Unterschieden in den Formen beider Tauben, ist es aber im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß eine Varietät, welche sich, wie ich schon hervorgehoben habe, durch den besonderen Mangel an Tiefe und Glanz ihrer Färbung zu ihrem Nachtheile auszeichnet, eine Spielart produzirt haben sollte, welche hinsichtlich der Intensität und des Glanzes ihrer Farben beinahe unerreicht dasteht. Nach der Anschauung Anderer ist der Ursprung der Hühnerschecken in der Kreuzung von Latztauben und Epaulettenschecken zu suchen, es gibt aber nur sehr Weniges, was sich zu Gunsten dieser Ansicht anführen ließe.

Mehr hat schon die Behauptung für sich, daß die Hühnerschecken das Ergebniß einer Kreuzung der Florentiner und Nürnberger Schwalbentauben seien und verweisen die Anhänger dieser Hypothese auf den Umstand, daß neben den Schwalbentauben nur noch die Hühnerschecken jene eigenthümlichen Schmalzkiele in größerer Anzahl an sich tragen; auch ist zu erwähnen, daß in früheren Zeiten die Schwalbentaube in Oberösterreich sehr verbreitet war. Endlich hört man auch mit vieler Bestimmtheit die Ansicht aussprechen, daß eine (mit farbigen Schilden auf lichter Grundfarbe versehene) Varietät der Türkischen Taube bei der Entstehung der Hühnerschecken betheiligt gewesen sei, wobei behauptet wird, daß die innseitige Befiederung der Läufe, einige Eigenthümlichkeiten des Schädelbaues, die auffallend starke Entwicklung der Nasenwarze und der Augenringe der Hühnerschecken aus einer zwischen Türken und Florentinern stattgehabten Kreuzung abzuleiten sei*).

---

*) Ich habe lange über diese Behauptung nachgesonnen, um zu eruiren, welche Varietät mit jener „geschildeten weißen Türkischen Taube" eventuell identificirt werden könnte und bin zufällig darauf aufmerksam geworden, daß die sogenannten „Schnablaken" (ein der Türkischen Taube äußerst nahestehender Typus) in Oberösterreich bekannt sind und dort zuweilen Schildtaube genannt werden; es dürfte dieser Umstand dazu beigetragen haben, daß die Hühnerschecken an manchen Orten Oberösterreichs, in Linz 2c. heute noch oft kurzweg als „Schildtauben" (Schildl) bezeichnet werden und andererseits läßt sich die in



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter Hamburg.

HÜHNERSCHECKEN. (C. austriaca Washington.)

Züchter: Herr Karl Schick-Wien (Rudolfsheim.)



Alle genannten Anschauungen vereinigen sich darin, daß die Entstehung der Hühnerschecken stets einer einfachen Kreuzung zugeschrieben wird, aber die verschiedenen Combinationen erklären meiner Meinung nach nicht zur Genüge, woher es kommt, daß Hühnerschecken einige höchst auffallende Eigenthümlichkeiten mehrerer verschiedener Raçen an sich tragen.

Aus diesem Grunde kann ich mich zu keiner der aufgeführten Anschauungen bekennen, sondern halte es für richtiger, die Hühnerschecken als das Ergebniß einer complicirteren Kreuzung anzusehen. Die Elemente, welche zur Bildung der vorliegenden Varietät nothwendig waren, können wir in der Florentiner, Schwalben- und jener geschildeten Türkischen Taube als vorhanden annehmen, und aus den genannten Varietäten dürften sich dann auch nach mehrfachen Kreuzungen derselben untereinander die Hühnerschecken entwickelt haben. Die Verbreitung dieser Huhntaube hat sich lange Zeit auf Süddeutschland beschränkt, erst seit den 60er Jahren ward sie auch im nördlichen Deutschland mehr und mehr bekannt*) und sie gehört augenblicklich nächst den Maltesern zu den beliebtesten Huhntauben.

Standard für die Beurtheilung der Hühnerschecken.

Schnabel: Nicht unter 25 mm lang (bis zur Mundspalte gemessen), kräftig, breit an der Basis, gegen die Spitze hin gleichmäßig an Stärke verlierend, etwas gebogen; Oberkiefer ein wenig stärker und länger als der Unterkiefer, so daß die nach abwärts gebogene Spitze des Oberkiefers das Ende des Unterkiefers um etwa 1—2 mm überragt.

Schnabelwarze: Stark entwickelt, mehr breit als hoch, bei älteren Thieren etwas runzlig; der Gestalt nach ein nahezu gleichseitiges Dreieck bildend, dessen eine Spitze ziemlich weit nach vorn (auf den Schnabel) reicht.

Kopf: Sehr lang, möglichst schmal, am Hinterhaupte nahezu gleich breit, wie in der Gegend des Schnabels, schwach gewölbt und im Ganzen sehr fein gebaut erscheinend. Kopf und Schnabel sollen miteinander eine schön geschwungene, langgezogene Bogenlinie bilden,

---

Deutschland für Hühnerschecken gebrauchte Benennung „Ungar'sche Taube" daraus ableiten, daß die Schnablaken, welche zur Züchtung der Hühnerschecken verwendet wurden, hauptsächlich in Ungarn gehalten werden.

*) Neumeister ist unter den Fachschriftstellern der Erste, welcher die „Hühnerschecke" erwähnt und zwar erst in der zweiten Auflage seines oft citirten Werkes. Er weiß sogar, was bemerkenswerth, schon von einer weißbindigen Spielart der Hühnerschecken zu berichten. In den späteren Schriften Deutscher Autoren findet sich eine stereotype Verwechslung zwischen zwei vermeintlich distincten Varietäten vor, deren eine Ungar'sche oder Hendltaube, die andere Huhnschecke genannt wird; beide sind mit unserem Hühnerscheck identisch. Diese Verwechslung hat dann auch in die Literatur des Auslandes Eingang gefunden.

welche in der Nähe der Schnabelwarzen keine Unterbrechung zeigen darf. Haltung des Kopfes: niedersichtig.

Wangen: Flach.

Kehle: Stark eingebogen und nicht voll.

Augen: Tiefliegend, mäßig groß und nicht sehr voll.

Augenkreis: Stark entwickelt, mindestens 5 mm dick, von mehreren gleichmäßig starken, kreisrunden und bei älteren Thieren etwas gerunzelten Ringen gebildet, welche dicht am Kopfe anliegen sollen.

Hals: Möglichst lang, schlank und fein; Haltung: schwach S-förmig gebogen und mehr aufrecht, als nach rückwärts gelegt getragen, damit der Kopf hocherhoben erscheint.

Kropf: Nicht merklich vortretend.

Körper: Im Allgemeinen möglichst kräftig und gedrungen.

Brust: Breit, nicht gespalten und ziemlich hoch getragen.

Rücken: Breit, fast flach, möglichst kurz und horizontal verlaufend.

Bürzel: Ziemlich breit und aufgestülpt.

Flügel: Kräftig, gut entwickelt, etwas gewölbt. Schwingen: nicht sehr lang, spitz zulaufend, mäßig breit befahnt und mit festen, elastischen Kielen versehen. Haltung der Flügel: hoch, aber nicht fest an den Leib gezogen, sodaß der Flügelbug etwas vorragt und vom Körper absteht. Haltung der Schwingen: dicht geschlossen; die Schwungfederspitzen sollen oberhalb des Schwanzes etwa 2—3 mm von dessem Ende sich berühren.

Schwanz: Möglichst kurz, wie abgeschnitten aussehend, oben (am Ende), wie unten (an der Basis) gleichmäßig (etwa 5 mm) breit. Haltung: möglichst hoch erhoben, u. zw. n einem Winkel von nicht unter 45 Graden (zu einer durch den Körper laufenden Linie).

Beine: Schenkel möglichst lang, kräftig und gestreckt getragen; Läufe: lang, stark, breit beschuppt; an der Innenseite bis zur halben Laufhöhe herab mit einigen sehr kurzen oder kleinen Federchen besetzt. Zehen: lang, kräftig, grade, gleichmäßig breit beschuppt und gut ausgespreizt getragen. Nägel: nicht sehr lang, schwach und wenig gebogen.

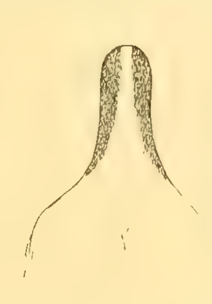
Befiederung: Nicht sehr voll, knapp anliegend, am Steiße flaumfederig und auf der Unterseite der Flügel, an den Weichen und Oberschenkeln mit möglichst vielen, „Schmalzkielen" besetzt.

Allgemeine Erscheinung: Sie soll der der Florentinertaube möglichst ähnlich sein; Haltung: stolz und paradirend.

Färbung im Allgemeinen: Auf weißem Grunde mit stets gleicher oder bestimmter dreitheiliger Zeichnung versehen. Art der Zeichnung: Gefärbt sollen erscheinen der Schwanz und dessen Deckfedern, ferner die Flügel ausschließlich der Spieße und endlich gewisse Theile

des Kopfes, Vorderhalses und der Brust. Letztere Zeichnungspartie muß folgendermaßen beschaffen sein: Mit Ausnahme eines von der Stirn aus über die Scheitelmitte laufenden und im Hinterhalse sich verlierenden Streifens von weißer Farbe, der „Blässe", soll der ganze Kopf bis zu beiden Seiten des Hinterhauptes gefärbt sein. Von dort zieht sich die Zeichnungsgrenze zu beiden Seiten des Halses in schön geschwungener, deutlich und rein abgesetzter, ununterbrochener Bogenlinie bis auf die Oberbrust, woselbst sie seitlich etwas ausgebaucht in einer gleichfalls scharfbegrenzten und (nach dem Unterleibe zu) ausgebogenen Linie ihren Abschluß finden soll. Die Zeichnungsfarbe darf auf der Oberbrust nicht die ganze Breite derselben einnehmen, sondern soll jederseits einen etwa 1 cm breiten Streifen neben den Flügelrändern frei (also weiß) lassen. Die Blässe, welche sich auf der Kopfmitte in die Zeichnungsfarbe eindrängt, muß von der Vorderstirn aus, woselbst ihre Breite höchstens 2 mm betragen sollte, über die Mitte des Scheitels bis zum Hinterkopfe in durchaus grader, zu beiden Seiten sehr scharf markirter Linie verlaufen und auf diesem Wege nur sehr wenig und fast unmerklich an Breite zunehmen, so daß Letztere am Hinterhaupte nicht mehr als höchstens 5 mm ausmachen sollte. Von dort aus nimmt der Streifen an Ausdehnung stetig zu, um endlich in dem Weiß des Hinterhalses aufzugehen.





An Zeichnungsfarben, welche sich durch ihre besondere Reinheit, Klarheit und Tiefe, sowie ihren ganz ungewöhnlichen Glanz auszeichnen sollen, kommen bei Hühnerschecken vor:

Schwarz, Roth, Gelb und Blau, letztere Farbe in 4 Spielarten 1) wildblau mit doppelten, 2) mit einfachen schwarzen Schnüren und schwarzen Querbinden am Schwanze, 3) lichtblau mit weißen Schnüren 4) schieferblau mit hammerschlägigen Flügeln und schwarzer Querbinde am Schwanze.

Schnabelfarbe: Stets hellgelblich fleischfarben.

Färbung der Schnabelwarzen: Bei jungen Tauben röthlich, bei älteren weißlichgrau.

Augenfarbe (Iris): Feurig, glänzend rothgelb.

Färbung der Augenringe: Lebhaft hellcarminroth bis krebsroth.

Färbung der Läufe und Zehen: Lebhaft hellcarminroth.

Farben der Nägel: Hellhornfarben.

Die Hühnerschecken fallen mehr durch ihre außerordentlich schönen Farben und die ihnen allein eigenthümliche Zeichnung, als durch ihre Figur ins Auge, denn sie haben unter

allen Huhntauben die am wenigsten charakteristische Haltung aufzuweisen und stehen in dieser Beziehung selbst den Florentinern noch um ein Bedeutendes nach. Es ist auch leicht begreiflich, daß der allgemeine Typus der Huhntauben bei dieser Varietät noch sehr wenig ausgeprägt erscheint, namentlich, wenn man bedenkt, daß dieselbe erst seit wenigen Jahrzehnten überhaupt besteht und dabei ein aus einer wahrscheinlich complicirten Kreuzung entstandenes Züchtungsprodukt ist, welches stets nicht so sehr auf Figur, als vielmehr auf die Feder gezüchtet worden ist. Der Raum gestattet es mir nicht, alle jene zahlreichen Mängel, welche den Hühnerschecken „von heute" anhaften, eingehend zu besprechen; ich werde mich vielmehr darauf beschränken, einzelne, häufiger auftretende Fehler bei der Aufzählung der besonderen Eigenthümlichkeiten oder Schönheiten zu erörtern.

Zu den Letzteren zählt in erster Linie ein schöngeformter Kopf und ein richtig gestalteter Schnabel. Die Wünsche des Züchters gipfeln bezüglich des ersteren vornehmlich darin, daß derselbe möglichst fein, d. h. schmal und lang erscheine, daher denn auch auf alle jene Eigenschaften, welche dazu beitragen können, dem Kopfe ein recht schlankes Ansehen zu geben, großes Gewicht zu legen ist. Zu diesen ist besonders eine stark eingebogene Kehle, ein feiner, dünner Oberhals und — last not least — eine möglichst schmale „Blässe" zu rechnen. Dies wird sofort klar, wenn man einen Kopf mit breiter, und einen solchen mit schmaler Blässe miteinander vergleicht, dann wird man sehen, daß Ersterer ungleich plumper und gröber erscheint als der Letztere; ja es können selbst dicke Köpfe durch eine besonders feine Blässe ein ganz leidliches Ansehen erhalten.

Auch der Schnabel sollte das Seinige dazu beitragen, die bewunderten Eigenschaften des Kopfes hervorzuheben und es ist deswegen wünschenswerth, daß derselbe lang (aber nicht spindelförmig) und gestreckt sei, denn hierdurch gewinnt das Gesicht an Länge. Sind Kopf und Schnabel auch in anderer Hinsicht gut gebaut, d. h. in der vorschriftsmäßigen Weise gewölbt und bildet der Schnabel mit dem Kopfe keinen Winkel, so tritt eine weitere vielgepriesene Schönheit zu Tage, welche in Liebhaberkreisen mit dem Ausdrucke „Adlernase" bezeichnet zu werden pflegt. Die Anwendung dieses phantasievollen terminus technicus ist nicht eine überall gleiche; denn viele Züchter begreifen unter demselben nur die Form des Schnabels (der „Nase"), während Andere (und ich glaube fast, die Meisten) unter „Adlernase" die durch die Conturen des Schnabels und des Kopfes gebildete langgezogene, ungebrochene Bogenlinie verstehen. Dieselbe sollte auch an der Stirne, wo die Schnabelwarzen aufliegen, keine Unterbrechung erfahren; es darf also weder die Schnabelwarze zu hoch, noch die Stirn zu steil sein. — Eine steile Stirn gehört ebenso, wie ein hochgewölbter rundlicher Kopf zu den größten Fehlern, welche übrigens nicht allzuoft vorkommen. Der Hals, dessen Haltung eine ziemlich aufrechte sein sollte, ist bei den meisten Hühnerschecken viel

zu kurz und selten so schlank, als dies zu wünschen ist. Obgleich hinsichtlich des Baues oder überhaupt der Figur zwischen den einzelnen Spielarten keine so bedeutende Verschiedenheiten, wie z. B. bei den Farbenvarietäten der Malteser, zu bemerken sind, so glaube ich doch, daß die schwarzen Hühnerschecken im Allgemeinen besser gebaut und auch figuranter erscheinen, als alle andersfarbigen, wahrscheinlich deshalb, weil diese Spielart wohl am meisten gezüchtet wird.

Sie ist auch in dem obenerwähnten Punkte ihren rothen und gelben Vettern weit überlegen und findet man unter den schwarzen Hühnerschecken oft eine vollkommen correcte Halsbildung an. Die Gestalt des Körpers ist noch einer bedeutenden Vervollkommnung bedürftig, kurzgebaute Exemplare sind bis jetzt eigentlich gradezu seltene Ausnahmen. Da dieser Mangel an Kürze des Rumpfes, wie ich schon mehrere Male hervorhob, stets mit schlechter Form und Haltung des Schwanzes verbunden ist, so wäre eine etwas strengere Beurtheilung hinsichtlich dieser Punkte sehr zu wünschen. Die Flügel der Hühnerschecken bieten einige nicht uninteressante Erscheinungen dar. Der Bau und die Haltung derselben erinnern lebhaft an die der Türkischen Taube, besonders dadurch, daß die Flügelränder nicht knapp am Körper anliegend, sondern vielmehr etwas abstehend getragen werden und außerdem dadurch, daß die Gelenke ein wenig nach vorn ausgebogen sind.

Andererseits zeigt sich in dem Vorhandensein der sogenannten Schmalzkiele, welche auch „Stifte" oder „Extrastifte" genannt werden, eine Analogie mit den Nürnberger Schwalbentauben.

Es ist erwähnenswerth, daß die Schmalzkiele bei Hühnerschecken nicht als constantes Merkmal aufgefaßt werden können, denn oft fallen von Individuen, welche mit „Stiften" reichlich versehen sind, Junge, welche auch nicht eine Spur derselben an sich tragen; auch muß ich bemerken, daß nicht alle Varietäten in Bezug auf diesen Punkt einander gleich stehen: schwarze namentlich und rothe Hühnerschecken besitzen weit öfter und auch stets mehr Schmalzkiele als gelbe und wildblaue; schieferblaue haben oft großen Ueberfluß an Stiften, wie es mit den weißbindigen lichtblauen steht, weiß ich nicht genau anzugeben, diejenigen Exemplare aber, welche ich daraufhin untersuchte, hatten der Mehrzahl nach keine oder nur einige Extrastifte auf der Unterseite der Flügel aufzuweisen. Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß die Nürnberger Schwalben, welche sich durch die große Anzahl der Schmalzkiele auszeichnen, diesen Charakter sehr treu vererben.

Ebensowenig wie die Extrastifte, lassen sich die auf der Innenseite der Läufe sich vorfindenden kurzen Federchen, welche als ein Erbtheil der Türkischen Taube aufgefaßt werden dürfen, als ein constantes Merkmal der Hühnerschecken bezeichnen, denn es wird von reinraçigen Thieren, wenn unter sich gepaart, nicht regelmäßig reproducirt; dagegen treten die

Federchen beinahe stets an den Kreuzungsproducten der Hühnerschecken auf und zweidrittel jener sogenannten schwarzen Malteser, welche Hühnerscheckenblut in sich führen, haben innseitig befiederte Läufe, und dies ist selbst dann der Fall, wenn der zur Kreuzung verwendete Hühnerscheck jene Eigenschaft selbst nicht besaß.

Höhe der Läufe und Länge der Schenkel sind Punkte, welche, wie bei allen Huhntauben so auch bei Hühnerschecken, vom Züchter stets angestrebt werden sollten; einstweilen kann über dieselben nur gesagt werden, daß die Hühnerschecken hinsichtlich beider noch viel — sehr viel zu wünschen übrig lassen. Die Correctur dieser Fehler ist besonders durch den bedeutenden Mangel an hochbeinigen Thieren, welche nur sehr spärlich vorkommen, erschwert.

Die blauen Spielarten, ausgenommen die schieferblaue, sind durchweg sehr kurzläufig, etwas besser sind gelbe, dann rothe und endlich schwarze Hühnerschecken, unter welch' Letzteren zuweilen leidlich befriedigende Laufhöhe zu finden ist.

Wir gelangen nun zur Besprechung der Haupteigenthümlichkeit unserer Taube: ihrer Färbung und Zeichnung.

Die Hühnerschecken nehmen in Bezug auf Farbenschönheit in der Taubenwelt einen sehr hohen Rang ein.

Die Zeichnung, welche sie schmückt und bei keiner anderen Varietät vorkommt, ist ebenso originell in ihrer Form oder Gestaltung als auch ausgezeichnet durch die Qualität ihrer Farbentöne, welche gradezu als musterhaft bezeichnet werden können.

Naturgemäß ist die Erzielung einer richtigen standardgemäßen Zeichnung in Folge der hohen Anforderungen, welche an sie gestellt werden, eine außerordentlich schwierige. Dies erhellt wohl am besten aus einem in Liebhaberkreisen wohlbekannten Sprichworte, das da sagt: „Ein Hühnerscheck soll so gut gezeichnet sein, daß er sich putzen läßt", womit gemeint sein will, daß es schon viel ist, einen so genau gezeichneten Hühnerscheck gezüchtet zu haben, daß sich die Zeichnung desselben durch künstliche Nachhilfe (Federnrupfen, Putzen) corrigiren läßt! Am schwersten läßt sich eine regelrechte Bläße erzielen und soll dieselbe folgende drei Haupteigenschaften besitzen: sie muß erstens möglichst gleichmäßig schmal, zweitens möglichst lang und endlich drittens möglichst rein gezeichnet sein.

Es ist schon hervorgehoben worden, wie vortheilhaft eine schmale Bläße für das Aussehen des Kopfes ist; doch muß bemerkt werden, daß diese Eigenschaft heute schon ziemlich fixirt erscheint, indem breite Bläßen nicht allzuhäufig vorkommen. Es ist jedoch nicht genug, daß der weiße Kopfstreifen schmal ist, sondern er muß auch überall an der Stirn, wie am Hinterhaupte beinahe gleich breit sein und darf von der Stirn bis zum Hinterhaupte höchstens um 1 mm an Ausdehnung zunehmen; fehlerhafte, d. h. ungleich-

mäßig breite Bläſſen ſind namentlich bei gelben Hühnerſchecken häufig. Die zweite Haupteigenſchaft der regelrechten Bläſſe iſt, daß ſie bis zum Hinterkopfe reicht, d. h. ſehr lang iſt. Häufig kommt es nämlich vor, daß die Zeichnungsfarbe, ſtatt ſich auf die beiden Seiten des Hinterkopfes zu erſtrecken, beinahe unmittelbar hinter dem Auge ſich nach abwärts (gegen den Hals zu) wendet, wodurch die Bläſſe natürlich zu kurz erſcheint, denn ſie kann nur dann die richtige Länge aufweiſen, wenn die Zeichnungsfarbe weit nach rückwärts reicht. Alle die ſoeben erörterten Eigenſchaften ſind nicht ſo ſchwer zu erlangen als die letzte: die reine oder ſcharfe Abgrenzung des Kopfſtreifens — wohl nie gelingt es ein in dieſer Beziehung vollkommen tadelloſes Thier zu erzielen — kann man doch ſelbſt an erwieſen oder auch zugeſtandenermaßen „geputzten", alſo künſtlich hergerichteten Bläſſen noch immer dieſe oder jene Stelle derſelben als „unrein" bezeichnen. Reingezeichnete Bläſſen werden noch für lange Zeit hinaus zu den frommen Wünſchen der Hühnerſcheckenzüchter gehören.

Außer den beſprochenen Mängeln kommen noch zuweilen ſchiefe, ſeitlich verlaufende, oder auch nur bis zur Scheitelmitte reichende Bläſſen vor.

An den Seiten des Hinterhauptes ſoll die Zeichnungsfarbe nicht eckig abgegrenzt ſein, ſondern durch eine dem Halſe ſich zuwendende ſchöngeſchwungene Bogenlinie eingefaßt werden. Dieſe Grenzlinie, welche dann an den Halsſeiten herab zur Vorderbruſt verläuft, ſollte möglichſt ſcharfgeſchnitten, alſo „rein" ſein. Dies iſt aber nur ſelten der Fall; ſie wird daher meiſt durch „Putzen" corrigirt und gehört ein ſehr ſcharfes Auge dazu, dieſe Verbeſſerung grade an jenen Stellen zu entdecken. Die Bruſt darf nicht in ihrem ganzen Umfange gefärbt erſcheinen, vielmehr ſoll ſich die Zeichnungsfarbe nur auf den oberſten Theil derſelben und ſeitlich bis auf eine Entfernung von etwa 1 cm von den Flügelrändern beſchränken. Wird dieſer Abſtand nicht eingehalten, ſo iſt dies ein bedeutender Fehler, denn die weißen Streifen zwiſchen Flügelrand und Zeichnungsfarbe gelten als eine beſondere Zierde der Taube.

Häufig iſt auch eine zu geringe Ausdehnung der Zeichnungsfarbe zu conſtatiren; ſo z. B. kommt es vor, daß dieſelbe am Kropfe ſpitz zulaufend abſchließt oder nur die eine Hälfte der Bruſt einnimmt ꝛc. Die ſoeben beſprochenen Mängel der Zeichnung ſind die am häufigſten auftretenden, doch gibt es noch eine große Anzahl anderer, auf deren Aufzählung, weil zu weit führend, ich nicht eingehen kann.

Die Schwanz- und Flügelfärbung bietet in ihrer Erzielung faſt gar keine Schwierigkeiten. Unreine Spieße ſind ziemlich ſelten und weiße Flecke in der Schultergegend — ein, nebenbei geſagt, ſehr großer Fehler — kommen nur bei minderwerthigen Zuchtſtämmen vor, bei hochgezüchteten Exemplaren niemals.

Der Rücken sollte eigentlich rein und fleckenlos sein, aber in den überwiegend meisten Fällen wird man namentlich auf dem Oberrücken farbige Stellen entdecken können. Da dieser Fehler kein sehr in's Auge fallender ist, wird er gewöhnlich von den Preisrichtern ziemlich leicht genommen oder auch gar nicht in Betracht gezogen. Bedenklicher sind dagegen die sehr häufig vorkommenden farbigen Flecke an den Schenkeln und am Unterleib. Ersterer Fehler ist sehr schwer auszurotten und namentlich bei schwarzen Hühnerschecken ziemlich oft anzutreffen, der letztere dagegen ist in guten Zuchtstämmen fast nie zu finden und sollte als besonders verunzierender Fehler die strengste Beurtheilung erfahren.

Die Anforderungen, welche man an die Qualität der Zeichnungsfarben der Hühnerschecken stellt, müssen natürlich sehr hohe sein, denn es gibt nur wenige Raçen, welche mit ihnen in der Reinheit, Lebhaftigkeit und Gleichmäßigkeit, sowie in dem Glanz der Farben wetteifern können, und deren keine sie wohl übertrifft.

Der Glanz der Färbung tritt selbstverständlich am Hals, Kropf und Oberbrust am schönsten zu Tage, doch zeigt er sich auch auf den Flügeln und bei besseren Exemplaren sogar auf den Steuerfedern, namentlich bei der schwarzen Spielart. — Eine Besprechung der verschiedenen Farben halte ich für überflüssig, da die Eigenschaften, welche dieselben zeigen müssen, um für correcte gelten zu können, zu bekannt sind, als daß dieselben einer besonderen Erläuterung bedürften.

Nur möchte ich bemerken, daß die lichtblaue Varietät sich durch eine sehr duftige und klare, wirklich blaue Färbung auszeichnen soll und die Binden vollkommen weiß, ohne jeden Stich ins Gelbliche erscheinen müssen. Die ziemlich seltenen, meist nur in Oberösterreich anzutreffenden schieferblauen Hühnerschecken (auch Perlschilder genannt) sollen am Kopf schwärzlich grau gefärbt sein, am Hals, Oberbrust und Kropf einen äußerst intensiven Glanz entwickeln und genauest gezeichnete „hammerschlägige" Flügel, sowie einen schwärzlich grauen Schwanz mit deutlich abgesetzter, schwarzer Querbinde besitzen.*)

Die Farbe der Iris variirt bei den Hühnerschecken nur unbedeutend; lichtgelbe Augen sieht man zuweilen bei schwarzen, dunkelnußbraune bei blauen Tauben, doch sind beide Färbungsarten incorrekt und verwerflich.

Das Auge soll sich, ebenso wie das Gefieder, durch einen ungewöhnlichen Glanz und besonderes Feuer auszeichnen, und wird die Schönheit des Auges noch durch den intensiv carminrothen (bei den lichtgefärbten Spielarten krebsrothen) Rahmen, aus welchem es hervorleuchtet, bedeutend gehoben.

---

*) Wie mir Herr Dr. E. Richter in Stübing (Steiermark) mittheilt, haben in früheren Zeiten rothe und gelbe Hühnerschecken mit weißen Binden (in Oberösterreich) existirt; jetzt sind diese Spielarten nicht mehr vorhanden.

Besondere Erwähnung verdient noch die Färbung des Schnabels, welcher, um als „Reinschnabel" oder „Wachsschnabel" gelten zu können, den richtigen, stark ins Gelbliche zielenden fleischfarbigen Ton haben muß. Besonders schöne „Wachsschnäbel" findet man bei den schieferblauen und schwarzen Hühnerschecken. Einige Züchter betrachten einen etwas dunkleren Unterkiefer für keinen Schönheitsfehler, die meisten sind jedoch, wie ich glaube, diesbezüglich der entgegengesetzten Ansicht.

Die auffallende Lebhaftigkeit der Farben der Hühnerschecken tritt sogar in der Färbung der Läufe und Zehen zu Tage, welche sehr intensiv roth gefärbt sind.

Die Hühnerschecken sind als Zuchttauben sehr zu empfehlen, neben ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit zeichnen sie sich ebensowohl als feste Brüter, wie als unermüdliche Fütterer aus und eignen sich deshalb besonders als Ammen für größere Taubenraçen. Nebenbei erfreuen sich die Hühnerschecken einer sehr kräftigen Constitution und sind ihrem Temperamente nach äußerst muntere, bewegliche Tauben. Ihre Bewegungen sind leicht und gewandt, der Flug rasch und ziemlich ausdauernd. Besondere Friedfertigkeit kann ihnen nicht nachgerühmt werden, doch kann man sie auch nicht gradezu zanksüchtig nennen. Sie nehmen mit jedem Futter vorlieb und feldern, wenn einmal daran gewöhnt, sehr gut.

5. **Die kleine Maltesertaube** — C. melitensis Bald.

Es ist sehr zu bedauern, daß diese, durch ihre Figur und Färbung gleich auffallende Huhntaube, welche man als den Zwerg der Familie bezeichnen kann, nahezu ausgestorben ist und daher schon zu den allerseltensten Erscheinungen des Taubenmarktes zählt.

Auch in früheren Zeiten scheint sie sich niemals einer weiteren Verbreitung erfreut zu haben und fast ausschließlich in Deutschland und Oesterreich bekannt gewesen zu sein.

Sie wird seit Neumeister in den Werken der Deutschen Fachschriftsteller*) erwähnt und von allen in genau übereinstimmender Weise beschrieben; bemerkenswerth ist dabei, daß stets nur eine einzige Farbenvarietät der kleinen Maltesertaube aufgeführt wird, während neben dieser thatsächlich noch zwei andere Spielarten existiren oder doch wenigstens existirt haben.

Einen Standard für die Beurtheilung der Taube zu geben, halte ich für unnöthig, denn sie wird fast nie zur Schau gestellt und findet man nur ab und zu auf einem Taubenboden ein oder das andere Exemplar als „Curiosität" vertreten. Diejenigen Tauben, welche heutzutage als kleine Malteser ausgegeben werden, sind in der Regel unansehnliche Kreuzungsprodukte, welche jeglicher „Stellung", einer Haupteigenthümlichkeit der kleinen Malteser, entbehren.

*) Vergl. G. Prütz „Die Arten der Haustaube" (Preisschrift). 3. Aflg.

In Folgendem sei eine kurze Beschreibung der letzteren gegeben, welche nach einem Exemplare, dessen Stammbaum ein reiner und unbefleckter sein dürfte, entworfen worden ist.

Der Schnabel ist stark, sehr kurz und im Ganzen dem eines Sperlings ähnlich; auf ihm ruht eine gut entwickelte Nasen- oder Schnabelwarze, welche an der Stelle, wo dieselbe auf der Stirn aufliegt, ziemlich hoch und breit ist. Der Kopf weicht in seiner Form von dem aller übrigen Huhntauben bedeutend ab, denn er ist kurz, ziemlich hochgewölbt und allseitig abgerundet, auch ist er namentlich in der Scheitelgegend etwas breit.

Das tiefliegende Auge wird durch einen starken, aus mehreren Ringen gebildeten Augenstreif umgrenzt. Den Hals, welcher sich durch seine lange und schlanke Form auszeichnet, trägt die Taube für gewöhnlich hoch aufgerichtet, nur im Affecte wird er stark rückwärts gelegt, sodaß der Kopf den hocherhobenen Schwanz nahezu oder wirklich berührt. Viele kleine Malteser sind, wie man zu sagen pflegt, „zitterhalsig" d. h. sie zeigen jene vibrirende Bewegung des Kopfes und Halses, welche namentlich im Affect stark zu Tage tritt.

Im Körperbau hat die kleine Maltesertaube viel Aehnlichkeit mit dem Epaulettenscheck, nur ist sie verhältnißmäßig noch kürzer und bedeutend kleiner als der letztere, denn sie ist kaum stärker als ein gewöhnlicher kurzschnäbeliger Tümmler*). Die kleinen Flügel werden hochaufgezogen getragen und liegen die kurzen, schmalen und spitzzulaufenden Schwingen auf dem ungemein kurzen, dichtgeschlossenen und beinahe senkrecht stehenden Schwanze auf. Schenkel und Läufe sind verhältnißmäßig länger als bei allen übrigen Huhntauben, die Zehen dagegen sehr kurz. — Man hat, wie schon vorausgeschickt wurde, drei verschiedene Farbenvarietäten der kleinen Maltesertaube zu unterscheiden: eine grau und schwarz melirte, eine blauschimmelige und endlich eine fälschlich als „almondfarbig" bezeichnete. Letztere Spielart trägt ein gelb und schwarz geflecktes Gefieder und ist es unmöglich zu sagen, welche Farbe die Grund- und welche die Zeichnungsfarbe bildet, denn es kommen sowohl Exemplare mit vorherrschend schwarzem Gefieder als auch der Hauptsache nach gelb gefärbte Individuen vor, welche über und über schwarz- resp. gelbgefleckt oder gespritzt erscheinen.**)

Die wenigen kleinen Malteser, welche man zuweilen noch in Oberösterreich und Steiermark zu sehen bekommt, gehören in der Regel dieser eben beschriebenen Spielart an.

Bei der blauschimmeligen Farbenvarietät ist der Kopf, der Hals, die Brust und der Unterleib dunkel schieferblau, fein weiß besprengt, der Flügel vorherrschend weiß gefärbt, nur

*) G. Neumeister sagt bezüglich der Größe beinahe dasselbe, findet aber den Körper ähnlich dem der Römischen Taube gestaltet. — Worin diese Aehnlichkeit bestehen soll, ist mir unerfindlich.

**) Immer aber fehlt das Charakteristische der Almondfärbung: die Mischung reiner Farben (gelb-schwarz-weiß) auf ein und derselben Feder. Weiße Federn kommen bei almondfarbigen kleinen Maltesern zuweilen, dreifarbige dagegen, soviel mir bekannt, niemals vor.

hin und wieder mit einigen blaugrauen Federn gemischt; die Schwung- und Steuerfedern sind schwärzlich grau; letztere mit einer schwarzen Querbinde am Ende des Schwanzes versehen.

Individuen dieser Färbung sind selten so klein als die der vorerwähnten Farbenvarietät, auch ist der Kopf- und Schnabelbau nicht so typisch geformt, wie dies bei den sogenannten almondfarbigen der Fall ist.

Die dritte Spielart der kleinen Maltesertaube ist die schwarz- und graumelirte und diese ist es, welche von den Deutschen Autoren erwähnt und beschrieben wird. Die Grundfarbe ist ein lichtes Aschgrau, auf welchem (vorzugsweise auf den Flügelschilden) größere und kleinere Flecke, Spritzer und Streifen unregelmäßig vertheilt sind; zuweilen findet sich in dieser Farbenmischung auch eine oder die andere Feder von weißer Farbe vor. Es bildet sich hierdurch jene Zeichnungsart, welche auch bei anderen Taubenvarietäten vorkommt und mit dem Ausdruck „Pfeffer und Salz" bezeichnet zu werden pflegt.*)

Die schwarz- und graumelirten kleinen Malteser wetteifern mit den sogen. almondfarbigen an Schönheit der Figur, denn sie sind wie diese, ungemein kurz und „kugelig" gebaut und sehr hochgestellt.

Der Gang der kleinen Malteser ist ein äußerst affectirter, gefallsüchtiger und erheben sie sich nach Art der Pfautauben häufig auf den Zehenspitzen und machen auf den Beschauer den Eindruck, als ob sie stets mit ihrer Schönheit zu paradiren bestrebt seien.

Es bleibt noch nachzutragen, daß die Iris (der sämmtlichen Spielarten) beinahe immer perlfarben ist, doch habe ich auch ein schwarzgrau melirtes Exemplar mit lichtgelben Augen gesehen. Die Augenringe sind lebhaft roth. Was die Abstammung der kleinen Malteser anbelangt, so muß vor Allem ihre nahe Verwandtschaft mit den Epaulettenschecken, welchen sie in der Figur äußerst ähnlich sind, constatirt werden; wahrscheinlich dürften sie ein Kreuzungsproduct dieser Huhntaubenformen und gewisser Pfautaubenvarietäten sein, denn außer jenen Eigenthümlichkeiten, welche fast alle Huhntauben mit den Letzteren gemein haben (und welche bei den kleinen Maltesern in besonders auffallender Weise hervortreten) läßt sich auch die eigenartige Färbung derselben von bestimmten Varieäten der Pfautaube ableiten. Almondfarbige Pfautauben kommen in Indien noch heutigen Tages vor, in England waren sie im vorigen Jahrhundert bekannt**) und bis vor noch etwa zwanzig

*) Z. B. bei den Dragons. — Aus dieser Art der Färbung erklären neuere Fachschriftsteller den Ursprung des Namens „Rephuhntaube", welcher den kleinen Maltesern zuweilen beigelegt wird; derselbe ist dann auch auf die anderen Spielarten übertragen worden.

**) Vergl. James Lyell's »Fancy Pigeons« pag. 191 u. folg. — Besonders möchte ich auch auf das über die Färbung der Javapfautaube Gesagte verweisen. — NB. Ich nehme Veranlassung hierzu zu bemerken, daß aus dieser Pfautaubenform wahrscheinlich der »Narrowtailed Shaker« der Engländer resp. die „schmalschwänzige Schüttel- oder Pfautaube" der älteren Deutschen Autoren entstanden sein dürfte.

Jahren haben sie in Deutschland, namentlich im Altenburgischen, unter dem Namen „Porzellanschecken" existirt; ebenso gibt es grauschwarz melirte Pfautauben; es steht also der Annahme, daß die kleinen Malteser aus der Kreuzung solcher Pfautauben mit den Epaulettenschecken entstanden seien, nichts im Wege.

Es wäre sehr zu wünschen, daß diejenigen Züchter, welche so glücklich sind, noch reinblütige Exemplare dieser seltenen kleinen Huhntaube zu besitzen, der Züchtung derselben ihre besondere Sorgfalt zuwenden möchten, um das völlige Aussterben der Varietät nach Möglichkeit zu verhüten und ihr eine weitere Verbreitung zu sichern.

Vielleicht ließe sich auch vermittelst der nicht ganz raçereinen Thiere unter Zuhilfenahme zweckmäßiger Kreuzungen, namentlich mit Epaulettenschecken eine Reconstruction der Varietät bewerkstelligen, welche dann, wenn öfters auf Ausstellungen vertreten, sicher einen zahlreichen Liebhaberkreis finden würde.

Die im Entstehen begriffenen Spielarten der Huhntauben-Varietäten.

Die Bestrebungen Süddeutscher Taubenzüchter sind in den letzten Jahren auch darauf gerichtet gewesen, den schon bestehenden Spielarten der verschiedenen Huhntaubentypen noch weitere anzureihen. Besonders haben es sich die Malteserzüchter angelegen sein lassen, neue Farben-Varietäten zu erzielen und waren die Hauptwünsche derselben auf die Erzüchtung rother sowie gelber Tauben concentrirt. Bei Besprechung der großen Malteser wurde erwähnt, daß letztere nur in zwei Hauptfarben, Schwarz und Blau, nicht aber in den beiden anderen, Roth und Gelb, vertreten seien.

Es existirt zwar eine Nebenfarbe, Rostroth, welche als Basis zur Züchtung reinrother Malteser hätte verwendet werden können, doch ist jene Spielart so selten und wo immer auch zu den Züchtungsexperimenten (ohne Blutmischung) verwendet, so constant geblieben, daß die Züchter zur Erzielung reinrother und reingelber Individuen von den Operationen mit jener mehrerwähnten Nebenfarbe abgegangen sind und den bequemeren Weg der Kreuzungszucht eingeschlagen haben. Dies hat denn auch thatsächlich den Erfolg gehabt, daß einfarbig rothe und neuerdings auch einfarbig gelbe „Huhntauben" producirt wurden, welche aber die Bezeichnung „Malteser", welche man ihnen beizulegen beliebt, heute wenigstens noch ganz und gar nicht verdienen, indem sie des wahren Typus der Malteser gänzlich entbehren, was in Anbetracht der so äußerst geringen Veredlungskraft der Malteser übrigens leicht vorauszusehen war.

Die einfarbig rothen Huhntauben

erhielt man auf zwei verschiedenen Wegen. Während einige Züchter durch eine Kreuzung jener rostrothen Malteser mit rothen Hühnerschecken zum gewünschten Ziele kamen, zogen es

andere vor, Florentiner mit Maltesern zu paaren und den aus dieser Blutmischung stammenden Produkten einiges Epaulettenscheckblut beizumengen, um die gänzlich abhanden gekommene „Stellung" der Halbblutthiere wieder zu verbessern. Diese zweite Zuchtform reinrother Huhntauben stellt daher ein Conglomerat der verschiedensten Typen dar, trotzdem figuriren Individuen beider Zuchtformen auf unseren Ausstellungen mit großer Naivetät als rothe „Malteser". Wenn wir die Qualität dieser beiden Zuchtresultate gegen einander abwägen, so ergibt sich Folgendes:

Die aus der Malteser- und Hühnerscheckkreuzung entstandene rothe Spielart ist, was Färbung anbelangt, als wohlgelungen zu bezeichnen, lebhaft und gleichmäßig gefärbt, ist sie außerdem durch einen intensiven Glanz ausgezeichnet; leider aber macht sich die größere Vererbungskraft der Hühnerschecken in den Kreuzungsprodukten auch hinsichlich der Figur der letzteren nur allzu sehr geltend; die Größe ist zu gering, der Hals zu kurz, die Schwung- und Steuerfedern zu lang, die Beine zu niedrig ꝛc. und verräth sich das unreine Blut selbst in sehr unwesentlichen Eigenschaften, wie z. B. in der (hellen) Schnabelfarbe und den (in der Regel!) innseitig befiederten Läufen. Das Urtheil über diese Zuchtform läßt sich dahin präcisiren, daß zwar die Färbung schön, die Figur dagegen gänzlich fehlerhaft erscheint.

Die Produkte der anderen, complicirteren Kreuzung (Malteser und Florentiner Epaulettenschecken) stehen an Güte der Farbe weit hinter den Individuen der erstgenannten Zuchtform zurück; denn die Farbe ist weder lebhaft noch gleichmäßig genug, zudem am Unterleib, Schwung- und Steuerfeden häufig unrein, grau überflogen. Die Figur ist hingegen bei dieser Zuchtform besser, als bei der vorgenannten, zeichnet sich durch Höhe und Stärke aus und steht etwa zwischen der der Florentiner und Malteser. Die Haltung der dieser Zuchtform angehörenden Rothen erinnert mehr an die der Florentiner.

Die einfarbig gelben Huhntauben,

welche augenblicklich das höchste Ziel so vieler Züchter bilden, sind ebenfalls der dreifachen Kreuzung zwischen Maltesern, Florentinern und Epaulettenschecken entsprungen. Dieselben sind aber noch so rar, daß sich die Gesammtzahl der, in den Händen Oesterreichischer Züchter wenigstens, befindlichen Exemplare, höchstens auf etwa zwanzig Stück beziffern läßt.*)

*) Das Verdienst, die ersten einfarbig gelben Huhntauben erzielt zu haben, gebührt dem nunmehr schon verstorbenen Züchter Johann Rauch in Graz, welcher zu Ende der siebziger Jahre ein Paar aus Kreuzung von Maltesern, Florentinern und Epaulettenschecken erzog. Von den Aeltern und Geschwistern dieses Paares stammen die sämmtlichen jetzt existirenden gelben, roth- und gelbweißschildigen Huhntauben. Fast der ganze Zuchtstock dieser Spielarten ist dann vor einigen Jahren in meine Hände übergegangen und verfüge ich heute über fünfzehn (ganz fleckenlose) gelbe, einige fast vollkommen reine Weißschilder und außerdem über eine größere Anzahl „Gelbzüchter", d. h. mehr oder weniger unrein gefärbte weiß und gelb oder roth gescheckte Exemplare, welche zur Züchtung reingelber Thiere unentbehrlich sind.

Sie ähneln in der Figur den rothen Huhntauben (der zweiten Zuchtform) und sind wie diese noch recht mangelhaft: meist grauschwänzig und nicht zu hoch-, sondern mattgelb gefärbt. Ein reingelbes Thier ist bisher auf keiner Ausstellung zur Schau gestellt gewesen. Die mehrerwähnte Kreuzung von Maltesern, Florentinern und Epaulettenschecken haben endlich auch noch

die weißschildigen Huhntauben

zu Tage gefördert. Diese sollen nur auf den Flügelschilden und am Rücken weiß sein. Es gibt rothe, gelbe und neuerdings auch blaue und schwarze Weißschilder, welche aber noch mehr oder minder unrein gefärbt sind und besser als Rothgelb oder Schwarzschimmel bezeichnet werden. Wirklich reingefärbte weißschildige Exemplare habe ich erst zwei gesehen. Der Hauptfehler liegt darin, daß die Schwingen der meisten Thiere statt gefärbt zu sein, die weiße Farbe tragen und außerdem gewöhnlich an Kopf und Hals etwas weiß „gespritzt" sind.*)

Selbstverständlich kann derzeit noch keiner der ebenaufgeführten neueren Spielarten der Charakter einer constanten Farben-Varietät zuerkannt werden, doch ist die Fixirung derselben blos eine Frage der Zeit und in zehn Jahren schon werden die gelben, rothen und weißschildigen Huhntauben mindestens eben so „treu auf Farbe brüten" wie die anderen Spielarten mancher Huhntauben-Varietäten. Die Züchtung namentlich der aus jener dreifachen Kreuzung hervorgegangenen Mischlinge bietet sehr merkwürdige Ergebnisse dar und es lassen sich dabei die interessantesten Beobachtungen über Vererbung und besonders über Atavismus (Rückschläge) machen. Die durch eine complicirte Kreuzung hervorgerufene Neigung zu Rückschlägen äußert sich in den oft überraschendsten Resultaten. Um nur ein Beispiel anzuführen: ein Paar meiner gelben Huhntauben lieferte in ein und derselben Saison zuerst ein Paar Florentiner, davon ein Junges von rother, das andere von gelber Farbe; die zweite Brut ergab ein einfarbig gelbes und ein einfarbig rothes Junge, die dritte Brut zwei rothe Thiere und deren viertem und letztem Gelege entschlüpfte — ein schwarzer Epaulettenscheck!! Es scheint, daß die Paarung gleichgefärbter Individuen, z. B. zweier gelber Tauben, wenig erfolgreich ist, ich habe von zwei Paaren gelber Huhntauben durch eine Saison hindurch kein einziges gelbes Junge erhalten, als ich dieselben aber mit andersfarbigen Individuen verband, erhielt ich von denselben Tauben wenigstens ein oder zwei Bruten gelber Thiere. Die besten Resultate liefert die Paarung rother und gelbschimmeliger

*) Nicht zu verwechseln mit den obengenannten Weißschilden sind jene, welche vor etwa 8 bis 10 Jahren in Oberösterreich und Bayern (z. B. in München, namentlich aber in Ried) gezüchtet wurden und von Epaulettenschecken mit übermäßig ausgedehnten Rosetten gezogen worden sind. Diese (Schwarz- und Blau-) Weißschilde sind aber jetzt vollkommen verschollen.

Huhntauben, wenn man reingefärbte gelbe, und die Paarung rothschimmeliger und gelbschimmeliger, wenn man weißschildige Thiere zu erhalten strebt; wenigstens habe ich nur aus diesen Paarungen ein (bezüglich der Färbung natürlich) befriedigendes Ergebniß zu verzeichnen gehabt. Häufig wird man sich hinsichtlich der Qualität der jungen Thiere täuschen, denn es kommt sehr häufig vor, daß die roth oder gelb gefärbten Nestjungen nach der ersten, und umsomehr nach der zweiten und dritten Mauser weißscheckig werden, und endlich mehr weiß, als roth oder gelb sind.

Umgekehrt können sich im Nestgefieder sehr scheckig aussehende Thiere nach und nach zu sehr schönen (d. h. nicht ganz unreinen) Weißschilden verfärben, und solche Thiere sind zur Zucht sehr werthvoll, denn sie liefern fast immer die besten Roth- oder Gelbschimmel, welche man zur Züchtung möglichst reingefärbter Weißschilde benöthigt.

Um auf Figur zu züchten, ist es selbstverständlich nothwendig, diejenigen Exemplare, welche das meiste Epaulettenscheckblut in sich haben, zu bevorzugen, denn diese besitzen unter allen Rothen, Gelben und Weißschildigen die beste Statur. Die Kreuzung der Blendlinge mit Epaulettenschecken (aus welcher, nebenbei gesagt, sehr tief gefärbte Thiere hervorgehen) ist hingegen nicht sehr zu empfehlen, weil dadurch der ohnedies schwach ausgeprägte Maltesertypus, welcher nach dem einstimmigen Wunsche aller Züchter den neuen Spielarten zum Vorbilde dienen soll, vollkommen zurückgedrängt werden würde; vielmehr muß darnach getrachtet werden, durch Rückkreuzung mit reinem Malteserblut die neuen Spielarten baldmöglichst zu dem zu machen, was sie vorstellen sollen: Malteser in optima forma!

Die Punkte, welche bei der Beurtheilung der Kreuzungsprodukte in Betracht gezogen werden müssen, bestimmen sich daher von selbst: vor Allem ist die Aehnlichkeit derselben mit den Maltesern hinsichtlich der Bauart und der Haltung — kurz der Figur — maßgebend, in zweiter Reihe dann die Güte oder Vollkommenheit der Färbung.

Dies führt mich darauf, Einiges über die Stellung, welche den neuen Farben-Varietäten auf Ausstellungen einzuräumen ist, zu sagen. Man hat dieselben bisher in der Malteserclasse untergebracht, und so lange das Princip bestand, je nach Bedarf in einer und derselben Classe mehrere erste, zweite und dritte Preise zu vergeben, konnten die Kreuzungs-Produkte mit den reinblütigen Thieren in Concurrenz treten. Nun aber das sogenannte Classensystem mit beschränkter Preisvergebung an die relativ besten Exemplare Platz gegriffen hat, ist es unbedingt nothwendig, den neuerzielten Farben-Varietäten eine andere Stellung als bisher anzuweisen, denn sie würden, weil derzeit noch sehr mangelhaft in Figur, den reinblütigen Thieren gegenüber stets den Kürzeren ziehen. Sie müssen also entweder (wie dies in England mit jeder neuauftauchenden Raçe geschieht) in die Sammelclasse

für verschiedene Varietäten verwiesen werden, oder es müßte denselben eine eigene Classe, deren Dotation im Nothfalle von den betreffenden Liebhabern selbst aufgebracht werden könnte, eingeräumt werden.

6. Der Monteneur.*)

Wie man den kleinen Malteser den Zwerg, so darf man den Monteneur den Riesen der Huhntaubenfamilie nennen, denn er überragt die Florentiner an Stärke und die großen Malteser an Höhe und ist diese Taube überhaupt unter allen domestizirten Raçen die größte, welche man kennt. Der Monteneur ist eine in früheren Jahren ziemlich bekannte, seit längerer Zeit jedoch sehr seltene Taube, die durch ihre riesige Größe mehr einem Huhne, denn einer Taube gleicht. Stark von Brust und Körper, mit ziemlich kurzem Schwanze versehen, zeigt sie sich im Fluge schwerfällig, während sie mit ihren unbefiederten, ziemlich hohen Beinen sich leicht auf der Erde bewegt. Der lange Hals ist beim Täuber sehr stark und der Kropf beim Rucksen und Girren ein wenig mehr aufgeblasen, wie bei gewöhnlichen Tauben. An Größe des Körpers übertrifft der Monteneur den Römer und die Montauban-Taube, hat kürzere Flügel und kürzeren Schwanz wie diese, und erinnert grade dadurch mehr an das Haushuhn wie an die Taube. Die Farbe ist blauschimmelig oder roth mit schwarzen Schnüren. In Norddeutschland wurde diese Taube in früheren Jahren vielfach in Greifswald, Stralsund und Colberg gezüchtet, scheint aber auch dort jetzt ausgestorben zu sein.

James Lyell meint, daß der Monteneur unter allen Huhntauben dem Leghorn Runt Moore's am ähnlichsten sei, „zumal da er die Römische Taube und die Montaubans an Größe übertreffen solle.“ Ueber den Leghorn Runt habe ich mich schon im Capitel über die große Maltesertaube ausgesprochen und dort dessen Identität mit der letztgenannten Huhntaube nachzuweisen versucht. — Der Monteneur dürfte meiner unmaßgeblichen Ansicht nach nur insofern mit dem Leghorn in Beziehung stehen, als ich glaube, daß der erstere aus einer Kreuzung der Maltesertaube mit einer der vielen in Frankreich vorkommenden Varietäten der Römischen Taube entstanden ist.

---

*) Einen wissenschaftlichen Namen führt die Taube bisher nicht, auch sehe ich davon ab, einen solchen zu creiren, denn der Monteneur gehört der Vergangenheit an und es wäre daher unnütz, durch die Aufstellung einer wissenschaftlichen Bezeichnung die Anzahl der zu den Huhntauben in Beziehung stehenden Namen um einen weiteren zu vermehren.





Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

DIE MODENESER HAUSTAUBE. (C. mutinensis.)
Specialzüchter: Herr Gustav Schneider-Mittweida.

7. **Die Modeneser Taube** — C. mutinensis.

(Italienisch: Colombi Modenesi s. Razza triganina.)

Ueber die Abstammung dieser Taube herrscht ein gewisses Dunkel, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie mit der Indischen Flugtaube verwandt sein könnte, da diese in der Gestalt, namentlich aber durch die eigenthümliche Färbung, oder besser Zeichnung des Kopfes, viele Aehnlichkeit mit ihr aufweist. James Lyell, welcher in seinem Buche »Fancy Pigeons« die erwähnte Indische Taube unter dem Namen »Indian flying pigeon« bespricht, hegt die Vermuthung, daß der Sport, welcher mit den Flugtauben in Indien seit uralter Zeit betrieben wird, durch Italienische Architecten, welche viele der berühmtesten Indischen Baudenkmäler aufführten, vor Jahrhunderten schon in ihre Heimath verpflanzt worden wäre.

Im Habitus ist die Modeneser Taube kleiner als die Florentiner, aber in Färbung und Zeichnung von ganz besonderer Schönheit; in Modena, wo sie seit undenklichen Zeiten gezüchtet wird, kommt sie in sehr vielen Varietäten vor.

Der nicht sehr große Kopf ist stets unbehaubt, der Schnabel von der Wurzel bis zur Spitze 16 mm messend; die Spitze des Oberkiefers etwas übergebogen, die Füße sind glatt, kurz und kräftig, 30 mm lang. Die Totallänge beträgt 290 mm, davon der Schwanz 90 mm, der geschlossene Flügel 210 mm, Klafterweite 600 mm, die geschlossenen Schwingen erreichen nicht das Schwanzende; ein sichtbarer Theil des Unterschenkels läßt die Taube etwas hochgestellt erscheinen. Die Iris ist röthlich gelb, jeder einzelne Theil des Körpers, Kopf, Hals, Brust, Rücken, Unterleib ist von zierlicher, eleganter, runder Form; das Auftreten stolz und kühn, der Flug ist zwar rasch und kräftig, aber nicht ausdauernd; ihre Fruchtbarkeit soll in ihrer Heimath bedeutend sein, in Deutschland läßt sie viel zu wünschen übrig.

Den kurzen 12-federigen Schwanz trägt sie nicht annähernd so aufrecht, wie die wirklichen Huhntauben, auch ist der After nur mit einem kaum nennenswerthen Flaum bedeckt.

Die Modeneser Tauben variiren, wie schon bemerkt, außerordentlich in Farbe und Zeichnung, die oft brillant, oft sehr dürftig sind, aber sich auf die Nachzucht meist rein fortpflanzen. Die Grundfarbe ist blendend weiß, mit dunkel oder heller gefärbtem Kopfe, Schilden und Schwanze, der Hals bis zur Hälfte fein nuancirt, alle dunklen Theile sind intensiv und sammetartig gefärbt, bei den helleren Nuancen sind die Farbenübergänge harmonisch verschmolzen und die Flügel mit herrlichen gelben, rothen oder weißen, von der Grundfarbe recht abstechenden Binden geziert.

Man theilt die Modeneser Tauben in zwei große Gruppen, in Schietti, d. h. gleichmäßig einfarbige und Gazzi, d. h. schildartig gezeichnete. Die Kopfzeichnung dieser letzteren Varietät ist eigenthümlich und stimmt fast genau mit der unserer Lachmöve — Larus ridibundus — überein, d. h. sie geht von der Stirn bis zum Scheitel und von da in schöner Curve bis

zur Kehle, läßt also das Hinterhaupt und Genick frei. Bei beiden Gruppen erstreckt sich die eigentlich in Betracht kommende Zeichnung nur auf die Flügeldeckfedern, wenn auch die Schwingen und Bürzelfedern zuweilen an dieser Zeichnung und Färbung theilnehmen. Von beiden, den Schietti sowohl, wie den Gazzi gibt es zahlreiche Varietäten und Subvarietäten. Diejenigen dieser, seit über 2000 Jahren ausschließlich in Modena cultivirten Tauben haben alle ihre bestimmten Namen, die zumeist von der eigenthümlichen Zeichnung der Tauben entlehnt sind. Auf Färbung und Farbenstellung beruht der Unterschied der Varietäten, die man noch immer durch regelrechte Kreuzungen zu vermehren und zu verschönern sucht.

Diese in Rede stehende Taubenrace wird in Modena zu einem ganz eigenen Spiele abgerichtet. — Schon im 17. Jahrhundert waren diese Spiele sehr beliebt, und die bezüglichen Taubenzüchter waren unter dem Namen „Triganieri" *) bekannt, wovon diese Taubenart »triganina« benannt wurde. Die Tauben werden abgerichtet, ihren nicht sehr ausdauernden, nur niedrigen Flug nach den vom Züchter vorgenommenen verschiedenen Schwingungen einer großen schwarzen Fahne zu richten. Der Züchter errichtet auf dem Hausdache neben dem Taubenkobel eine kleine Bühne, auf welcher er sich mit seiner Fahne postirt und die Tauben ausläßt. Diese mengen sich unter jene Tauben, welche von anderen Parteien ausgelassen werden, und dem Senken der Fahne folgend, kehren sie, da sie sehr knapp im Futter gehalten werden, sofort nach Hause zurück, wo ihrer dann reichlich Futter wartet, und ziehen sehr oft inmitten ihres Schwarmes eine mehr oder weniger große Anzahl ebenfalls hungernder, fremder Tauben mit sich, die dann von den betreffenden Eigenthümern entweder ausgetauscht oder ausgelöst werden, und zwar im Betrage von 1 Modeneser Lire, die 80 Pfg. entspricht. Dieses Spiel findet nur im Winter statt, und es ist für Flugtaubenbesitzer von großem Interesse zu sehen, wie in allen Richtungen der Stadt unzählige Taubenschwärme umherziehen. Man darf dieses Fliegen der Modeneser Tauben aber nicht mit dem Fliegen unserer Tümmler, mit denen sie gar keine gemeinsame Eigenschaften haben, vergleichen, denn der Begriff Flugtaube steht bei den Modeneser Triganieri auf einer ganz primitiven Stufe. Selbst angenommen, es seien bessere Flieger, als man in Betracht ihres Körperbaues anzunehmen berechtigt ist, so ist dies doch keine Eigenschaft, welche ein ausschließliches Attribut des Tümmlers wäre. Mövchen, Kropftauben und Farbentauben sind ausgezeichnete Flieger, sie lassen sich durch Dressur im Fliegen weit bringen, aber Niemand wird deshalb, weil sie gut fliegen, Tümmler-Eigenschaften in ihnen wahrnehmen wollen. Nicht das Fliegen, sondern die Art des Fliegens charakterisirt den Tümmler.

---

*) *Τρυγων* = turtur, tortora.

Synonymie der Huhntauben-Varietäten

(einschließlich der verbreitetsten Provinzialismen).

Almondfarbige Malteser: schwarz und gelb gefleckte Spielart der kleinen Maltesertaube (Col. melitensis Bald.).

Austrian Runts: mit diesem Ausdrucke bezeichnet man in England zuweilen die speziell Oesterreichischen Huhntaubenvarietäten, z. B. die Hühnerschecken.

Berndlschecken (Perlschecken): Oberösterreichischer Vulgarismus zur Bezeichnung gehämmerter Epaulettenschecken.

Berndlschildl (Perlschilder): Oberösterreichischer Vulgarismus zur Bezeichnung der schieferblaugehämmerten Hühnerschecken.

Birmanische Huhntaube: Hinterindische Huhntaube, von welcher die Epaulettenschecken in direkter Linie abstammen.

Burmese Pigeon: bedeutet in England vornehmlich die Birmanische Huhntaube; doch werden auch die Vorderindische, die Florentiner und Maltesertaube Burmese Pigeon genannt.

Cocktailed Runts (große hahnenschwänzige Tauben): Englisches Synonym der Huhntauben.

Columba albomaculata Washington: Epaulettenscheck, bisher irrthümlich für eine Spielart der großen Malteser gehalten.

Col. austriaca Washington (= Col. ungarica et gallinacea Bald.): Hühnerscheck.

Col. brachyura Brm.: Florentinertaube.

Col. brevicauda Prütz: große Maltesertaube.

Col. brevicaudatae Bald: kurzschwänzige (Huhn-) Tauben.

Col. domestica (major) Aldrov: Tronfo, ältere Form der Epaulettenschecken.

Col. gallinacea Bald. (ex errore!): von Dr. E. Baldamus als Distinct von dessen Col ungarica angesehen = Col. austriaca Washington (Hühnerscheck).

Col. gallinariae Bald.: Huhntauben.

Col. Labronis seu Pisarum Moore: Leghorn Runt; ältere Form der großen Maltesertaube.

(Col. dom. major Willoughby: Römische Taube; von Willoughby irrthümlich mit der Col. domestica (major) Aldrov. identificirt.)

Col. melitensis Bald.: kleine Maltesertaube.

(Col. Romana Briss.: Römische Taube; von Brisson irrthümlich mit der Col. domestica (major) Aldrov. identificirt.)

Col. ungarica Bald. = Col. gallinacea Bald. = Col. austriaca Washington: Hühnerscheck.

Dodo pigeon: Dodotaube, Vorderindische Huhntaube, von welcher die Malteser in direkter Linie abstammen; in England fälschlich mit der Burmese pigeon identificirt. — [Nicht zu verwechseln mit dieser Taube ist die wilde Species: Dodotaube (Didunculus (Pleiodus) strigirostris Paale.]

Doppeltauben: werden in Oberösterreich zuweilen die großen Maltesertauben zum Unterschied von den Epaulettenschecken genannt.

Elben (Oberösterreichischer Provinzialismus): fahlrothe große Malteser.

Epaulettenschecken: s. Col. albomaculata Washington.

Florentine pigeon: bezeichnet in England sowohl die Florentinertaube, als auch die übrigen in England bekannten Huhntauben überhaupt.

Florentinertaube: s. Col. brachyura Brm.

Grosse Livornesertaube: s. Col. Labronis seu Pisarum Moore.

Grosse Maltesertaube: } s. Col. brevicauda Prütz.
Grosse Malthesertaube: }

Gullpigeon: ob diese von dem Englischen Peristerologen B. P. Brent beschriebene Taube mit der Florentinertaube identificirt werden darf, ist zweifelhaft.

Händ'ltaube (G. Prütz, Arten der Haustaube): Hühnerscheck.

Halbflorentiner: Kreuzungsproducte der Florentiner; speciell die sog. „Strasser" (Florentiner und Feldtauben- [?] Kreuzung).

Hand'ltaube (G. Prütz und Dr. E. Baldamus): = Hühnerscheck.

Hend'ltauben: Oesterreichischer Provinzialismus für Huhntauben, speciell für große Malteser, und in Linz für Epaulettenschecken.

Hendlschecken: Oesterreichischer Provinzialismus für: Hühnerschecken.

Hennerltaube (G. Prütz): Hühnerscheck.

Henpigeons: Engl. Bezeichnung für die Huhntauben.

Henspeckle pigeon: Englische Uebersetzung des Wortes Hühnerscheck (Lyell).

Hinkeltaube: Norddeutscher Provinzialismus (= Hühnertaube), Synonym der Florentiner, seltener der Maltesertaube.

Hinterindische Huhntaube: s. Birmanische Huhntaube.

Hühnerschäcke (Neumeister's): }
Hühnerscheck: }
Huhnschecke (G. Prütz, Dr. Baldamus): } s. Col. austriaca Washington.
Huhnscheckige Taube: }
Hungarian Pigeon (Lyell): }

Indische Huhntauben: Birmanische und Vorderindische Huhntaube.

Italian Runts: Englische Bezeichnung für große Italienische Tauben, namentlich für die Leghorn Runts.

Kleine Maltesertaube: s. Col. melitensis; in Wien zuweilen auf die Epaulettenschecken (zum Unterschied von den großen Maltesern) angewandt.

Kurzschwanztauben: s. Col. brevicaudatae Bald.

Kurzschwänzige Taube (Brehm u. A.) = Florentinertaube.

Leberschecken (Oberösterreichischer Vulgarismus): braune Epaulettenschecken.

Leghorn Runt: s. Col. Labronis seu Pisarum Moore.

Linzer Malteser (Steiermark): Epaulettenschecken.

Linzer (Bayern): Hühnerschecken.

Livorneser Taube: s. Col. Labronis seu Pisarum Moore.

Maltese pigeon: } = große Maltesertaube (in England fast unbekannt); auch = Dodo.
Malteserunt: } ferner eine große, der Spanischen ähnliche Taube.

Maltesertaube: }
Malthesertaube: } s. Col. brevicauda Prütz.

Marbelscheck (Oberösterreichischer Vulgarismus): braunmarmorirte Epaulettenschecken.

Marmorschecken: dito.

Monteneuer (Prütz): größte Huhntaubenvarietät (jetzt ausgestorben).

Mottled Burmese pigeon: }
Mottled Florentine pigeon: } Birmanische Huhntaube.

Muselköpfe: Epaulettenschecken (Deutschland [?]).

Oesterreicher: In manchen Theilen Steiermarks versteht man darunter die rothe, gelbe und schwarze Spielart der Florentiner; in der Regel aber nennt man die Hühnerschecken „Oesterreicher".

Palettenschecken (corrumpirt aus): Epaulettenschecken. Linz.

Pied Florentine (England): }
Piedmont pigeon (Lyell): }
Piemonteser Taube (Deutschland): }
Piemonteser Hinkeltaube (Deutschland): } Synonym der Florentinertaube (Col. brachyura Brm.).

Puderköpfe: Deutscher Provinzialismus zur Bezeichnung der Epaulettenschecken (?).

Rebhuhnmalteser }
Rephuhntaube } (Prütz): kleine Maltesertaube.

Rieselköpfe (?):
Rieselmalteser:
Rosenschecken:
Rosettenschecken:
} Oesterreichische Bezeichnungen für Epaulettenschecken.

Rothschädel (Oberösterreichischer Vulgarismus): = braune (!) Epaulettenschecken.

Salzburger Schecken: locale Farbenvarietät der Epaulettenschecken (fast ausgestorben).

Schecken: in Linz = Epaulettenschecken; in Steiermark = Florentiner; in Niederösterreich und einigen Orten Baierns = Hufnerschecken.

Schildtauben (Oberösterreich): = Hühnerschecken (?).

Schütteltaube: nach Chr. L. Brehm Synonym der Florentinertaube; von älteren Deutschen Autoren in der Regel der Pfautaube beigelegt.

Steinschecken: eine graubraune Spielart der Epaulettenschecken.

Tiger: in Kremsmünster =

Tiroler Huhntaube: Florentiner (Oberösterreich).

Tronfo: s. Col. domestica (major) Aldrov.

Vorderindische Huhntaube: s. Dodopigeon.

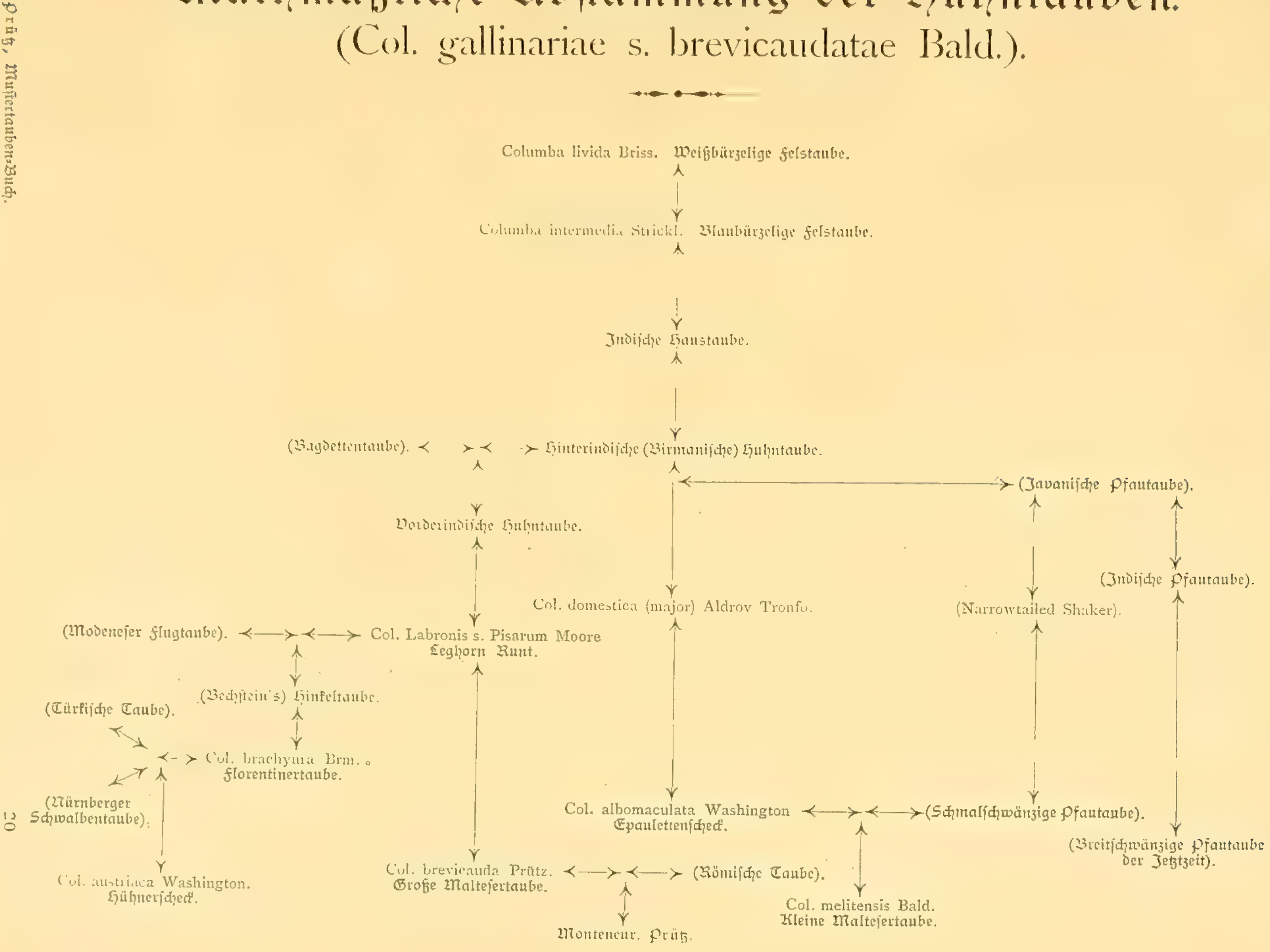
Weissschilde: 1) Spielart der Epaulettenschecken (ausgestorben); 2) Kreuzungsprodukte von Maltesern und Florentinern und Epaulettenschecken.

Wildblauschecken: blaue Epaulettenschecken (Linz).

Wildschecken: in Oberösterreich = Spielart der Epaulettenschecken; in Südsteiermark = (getigerte) Farbenvarietät der Malteser.

Zittertaube: nach Chr. L. Brehm Synonym der Florentinertaube, welches von den meisten älteren Fachschriftstellern der Pfautaube zugelegt wird.

Muthmaßliche Abstammung der Huhntauben.
(Col. gallinariae s. brevicaudatae Bald.).



II. Abtheilung.

B. **Die Türkischen oder Orientalischen Tauben.** — C. turcica.

Nachweislich sind fast alle Repräsentanten dieser Familie aus den Türkischen Besitzungen in Asien und Afrika zu uns übergeführt worden. Deshalb wurde für jede einzelne Art derselben auch häufig der Name „Türkische Taube" gebraucht, zumal sie viele Aehnlichkeiten und gemeinschaftliche Eigenthümlichkeiten unter einander haben.

Sie unterscheiden sich von allen übrigen Taubenraçen durch ihren Schädelbau und den dicken, unförmigen, stark entwickelten, an der Wurzel sehr breiten Schnabel. Die Nasenhaut ist stark hervortretend, bei einigen Arten so stark, daß sie sich fältet und runzelig wird. Die Haut um das Auge ist nackt, federlos und gleichfalls runzelig. Sie sind alle glattfüßig, meistens unbehaubt und perläugig, widerstreben der regelmäßigen Zeichnung und sind in der Regel einfarbig. Die Farbe ist bei ihnen satt, intensiv glänzend; der Körper groß und kräftig entwickelt. Trotz dieser vielen Aehnlichkeiten besteht dennoch ein großer Unterschied zwischen den einzelnen Arten, der bei jeder einzelnen ausführlich beschrieben werden wird. Bis jetzt kennt man in Europa 6 verschiedene Arten und einige Varietäten.

1. **Die Französische Bagdette.** Le pig. bagadais chevalier.

Den Namen „Bagdette" leitet man gewöhnlich von der Stadt Bagdad ab. Im Türkischen heißt die Bagdette „Bagadin", verdeutscht Eilbote. Die Englische Bezeichnung Baget-pigeon, von bag = beladen, aufgeschwellt, deutet sowohl auf die Funktionen des Trägers (Carrier), als auf die Beschaffenheit der Nasenhaut. Es ist somit nicht wohl zu entscheiden, ob der Name dieser Taubenraçe von der Stadt Bagdad, dem Türkischen Bagadin, bagadin, oder dem Englischen baget abzuleiten ist.

Die Französische Bagdette ist jetzt selbst in Frankreich äußerst selten und dort hoch im Preise. In Deutschland wurde sie erst im Jahre 1863 aus Paris eingeführt. Nach Destriveaux heißt die Taube ursprünglich in Frankreich Batavais (Batavier), nicht wie jetzt Bagadois, weil sie von den Holländern (Bataviern), oder aus Batavia, vielleicht auch Beides, importirt sein soll. Sie ist in Deutschland auch schon als Malayische bezeichnet worden, und in der That erinnert sie so sehr an das Malayische Huhn,



Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

FRANZÖSISCHE BAGDETTE.

(Le pig. bagadais chevalier.)

Besitzer: Herr H. L. A. Schülbe-Hamburg.



daß man fast mit Gewißheit annehmen darf, beide Thiere haben ein und dasselbe Vaterland. Es kommt bei dieser Taube weniger auf den Kopf an, wie bei ihren Verwandten, dem Indianer, Carrier und der krummschnabeligen Bagdette, als vielmehr auf ihren Körperbau und die ganze Haltung, die, wie schon bemerkt, eine huhnartige sein soll.

Sie hat einen kräftigen, gedrungenen Körper, eine aufrechtstehende, stolze Haltung, flachen Kopf, hinten etwas eckig, das Schädeldach ziemlich rund, perlfarbene Augen, die bei den Weißen jedoch und öfter auch bei den Schecken braun und bei den Blauen hie und da gelb sind, große rothe, wenig bepuderte Augenringe, einen dicken, starken und wenig gekrümmten fleischfarbenen, geschlossenen Schnabel, der mit der Stirn einen flachen Winkel bildet, rosenrothe Schnabelwarzen, Kehlwamme und einen deutlich hervortretenden Kehlkopf. Der Hals ist lang und dünn, ein sogenannter Schwanenhals, die Brust breit mit hervorragendem Brustbein, der Rücken schwach gewölbt. Die ziemlich langen Flügel stehen vorn am Körper etwas ab, die Schwingen sind kurz und reichen bis auf 40 mm. vom Schwanzende gemessen. Die carmoisinrothen kräftigen Beine sind vom Kniegelenk bis zu den Zehen nackt, der etwas breite Schwanz wird zeitweise aufrecht getragen. Das harte Gefieder ist knapp, so dicht am Körper liegend, daß alle seine Theile scharf hervortreten, namentlich die Schultern und das Brustbein, und oft an diesen Stellen die nackte Haut sichtbar ist. Die ohnehin sehr hohen und starken Beine treten durch das dürftige Gefieder noch mehr hervor.

Diese Bagdette ist ohne Zweifel die grobknochigste und schwerste aller Tauben. Raçeechte Exemplare wiegen über 1 Kilo; bei diesem Gewicht erscheint sie jedoch kleiner wie der Römer und die Monteaubantaube, weil sie, obwohl höher stehend wie diese, sehr kurz ist.

Die von mir genommenen Maaße eines einjährigen Täubers waren folgende:

Schnabellänge von der Stirn bis zur Spitze gemessen	35 mm.,
Vom Mundwinkel bis zur Schnabelspitze in grader Linie	35 „
Länge der Schnabelwarzen	25 „
Breite „ „	30 „
Breite der Augenringe	22 „
Länge des Halses	110 „
Brustbreite, über die Flügel gemessen	330 „
Klafterbreite	810 „
Länge der Beine	135 „
Länge von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze	460 „
Gewicht	1 Kilo.

Gleich wie bei der Nürnberger Bagdette sind auch bei dieser Taube Färbung und Zeichnung so ziemlich Nebensache, dagegen bilden Größe, Eleganz und schlanke Körperformen die Hauptpunkte bei Beurtheilung ihres Werthes.

Eine regelrechte Zeichnung habe ich bei den echten, importirten Exemplaren niemals gesehen; sie waren meist schwarz-weißscheckig, roth-weißscheckig, rein schwarz, einzelne roth und auch, aber in den seltensten Fällen, weiß.

Es ist sehr zu beklagen, daß diese hochinteressante Taubenart in Deutschland in den letztvergangenen Jahren nicht mehr die Beachtung der Liebhaber gefunden hat, die ihr gebührt, ja mehr gebührt, als vielen anderen Arten. Schon seit Jahren habe ich sie nicht mehr echt gesehen; wenn auch auf verschiedenen Ausstellungen Tauben unter ihrem Namen ausgestellt wurden, so waren es fast jedesmal Bastarde, die keinen Anspruch auf Originalität machen konnten. Deshalb ist es aufrichtig zu wünschen, daß einige Liebhaber sie wieder in echten Paaren importirten und rein fortzüchteten, damit nicht eine Raçe ausstirbt, deren Verlust uns später tief schmerzen würde, denn ich weiß, daß diese Bagdette aus Frankreich so häufig exportirt wurde, daß sie auch dort dem Aussterben nahe ist.

2. **Die Nürnberger Bagdette.** — C. curvirostris Brm.

(Deutsche [krummschnabelige] Bagdette.)

Die Nürnberger Bagdetten sind zwar seit Jahrhunderten bekannt, aber wenig verbreitet und in Folge dessen wohl weder eingehend beschrieben, noch auf eine Art abgebildet worden, die geeignet wäre, einen richtigen Begriff von dieser hochinteressanten Taube zu geben. Der Geschmack hat im Laufe der Zeit zwei Schläge derselben herausgebildet, einen alten und einen neuen, von denen uns zunächst der erstere, der alte Nürnberger Schlag, beschäftigt.

Es ist dies eine große stattliche Taube von starkem Knochenbau. Der Kopf ist lang und schmal, nicht hoch, ohne Dalle und hinten an seinem Ende etwas ausgebuchtet, der Schnabel auffallend lang und vorn sehr gebogen, mit großem warzigen Nasenhöcker; das Auge umgiebt ein breiter Warzenkreis. Von der Seite gesehen bildet der Kopf sammt dem langen Bogenschnabel einen Halbzirkel. Die Brustbreite beträgt 310 mm, die Klafterbreite 775 mm, die Länge von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze 430 mm. Das ganze Bein mißt 125 mm; der Flügel erreicht das Schwanzende bis auf 50 mm. Das Gewicht beträgt 600 g. Der Schnabel ist beinahe 45 mm lang, kräftig, stumpf, schön gebogen und gut geschlossen, der Oberschnabel darf den unteren kaum bemerkbar überragen. Eine Bogenlinie, am Hinterkopfe beginnend und bis zur Schnabelspitze führend, die selbst dort, wo sie das „Horn" mit dem Kopfe verbindet, nicht im geringsten unterbrochen wird, ist



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

DEUTSCHE KRUMMSCHNÄBELIGE (NÜRNBERGER) BAGDETTEN.

(C. curvirostris Brm.)



ein Haupterforderniß und wird vor allem Anderen vom Kenner geprüft. Der warzige, aber flache Nasenhöcker darf nicht weit in die Stirn hineinreichen, er ist etwa 25 mm breit, ebenso lang, von vorn gesehen herzförmig; der warzige Augenring hat 32 mm im Durchmesser, ist ebenfalls mehr flach als dick, in der Jugend röthlich, im Alter weißkrustig und mit dem Schnabelwinkel und Nasenhöcker durch einen schmalen, rothwarzigen Zügel verbunden; der Hals ist schwanenartig, dünn und lang, mit stark vortretendem Kehlkopf, die Kehle hängt etwas sackartig herab. Das Brustbein tritt sehr scharf hervor, Rücken und Brust sind breit; die kräftigen Flügel hängen in die Brust herein und sehen schmal aus, weil die Schwingen eng zusammengezogen sind. Die Füße sind stark und unbefiedert, der Schwanz ist ziemlich kurz, ca. 20 mm über die Flügelspitzen hinausragend. Das nicht volle Gefieder liegt knapp an und läßt die eckige Gestalt markirt hervortreten.

Man trifft bei der Bagdette eine elsterartige Zeichnung, auf deren Regelmäßigkeit der Kenner viel Werth legt; der ganze Kopf bis in den Nacken, von da spitz gegen die Brust verlaufend, ist weiß; ebenso die Deck- und Schwungfedern der Flügel, und der Unterleib (vor oder hinter den Schenkeln) gegen den Vorderleib scharf oder verlaufend abgeschnitten; desgleichen der Hinterkörper und Unterrücken sammt Schenkeln. Gefärbt sind die Zügel (schwarze kleine Fleckchen zwischen Auge und Schnabel, auch Mücken genannt), der übrige Hals, Brust, Vorderleib, Schulterfedern, Oberrücken und Schwanz. Die Zeichnung der Schultern und des Oberrückens nennt der Liebhaber „das Herz". Man trifft die Zeichnung auch so, daß außer Kopf, Seitenhals, Vorderhals und Flügeln alles Andere gefärbt ist. Diese Zeichnungen finden sich in allen Hauptfarben; bei Gelb- oder Rothschecken soll jedoch das Herz nur klein sein. Je reiner und symmetrischer die Zeichnung, desto besser. Einfarbig und schönraçig kommen sie nur in Weiß vor, in anderen Farben ist dies selten.

Der Flug ist kräftig, rasch, mehr stürmisch als gewandt, ihre Stimme abgebrochen und tief; gegen kleinere Tauben ist sie gewaltthätig, paßt daher nicht zu ihnen, sondern muß mit anderen großen Tauben, oder besser noch allein gehalten werden. Gegen den Menschen zeigt sie Mißtrauen und gewöhnt sich nur allmählich an ihren Futterherrn. Da sie, wie die meisten feinraçigen Tauben, nicht gut züchtet, ist es zweckmäßig, wenn man einige Paare gut brütender Feldtauben daneben hält, um ihnen die Eier und Jungen zutheilen zu können. Im Alter wird die Bagdette durch den Schnabelwulst oft am Sehen verhindert, deshalb gebe man kein zu kleines, rollendes Futter, sondern Gerste, große Wicken, Mais und kleine Pferdebohnen. Man füttere reichlich und in langen 120—130 mm breiten hölzernen Kistchen, welche man oben mit starkem Draht in 60 mm lange und ebenso breite Fächer abtheilt, damit sich keine Taube hineinsetzen kann. Bei schlechter Behandlung und in Gemeinschaft mit anderen, schnellfressenden Tauben kommt sie, gleich dem Kröpfer,

stets zu kurz und verkümmert, weshalb man sie in der Regel auch getrennt für sich in luftigen und geräumigen Schlägen hält.

Die Nürnberger Bagdette alten Styls zeichnet sich zunächst von der neuen Styls durch den mehr gebogenen Schnabel, die stärkere Kehlwamme, den hervortretenden Kehlkopf und den mehr gestelzten Schwanz aus. Die Nürnberger Bagdette neuen Stils erscheint in Folge dieser Unterschiede weniger eckig und eleganter. Auch bei ihr ist es Haupterforderniß, daß die Linie von der Schnabelspitze bis zum Hinterkopfe keine Erhöhung oder Vertiefung aufweise, sondern in der vom Oberkopfe vorgezeichneten Richtung ohne Unterbrechung verlaufe. Die Taube muß groß, stark und von stolzer Haltung sein, überhaupt in allen, bisher nicht erwähnten Punkten der Bagdette alten Styls entsprechen.

3. **Die Englische (gradschnabelige) Bagdette.** — C. tabellaria persica.

(Der Carrier.)

Der Carrier (letter-carrier) stammt aus Aegypten und ist bis jetzt in England zur größten Vollkommenheit gezüchtet, wo er zu den geschätztesten Taubenraçen gehört und vielleicht die bevorzugteste von allen ist.

Dieses hohe Ansehen verdankt die Taube den auffallenden Eigenthümlichkeiten ihrer äußeren Erscheinung, welche sie von allen anderen Raçetauben und selbst ihren nächsten Verwandten, den Nürnberger und Französischen Bagdetten ꝛc. so wesentlich unterscheiden. Wenn dieselben bis jetzt auch im Allgemeinen bei uns noch nicht eben so wie in England gewürdigt wurden, so ist es doch Thatsache, daß die Liebhaberei für den Carrier sich in Deutschland vermehrt hat. Das hat seinen guten Grund, denn der Carrier ist einmal eine berühmte Raçetaube und deshalb will man ihn auch bei uns besitzen, wogegen sich nichts einwenden läßt. Dazu kommt noch, daß der Züchter von Raçetauben nicht lange darnach fragt, ob ihre Merkmale mehr oder weniger seinen oder den Begriffen Anderer von „Schönheit" entsprechen, er züchtet die Taube, weil es von Interesse für ihn in der einen oder anderen Beziehung ist und weil sich schließlich an jeder etwas findet, das gefällt. So ist es auch beim Carrier. Wer für das „Taubenhafte" bei den Tauben schwärmt und dieses bei ihnen ungerne vermißt, wird schwerlich leugnen, daß seine schöne, große Figur, verbunden mit stolzer, eleganter Haltung, des Anziehenden genug besitzt, um ihn zu cultiviren, wobei nicht weniger der Reiz in die Wagschaale fällt, welcher in der schwierigen Herstellung möglichst vollkommener Exemplare liegt und in der Spannung, in welcher der Züchter er-



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

ENGLISCHE (gradschnabelige) BAGDETTE. — DER CARRIER. —

(C. tabellarica Persica.)



halten wird, so lange ihre Entwicklung währt. Diese dauert bis zu ihrer vollständigen Reife, betreffs der Raçemerkmale über drei Jahre. Solche Tauben sollen nach dem Englischen Standard von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze 430—443 mm messen, auf kräftigen langen Füßen möglichst grade stehen, Höhe vom Scheitel bis zur Sohle 315 mm, und den 145 mm langen Schwanz nicht so weit senken, daß er den Boden berührt. Der 105 mm lange dünne Hals muß aufrecht, der schmale Kopf wagrecht getragen werden, so daß beide einen rechten Winkel bilden. Das Charakteristischste des Carriers ist der Kopf und Schnabel. Ersterer, wie schon erwähnt, muß thunlichst schmal sein und zwar gleichmäßig; er darf weder vorn, noch hinten schmäler oder breiter sein. Das Auge verlangt man groß mit kühnem Ausdruck und mit Warzen umgeben, die kreisrund und von großer Regelmäßigkeit sind und im Durchschnitt 28 mm messen. Da es hier heißt: je größer, desto besser, so züchtete man dem entsprechend und es giebt Exemplare, die diesen Durchmesser weit übertreffen, aber solche sind meist nicht von feiner Textur und noch weniger findet man bei ihnen Schnabelwarzen, die im Verhältniß so viel größer sind, daß sie in Uebereinstimmung mit jenen stehen. Der Augapfel muß glänzend hervortreten, die Iris feurig roth und der Grundfarbe entsprechend, aber nie weiß sein. Die Farben der Augenringe sollen hell fleischfarben und wie weiß bepudert sein.

Der Schnabel, Büchsen- oder Keilschnabel genannt, muß lang, stark und grade sein und von der Spitze bis zur Mitte der Pupille 47,5 mm messen. Der Ober- und Unterkiefer sollen gleich lang und stark, an der Spitze etwas abgestumpft sein und ihrer Länge nach fest aufeinander schließen. Ein kurzer, dicker, oder ein langer dünner Schnabel sind als sehr fehlerhaft zu betrachten, man sollte Vögel mit solchen um so weniger wählen, als mit den genannten Mängeln gewöhnlich noch andere Fehler verbunden sind. Die Farbe des Schnabels, von geringerem Werthe als die Form, verlangt man fleischfarbig, doch schadet es wenig, wenn sie oben etwas gefleckt ist. Ein schwarzer Schnabel ist nicht erwünscht.

Wir kommen nun zu den Schnabelwarzen, einem der wichtigsten Punkte, wovon zwei gleichwerthige Formen bestehen und zwar die Kreisel- und die Wallnußform. Beide sind bedeutende Fleischgebilde, wovon der größere Theil auf dem Oberkiefer befestigt ist und über den Unterkiefer herabgeht, während der kleinere Theil sich an diesem befindet. Der ganze Umfang dieses Auswuchses beträgt bei guten und besten Carriers 63—101 mm, obgleich hie und da ein „Mehr" vorkommt, das aber zu den Ausnahmen zu rechnen ist.

Die Kreisel- und Wallnußform soll 3/4 des großen Schnabels bedecken, schön voll, fein bepudert und etwas höher als der Schädel sein. Der stärkste Theil der Oberkiefer-Warzen beginnt, sich erhebend, neben den Augenringen, um dann allmälig in schöner

Abstufung gegen die Schnabelspitze hin sich zu verjüngen, während die kleineren Warzen des Unterschnabels am stärksten in ihrer Mitte erscheinen.

Die Wallnußform unterscheidet sich von der Kreiselform durch eine weniger gekerbte, mehr einheitlich rund geformte Masse.

Der Hals des Carriers muß dünn und lang sich aus möglichst breiten Schultern erheben und bei der Kehle so nach innen gebogen sein, daß der Kopf nicht hoch erscheint. Das ist von Wichtigkeit, weil dadurch die Schönheit der Taube bedeutend gehoben wird und weil eine zu wenig gebogene Kehle ein Fehler ist, der sich in den meisten Fällen leicht weiter vererbt.

Bei guten Exemplaren finden wir zwischen den Schultern bis zum Unterrücken eine schwache Vertiefung und so geschlossen getragene Flügel, daß die Unterschenkel sichtbar bleiben. Hängende Flügel gelten als Fehler. Die Flügel müssen lang sein, ebenso der Schwanz, dessen Ende sie beinahe erreichen; letzterer jedoch nicht so lang, daß er auf dem Boden aufliegt und die Haltung des Vogels beeinträchtigt, die ja immer eine aufrechte sein soll. Die Füße sind lang, am Bauch nackt, an den Schenkeln gut befiedert, die Federn dicht und geschlossen, glatt und glänzend.

Zu den am meisten geschätzten Farben der Carrier gehört die schwarze, braune, blaue und weiße. Die schwarze steht obenan, muß aber rein, glänzend und ohne eine Spur von Flügelbinden sein. Dann folgt die braune, Englisch „Dun" genannt, welche ebenfalls ganz rein, ohne Flügelbinden, weich und goldig schimmernd verlangt wird.

Wenn Blau rein, hell und mit schwarzen Flügelbinden versehen ist, wird es sehr geschätzt, ja Fulton glaubt, daß gute blaue Carrier die anziehendste von allen Taubenvarietäten ist. Weiß ist sehr selten zu finden, da jedoch die Herstellung derselben keine besonderen Schwierigkeiten bietet, so dürfte diesem Mangel bald abgeholfen werden. Wie wir gesehen haben, finden wir überhaupt bei den Carrier sehr wenig Farben vertreten und es würde sich gewiß lohnen, ihre Zahl zu vermehren. Im Nothfalle findet Derjenige, welcher sich damit befassen will, unter den Dragons entsprechendes Material.

Weit schwieriger ist und bleibt jedenfalls die Herstellung der sechs Hauptpunkte, als: Schnabelwarzen, Schnabel, Augenwarzen, Hals, Schenkel, Läufe und Schmalheit des Kopfes; es sei daher hier wiederholt hervorgehoben, daß man keine Thiere paaren soll, welche ein und denselben Fehler haben, sondern immer nur solche, wo der fehlerhafte Punkt des Vogels durch die größtmöglichste Vollkommenheit desselben beim anderen Thiere paralisirt wird. Da die braune Farbe bei uns weniger gekannt ist, so fügen wir bezüglich derselben noch bei, daß sie sich vorzüglich zur Paarung mit schwarzen Vögeln eignet, wodurch häufig bestfarbige glänzend schwarze erzielt werden. Dieselbe würde selbstverständlich auch die besten Dienste

leisten, um Gelb und Roth zu erzielen und ist auch bei Blau von Nutzen, doch soll sie in diesem Falle möglichst hell sein.

Die Stimme des Carrier ist sehr tief und voll, der Flug ziemlich schnell und ausdauernd und das Temperament sehr lebhaft; Scheue oder ängstliche Aufmerksamkeit ist eine der auffallendsten Eigenthümlichkeiten dieser Raçe. Beim Fressen drängen sie sich niemals in die Mitte anderer Raçen, sondern halten sich seitwärts. Bei dem geringsten Geräusch fliehen sie sofort zu ihren Sitzplätzen und kommen dadurch häufig um ihre Mahlzeit. Die Jungen sitzen schon bei jedem verdächtigen Geräusche mit langgestrecktem Halse und hoch erhobenem Kopfe da.

Bei einem großen Theile der Nachzucht des Carrier sind Kopf und Zubehör mehr oder minder mangelhaft; diese geringeren Tauben nennt man Reiter- oder Rittertauben, auch Horseman, welche bei passender Verpaarung aber immer wieder echte Carrier züchten. Sie gleichen im Aeußern immer mehr oder minder der noch jetzt in Asien weit verbreiteten, ursprünglichen Stammraçe, welche vor etwa zweihundert Jahren nach Europa zur Veredelung ausgeführt worden und die gegenwärtig im Orient kaum noch in reiner Raçe vorhanden ist.

4. Die Dragoner- oder Drachentaube. — C. dimacha.

Obgleich diese Varietät des Carrier nur ein Bastard von ihm und einem Tümmler ist, so besitzt sie doch ihre ganz eigenthümlichen Merkmale, und da diese Varietät konstant geworden und in letzterer Zeit auf Deutschen Ausstellungen mehrfach vertreten war, so dürfte es immerhin von Interesse sein, sie etwas genauer zu beschreiben.

Die Dragonertaube ist von mehr als mittlerer Größe, von aufrechter, kühner und lebhafter Haltung; den Hals trägt sie ausgestreckt und die Flügel fest an die Seite geschlossen. Ihre Haltung und Bewegungen zeigen große Muskelkraft und die Fähigkeit, schnell und kräftig zu fliegen.

Die charakteristischen Merkmale des Kopfes sind deutlich hervortretend. Das Auge ist groß, voll und bei der blauen Varietät glänzend orangefarben, der Augenkreis klein, zart und rund; der Auswuchs am Schnabel ebenfalls klein, zart und nach dem Kopfe zu geneigt. Der Schnabel ist spitz zulaufend, leicht gekrümmt und hierin wesentlich von dem langen graden Schnabel des Carrier verschieden, die Flügel sind gut entwickelt, nicht allein, was die Muskeln und den Knochenbau betrifft, sondern auch hinsichtlich der Flugfedern. In Folge des festgeschlossenen Gefieders am Halse und Körper ragen die Flügel bis an die Brust vor und verleihen der Taube den Ausdruck großer Festigkeit und Stärke. Gut gezeichnete blaue Dragonertauben werden im Allgemeinen denen anderer Färbung, als: roth, gelb, schwarz oder weiß, vorgezogen. Die wundervolle, einem Kampfhahne

ähnliche Haltung eines schönen blauen Dragoners findet sich selten bei andern Farben. Die Rothen und Gelben haben meist einen zu breiten Kopf, und die Schwarzen und die Weißen oft einen fehlerhaften Auswuchs.

5. Die kurzschnabelige Bagdette. — C. turcica.

(Türkische Taube.)

Man könnte diese, in Deutschland wenig verbreitete Taube als einen in Schnabel, Hals und Beinen verkürzten Carrier oder Dragoner (Drachen) charakterisiren, denn sie besitzt fast alle auf dem gleichen soliden Skelettbaue basirenden Körperformen der beiden Verwandten in zum Theil noch größerem Maße: das noch höhere breite Brustbein stützt die vortretende und breite Brust; von ihr und dem breiten Oberrücken aus erhebt sich der kurze, dicke Hals — Formungen, welche dem Vorderkastell ein massiges, plumpes Ansehen geben, welches durch den kurzen (25 mm), dicken, etwas gebogenen, stumpfen Schnabel und die niedrigen, nackten Beine noch vermehrt wird. Dabei ist der Rumpf im Ganzen von gestreckter Form, der Kopf länglich und die Schwingen lang. Dieser ganze Bau ist nicht grade für eine elegante und auch nur hübsche Haltung geeignet, die denn auch eine sehr mittelmäßige ist. Schnabel- und Augenwarzen stehen bezüglich ihrer Größe (20 mm Durchschnitt) etwa in der Mitte zwischen denen der Carrier und Dragoner; die ersteren sind, wie die Nasenhaut, ziemlich stark aufgetrieben, grobkörnig und roth, mit weißem Puder überstreut, der Augenkreis, wie die Lider, dick, fleischig und, besonders in der Jugend, lebhaft roth gefärbt. Die Iris ist meist von glänzend rothgelber Farbe, das Auge verhältnißmäßig groß, Schnabelwinkel und -Ränder nebst Unterschnabel sind mit dicken und vielen Hautwarzen bedeckt, die Schnabelhaut breit, aber nicht lang. Bein und Fuß wie bei allen Orientalischen Tauben unbefiedert.

Die Türken kommen glattköpfig und mit hübscher Spitzhaube vor, die spitzhaubigen besonders in Frankreich, wo diese Raçe im Allgemeinen wenig beliebt und verbreitet ist. Das Gefieder ist voll und hart, meist schwarz oder braun, weiß oder gelb, seltener blau. Im Allgemeinen ziemlich trägen Temperaments, sind sie doch zänkisch und auch gute Flieger, ihre Vermehrung ist eine gute, ihre Stimme voll und tief.

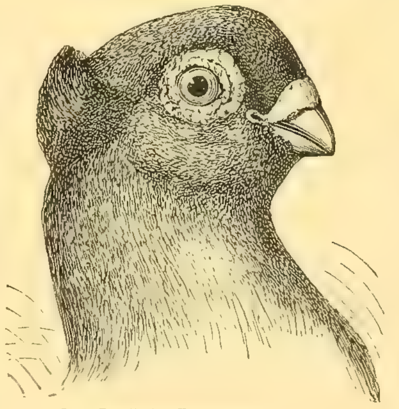
Von der gradschnabeligen Bagdette unterscheidet sie hinlänglich der kürzere und dicke Hals, der kürzere und dicke Schnabel, die kleineren Warzenkreise um die Augen und die weniger elegante Haltung. Die krummschnabelige Bagdette hat einen ganz anders geformten, viel längeren Bogenschnabel und braucht es auch für den Nichtkennner keines anderen Merkmales.

Im südlichen Bayern, im größeren Theile Oesterreichs und der Schweiz kommt eine Taube vor, die auch den Namen „Türkische Taube" trägt und ebenfalls zu der Classe der Warzentauben gehört. Es sind dies robuste, kräftig gebaute Thiere von der Größe der Bagdetten. Die Messungen an einem jungen Täuber ergaben folgendes Resultat:

Von der Schnabelspitze bis zur Nasenwarze	9	mm,
„ „ „ „ zu den ersten Federn	12	„
„ „ „ „ zum Mundwinkel	18	„
„ „ „ „ zum inneren Augenwinkel	27	„
„ „ „ „ zur Haube	50	„
Breite des Augenringes	6	„
Von Augenring zu Augenring (über die Stirn gemessen)	25	„
Vom Flügelbug bis zum Schwanzende	300	„
Länge einer Schwanzfeder	145	„
Körperumfang (über die Flügel gemessen)	290	„

Der Kopf ist hochgewölbt und scheint deshalb sehr lang zu sein, weil die breite Muschelhaube, welche immer vorhanden ist, sehr tief im Nacken sitzt. Der hellfarbige, kurze und dicke Schnabel ist nicht im geringsten gekrümmt, richtet sich nach abwärts und bildet mit der steil abfallenden Stirn einen flachen Winkel. Die Nasenwarze ist in Anbetracht dessen, daß wir von einer Warzentaube sprechen, nicht besonders ausgebildet. Das Auge ist feurig röthlich-gelb und von breiten, fleischigen Ringen umgeben, welche ebenso wie die fleischigen Mundwinkel lebhaft roth gefärbt sind.

Der ganze Kopf erinnert mehr an den eines grobraçigen Indianers, als an denjenigen einer der Bagdettenarten. Vom Indianer unterscheidet sich die Türkische Taube genügend durch den längeren, graden, nach abwärts stehenden Schnabel, durch die bedeutende Körpergröße und durch die charakteristische, tiefsitzende Muschelhaube. Die Füße sind, wie bei allen Orientalischen Tauben, unbefiedert.



Die Türkische Taube (Neuer Styl)

Diese Türken kommen, mit Ausnahme von Schecken und Tigern, deren es in der Schweiz gibt und die man dort mit 30—40 M. pro Paar bezahlen soll, nur einfarbig vor und sind in Gelb, Schwarz, Roth und Weiß — ebenfalls mit gelben Augen — nichts weniger als eine Seltenheit.

6. **Die Indianer- oder Berbereitaube.** — C. barbarica.

Diese Taubenraçe stammt aus dem Orient und namentlich demjenigen Theile Afrikas, welcher mit dem Namen Berberei bezeichnet wird, von wo aus sie nach Holland, Belgien, Deutschland und England eingeführt worden ist. Sie hat die Größe der Gemeinen Taube, steht niedrig und hat eine edle Haltung. Der Kopf ist glatt, selten gehäubt, sehr breit und eckig, im Verhältniß zum übrigen Körper jedoch klein und sehr markirt; der Scheitel flach mit einer Erhöhung, die Stirn niedrig, kurz, und einen Winkel mit dem 12½ mm langen und 10 mm dicken, stumpfen Schnabel bildend, der hellfleischfarbig sein muß. Die hoch oben sitzende Schnabelhaut ist 20 mm breit und 10 mm lang, in der Jugend röthlich, später weißkrustig. Das Auge ist groß, die Farbe der Iris weiß, die Augenlider dick und von einem schönen, zuweilen bis 25 mm im Durchmesser haltenden, fleischigen, gekräuselten, lebhaft roth gefärbten, dicken Augenringe umgeben, welcher zuweilen über den Scheitel hinausragt. Zwischen dem Scheitel und der Stirn, auf jeder Seite derselben, vom Schnabelwinkel aufsteigend, befindet sich eine tiefe Kerbe im Gefieder, welche dem Kopfe zur besonderen Zierde gereicht. Der Schnabelwinkel und seine Ränder sind mit Warzen und Perlen, dem Augenkreise ähnlich eingefaßt, ebenso der Unterschnabel. Schnabelauswuchs, Stirn, Scheitel und Nacken bilden im Profil ein Viereck. Der Hals ist kurz und oben dünn, leicht nach vorn gebeugt, die Brust breit, gespalten, die Flügel hängen lose an der Seite, die breiten Spieße lehnen an den Schwanzseiten an. Das Bein ist stark, Lauf und Füße unbefiedert, lebhaft geröthet, die Krallen weiß. Das Gefieder ist voll, weich, glänzend und fest in Farbe. Diese ist schwarz, braun, gelb, graugesprenkelt, weiß, selten jedoch blau.

In Europa gibt es drei verschiedene Raçen dieser Taubenspecies, welche nach den Ländern, die ihre Züchtung speciell betreiben, auch benannt werden, nämlich Französische, Englische und Deutsche (Sächsische) Indianer.

In den Cardinalmerkmalen gleich und schön, unterscheiden sich diese drei Raçen lediglich durch die Größe, in dieser aber prägnant. Welche Factoren bei Fortpflanzung dieser Taube mitgewirkt haben mögen, um diese drei, wie gesagt, nur durch die Größe zu unterscheidenden, dem ganzen Baue nach aber die gemeinsame Ursprungsabstammung an sich tragenden Raçen hervorzubringen, ist bisher nicht aufgeklärt.

In der Rangordnung der drei Raçen stellen wir den mittelgroßen Schlag an die Spitze. Dies ist:

a. Die Englische Indianer-Taube,

und wollen wir auch mit dieser die Beschreibung eröffnen.

Die Englische Indianer Taube, im Lande ihrer Heimath charakteristisch für ihren Ursprung „Berber" genannt, hat die Größe einer Lütticher Brieftaube, sie ist von gedrungenem



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

INDIANER. (BERBER) C. barbarica.

(Englischer Schlag.)



Körperbau, mit recht breiter starker Brust, kurzem, gleichsam kegelförmig aus dem Rumpfe herausgewachsenen dicken Halse, ganz kurzen unbefiederten Füßen, kurzem Schwanz, und hat mittellange halbanschließende, fast etwas hängend getragene Flügel. Der Kopf, die Hauptsache, als charakteristisches Kennzeichen aller Indianer, ist würfelförmig, mit glatten Seiten und scharf markirter Rückansicht. Die Stärke des Kopfes vor und hinter den Augen muß sich decken, so zwar, daß zwischen den vorstehenden Augenrändern hindurch ein gleichmäßig viereckig geplatteter Schädel zu erblicken ist. Je ausgeprägter und vollkommener die Würfelform des Kopfes ist, um so schöner ist die Taube, da sie ja in ihrem Kopfe ihre größte Schönheit besitzt.

Der curvenartig gekrümmte Schnabel muß sehr kurz und dick und von weißer Farbe sein, zulässig (aber schon ein Schönheitsfehler) ist ein kleiner schwarzer Strich auf demselben, fehlerhaft aber ein schwarzer oder Pechschnabel. Je kürzer und dicker der Schnabel, um so schöner ist das Thier. Erscheint der Unterschnabel stärker als der Oberschnabel, so ist dies eine ganz besondere Schönheit. Die obere Schnabelwarze, weiß gepudert und durch einen in der Mitte befindlichen Einschnitt gleichsam in zwei Hälften getheilt erscheinend, muß als besonderes Schönheitszeichen den Schnabel beinahe bis zur Spitze decken und recht stark und glatt sein. Die untere Schnabelwarze erscheint nicht gepudert, sie darf ebenfalls stark sein, gibt dadurch dem ganzen Profil mehr Ausdruck und hebt die ganze Schnabelpartie außerordentlich, so daß die Taube dadurch ein vorzügliches Bild ausgeprägtester Schönheit erhält. Bei älteren Tauben nimmt die untere Schnabelwarze oft derart an Größe zu, daß sie herabhängt und den Schnabel noch kürzer erscheinen läßt, als dies in der That der Fall ist; das Bild der Taube selbst aber wird dadurch ungemein vervollkommnet und findet bei Kennern allgemeinen Beifall.

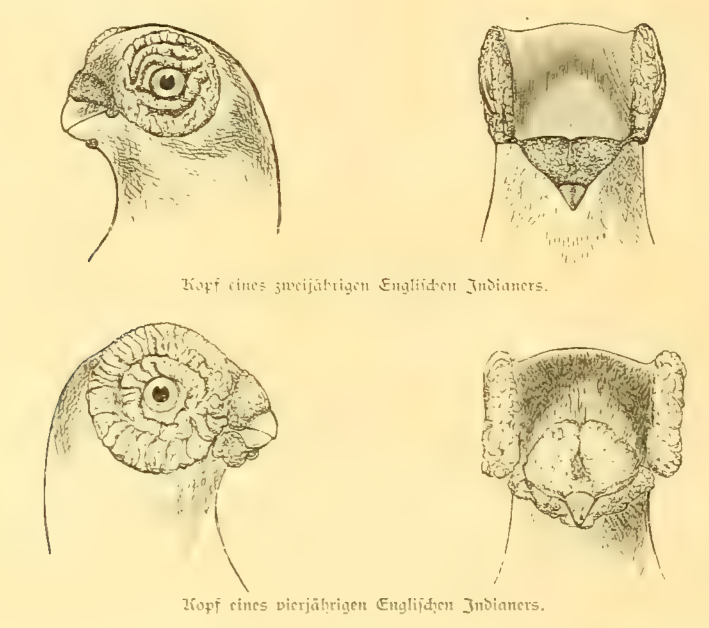
Die Augenwarzen, auch Augenringe genannt, müssen sehr gleichmäßig stark kreisförmig das Auge umrahmen, in keinem Theile des Bogens also schwächer werden und derart groß und stark sein, daß zwischen ihnen und der Schnabelwarze nur ein sehr geringer Raum bleibt, welcher dann „Grübchen" genannt wird. Leider sind die so vollkommenen Augenwarzen eine Zierde, die sehr selten vorkommt und welche oft die sonst mit allen Schönheitspunkten verschwenderisch ausgestatteten Thiere vermissen lassen.

Man findet zwei Arten von Augenwarzen und hat solche, da sie wesentlich von einander verschieden erscheinen, in harte und weiche getheilt. Beide Arten scheinen ursprünglich derselben Natur gewesen zu sein und sich aus kryptischen Ursachen verschieden gestaltet zu haben.

Während nämlich die harten Augenwarzen anfänglich ebenfalls weich erscheinen und erst in späteren Jahren und langsam eine härtere Consistenz erlangen, dann aber vom

Auge aus rund herum stark auflaufend in einer erhabenen Umrandung, gleichsam einer Wulst, abschließen, welche das Auge tiefliegend erscheinen lassen und über demselben, den Kopfscheitel überragend, steif stehen bleiben, erhalten sich die Weichringe auch in späteren Jahren in ihrem weichen Zustande. Diese Ringe oder Warzen, das Auge gleichmäßiger umrahmend, passen sich der ganzen Kopfbildung vollkommener an, legen das Auge freier und erscheinen daher größer, als sie in Wirklichkeit sind.

Ihrer weichen Consistenz wegen verliert der über dem Kopfe hervorragende Theil an Halt und gibt dadurch der Taube das Ansehen einer gewissen Schlaffheit, welche den sonst schönen Ausdruck erheblich beeinträchtigt.



Kopf eines zweijährigen Englischen Indianers.

Kopf eines vierjährigen Englischen Indianers.

Viele Liebhaber geben den harten Augenringen auch deshalb den Vorzug, weil bei alten, mit diesen Ringen versehenen Tauben das Auge weniger Krankheiten ausgesetzt ist, als bei den mit weichen Ringen ausgestatteten. Diese letzteren Ringe werden im Alter durchwegs schlaff, beeinträchtigen durch Herabhängen die Sehkraft und leiden nicht allein selbst durch Entzündungen, sondern führen auch oft genug eine solche der Augen und andere Krankheiten derselben herbei. Aber auch noch einen anderen Vorzug haben die harten Ringe, sie erscheinen bei älteren Tauben schön und gleichmäßig gekerbt, was einen vorzüglichen Eindruck gewährt, während die Weichringe der Kerbung fast vollständig entbehren. Die Farbe beider Arten von Augenwarzen ist unveränderlich blutroth, aber nur bei Freifliegern, bei eingesperrt-gehaltenen Tauben geht die Farbe in blaßroth, mitunter sogar in



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

DIE DEUTSCHE (SÄCHSISCHE) INDIANERTAUBE.

(C. barbarica minima.)



ganz weiß über und macht diese Taube weniger werthvoll. Das Auge ist ein Perlauge, jedoch auch oft, aber als Fehler, orangefarbig.

Nachdem wir den mittelgroßen Schlag in der Rangordnung der drei Raçen der Indianer-Tauben an die Spitze gestellt, lassen wir diejenige Raçe jetzt folgen, welche der erst beschriebenen Englischen Indianer-Taube am nächsten steht. Es ist dies:

b. Die Französische Indianer-Taube.

Vor Jahren in Frankreich mit besonderer Vorliebe gezüchtet und daselbst Polnische Taube genannt, ist sie in letzter Zeit auch dort nicht mehr mit dem Fleiße und der Ausdauer behandelt worden, wie früher, man hat vielmehr die Englische Raçe mehr importirt, lediglich wohl aus dem Grunde, weil diese das Charakteristische des Indianers figürlich am prägnantesten zur Anschauung bringt.

Die Französische Indianer-Taube unterscheidet sich von der Englischen durch die Größe, und diese ist das unfehlbare Merkmal. Während wir die Englische Indianer-Taube hinsichtlich ihrer Größe mit einer Lütticher Brieftaube verglichen, stellen wir die Französische in dieser Beziehung mit einem Dragoner gleich, und ist der Körper lang gestreckt, mit ziemlich langen Beinen, so daß die Taube dadurch höher und größer erscheint, als sie in Wirklichkeit ist.

In allen übrigen Merkmalen ist sie der Englischen gleich und hier von dieser nicht zu unterscheiden. Nur ihr Kopf ist anders gebaut. Derselbe hat einen weniger breiten und glatten Schädel als der Englische, ein charakteristisches Merkmal, welches jedoch nur dem Kenner auffallen wird, das für diesen solch' ausgeprägten Unterschied schafft, daß er, selbst ohne Hals und Rumpf, sofort den Französischen Indianer erkennen wird.

Im Verhältnisse zu der größeren Gestalt sind auch die Flügel und der Schwanz entsprechend lang, hierdurch auch die Bewegung eine etwas lebhaftere und geschicktere als bei der Englischen.

In Deutschland sieht man die Französische Art nur noch sehr vereinzelt, in guten Exemplaren aber fast garnicht mehr, sie hat der jetzt mit Vorliebe gezüchteten Englischen Taube das Feld fast vollständig geräumt.

Die dritte Raçe:

c. Die Deutsche (Sächsische) Indianer-Taube

ist die kleinste der vorhandenen Racen, in der Größe eines Elbinger Weißkopf-Tümmlers. Im Uebrigen unterscheidet sie sich von den beiden anderen Indianerraçen nicht, nur daß ihrer Größe gemäß die einzelnen Körpertheile proportionsmäßig kleiner sind.

Die Deutsche Indianer-Taube ist in Deutschland sehr verbreitet, sie hat aber in ihrer Eigenartigkeit erheblich Abbruch gelitten durch vielfache infolge ungenügender Sorgfalt in der Züchtung vorgekommene Kreuzungen, und sind Musterthiere dieser in der That sehr niedlichen Taube große Seltenheiten.

Die noch vor wenigen Jahren in so schönen Exemplaren anzutreffenden weißschwingigen, weißen und gelben Tauben sieht man fast gar nicht mehr, in den Farben schwarz und roth nur noch als Kreuzungs-Bastarde.

Das Interesse für die Indianer-Tauben schwindet von Jahr zu Jahr mehr und man muß mit der Laterne suchen, um einen annähernd guten Indianer zu finden. Der Grund für diese Thatsache liegt nicht weit, und wollen wir ihn in Kürze mit Mangel an Ausdauer bei den Züchtern, mit Enttäuschung in der ersten Periode der Züchtung bezeichnen

Es ist eine unantastbare Wahrheit, welche durch jahrelange Erfahrung Bestätigung gefunden, daß der größere Theil der Taubenzüchter diesen Sport als Liebhaberei betreibt, ohne diejenige Ausdauer und diejenige Kenntniß der von ihnen gehaltenen Thiere zu besitzen, welche erforderlich sind, um einzelne hervorragende feinere Raçen zur Blüthe zu bringen und sie auf jenes Niveau zu heben, auf welches sie ihrer Natur und Beschaffenheit nach gehören. Wenn dann die Erwartungen nicht erfüllt werden, tritt Entmuthigung ein, und man beeilt sich, das Urtheil über die betreffende Raçe zu fällen, ohne den eigentlichen Grund des Fehlschlagens zu kennen oder doch eingestehen zu wollen.

Dieser Mangel an Ausdauer und Kenntniß ist es, welcher den Grund zum augenscheinlichen Aussterben der Indianertaube bietet.

Das Gros Derjenigen, welche diese Taubenart rationell oder aus Liebhaberei züchten wollen, denken bei ihrer Anschaffung weniger daran, wissen es vielleicht auch gar nicht einmal, daß sie es mit einer Taube zu thun bekommen, welche nur dann günstige Resultate gibt, wenn jahrelange Ausdauer und sorgfältigste Sonderung von jeder Vermischung auf die Züchtung verwendet wird. Nur dann, aber dann auch gewiß, werden Thiere ihnen zuwachsen, welche in jeder Weise dem ihrer Phantasie vorgeschwebten Bilde entsprechen, und ihr Auge wird so entzückende Taubenexemplare schauen, die das Phantasiebild noch übertreffen.

Die Indianer bedürfen nun dieser Ausdauer ganz besonders. Wie alle Warzentauben, erheischen sie jahrelange aufmerksame Pflege, will man nur einigermaßen entsprechende Resultate erzielen. Denjenigen Züchtern also, welche nur vorübergehend Taubensport treiben und sofortige, ihren Erwartungen entsprechende Resultate erwarten, ist diese Taubenart nicht zu empfehlen. Nur geduldige Züchter dürfen sie halten, denen mit Kennt-



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

DRAGONER-TAUBEN. (The Dragoon. — C. dimacha.)
Birmingham und Londoner Schlag.





Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

KURZSCHNABELIGE BAGDETTEN (Türkische Tauben).

(C. turcica.)



niß der Thiere die Jahre dasjenige bringen werden, was sie zu erwarten berechtigt sind. Ein Hauptgrund der vernachlässigten Züchtung der Warzentaube liegt meiner Erfahrung nach darin, daß die junge Taube nicht schon im ersten und zweiten Jahre dem Liebhaber dasjenige bietet, was er sich gewünscht und was er aus Mangel an Kenntniß dieser Taubenart glaubte auch erwarten zu dürfen, nämlich einen schönen, ausgebildeten Indianer.

An Stelle desselben sieht er in den ersten Jahren eine unfertige, unansehnliche Taube als Product selbst der sorgfältigsten, aufmerksamsten Zucht, und vergleicht er nun das Resultat mit den Resultaten der von ihm vielleicht noch anderweitig gezüchteten oder auch bei anderen Züchtern erzielten Resultate anderer Taubenarten, so wird ihm dasselbe unvollkommen erscheinen, seinem Auge mißfallen und Nichtbeachtung und Geringschätzung die Folge sein. Aus Unkenntniß wird dann die weitere Entwicklung der Taube nicht beachtet und nach kurzer Zeit diese Raçe wieder abgeschafft.

Wer es sich also zur Aufgabe gemacht, bei Züchtung von Warzentauben etwas zu leisten, der muß auch einer großen Ausdauer zur Erprobung dieser Raçe sich gewiß sein. Im anderen Falle lasse er lieber ganz davon ab.

Eine jede andere Taube, sie mag einer Art angehören, welcher sie wolle, ist entwickelt und zur Vollkommenheit ausgebildet spätestens im zweiten Jahre. Die Warzentauben dagegen erreichen ihre Vollkommenheit und die ausgeprägteste Schönheit erst nach vollendetem vierten und fünften Jahre; selbst noch nach dieser Zeit bilden sich die Thiere aus, wenn auch nicht immer zu ihrem Vortheile. Es kann daher jedem Züchter nicht genug empfohlen werden, vor Beginn der Züchtung dieser Raçe wohl zu überlegen, welch' große Aufgabe er sich gestellt und wie viel Geduld und Ausdauer erforderlich sein wird, um eine günstige und erfolgreiche Lösung zu erreichen. Doch wie herrlich belohnen sich dann auch mit Ausdauer vereinte Sorgfalt und Kenntniß! Es ist deshalb wahrlich an der Zeit, mehr strebsame Züchter ihr Augenmerk dieser Taubenart zuwenden zu sehen, damit dieser so hochgestellten und feinen Raçe der Platz wieder eingeräumt werde, welcher ihr nach ihrem feinen Typus gebührt. Jedenfalls ist in den letzten Jahren die Zucht der Indianer derart vernachlässigt, daß ein Musterthier in Deutschland fast zu den größten Seltenheiten gehört, und dürfte die ganze Taubenart bald vom Etat der Züchter zu streichen sein, wenn nicht eine energische Specialzüchtung von verständigen und ausdauernden Liebhabern vorgenommen werden wird.

7. **Die Römische Taube.** — C. romana.

Die Römische Taube ist in den meisten Europäischen Ländern in vielen Varietäten verbreitet, am schönsten findet man sie jedoch in Frankreich und Italien. Sie hat in der

Gestalt und in einzelnen Körpertheilen Aehnlichkeit mit der Türkischen Taube, besitzt wie manche andere Taubenraçe in einem gewissen Grade die Fähigkeit den Kropf aufzublasen, und hat, gleich der Montaubantaube, an demselben Pinselhaare. Diese Erscheinung hängt eng mit der Farbe und Fülle des Gefieders zusammen. Bei weißen, blauen, grauschwarzen Tauben mit vollem Gefieder kommt sie häufiger vor; dagegen ist dies bei Tauben mit glänzend intensiven Farben, als schwarz, roth und gelb nicht der Fall. Daß sie, wie vielfach geglaubt wird, von einem Deutschen Kröpfer und einer großen Orientalischen Taube abstammt, ist entschieden eine irrige Annahme; das hohe Bein und die flachliegenden Augen erinnern vielmehr an die Huhntaube. Die Länge von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende beträgt 550 mm; die Klafterweite 940—960 mm; die Beinlänge 175 mm, Rückenbreite 125—150 mm. Das Gewicht beträgt 1050 Gr.

Die Römische Taube hat einen länglichen, glatten Kopf mit starken Wangen, gewölbten Scheitel, mittelhohe Stirn und einen 25 mm langen, an der Wurzel 18 mm dicken, stumpfen, dem Gefieder entsprechend gefärbten Schnabel. Die Nasenhaut ist kräftig, die Iris perlfarbig; das Augenlid lebhaft roth und ebenso die schmale, 3 mm breite, aber nicht sehr dicke Augenhaut. Die Brust ist breit, das Kielbein hoch, Beine und Füße sehr stark und glatt, die Flügel sind 430 mm lang und kräftig (worauf von jedem Kenner besonderes Gewicht gelegt wird), ebenso der Schwanz, welcher 190 mm mißt. Flügel und Schwanz tragen hauptsächlich zu der Größe der Taube bei, obgleich sie im Körperbau die Französische Bagdette nicht übertrifft. Sie fliegt schwer, geräuschvoll und selten, durchnäßt kann sie sich nicht vom Boden erheben. Ihr Benehmen ist träge und langweilig, dabei ist sie zahm und zutraulich. Die Stimme ist sehr tief und hat einen reinen Baßtimbre, jedoch nicht ganz so tief als der der Montaubans. Die Vermehrung ist schlecht. An Farbenschlägen hat man einfarbig: glänzend schwarze, rothe, gelbe, blaue mit schwarzen Flügelbinden, silberfarbige, fahle. Am seltensten sind die Weißen mit Perlaugen. Wie bei allen Raçen, sind die von seltener, feiner Farbe auch schwächlicher von Körper und weniger gut entwickelt. Es gibt ferner gemantelte, d. h. mit farbigem Oberrücken, Schultern und Flügeln in mehreren Farben, und endlich gesprenkelte oder Tiger, gleichfalls in mehreren Färbungen.

8. **Die Montaubantaube.** — C. gigas.

Diese Taube gehört eigentlich nicht zu den Orientalischen Tauben, denn sie ist ausschließlich Französischen Ursprungs und stammt aus der Stadt Montauban (Dép. Lot et Garonne im südwestlichen Frankreich), von wo aus sie in den 60er Jahren nach Deutschland, zuerst nach Dresden kam und von da aus weiter verbreitet wurde. Das Charakteristische an ihr ist die bedeutende Größe. Die Maße eines einjährigen Paares waren folgende:



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

DIE MONTAUBAN-TAUBE. (C. gigas.)
DIE RÖMISCHE TAUBE. (C. romana.)



	Totallänge.	Schnabel.	Schwanz.	Flügel.	Rückenbreite.	Klafterbreite.	Beinlänge.	Gewicht Gr.
Täuber:	540	26	185	420	140	980	48	900
Täubin:	536	26	183	416	138	970	46	880

in Millimeter.

In Frankreich kommen Exemplare vor bis zur Länge von 600 mm.

Ein nicht weniger charakteristisches Kennzeichen ist die breite Haube, welche eine sogenannte Muschelhaube — sehr breit, flach und bis zu den Ohrlöchern reichend — sein muß. Man hat auch Montaubans mit glatten Köpfen, diese sind jedoch wenig beliebt und ziemlich werthlos. Die Montaubantaube steht auf kurzen, mit dünnen, kurzen Federn besetzten Beinen und glatten Zehen. Das Gefieder ist lang und stark, der Körper reich und dicht mit Federn bedeckt, die Flügel trägt sie etwas schleppend. Es ist eine Paradetaube, die aber demungeachtet nicht sehr beliebt ist, da sie schwer fliegt und sehr ungeschickt im Brüten ist, indem sie oft die Eier und Jungen zertritt. Man findet sie blau, schwarz, braun und auch gescheckt; in gelb sind sie sehr selten.

Während die Römische Taube in Figur und Haltung an eine Feldtaube erinnert, hat die Montaubantaube hierin und in ihrem ganzen Wesen viel von der Trommeltaube. Selbst ihre Stimme, die von außerordentlicher Tiefe ist, — mir ist kein Vogel bekannt, dem ein so tiefes Baßregister zu Gebot steht — hat einen Anklang an die Trommeltöne.

Die Montaubans sind ziemlich träge und langweilig, dabei aber zänkisch und sehr eifersüchtig, gegen ihren Besitzer zutraulich. Sie rucksen oft mitten in der Nacht und zwar ziemlich anhaltend, besonders in hellen Nächten.

9. **Die Brieftaube.** — C. tabellaria europea.

Die Brieftauben, sowohl die Orientalischen als auch die Europäischen, bilden keine besondere Art, sondern sie sind durch geschickt gewählte Kreuzung verschiedener Arten entstanden.

Die Fähigkeit, den Weg zur Heimath zurückzufinden, ist namentlich den Orientalischen Tauben eigen, da sie aber zu schnellen und weiten Reisen zu schwer sind, so hat man sie, um gute Reisetauben zu erzielen, mit leichteren Tauben verschiedener Raçen gepaart, so namentlich mit dem Tümmler und dem Mövchen. Hauptsächlich nahm man die Englische Bagdette und den Tümmler, und die hieraus hervorgegangenen Jungen paarte man wiederum mit Tümmlern, woraus dann die eigentliche Brieftaube gezüchtet wurde. Daß die Belgische Brieftaube in ihren Varietäten (Antwerpener, Lütticher und Brüsseler) keiner constanten Raçe angehört und keinen äußeren Typus in der Familie der Tauben vertritt, dürfte den Lesern aus den verschiedenen über diesen Gegenstand bereits veröffentlichten Aufsätzen bekannt

sein. Weniger bekannt ist jedoch die Geschichte ihres Ursprunges, denn obgleich er erst aus den zwanziger Jahren datirt, so ist es doch nicht leicht, die Elemente wieder zu erkennen, welche zur Erzeugung dieser interessanten Taubenraçe beigetragen haben. Bei dem regen Interesse, daß sich in Deutschland augenblicklich, sowohl bei den höchsten Behörden, wie bei den Liebhabern für die Brieftaubenzucht kund gibt, dürfte es nicht uninteressant sein, Näheres über den Ursprung der Belgischen Brieftaube zu erfahren. Bevor ich jedoch zu ihren einzelnen Stammaeltern übergehe, dürfte es zum besseren Verständniß dienen, eine kurze Diagnose derselben zu geben, um daraus einzelne Elemente ihrer Erzeuger wieder zu erkennen.

Die Belgische Brieftaube (Columba tabellaria europea) ist von mittlerer Größe, ungefähr zwischen der Columba turtur L. und der Columba oenas L., ihre Formen sind kurz und gedrungen, die Brust breit gewölbt, häufig mit einer Krause geziert. Das Gefieder ist dicht und gut geordnet, hervorragend sind namentlich die langen Bärte, welche sich an den Kielen der Flügel- und Schwanzfedern befinden. Der Kopf, von der Seite betrachtet, ist regelmäßig convex; dieser convexe Bogen erstreckt sich bis zur Basis des Schnabels, so daß kein Winkel, keine Kreuzung zwischen Stirn und Nasendrüsen vorhanden ist, wie dies bei dem Carrier deutlich hervortritt. Der Kopf ist zwischen den Augen breit, und diese sind vorstehend, weit geöffnet und mit einem kleinen nackten Häutchen versehen; der Schnabel ist sehr kurz, mehr breit als lang, der Oberkiefer ist convex gewölbt, der Unterkiefer von ersterem vollständig bedeckt. An seiner Basis sind die Warzen im allgemeinen vorspringend, ungefähr transversal, statt schief; wie bei den meisten der Orientalischen Taubenraçen sind sie auf der Mittellinie getrennt. Man findet mitunter auffallende Typen, deren Kopf lebhaft an den des Gemeinen Gimpel (Dompfaff) erinnert. Der Hals ist gewöhnlich kurz, ziemlich stark, die Flügel sind in der Ruhelage eng an den Leib gepreßt, die Schultern unter den Brustfedern verborgen, der äußere Theil der Schwingen erreicht drei Viertel der Länge des Schwanzes, häufig kreuzt er sich mit der entgegengesetzten Seite, was sich aus der Breite der Brust ergibt; ist der Schwanz sehr gedrungen, so decken die Federn vollständig einander. Die Füße sind nackt, kurz und wenig entwickelt. Die Farbe des Gefieders ist sehr verschieden, die einfachen Farben weiß und roth sind selten, die herrschende ist die blaue mit schwarzen Sprenkeln; ziemlich häufig mit mehr oder minder zahlreichen Flecken sind auch die roth-Gesprenkelten.

Nach Chapuis existirten vor 60 Jahren in Belgien, also zu der Zeit, wo die Liebhaberei für Brieftauben sich zu entwickeln begann, abgesehen von den Schlagtauben und ihren Varietäten, die nur von einigen Liebhabern gehalten wurden, folgende 4 ziemlich verschiedene Raçen: die Feldtaube, die Antwerpener, das Mövchen und die plattnasige Taube.

Die Feldtauben (Wallonisch: chesturlets, Schloßtauben) sind heute seltener, als zu der Zeit, in die wir uns zurückversetzen müssen; man findet sie jedoch noch auf alten Schlössern und großen Gehöften, wo sie als halbe Hausthiere leben, kaum, daß man ihnen in strengen Wintern, in denen die Felder mit Schnee bedeckt sind, einige Nahrung gibt. Diejenige der verschiedenen Arten Belgiens, welche sich am meisten dem ursprünglichen wilden Typus nähert, ist die Waldtaube; sie ist kleiner als die Brieftaube, der verlängerte Kopf ist breit zusammengedrückt, der schlanke, grade Schnabel ist an der Basis von zwei weißen, wenig entwickelten Häutchen bedeckt, die kleiner sind als die der Columba palumbus L. Die Augen sind von intensiver Farbe, ganz entblößt von nackten Häutchen, klein und nicht vorspringend. Die Füße sind kurz, und die Gewohnheit dieser Tauben, sich immer gebückt zu halten, lassen sie noch kürzer erscheinen. Ihr Naturell ist außerordentlich wild und eine längere Gefangenschaft kann es kaum mildern, alle Bewegungen sind heftig und ihr Flug sehr rasch. Es kommt häufig vor, daß sie sich einem Fluge Brieftauben anschließt und mit ihnen in den Schlag kommt, wo der Besitzer sehr bald die Gegenwart dieses ruhelosen und wilden Fremden bemerkt, der, um zu entfliehen, sich den Kopf an den Fensterscheiben zerstößt und sie häufig, in Scherben spaltend, durchbricht.

Die Antwerpener Taube ist eine elegantere Spielart der Feldtaube, sie ist von bedeutend größerem Habitus, als unsere heutige Brieftaube und auffallend länger; ihr Schnabel ist schmal und fast grade, die Schnabeldrüsen ein wenig entwickelter, als die der Feldtaube. Ihr hauptsächlichster Unterschied besteht in der Farbe der Iris, die fast ganz weiß oder kaum von einem engen Kreise von oranger Farbe durchzogen ist; ihre Haltung ist stolz und die Flugkraft eine ganz enorme. Eine Subspecies dieser Art, die rothhalsige Feldtaube, stammt aus Lüttich, wo sie vor 25 Jahren sehr gesucht war. Die Lütticher Liebhaber bezeichnen sie mit dem Namen „Schwalben-Taube“, nicht etwa in Folge der Aehnlichkeit mit diesem Vogel, sondern ihres raschen Fluges wegen, wobei sie sich in eine bedeutende Höhe erhebt.

Das Mövchen ist den Lesern bekannt, so daß es nicht nöthig ist, eine abermalige Beschreibung desselben zu geben.

Die plattnasige Taube ist jetzt so selten, daß man sie fast für ausgestorben hält. Die alten Belgischen Taubenliebhaber unterscheiden große und kleine Plattnasen. Eigenthümlich dieser Raçe ist der schnelle Flug, die lange Gestalt, der kleine abgerundete Kopf und der an der Basis breite Schnabel, überragt von ziemlich entwickelten, flachliegenden Drüsen, eine Eigenthümlichkeit, die dieser Taube die Bezeichnung „plattnasig“ verschafft hat. Die Augen sind umgeben von einer breiten, rund um dieselben laufenden matten Haut, die Iris ist sehr lebhaft und von röthlich-gelber Farbe.

Das Gesammtresultat dieser verschiedenen Raçe-Eigenschaften hat zu der Annahme geführt, daß die Belgische Brieftaube aus einer Kreuzung des Mövchens mit der Plattnase hervorgegangen ist. Die Gestalt ihres kurzen und gewölbten Schnabels spricht dagegen, daß die Feldtaube und die Antwerpener Taube dazu beigetragen haben, diese Art hervorzubringen, im Gegentheil, das Vorkommen der Krause, die früher bei den Belgischen Brieftauben viel häufiger war als jetzt, und die Form des Kopfes beweisen zur Genüge, daß das Mövchen der Hauptstammvater der Belgischen Brieftaube ist. Es ist jedoch nicht der alleinige Erzeuger, denn die Brieftaube, mit dem Mövchen verglichen, ist von stärkerem Habitus, ihr Flug ist schneller und kräftiger, die Schnabeldrüsen entwickelter; die Augen lebhafter und glänzender, beinahe immer von einer fast weißlichen, nackten Haut umgeben. Damit gelangt man zu dem Schlusse, der im Uebrigen auch mit der alten Ueberlieferung stimmt, daß die Belgische Brieftaube aus einer Kreuzung des Mövchens mit der verloren gegangenen Plattnase entstanden ist.

Unter den Europäischen Brieftauben zeichnet sich namentlich die Belgische Brieftaube vortheilhaft aus, und zwar in folgenden Schlägen:

a) Die Antwerpener Brieftaube.

Sie ist ein Bastard vom Carrier mit dem Tümmler in der zweiten oder dritten Generation und trägt, je nachdem sie mehr diesem oder jenem nachartet, die Merkmale der einen oder anderen Raçe in hervortretenderem Maße. Die erste Kreuzung, der Dragon (Dragoner) oder die Drachentaube, hat man in Antwerpen vorzugsweise zur Zucht der Brieftauben verwendet und aus diesen Mischlingen hat sich nun eine wenigstens einigermaßen feststehende Raçe gebildet, deren Angehörige mehr oder minder fleischige Augenränder und dicken Nasenwulst, sowie mehr oder weniger lange Schwingen, breite Fahnen der Schwungfedern und ein straffes, knapp anliegendes Gefieder zeigen. Zuweilen kommen sie auch ohne Nasenwulst und ohne fleischige Augenränder vor, verleugnen jedoch auch in diesem Falle ihre Abkunft nicht. Die Antwerpener Taube hat einen langen, mit dem flachen Kopfe eine Linie bildenden Schnabel und einen langen schmalen Hals. Die Nasenhaut ist nicht so dick wie bei der Brüsseler Taube, auch ist der Schädel nicht sehr breit zwischen den Augen; diese, perlfarbig mit weißem Hautring versehen, sind nicht sehr vorspringend, auch ist der Augenring nicht stark entwickelt, die Iris ist meist roth, die Brust breit, Schultern nicht von den Brustfedern bedeckt, lose anliegend, das Brustbein hervortretend. Die Flügel sind lang und werden über dem Schwanze gekreuzt getragen, dessen Spitze sie beinahe erreichen. Das Gefieder ist knapp anliegend, die Bärte der Federn sind schmal, mit Ausnahme der Schlagfedern, die, wie bei allen Reisetauben breit sein müssen. Der Oberarm



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

ANTWERPENER BRIEFTAUBEN (C. tabellaria europea.)

Preistauben des Vereins für Brieftaubenzucht »Blitz« in Stettin.

Tour: Kopenhagen — Stettin im Juli 1885.)



ist kürzer als der Unterarm. Die Beine und Zehen sind mittellang, doch nicht sehr kräftig entwickelt, sondern im Verhältniß zum Körper schwach. Der lange Schwanz wird schmal zusammengelegt getragen. Der Habitus der Taube ist massig, die Form länglich, spitz auslaufend. Das Gefieder ist verschieden gefärbt, am häufigsten blau oder fahlroth; beliebt sind auch die oft sehr bunten Schecken. Die Antwerpener Brieftaube ist ein durchaus sicherer Flieger, welcher auch bei schwierigen Terrainverhältnissen, also in gebirgigen Gegenden, innerhalb großer Städte, in sumpfreichen und stark nebeligen Landschaften und am Meeresstrande, sowie besonders für weite Touren am zuverlässigsten sich zeigt. Nach Lenzen's*) Behauptung bewährt sie sich am besten, wenn die Flugrichtung von Osten nach Westen geht. Sie wird auch früh, sobald sie vollständig ausgewachsen ist, abgerichtet und fliegt bereits in den ersten Jahren sehr gut.

b) Die Lütticher Brieftaube.

Die Lütticher Brieftaube ist ebenfalls keine reine Raçe, sondern ein Mischling vom Mövchen mit dem Tümmler. Es ist eine kleine Taube mit gewöhnlich unbehäubtem feinen, ausdrucksvollen, converen Kopfe, flacher Stirn, dem Gefieder entsprechend gefärbter Iris, voller Brust, gebogenen Flügeln und reichem, sammetweichen Gefieder. Bei manchen Exemplaren zeigt sich mehr oder minder deutlich das Jabôt und die Kehlwamme, seltener auch noch das Häubchen des Mövchens. Der etwas kräftige kurze Schnabel ist mit einer nicht zu starken Nasenhaut umgeben. Häufig kommen auch, namentlich bei den Tauben aus Verviers, noch Glasaugen und Strümpfe vor. Die großen Augen sind feurig, lebhaft glänzend, brandgelb, der Hals ist kurz, dicht und voll befiedert, Halsfedern lang, metallisch glänzend, die Brust gespalten, die Schultern werden von den Brustfedern bedeckt. Die Flügel sind lang, mit breiten Innenfahnen und breiten Schlagfedern versehen, sie werden übereinander gekreuzt getragen, ein Beweis von der Breite der Brust. Die Beine sind kurz, Zehen klein, aber stark, der Schenkel in dem vollen Federkleid versteckt. Der Schwanz ist so schmal zusammengelegt, daß er nur die Breite einer einzigen Feder zu haben scheint. Ihre Eigenthümlichkeiten sollen hauptsächlich darin beruhen, daß sie nach langer Zeit, zuweilen noch nach Jahren, vom Heimathsgefühl getrieben, ihrem Schlage zueilt, und deshalb, meint Lenzen, wird sie für militärische Zwecke am brauchbarsten sein, indem sie selbst bei einer langen Dauer der Belagerung immer noch sicher heimkehren würde. In den ersten Jahren soll sie sich dagegen auf langen Touren nicht bewähren und kann erst mit dem dritten Jahre dazu verwendet werden.

c) Die Brüsseler Brieftaube.

Merklich verschieden von der Lütticher Taube ist die Brüsseler, welche ganz den Typus der echten Türkischen Taube an sich trägt. Sie ist groß, kräftig, kurzhalsig, hat einen dicken

*) H. Lenzen. Director der deutschen Militairbrieftauben-Stationen in Köln.

Schnabel, dicke, fleischige Augenringe und starke, runzelige Nasenhaut. Der Schädel ist regelmäßig convex, die Augen sind groß, hervorstehend, die Farbe des sie umgebenden Fleischrandes wird, ins Gelbliche spielend, nie röthlich. Die Farbe der Iris ist brandroth, auch dann, wenn am Kopf und Hals die weiße Farbe des zuweilen weißen Gefieders vorherrscht. Die Federn des gedrungenen Halses sind kurz und breit, die Brust breit, gewölbt, die Schultern in den Brustfedern versteckt, wenigstens davon bedeckt, der Brustknochen, dessen Kiel sehr entwickelt, hervorstehend, daher erscheint der Leib mehr kurz als lang. Die Flügel, von der Gabel zum Ellbogengelenk gemessen, sind lang, während die Fortsetzung des Armes, der Unterarm, kürzer ist. Die Federkiele sind hart und die Federbärte starr, die Schlagfedern an der Innenseite dicht von kleineren Federn bedeckt. Der Armmuskel, der die Schulter mit dem Handgelenk verbindet, ist dick und hart. Die Arme sind kurz und stark, ebenso die Zehen, der Schwanz kurz, breit, mit breiten Federn versehen.

Alle diese Varietäten tragen, wie schon bemerkt, keinen feststehenden Typus einer Raçe. Sie schwanken ebenso in der Gestalt und in den angegebenen charakteristischen Merkmalen, als auch in der Färbung des Gefieders. Einfarbige, blaue, schwarze, weiße Tauben, seltener gelbe und rothe, am häufigsten aber bunte, meistens sehr unregelmäßig, unschön gezeichnete sind zuweilen die tüchtigsten Flieger. Rein weiße, gelbe und andere helle Tauben schätzt man weniger, da sie leichter von den Raubvögeln ergriffen werden. Die Französischen Züchter ziehen dagegen die weißen Tauben vor, weil nämlich einerseits die Buchstaben und Zeichen des Stempeldruckes oder der Depesche auf den weißen Flügelfedern deutlicher hervortreten, andererseits weil weiße Tauben sich im Fluge besser beobachten lassen, sodann auch, weil sie nicht so sehr durch den Einfluß der Sonnenstrahlen leiden sollen als schwarze oder dunkelfarbige Tauben. Ganz besonderes Gewicht legen manche Liebhaber auf die Farbe der Augen. Die Antwerpener Brieftaube zeigt oft das schöne, weißgelbe, sogenannte Perlauge; die Lütticher Raçe hat am häufigsten ein rothes oder auch braunes, gelbes Auge. Bei den gescheckten Tauben sind die beiden Augen nicht selten verschieden gefärbt. Die braunen und dunkeln Augen überhaupt gelten bei manchen Liebhabern als Vorzug, weil man annimmt, daß solche Tauben bei bewölktem Himmel und düsterem Wetter besser sehen können.

Vorstehende Mischlingsraçen, die Antwerpener, die Lüttiсher und die Brüsseler Brieftaube, sind in reinen typischen Exemplaren allenthalben, selbst in Belgien, recht selten. Durch fortwährende weiter geführte Kreuzungen der Stammraçen: Carrier, Mövchen, Tümmler und Feldtaube untereinander, sowie wiederum der beiden Mischlingsraçen und aller dieser Bastarde zusammen, ist nun aber eine bunte Mannigfaltigkeit von Taubenformen entstanden, die unter dem Begriff Brieftaube zusammengefaßt jeder näheren Beschreibung spottet.

Bei der Auswahl der zur Zucht von Brieftauben bestimmten Exemplare, gleichviel von welcher Raçe, ist immer auf folgende Merkmale zu achten. Bei kleinem Körperbau muß die Taube eine möglichst große Klafterweite, dichtes Gefieder und stark beschwingte Flügel, d. h. recht breite Fahnen an den Schwungfedern haben. Haupterforderniß ist möglichst hohe Muskelkraft der Flügel, so daß man dieselben nur mit Mühe emporzuheben vermag. Durch große Klafterweite, d. h. durch lange spitze Flügel erwächst der Brieftaube ein doppelter Vortheil, indem sie einerseits schneller zu fliegen vermag und andererseits die breite Innenfläche des Flügels für den Abdruck des Stempels und für die Depesche reichlichen Raum zeigt.

Das Wiederauffinden der Heimath bei den Brieftauben beruht lediglich auf geregelter Dressur und dem außerordentlich scharfen Orientirungsvermögen, d. h. sich während des Fluges in der Gegend so genau zu orientiren, daß die Taube auch aus der weitesten Entfernung immerhin einen Punkt aufzufinden vermag, welcher sie leitet. Selbstverständlich ist es, daß diese Begabung einerseits von der Schärfe der Sinne abhängt und andererseits nicht allein bei den verschiedenen Taubenraçen, sondern auch noch bei den einzelnen einer jeden solchen je nach der individuellen Begabung außerordentlich verschiedenartig sich zeigt. Und dadurch erklärt es sich von vornherein, daß die Tauben mancher Raçe ungleich besser zur Abrichtung als Brieftauben sich eignen als andere, und daß wiederum selbst unter den als Brieftauben geschätzten Arten manche Exemplare, die den vollen Typus der reinsten Raçe zeigen, dennoch hinter einzelnen Tauben aus minder befähigten Arten weit zurückbleiben.

Aus dieser Thatsache aber ergibt sich ebenso wie aus der Erfahrung auch wiederum, daß eine sachgemäße, durchaus systematische Abrichtung selbst bei den begabtesten Brieftauben durchaus nothwendig ist. Daß die zärtliche Zuneigung der Paare mit ein Hauptmotiv zur Rückkehr bildet, ist ebenso zweifellos, da, wie bei den Schwalben, so auch bei den Tauben der an den häuslichen Herd fesselnde Sinn so bewunderungswürdig entwickelt ist. Die natürliche Harmonie der Paare ist die wesentliche Basis und absolut unerläßliche Bedingung zur Erziehung guter Brieftauben.

III. Abtheilung.

C. **Die Kropftauben.** — C. strumosae.

Diese allgemein bekannte und beliebte Taubenraçe unterscheidet sich von allen andern Tauben dadurch, daß sie den Oesophagus (Schlund) bis zur höchsten Potenz aufzublasen imstande ist und ihn in diesem Zustande nach Belieben zu erhalten. Es geschieht dies durch Einziehung der äußeren Luft durch den Schlund in den zwischen Kropf und Außenhaut befindlichen Raum vermittelst des etwas geöffneten Schnabels, wobei die Kehlklappe sich schließt; dies Schließen geschieht auf eine Weise, die noch nicht gründlich erforscht ist, wahr-

scheinlich aber wirken die Halsmuskeln mit. Die Aktion des sogenannten Blasens ist stets eine geschlechtliche, da vor Entwickelung des Geschlechtstriebes der Kröpfer wenig und nur unvollkommen bläst und erst zur Paarungs- und Begattungszeit zeigen beide Thiere, was sie darin zu leisten imstande sind. Die Hauptschönheitsregel bei allen Raçen der Kropftaube ist, daß der Hals lang sei, damit der Kopf nicht zwischen den Schultern stecke, was den Thieren ein unförmliches Ansehen verleiht.

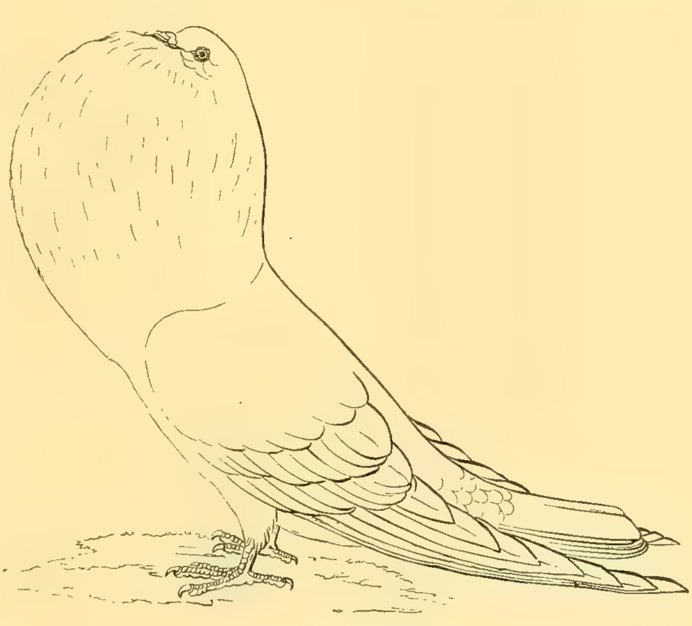
Eine weitere gemeinsame Eigenschaft aller Kropftauben ist das Ebenmaß des Kopfes und Schnabels. Diese weichen von denselben Theilen der Gemeinen Taube kaum und nur in gleichem Verhältniß wie die übrige Körpergröße von derselben ab. Andere gemeinsame Eigenschaften sind: langer, gestreckter Körper, lange Federn, Uebereinstimmung in Färbung und theilweise auch in der Zeichnung. Auch die Farbe der Augen entspricht bei allen Kröpfern den allgemeinen Regeln der Farbe des Gefieders. Bei dunklem Kopfe ist das Auge gelb, bei weißem Kopfe braun. Perlaugen kommen nie vor. Die Farben Schwarz, Roth und Gelb erscheinen nur ausnahmsweise satt und intensiv, meist sind sie blaß, matt oder schmutzig. In Zeichnungen ist die ganze Abtheilung arm und außer bei einer Raçe sind diese selten korrekt. Doch findet man viel Uebereinstimmung der Zeichnungen bei verschiedenen Raçen. Auch in den Verbreitungszonen der Raçen besteht ein gewisser örtlicher Zusammenhang. So sehen wir eine Anzahl von Arten hauptsächlich in den Küstenländern der Nord- und Ostsee, andere mehr in Centraleuropa verbreitet, während die Länder des Mittelmeeres keine Art aufzuweisen haben. Hieraus darf man wohl schließen, daß diese Taubenart nicht aus dem Orient, wo sie auch heute noch unbekannt, zu uns gelangt ist. Vielmehr sprechen so manche Gründe dafür, daß die Taube, aus dem mittleren Asien stammend, zum Theil auf dem Landwege nach Böhmen und Mähren und zum Theil den Flüssen entlang nach der Ostsee Eingang bei uns gefunden hat. Gewißheit hierüber haben wir freilich nicht, denn obgleich die ältesten Schriftsteller, wie Aldrovandi und Andere ihrer erwähnen, so wird doch von keinem derselben etwas über ihre Herkunft mitgetheilt.

So viele gemeinsame Eigenschaften die verschiedenen Raçen auch unter einander haben, so sehr abweichend verhalten sie sich gegenseitig in Betreff ihres Körpers und ihrer Beine; es gibt sowohl große als kleine, lang- und kurzbeinige, mit befiederten und solche mit nackten Füßen. Auch die Form, die der Kropf beim Aufblasen annimmt, ist bei den verschiedenen Raçen verschieden. Sie ist entweder kugelig, oval oder eiförmig. Die heute bekannten und verbreiteten Raçen sind folgende:

a) Die große Deutsche Kropftaube. — C. gutturosa maxima.

Sie ist einer unserer größten Kröpfer und von bedeutender Höhe. Die Länge beträgt 550 mm und die Breite mit ausgespreitzten Flügeln 1,5 Meter. Sie gilt als Stammraçe

aller übrigen Kröpfervarietäten. Der runde Kopf ist meist glatt, zuweilen spitzgehäubt, die Stirn hoch, der Schnabel verhältnißmäßig kurz, der Hals sehr lang und nebst dem Kropfe stark mit Haaren behängt; Brust und Rücken breit, letzterer etwas hohl. Der stets aufgeblasene, etwas nach vorn hängende Kropf hat einen Durchmesser von 120—150 mm und einen Umfang bis zu 425 mm und gleicht einem Ei, dessen Spitze nach oben gerichtet ist. Die kurzen kräftigen Füße sind federlos, die nachlässig herabhängenden Flügel überragen das Schwanzende um 50 mm. Dies ist das charakteristische Merkmal der Deutschen Kropftaube und findet sich bei keiner der folgenden Raçen. Im Knochengerüst ist die Deutsche Kropftaube mindestens ebenso stark wie die Pommersche, doch steht sie sehr niedrig auf den Beinen; im Verhältniß zu ihrer Größe sogar niedriger als die Gemeine Taube. Die gewöhnliche Farbe des weichen Gefieders ist entweder weiß oder blau, mit weißem Kopfe oder Spießen, gelb mit weißem Schwanze und Kopfe, oder schwarz mit weißem Kopfe. Die blauen Kröpfer mit weißem Kopfe nennt man in Mitteldeutschland „Berliner", die rothen und gelben Weißköpfe „Breslauer". Es ist sehr zu beklagen, daß diese Taube in reiner Raçe seit vielen Jahren fast ganz verschwunden zu sein scheint, da wir sie auf Ausstellungen und Märkten fast nie vertreten finden. Die Vermehrung ist allerdings eine äußerst geringe.


Die große Deutsche Kropftaube.

Der Hauptgrund des Verschwindens dieser Raçe liegt wohl hauptsächlich im Modewechsel, infolge dessen die Züchter sich mehr den schlanken, hochbeinigen Varietäten zugewendet haben. Allerdings kann man die Taube vom Standpunkte der Aesthetik aus nicht schön nennen. Ihr kolossaler langer Körper auf den niedrigen Füßen und der breit aufgeblasene Kropf ohne jegliche Taille verleihen ihr ein schwerfälliges, plumpes Aussehen.

b) Die mittelgroße Deutsche Kropftaube (Oesterreichischer Klätscher.)

Sie ist etwas kleiner als die vorbeschriebene Kropftaube, gleichfalls mit kurzen, nackten Beinen und gegenwärtig auf einem großen Theil von Mitteleuropa verbreitet, wo sie meist von Landleuten gezüchtet wird, bei denen sie auch feldet. Sie ist nach Dietz' Meinung dieselbe Taube, die in Oesterreich den Namen „Klätscher" und „Ungarische Kropftaube" führt.

Im Körperbau ist diese Taube nicht so groß als die vorangegangene, meist einfarbig und glattköpfig und sie hat immer nackte Füße. Eine wesentliche Verschiedenheit besteht in der Form des aufgeblasenen Kropfes, der schöner gerundet, mehr kugelig ist; auch steht die Taube etwas aufrechter, ist nicht so übermäßig lang, wodurch die ganze Figur ein schönes Ebenmaß gewinnt.

Sie erscheint gleichfalls in den fünf Hauptfarben: Weiß, Schwarz, Blau, Roth und Gelb, sowie in mehreren Zwischenfarben, besonders in schönem Silberfahl, mit und ohne Binden. Außerdem gibt es auch Schecken und Gezeichnete. Die Scheckenzeichnung erstreckt sich bei schwarzem, rothem oder gelbem Grunde auf weiße Federn in den Flügeldecken, ferner bei schwarzem Grunde auf weiße Federn am Kopfe und Halse, welcher Fall mit „riesel- oder puderköpfig" bezeichnet wird. In Zeichnung tritt die Taube mitunter weißschwingig, geelstert und weißschildig auf; letzte Zeichnung höchst selten, auch mit Pfaffenzeichnung.

Zur Beurtheilung der Schönheit sind folgende Regeln gültig: Im Körperbau muß die Taube mindestens so groß sein, als die Holländische Kropftaube, 90 mm Klafterweite, je mehr, desto besser. Nackte Füße sind ein unbedingtes Erforderniß; der Kropf soll nach allen Seiten ebenmäßig abgerundet sein, vor Allem darf er nicht einseitig oder schief getragen werden. Eine Taille kann nicht verlangt werden. Die Elsterzeichnung kann sowohl mit, als ohne weißen Kopf erscheinen, ohne daß der eine oder andere Fall als Bedingung beansprucht werden darf, ebensowenig wie das starke Zusammenschlagen mit den Flügeln. Zu dieser Kröpferart gehört auch der Aachener „Bandkröpfer", der ebenfalls in allen Hauptfarben vorkommt, gegenwärtig aber nur noch auf wenige Liebhaber beschränkt ist.

c. Die Französische Kropftaube. — Le Pig. grosse gorge.

Ehe ich zur eingehenderen Besprechung dieser Taube übergehe, will ich einen Blick auf die gesammte Abtheilung der großen, hochbeinigen Kropftauben werfen. Diese Abtheilung besteht aus den drei Repräsentanten „Französische, Englische und Pommersche Kropftaube".

Bei aufmerksamer Beobachtung und strenger Beurtheilung wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß diese drei Tauben so viele gemeinsame Eigenschaften mit einander haben, daß man zu der Annahme berechtigt wird, sie als eine Art oder Raçe zu betrachten,



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

FRANZÖSISCHER KRÖPFER.

(Le Pig. grosse-gorge.)



die sich nur in die verschiedenen Unterarten oder Schläge gespalten hat. Man wird um so mehr dazu berechtigt, wenn man das bindende Mittelglied zwischen den beiden extremen Enden — Französische und Pommersche — die Englische Kropftaube, eingehend würdigt.

Großer Körper, hohe Beine mit befiederten Füßen und gleichmäßige Zeichnung ist den drei Schlägen gemeinsam. Aber mehr noch. Auch aus den Verbreitungszonen derselben läßt sich auf eine Stammform der drei Schläge schließen. Engländer und Normannen sind Völkerschaften, die einst an der Ostsee saßen. Die Angelsachsen gingen früher, die Normannen später nach Britanien hinüber und bilden gemeinsam mit dem Reste der Urbevölkerung das Englische Volk. Dem jetzigen und den früheren Wohnsitzen dieses Volkes entsprechen auch heute noch die Verbreitungsgebiete der drei Schläge.

Es ist weiter nicht zu viel behauptet, wenn ich sage, das Ideal einer Englischen Kropftaube ist, bis auf die Befiederung der Füße, die Französische Kropftaube.

Man trifft in der Normandie viel mehr gute Thiere als in England, und wenn man die Abbildung Ludlows und die Beschreibung Fultons mit der Normännischen Taube vergleicht, so wird man sie für diese viel zutreffender finden, als für die Englische. Der Grad der befiederten Füße, den die Engländer jetzt als Standard verlangen, ist dabei durchaus nicht von Belang. Einmal ist dieser Grad ein Mittelding zwischen nackten und belatschten Füßen, der leicht zu erzielen, aber schwer zu erhalten ist. — Von der standardmäßigen Fußbefiederung fällt beständig Nachzucht nach den zwei entgegengesetzten Richtungen. Ferner sind die Englischen Tauben in ihrer Gesammtheit weit davon entfernt, die standardmäßigen Federfüße zu besitzen, es ergeht ihnen vielmehr auch heute, wie vor 150 Jahren, zu den Zeiten John Moore's, dessen Nacharbeiter Eaton uns mittheilt, daß es sowohl Tauben mit dünnbefiederten Beinen gäbe, die man „Drahtbeine" nenne, und solche mit so dicht befiederten Füßen, daß sie den Eindruck eines „Mühlpfostens", vielleicht besser übersetzt mit „Baumstamms" machten. Weiter ersehen wir aus demselben Werke, daß die Engländer zu jener Zeit selbst noch über die richtige Art der Fußbefiederung im Unklaren waren, denn Moore sagt uns Nichts darüber, während ein anderer Englischer Autor oder Liebhaber, H. Mayor, 1850 noch ausspricht, daß das Maß der Fußbefiederung eine Geschmacksache des einzelnen Liebhabers bleibe.

Wenn wir aber von dem Grundsatze ausgehen, daß nur der ausgeprägteste Typus als Art oder Raçe zu betrachten ist, so gelangen wir zu der Ansicht, daß nur in der Normännischen und der Pommerschen Taube Typen nach zwei verschiedenen extremen Richtungen hin ausgeprägt sind, und die Englische Taube erscheint demnach entweder als die Form, aus welcher beide hervorgegangen, oder als ein Mischungsprodukt derselben.

Kehren wir nun wieder zu der Französischen Kropftaube zurück. Sie ist hauptsächlich nur in den nördlichen Departements Frankreichs, der Normandie, Picardie, Artois und dem benachbarten Belgien anzutreffen. Es ist dieselbe Taube, die Darwin und Baldamus als „Kröpfer von Lille" aufführen. Ersterer gibt zu, daß er die Taube nur nach Beschreibungen kenne, was sehr zu bedauern ist, da er sicher, hätte er die vorzüglichsten dieser Thiere aus eigener Anschauung gekannt, manche zu verwerthende Schlußfolgerung gewonnen hätte. Baldamus ging es nicht viel besser. Er schöpfte aus Französischen Autoren, deren Angaben über Tauben aber insgesammt einen solchen Wirrwarr enthalten, daß es am besten ist, gar keine Notiz davon zu nehmen.

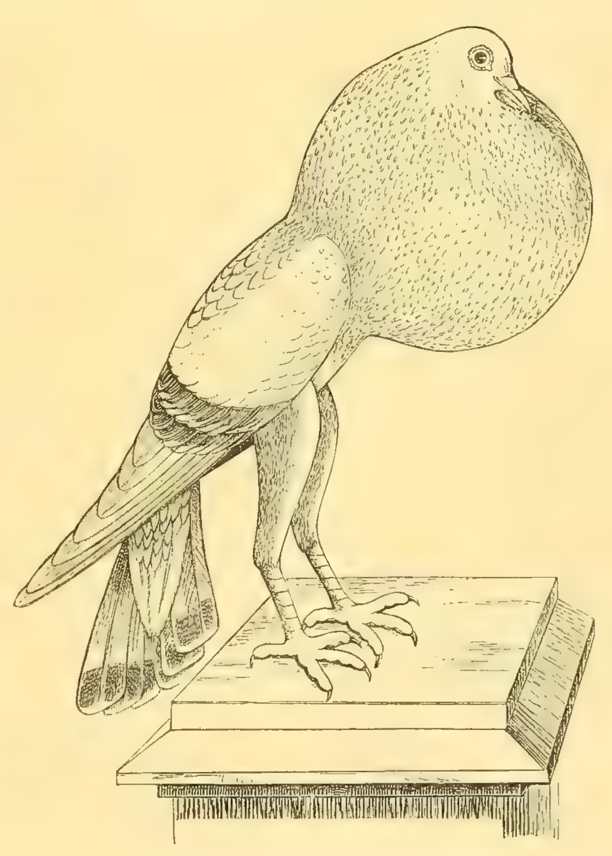
Auch heute noch ist die Taube vorab auf jene Gegend beschränkt. Nach Deutschland gelangte sie erst vor etwa 20 Jahren und ist auch jetzt noch an vielen Orten ziemlich unbekannt. Wo sie aber aufgetreten ist, erwarb sie sich sofort den Beifall der Kröpferliebhaber und verdrängte in kurzer Zeit die vordem ebenso beliebte Englische Raçe. Die Taube ist in beinahe allen Punkten so wie die Englische Kropftaube sein soll, meist aber nicht ist. Ihr Körper ist lang, der Rumpf schmal, zusammengepreßt, so, daß er in der Form dem vieler Fische gleicht. Diese Form ist im Knochengerüst begründet. Die einzelnen Rippen sind breiter, die Wirbel zahlreicher, das Brustbein höher, der Unterschenkel länger, als bei anderen Tauben. Die Knochen sind kräftig und stark und stehen im Verhältniß zur Größe des Thieres.

Bei einem guten, aber noch nicht besten Exemplare haben sich nachstehende Maße ergeben:

	Französische Kropftaube.	Gemeine Taube.
von der Schnabelspitze bis zur Stirn	23 mm	20 mm
„ „ „ „ zum Mundwinkel	28 „	25 „
„ „ „ „ zur Augenmitte	42 „	35 „
„ „ „ „ zum Genick	65 „	55 „
„ „ „ „ zum Schwanzende	470 „	360 „
Klafterweite	850 „	665 „
Umfang über die Brust	280 „	270 „
Beinlänge von der Nagelspitze der Mittelzehe bis zum Knie	170 „	120 „

Aus diesen Zahlen ist zu ersehen, daß der Kopf in demselben Verhältniß größer ist wie der übrige Körper, der Rumpf dagegen weniger Umfang zeigt, Körperlänge, Klafterweite und Beinlänge aber außer Verhältniß größer sind, als bei der Gemeinen Taube. Die Form des Kopfes weicht etwas von der der Gemeinen Taube ab. Die Stirn ist zwar flach, steigt aber hoch nach dem Scheitel auf, ähnlich wie bei der Perückentaube. Nach hinten fällt der Scheitel dann ebenso scharf nach dem Genick ab.

Eine Hauptsache ist die Form des Kropfes. Dieser muß eine vollständige Kugel bilden und sich bestimmt von dem Rumpfe trennen, wodurch an der Brust ein anscheinender Einschnitt „Taille“ entsteht. Die Kniee treten sichtbar aus dem Gefieder vor, Unterschenkel und Lauf bilden, je nach der Stellung, öfter eine Linie. Der Fuß ist mitunter glatt, aber häufig auch mit einigen kurzen Federchen spärlich besetzt, die sich vorab auf der Mittelzehe zeigen. Das Gefieder ist am Rumpfe ziemlich knapp, nur die Schwingen- und Schwanzfedern sind lang und breit. Die Spitzen der Schwingen reichen bis ca. 10 mm vor das Schwanzende, wo sie sich berühren. Die Taube tritt zwar in allen Grund- und Zwischenfarben auf, einfarbig sowohl als gezeichnet. Bei Einfarbigen ist aber die Farbe außer Weiß meist schlecht, Roth und Gelb immer mit fahlen Schwingen und Schwanz. Dagegen findet man bei weiß gezeichneten Tauben meist sehr brillante Grundfarben, als Gelb, Roth und Schwarz, seltener ist Blau.



Blauer Französischer Kröpfer (eine Täubin treibend).
Gez. von H. Dietz-Frankfurt a. M.

Die Zwischenfarben bestehen meist in rothfahl mit braunen Binden oder auch geschuppt. Gelb- oder Silberfahl werden dagegen seltener angetroffen.

Von Zeichnungen treten drei Formen auf, die jedoch alle sich sehr nahe stehen: die geherzte, die ungeherzte und die gemönchte. Die Herzzeichnung besteht in einem weißen Fleck auf der Brust, bei der gemönchten ist außerdem auch der Kopf weiß, in beiden Fällen noch die Schwingen und mitunter auch der Schwanz. Ferner sollen der Bauch und die Schenkel weiß sein. Der weiße Fleck auf der Brust soll möglichst in Form eines Halbmonds, so wie beim Staarhals sich quer über die Brust legen. Bei der gemönchten Zeichnung soll das Weiß des Kopfes und der Brust gleichfalls mit einer quer über die Brust nach dem Genick verlaufenden Bogenlinie abschließen. Ebenso muß das Weiß des Bauches unter der Brust und am Schwanze sich mit scharfen

Linien von der Grundfarbe trennen. Bei blauer und schwarzer Grundfarbe ist der Schwanz noch farbig, bei rother und gelber dagegen weiß. Die weißen Schwingen sind wiederum den allgemeinen Regeln der Weißschwingenzeichnung unterworfen.

Wir sehen nun, daß an diese Taube in Betreff der Zeichnung bis auf einen Punkt alle Ansprüche gestellt werden, wie an die Englische und Pommersche Kropftaube. Nur die Rose auf den Flügeldecken ist davon ausgenommen. Wenn diese jedoch nicht grade ein Erforderniß ist, so ist ihr Vorhandensein auch kein Fehler. So wenigstens wird es in Deutschland gehalten.

Ein häufig vorkommender und hauptsächlicher Fehler betrifft den Körperbau. Die Taube ist am Rumpfe zu schmal, wodurch die Oberschenkel und Kniee zu dicht am Körper anliegen. Um das Gleichgewicht zu erhalten, spreizt dann die Taube die Unterschenkel, besonders aber die Füße auseinander, sie steht xbeinig. Dieser Fall tritt bei sonst oft vortrefflichen Tauben, vorab bei recht langbeinigen, häufig auf. Er ist quasi als ein übertriebener Grad der Zucht zu betrachten, die hierdurch zur Carricatur geworden ist.

Außer diesem Fehler sind selbstverständlich plumpe und kurze Figur, zu niedrige Beine, zu kleiner Körper gleichfalls Fehler in noch erhöhtem Maße, die sich so weit steigern können, daß eine Taube als nicht mehr zu der Raçe gehörend betrachtet werden kann.

Eine Eigenthümlichkeit steht mit der Befiederung der Füße im Zusammenhange. Ganz nackte Füße sind meist mit kleinerem, aber elegantem Körper verbunden. Sie werden mehr bei einfarbigen und Tauben ohne weiße Brust, als bei geherzten gefunden. Geherzte Tauben sind größer, werden aber in der Regel mit stoppeligen Füßen getroffen, diese arten mitunter bis zu förmlichen Federfüßen aus.

Als Fehler der Färbung gelten die für alle Raçen üblichen Regeln. Die Zeichnung weist die meisten Fehler auf, doch werden diese selten so hoch angerechnet, als bei anderen Arten, vielmehr häufig, sobald sie nicht zu auffallend sind, gegenüber der Figur, in den Hintergrund gestellt.

Gehen wir nun zu der der Französischen Kropftaube entgegengesetzten Form der großen hochbeinigen Kröpfer über; es ist diese Form verkörpert in der Pommerschen Kropftaube.

d. Die Pommersche Kropftaube.*)

Sie ist kürzer und gedrungener gebaut, ihr Körper ist nicht so schmal, als der der Französischen, sondern mehr rund, wodurch hauptsächlich die Beine weiter auseinander

*) Ich verweise hierbei hauptsächlich auf eine Abhandlung des Herrn W. Hevernick in No. 4 d. J. 1879 und auf eine desgleichen von Dr. Bodinus in No. 5 d. J. 1877 der von mir herausgegebenen Zeitschrift „Columbia".





Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

FARBENSCHWÄNZIGER POMMERSCHER KRÖPFER.

(C. gutturosa maxima Pom.)

Züchter: Herr Gustav Prütz-Stettin.

stehen. Das Gefieder ist dichter und voller, Schwingen- und Schwanzfedern nicht so lang als bei ersterer. Der größte Unterschied besteht jedoch in der Befiederung der Füße. Bei der Pommerschen Taube ist das ganze Bein sammt dem Fuße stark befiedert, an letzterem bilden die Federn „Latschen", am Unterschenkel „Stulpen". Hierdurch treten die Kniee nicht sichtbar aus dem Gefieder heraus, sind vielmehr in demselben versteckt. Auch die Form des aufgeblasenen Kropfes ist weniger rund und kugelig, der Kropf sitzt breiter auf dem Rumpfe auf, es ist wenig Taille vorhanden. Weiter bilden Unterschenkel und Lauf einen stärkeren Winkel, das Bein steht weniger senkrecht. Dies sind Ursachen, weshalb die Taube nicht so elegant, sondern plumper aussieht, wie ihre Vorgängerin. Die Pommersche Kropftaube mißt von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 420—470 mm; von der einen bis zur andern ausgebreiteten Flügelspitze 700—750 mm; die Füße sind vom Flügelgelenk bis zur Spitze der mittleren Zehe ungefähr 180 mm lang und es hängt wesentlich von ihrer Biegung in den Gelenken ab, ob die Taube recht hochfüßig erscheint, d. h. je stumpfer der Winkel ist, in welchem Ober-, Unterschenkel und Ständer zu einander stehen, um so höher steht natürlich die Taube, um so werthvoller ist sie. An den Schenkeln müssen die Stulpen recht lang herunterhängen, und die den Ständer bedeckenden Latschen dürfen nicht unter 25 mm Länge haben, sie erreichen häufig eine solche von 130 mm.

Dagegen gleicht sie dieser wieder mehr in Färbung und Zeichnung. Einfarbig kommt sie nur in Weiß und Schwarz vor. Selten ist die Zeichnung von schwarzem oder blauem Schwanze bei weißer Körperfarbe. Die gewöhnliche Zeichnung dagegen ist dieselbe wie bei der Normännischen, farbiger Körper mit weißer Brust und Schwingen bei blauer und schwarzer Grundfarbe, desgleichen nebst dem Schwanze bei rother und gelber Grundfarbe.

Die Grundfarben Schwarz, Roth und Gelb finden sich mitunter ziemlich intensiv vor. Die blaue Farbe ist gleichfalls klar. Zwischenfarben wie Roth-, Gelb- oder Silberfahl, weder mit Strichen, noch geschuppt, treten seltener auf als bei der Normännischen Taube. Der Grund hierfür mag wohl darin liegen, daß diese Farben überhaupt bei den Pommerschen Liebhabern mehr verpönt sind als bei den Franzosen, denn es wäre nicht schwer, dieselben zu erzielen.

Die Hauptsache bei allen vier Hauptfarben ist die Zeichnung des Kropfes. Am werthvollsten sind diejenigen, bei denen sich ein nach oben offener, regelmäßiger Halbmond etwa über die Mitte desselben zieht, so daß sich unter dem Unterschenkel ein 1 bis 2, ja 3 Finger breiter „Bart" von der Grundfarbe der Taube befindet. Gern hat man es auch, wenn der Unterleib derselben, kurz vor den Schenkeln scharf abgeschnitten, weiß ist und auch die Hosen und langen Fußfedern gleichfalls weiß sind, was jedoch bei blauen und schwarzen Tauben weniger beachtet wird. Als großer Fehler gilt es, wenn am Vorder-

kopfe eine weiße Schnippe vorhanden ist; der ganze Kopf muß überhaupt ohne weiße Flecke sein, und eine ganz besondere Caprice der Pommerschen Taubenliebhaber besteht darin, daß sich auf dem Flügelbug durchaus nicht die weiße Rose der Englischen Kropftaube oder sonst weiße Federn vorfinden dürfen. In Betreff der Zeichnung des Kropfes ist man auch zufrieden, wenn sich statt des weißen Halbmondes ein Quadrat, ein regelmäßiges Dreieck mit der Basis nach oben oder eine anderweitige, regelmäßige Figur vorfindet, und gilt auch hierbei, daß noch Hauptfarbe zwischen dem Weiß derselben und dem Unterschenkel in möglichster Breite vorhanden ist. Tauben, bei denen sich das Weiß bis an den Unterschenkel erstreckt, haben nach dem Kunstausdrucke eine „offene Kehle" und stehen in viel geringerem Werthe als jene, welche einen recht großen „Bart" haben. Oft ist der ganze Kropf mit Ausnahme des Halses weiß, ist dabei aber ein Bart und ein schmaler Strich der Hauptfarbe zwischen Kropf und Unterleib, so ist dies ein Beweis einer edlen und konstanten Züchtung, besonders, wenn sich dann auch nirgend auf den Flügeldecken weiße Federn befinden.

Am regelmäßigsten gezeichnet sind unter den verschiedenen Farben die Braunen, welche besonders hochgeschätzt sind, wenn sie bei einer schönen rothbraunen Färbung einen weißen Schnabel haben; sie züchten am leichtesten wieder schön gezeichnete Junge; alsdann folgen die dunklen Tümmlergelben, hierauf die Blauen und dann die Schwarzen. Letztere Farbe existirt in ihrer Vollendung gar nicht mehr und die Züchter haben fast die Hoffnung aufgegeben, sie wieder zu erhalten; dagen findet man schwarze mit weißen Schwingen, und schwarzschwingige mit unregelmäßiger Zeichnung, namentlich weißen Flecken auf den Flügeldeckfedern häufiger. Blauweißschwingige Kropftauben mit schöner weißer Zeichnung auf dem Kropfe und Bart sind zwar auch selten, kommen aber doch noch ab und zu vor.

Eine vollkommen schön gezeichnete, hochfüßige Pommersche Kropftaube von recht schöner, reiner Grundfarbe ist einer der prächtigsten und anziehendsten Vögel, ist selbst in ihrer Heimath nicht häufig und wird von den Liebhabern gar nicht verkauft oder sehr theuer bezahlt; der Preis von 12—15 M. für das Stück war schon vor 20 Jahren nichts Ungewöhnliches, und einzelne werden heute mit 25—30 M. bezahlt, während geringere Thiere schon für 3 M. zu haben sind. Beim Ankauf sehen die Liebhaber sehr viel auf die Abstammung; sind die Aeltern oder Großaeltern vorzügliche Thiere, so sieht man ihren Abkömmlingen schon einige Mängel nach, indem man bei der Nachzucht derselben auf einen Rückschlag zum Bessern rechnen darf, während bei wohlgerathenen Jungen mangelhafter Aeltern in der späteren Generation sich die Fehler der letzteren leicht vererben.

Betrachten wir uns nun die zwischen den beiden extremen Enden, der Normännischen und Pommerschen Kropftaube, in der Mitte stehende Englische.

e) Die Englische Kropftaube. — The Pouter.

Vor Allem muß bei dieser Taube unterschieden werden, wie sie in Wirklichkeit ist und wie sie eigentlich sein soll. Dieser Unterschied ist sehr treffend in zwei Abbildungen dargestellt. In dem Werke Darwins „Das Variiren der Thiere und Pflanzen" findet sich eine Englische Kropftaube abgebildet, wie sie in der Regel ist, da mit Gewißheit angenommen werden darf, daß dieser Gelehrte sich mit einem schlechten Modell nicht begnügt haben würde. Dagegen zeigen uns die Bilder Ludlows die Englische Kropftaube wie sie sein könnte, wenn eben die Natur sich den Launen der Menschen fügen wollte.

Die Englische Kropftaube zeigt keine Eigenschaft, welche sich durch eine Kreuzung der Französischen mit der Pommerschen nicht erzielen ließe, die oft schon bei dem ersten Versuche, jedenfalls aber bei einiger Ausdauer sicher erzielt würde. Ja, man kann behaupten, daß es in England selbst alle Abstufungen von Tauben, von dem Französischen Typus anfangend, bis herunter zu dem Pommerschen gibt.

Eins ist vielleicht richtig, daß es in England größere und stärkere Tauben gibt, als die Französischen und Pommerschen sind. Allein auch diese Eigenheit ist bekanntlich das Resultat von Kreuzungen.

Es gibt bei den Englischen Tauben mehr plumpe, latschige Thiere, die eben so gut als Pommersche gelten könnten, als feine elegante Gestalten.

Nicht anders geht es mit der Farbe und Zeichnung. Nur äußerst selten findet sich ein erträgliches Schwarz, Roth und Gelb, meist sind diese Farben blaß und verschossen. Am besten ist die blaue Farbe, die in der Regel auch mit guter Zeichnung verbunden ist. Auch bei rothfahler Grundfarbe kommt noch gute Zeichnung, verbunden mit guter Figur vor. Dagegen zeigt die schwarze und rothe Grundfarbe meist schlechte Zeichnung. Bei gelber Grundfarbe ist die Zeichnung oft etwas besser, doch auch nur höchst selten ohne Fehler.

Dies ist der Charakter der Englischen Tauben im allgemeinen. Sehen wir nun, wie sie eigentlich sein sollen, welche Ansprüche an einen Standardvogel gestellt werden.

Ich könnte mich sehr kurz fassen, wenn ich sagte: bis auf die Befiederung der Füße ganz ebenso wie die Normännische Kropftaube und so, wie wir sie nach der Abbildung Ludlows kennen. Allein das würde den Lesern wohl kaum genügen. Ich will also in Details eingehen.

Um einen Vogel richtig beurtheilen zu können, müssen wir ihn im Affekt betrachten. Seine Stellung, vorab diejenige, wenn er sich brüstet, das heißt, mit gehobenem Kopfe und aufgeblasenem Kropfe einherstolzirt, ist in erster Linie maßgebend. In diesem Zustande muß eine vom Auge ausgehend gedachte senkrechte Linie auf der Fußwurzel einschneiden.

Die Taube soll also vollständig senkrecht stehen. Der Schwanz soll so getragen und so lang sein, daß er den Boden eben berührt. Die ganzen Flügel, besonders aber die Schwingen müssen gleichfalls lang sein. Letztere dürfen jedoch über dem Schwanze sich nicht kreuzen, sondern sollen sich kurz vor dem Schwanzende nur berühren.

Zu dieser richtigen Stellung trägt die Länge der Beine wesentlich bei, denn obgleich die ganze Taube lang und gestreckt sein soll, so wird diese Eigenschaft, sobald sie nicht mit entsprechender Länge der Beine verbunden ist, zum Fehler. Die Taube steht in diesem Falle nicht senkrecht genug, sondern mehr wagerecht, ein Fehler, der viel häufiger bei Englischen Tauben als bei Französischen vorkommt und den alle einfarbig weiße Englische haben. Ein weiterer Punkt, maßgebend für die richtige Stellung, ist die Form und der Ansatz des Kropfes. Dieser soll, wenn aufgeblasen, eine vollständige Kugel bilden, aus welcher der Kopf kaum vorsteht und der Schnabel eingedrückt liegt. Die Peripherie dieser Kugel erstreckt sich bis zum Hinterhalse, so daß die Konturlinie desselben eine schwache Wölbung zeigt. Vorn am Brustbein soll die Kugel scharf und bestimmt angesetzt sein, also mit der Körperlinie mehr einen Winkel bilden, als sanft und unbestimmt mit dieser verlaufen. Das Gleiche soll hinten im Nacken stattfinden. Auf diese Weise erhält die Taube die Form, welche man mit dem Ausdruck „Taille" bezeichnet, die im Grunde genommen aber nichts Anderes ist, als ein deutliches sichtbares Heraustreten des Kropfes.

Diese Kropfform und „Taille" sind von wesentlichem Einfluß auf die Stellung. Man findet sie nur bei richtig senkrecht stehenden Vögeln, während bei den zu lang gestreckten, oben erwähnten auch niemals eine gute Taille vorhanden ist. Beide Eigenschaften, Kugelform des Kropfes und Taille, ergänzen sich und finden sich gleichfalls ausgeprägter und besser bei Französischen als bei Englischen Tauben vor.

Ein weiterer wichtiger Punkt sind die Beine, beziehungsweise Unterschenkel und Lauf (Fuß). Diese beide zusammen müssen sehr lang sein, je länger, um so besser. Die Länge variirt zwischen 160—180 mm vom Kniegelenke bis zur Nagelspitze der Mittelzehe gemessen. Bei diesem Maße ist der Unterschenkel ausschlaggebend, denn der Lauf selbst steht in richtigem Verhältniß zur Größe des Vogels. Aber auch der im Gefieder versteckt und am Körper anliegende Oberschenkel ist von Belang, denn je länger dieser ist, um so mehr treten die Kniee aus dem Gefieder hervor, was gleichfalls ein Erforderniß ist, da es zur Schönheit der Stellung beiträgt.

Ungeachtet der aufrechten Stellung und selbst nicht im Affekt, darf der Unterschenkel senkrecht auf dem Fersengelenk stehen oder gar mit diesem nach vorn einen Winkel bilden, vielmehr muß eine schwache Einbiegung nach vorn von Unterschenkel und Lauf gebildet werden. Ferner ist es gleich fehlerhaft, wenn die Unterschenkel zu weit auseinander, als



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

DER ENGLISCHE KRÖPFER. (C. gutt. anglicana.)



wenn sie zu enge bei einander stehen. Letzteren Fall habe ich bei dem Französischen Kröpfer bereits erwähnt. Die Taube darf also weder so enge stehen, daß der Körper auf den Beinen wackelt, noch dürfen diese sich auseinander spreizen. Nur der Fuß darf etwas auswärts gerichtet sein. Es beruht dieser Eindruck jedoch mehr auf der Wirkung, welche die nach außen gerichtete Fußbefiederung hervorbringt, als es in Wirklichkeit der Fall ist.

Einen wichtigen Punkt und den einzigen Unterschied gegenüber der Französischen Taube bildet bei der Englischen die Befiederung der Füße. Bei der Französischen Taube sind glatte oder doch nur schwach bestoppelte Füße wünschenswerth. Bei der Englischen soll der Lauf nebst den Zehen so stark befiedert sein, daß nach der Außenseite diese Extremitäten vollständig bedeckt sind. Aber auch grade nur so stark und nicht mehr, denn ein Zuviel gilt ebenso als Fehler, als ein Zuwenig.

Dieser Schönheitsanspruch ist aus der Geschmacksrichtung der neuern Zeit entstanden, während er früher nicht als Erforderniß betrachtet wurde. Es läßt sich aber nicht in Abrede stellen, daß er mehr den Regeln der Aesthetik entspricht, als ein stark belatschter Fuß. Dieser ist stets mit starker Befiederung des Unterschenkels — Stulpen oder Geierfersen — verbunden, wodurch bei den hochbeinigen Kropftauben die Eleganz der Figur und die Zierlichkeit des Beines beeinträchtigt wird. Letztere sind denn auch bei der Englischen Taube verpönt.

Allein dieses Mittelding von Fußbefiederung, das etwas weiter geht als gewöhnliche Strümpfe, und eigentliche Federfüße nicht erreichen darf, ist auch äußerst schwierig auf dem richtigen Niveau zu erhalten. Es schwankt eben beständig zwischen beiden Formen hin und her, bald ist die Befiederung zu schwach und bald wird sie zu stark.

Es ist nun in Betreff der äußern Form noch der Kopf zu besprechen. Dieser soll nach allgemeinen Aussprüchen, auch der Engländer, klein sein. Allein es ist dies nur scheinbar der Fall, wenn er als verhälnißmäßig klein betrachtet wird. Durch die Dicke des Kropfes, die Länge der Beine, der Schwingen und des Schwanzes, sowie auch einigermaßen des Rumpfes erscheint die ganze Taube viel größer, als sie ihrem Körper nach eigentlich ist, daher die Kleinheit des Kopfes. Gemessen von der Schnabelspitze bis zum Genick steht er in richtigem Verhältniß zur Körperlänge und dem Umfang des Thieres. Bei der Gemeinen Taube ist das Verhältniß des Kopfes zur Länge wie 1 zu $6^3/_4$, das zum Umfang wie 1 zu $4^5/_6$. Bei der Englischen Taube ersteres wie 1 zu 7 bis $7^1/_4$, letzteres wie 1 zu $4^1/_3$. Es sind dies verschwindende Unterschiede, wovon der eine zudem von der Länge des Schwanzes, der andere von der Schmalheit des Rumpfes herrührt. Die Abbildungen der Englischen Taube von Ludlow zeigen uns dagegen eine starke Uebertreibung, indem bei diesen der Kopf zur Länge im Verhältniß wie 1 zu 10 steht.

Betrachten wir nun Farbe und Zeichnung. Die Grundfarben Schwarz, Roth und Gelb sollen satt und tief sein, sind aber, wie ich schon erwähnt habe, in der Regel nur mittelmäßig. Auch hierin ist die Französische und Pommersche Taube meist besser als die Englische. Nur die blaue Farbe findet sich rein und gut vor. Von Zwischenfarben ist es hauptsächlich die rothfahle, die sehr häufig im Verein mit guter Figur angetroffen wird.

Außer den häufiger vorkommenden ganz Weißen gibt es auch sonstige Einfarbige und eine Art Schecken, nämlich auf grauem Grunde schwarz gespritzt, gefleckt. Diese Färbung kommt gleichfalls bei dem Französischen Kröpfer vor. Einfarbig Weiße finden mitunter Liebhaber, im ganzen sind sie jedoch weniger geschätzt und stehen hinter den Gezeichneten im Werthe zurück, weil eben die weiße Farbe leicht zu erzielen ist, sich also mit den, große Schwierigkeiten in der Zucht bietenden gezeichneten Tauben nicht messen kann.

Kommen wir jetzt zur Zeichnung. Ich habe bereits früher erwähnt und es ist den meisten Liebhabern eine bekannte Sache, daß die drei Schläge der großen hochbeinigen Kropftaube so ziemlich einerlei Zeichnung haben. Diese kann demnach soweit wie thunlich allgemein besprochen werden. Die Engländer nennen die Zeichnung ihrer Taube „geelstert" oder „Elsterkröpfer", wir in Deutschland „geherzt" oder „Herzkröpfer". Ist auch die Deutsche Bezeichnung nicht genau, indem die Form des weißen Brustfleckes kein Herz, sondern einen Halbmond bilden soll, so dürfen wir ebenso wenig die Englische Bezeichnung adoptiren. Sie würde uns in Kollision mit unserm wirklichen Elsterkröpfer bringen. Bleiben wir also bei der Benennung „geherzt", nur vermeide man zu sagen und zu schreiben „gelb oder schwarz geherzt", denn dies ist unrichtig und bedeutet eine weiße Taube mit gelbem oder schwarzem Herz. Richtig dagegen ist gelb oder schwarz, weißgeherzt. Das weiße Herz oder den weißen Brustfleck haben die drei aufgeführten Schläge gemein. Auch die Schönheitsansprüche, die Form und Größe, welche dieser Fleck haben soll, werden an alle drei Schläge gleichmäßig gestellt. Dieser weiße Fleck soll nämlich vollständig dieselbe Form annehmen, wie die weiße Brust des Staarhals. Er soll in Form eines Halb- oder Viertelmondes sich quer über die Brust legen, die Hörner oder Spitzen desselben sollen unter dem Ohre endigen. Allein von keinem der drei Schläge wird die Zeichnung in dieser Regelmäßigkeit erreicht; wird sie mitunter annähernd einmal angetroffen, so ist sie doch nie konstant, sie variirt bei der Nachzucht beständig, und ist heute, nachdem vielleicht schon seit einigen Jahrhunderten seitens der Züchter nach einer regelrechten Form getrachtet wird, noch ebenso ein frommer Wunsch, wie sie es vom Anbeginn war und in Zukunft bleiben wird. Man ist deshalb überall schon sehr zufrieden, wenn die Halbmondform nur annähernd erreicht wird. Manchem der Leser mag dieser Ausspruch wohl etwas gewagt erscheinen und sich ihm die Frage aufdrängen, warum bei den großen Kropftauben die regelmäßige Form

eines Halbmondes nicht zu erzielen sein solle, da wir eine solche bei dem Staarhals doch bereits haben.

Beim Staarhals steht die Zeichnung im engen Zusammenhange mit den weißen Flügelbinden; nicht die ganzen Federn sind weiß geworden, sondern nur die dunkleren Theile einzelner Federn, speziell nur der Metallglanz der Brust, der auf den äußersten Federgrannen sitzt; demgemäß entspricht die Form des weißen Halbmonds der Form des Metallschillers der Brust.

Bei der Kropftaube ist dies anders. Dort sind eine Anzahl Federn weiß geworden. Nun aber wissen wir, daß regelrechte Zeichnungen nur dann entstehen können, wenn sich das Weißwerden auf ein ganzes, durch den anatomischen Bau des Thieres begrenztes Federfeld erstreckt. Ein solches Federfeld, das irgend eine regelrechte Form abgeben könnte, befindet sich aber auf der Brust der Taube nicht. Es ist daher erklärlich, daß sowohl bei den Kröpfern als auch bei anderen Tauben mit einem weißen Brustfleck dieser nur ausnahmsweise eine symmetrische Form annimmt. Es bleibt die Zeichnung stets eine von den bereits erwähnten „Zufallszeichnungen".

Weiße Schwingen sind gleichfalls den drei in Rede stehenden Kröpfer-Schlägen gemeinsam. Ebenso die Schönheitsansprüche an dieselben. Sie unterliegen den allgemeinen Regeln der Weißschwingenzeichnung. Acht bis zehn Federn, gleich auf jeder Seite und gedeckt durch die farbigen Daumenfedern, können verlangt werden. Selten zeigen sich in der Zeichnung der Schwingen bedeutende Fehler, eine kleine Unregelmäßigkeit in der Färbung der oberen Schwingfedern, z. B. 8 auf 9 oder 10 weiße Federn wird nicht hoch angerechnet Dagegen ist das Fehlen der Deckung durch die Daumenfedern schon höher anzuschlagen, es ist meist mit weißem Bug verbunden und artet zu halb weißen oder scheckigen Flügeln oder zu der bei der Englischen und Französischen Taube sogar verlangten „Rose" aus.

Bei der Pommerschen Taube wird diese Rose als Fehler betrachtet und die Pommern haben darin mehr Recht als die Engländer.

Die Rose soll regelrecht aus einer kleinen Anzahl weißer Federn, etwa zwölf, in gleichen Zwischenräumen vertheilt, dicht über dem Bug auf dem Flügelschilde sitzen. Der Gedanke ist recht hübsch ausgemalt, und sind nur einige Federn zu viel an dieser Stelle, dann schneidet man sie mit der Scheere ab. Wenn aber bereits zu viel Weiß vorhanden, auch ungleich auf beiden Flügeln, dann ist die Sache schon schwieriger, denn farbige Federn sind schwer einzusetzen. Man tröstet sich schließlich auch hier mit der Hoffnung auf bessere Nachzucht oder damit, daß es überhaupt nichts Besseres gäbe. Die Rose wird aus dem gleichen, vorhin angegebenen Grunde auch nie konstant werden, sie gehört gleichfalls zu den Zufallszeichnungen und ist außerdem mit dem schon erwähnten Fehler eines schlechten

Schlusses oder schlechten Deckung, sowie mit der Erscheinung von zuviel Weiß auf den Flügeln eng verknüpft. Es wäre demnach viel richtiger die Rose wegzuzüchten, als sie in Grenzen zwingen zu wollen, in welche sie ihrer Natur nach sich nicht zwingen läßt.

Ueber die Färbung des Schwanzes und der Schenkel werden an die drei Schläge wieder gleiche Anforderungen gestellt. Wir begegnen dabei einer Absonderlichkeit bezüglich der Farbe des Schwanzes. Nicht nur bei den drei in Rede stehenden Schlägen, sondern auch bei der großen alten Deutschen und der Holländischen Ballon-Kropftaube sind die Ansprüche dieselben. Bei blauer und schwarzer Grundfarbe werden nämlich bei allen diesen Tauben farbige Schwänze verlangt, während bei rother und gelber Grundfarbe die Schwänze weiß gefärbt sein sollen. Einen Grund hierfür finden wir nirgends angegeben, auch nicht in Englischen Werken. Er liegt in Folgendem.

Es ist eine bekannte Sache, daß bei roth- und gelb-einfarbig gefärbten Tauben Schwanz und Schwingen beständig das Bestreben zeigen, zu verblassen oder bläulich fahl zu werden. Es tritt dieser Umstand um so stärker auf, je mehr die Grundfarbe auch am übrigen Körper bereits matt, weniger intensiv ist. Nun habe ich gleichfalls schon bei den allgemeinen Eigenschaften der Kropftauben hervorgehoben, daß tiefe, gesättigte, metallisch glänzende Farben nur ausnahmsweise und nur bei einer Raçe vorkämen. Bei den bereits aufgeführten Raçen gehören solche Farben aber zu den Seltenheiten. Es ist mithin erklärlich, daß bei matt rother oder gelber Grundfarbe ein fahlblauer Schwanz erscheinen würde. In der That ist es auch so. Wir sehen bei allen angeführten Tauben, vorab aber bei der Englischen, eben so viele, vielleicht auch mehr fahlschwänzige, als weißschwänzige. Da nun mit Recht die bläulichrothe, verschossene Schwanzfarbe nicht schön gefunden werden kann, ein gut gefärbter rother oder gelber Schwanz aber nicht zu erzielen, oder wenn erzielt, nur schwer vererbt wird, so ist das Dogma vom weißen Schwanze entstanden. Es ist immer wieder die alte Geschichte von den Trauben, die zu hoch hängen. Fulton gesteht deshalb auch zu, daß er einem gut gefärbten Schwanze bei Roth und Gelb den Vorzug vor einem weißen geben würde. Ich stimme ihm vollständig bei, denn wenn die rothe oder gelbe Farbe im Schwanze einer solchen Taube gut wäre, so schlösse das in sich, daß auch diese Farben am übrigen Körper von vorzüglicher Güte sein müßten.

Der letzte Punkt betrifft die Färbung des Beines sammt dem Leib. Bei allen Grundfarben soll die Farbe am untern Theil der Brust, quer über dieselbe mit einer scharfen Linie gegen den weißen Leib abschneiden. Die ganzen Beine, selbst die versteckt liegenden Oberschenkel sollen weiß sein. Bei Blau und Schwarz endet das Weiß am After und soll sich vom farbigen Schwanze wieder scharf trennen, bei Roth und Gelb fällt wegen des weißen Schwanzes diese Trennung weg.



Lithogr. und Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

GESTORCHTE BRÜNNER KRÖPFER.
(Specialzüchter: E. Schader-Naumburg a/S.)







Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

BRÜNNER WEISSBINDIGER KRÖPFER.

(C. gutturosa minima)

Die vier Grundfarben verhalten sich nun in Bezug auf die zu stellenden Anforderungen an diesen Zeichnungspunkt sehr verschieden.

Wie bei blauer Farbe und den nahe verwandten die ganze Zeichnung der Englischen und Französischen Taube überhaupt am korrektesten auftritt, so auch in dem betreffenden Punkte. Es ist dieser Umstand in der Natur der blauen Farbe begründet. Wir wissen, daß bei dieser Farbe der Rücken und die Brust je weiter nach hinten zu, je mehr das Bestreben zeigen, zu verblassen, heller zu werden; ja, daß Unterrücken und Leib sehr häufig bereits weiß sind, und daß dieser Fall vorab mit lichter, hellblauer Grundfarbe eng verknüpft ist. Ebenso wissen wir, daß in diesem Falle die dunklere Farbe des Schwanzes sich in der Regel sehr gut von diesen hellen Theilen abschneidet. Dieses allgemeine Gesetz wirkt auch bei den in Rede stehenden Kropftauben.

Bei rother und gelber Grundfarbe ist die reine Färbung der Schenkel und des Leibes bereits schwieriger. Da aber diese Farben, wie schon erwähnt, meist nicht tief erscheinen, also den Gesetzen der blauen Farbe immer noch etwas unterworfen sind, so finden sich bei den beiden erwähnten Grundfarben mitunter noch rein gezeichnete Tauben vor. Es ist dies besonders bei wirklich weißschwänzigen der Fall. Die weiße Farbe des Schwanzes ist rückwirkend auf die Federpartien der Schenkel und des Leibes. Ist aber der Schwanz fahl, wenn auch nur unbedeutend, was, wie bereits gesagt, häufig der Fall ist, dann sehen wir gleichfalls eine Rückwirkung dieser Färbung auf die Beine. Auch diese erscheinen dann gewöhnlich mit fahlen Federn untermischt.

Am seltensten, fast nie, finden wir den betreffenden Zeichnungspunkt bei schwarzer Grundfarbe rein. Der Grund hierfür liegt in dem Umstande, daß bei dieser Farbe der Schwanz gleichfalls schwarz sein soll. Da jedoch bei schwarzer Farbe die Brust nach unten nicht einen helleren Ton annimmt, so üben die beiden gefärbten Theile, Schwanz und Brust, einen nachtheiligen Einfluß auf die weiße Farbe der Schenkel. Wir sehen deshalb bei schwarzer Grundfarbe meist Tauben mit gefleckten Beinen und von unten geflecktem Schwanze. In einem Falle finden wir zuviel Weiß am Leib, im anderen zuwenig.

Es ist mithin mit der Zeichnung der Englischen Kropftaube im allgemeinen noch sehr schlecht bestellt und sowohl in Deutschland, als in England selbst ist das Idealthier, wie es Ludlow uns zeigt, noch lange nicht erreicht. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb auf Ausstellungen die meiste Unzufriedenheit über die Prämiirung von Kropftauben herrscht. Jeder, der ein Paar Tauben von guter Figur, aber schlechter Zeichnung stellt, glaubt einen Preis beanspruchen zu können, von der Ansicht ausgehend, Zeichnung sei bei diesen Tauben Nebensache, oder man finde keine besser gezeichnete. Allein diesen abschüssigen Weg darf der Preisrichter nicht betreten, ohne sich der Gefahr auszusetzen, auf demselben keinen

Einhalt mehr zu finden. Es muß vielmehr grade bei diesen Tauben das vielleicht Erlaubte von dem wirklich Fehlerhaften scharf getrennt werden.

f) Die Holländische Ballonkropftaube. — C. gutturosa batavia.

Sie zeichnet sich zunächst durch ihre eigenthümlich kurze, runde Gestalt und den zurückgebogenen Hals vor allen anderen Kropftauben aus, obgleich sie in manchen Beziehungen Aehnlichkeiten mit den vorangegangenen großen, hochbeinigen Kröpfern, besonders mit der Französischen Raçe hat. Mit dieser theilt sie die Kugelform des Kropfes und die Art der Befiederung der Füße; mit allen zusammen die Farbe und Zeichnung. Die Taube ist in wahrem Sinne eine Zwergform der Französischen, d. h. sie ist misgestaltet, unproportionirt wie die meisten Zwerge.

Ihre Länge beträgt 300 mm; die Klafterweite 675 mm; die Beinlänge 140 mm, das Körpergewicht bis zu 383 gr. Der glatte Kopf und der Schnabel stehen in richtigem Verhältniß zu dem Rumpfe; der Nacken ist sehr kräftig, die Brust hervortretend und breit. Die Flügel gehen bis 100 mm vom Schwanzende und sind etwas gekreuzt. Der Kropf, der im aufgeblasenen Zustande die Größe und Form wie bei einem guten Franzosen erreicht (Durchmesser 125—150 mm, Umfang 375—450 mm), nimmt die Hälfte der ganzen Taube ein. Die sehr niedrigen Füße sind entweder mit kurzen Stoppeln besetzt oder auch nackt. Die Unterschenkel mit den Füßen stehen schief wie die Vorderbeine des Dachshundes. Eine charakteristische Merkwürdigkeit besteht darin, daß die Taube zitterhalsig ist. Bei nicht oder schwach aufgeblasenem Kropfe tritt diese Eigenschaft stärker hervor, die Taube erinnert dann sehr an die Pfautaube. Der Kopf ist in diesem Falle weit nach hinten zurückgebogen, die Brust wird stark vorgedrückt, der ganze Körper scheint auf dem Schwanze zu ruhen. Dabei wird der Hals mit dem Kopfe beständig in eine Bewegung versetzt, als ob die Taube fürchte aus dieser Stellung zu kommen und bestrebt sei, beide Körpertheile immer noch mehr nach hinten zu drücken. Bei aufgeblasenem Kropfe tritt dann die allen Kröpfern gemeinsame Eigenschaft des Rückwärtsgehens hinzu. Bei der Ballontaube ist dies jedoch wegen des ungeheuren Kropfes in einem erhöhten Grade der Fall. Selbst das Fliegen ist von der rückwärtsstrebenden Stellung beeinflußt, indem die Taube sich dabei nicht ganz wagerecht wie alle anderen Tauben hält, sondern etwas schräg, Kopf und Kropf nach oben gerichtet, was ihr das Aussehen eines



Ballonkropftaube.

Ballons verleiht. Diese Abweichung von der Regel ist das zweite charakteristische Kennzeichen.

Die Taube kommt sowohl ganz weiß als in derselben Zeichnung und Färbung wie die Englische Kropftaube vor. Es unterliegen deshalb die an sie zu stellenden Schönheitsansprüche denselben Regeln wie bei dieser. Allein alles, was als Fehler bei der Englischen Taube erwähnt wurde, kann auch von dem Ballonkröpfer gesagt werden. Die Farben Roth, Gelb, Schwarz sind meist matt und fahl, die Zeichnung des Brustfleckes, der Rose, der Beine ebenso unregelmäßig und scheckig wie bei ersterer. Alle diese Eigenschaften machen die Taube unschön, obgleich sie originell ist. Sie findet deshalb nur wenige Liebhaber und ist daher ziemlich selten. Am meisten wird sie in Holland angetroffen, dessen Namen sie aus diesem Grunde führt. In Deutschland trifft man nur hin und wieder einmal ein Pärchen bei einem Liebhaber an, der sie meist nur der Kuriosität halber hält.

g) Die Holländische oder Sächsische Kropftaube. — C. gutturosa eques.

Die Holländische Kropftaube gehört zu den hochbeinigen Arten. Sie ist im Körper etwas schwächer als die Pommersche, hat aber in Stand, Höhe und Befiederung der Beine, sowie Form des Kropfes viele Aehnlichkeit mit dieser. Die Beine werden stark befiedert verlangt, die Stellung hoch und senkrecht wie beim Englischen Kröpfer. Der Kropf wird jedoch nicht kugelig geblasen, sondern mehr oval. Seine größte Ausdehnung soll oben am Kopfe sein, nach der Brust zu verlaufend. Es wird durch diese Form keine eigentliche Taille wie bei der Französischen Taube gebildet, diese auch nicht beansprucht. Die Schwingen werden häufig über dem Schwanze gekreuzt getragen, wodurch die Taube an guter Körperform gewinnt.

Von allen Kropftauben zeigt die Holländische die schönsten und korrektesten Zeichnungen, dabei solche, die bei keiner anderen Raçe mehr vorkommen. Es gibt sowohl Einfarbige in allen Farben, die indessen wenig beliebt, deshalb seltener sind, als auch alle Farben mit weißen Flügelbinden. Letztere Zeichnung ist sehr beliebt und weit verbreitet. Ferner gibt es in allen Grundfarben solche mit weißen Flügeln und Köpfen — Elstern.

Bei den Weißbindigen ist „isabell" die hervorragendste Grundfarbe. Man darf behaupten, daß diese Farbe in ihrer ganzen Reinheit und Vollkommenheit in keiner anderen Taubenraçe mehr angetroffen wird. Sie erscheint zwar gleichfalls bei Brünner Kröpfern, doch höchst selten so vollkommen, als bei den Holländischen. Außer diesen habe ich die Farbe überhaupt nur noch bei Mövchen und dem Prager Tümmler (s. Abbildung) angetroffen, aber nur mangelhaft.

Die Farbe ist eng mit den weißen Binden verknüpft und kommt ohne diese nie vor, da sie ursprünglich aus der weißbindigen Zeichnung entstanden ist und mitunter noch entsteht. Sie ist ein Zwischenton von Gelb und Roth, dabei so licht, so blaß, daß sie nur wie angehaucht erscheint.

Eine Hauptbedingung ist es, daß die Farbe vollständig gleichmäßig über alle Theile des Körpers vertheilt ist. Weder Kopf, Brust und Schwanz dürfen im Geringsten dunkler als die übrigen Körpertheile sein, die Flügeldecken und Schwingen nicht heller oder gar mit weißen Federn untermischt; Bürzel, After und Schwanzkeil keinen bläulichen Schimmer haben. Der Schnabel, die Augenlider und Krallen müssen fleischfarbig sein. Die unbedeutendsten Flecke am Schnabel oder eine dunkle Fußkralle sind der Anfang von späterer Ausartung der Nachzucht. Die Binden dürfen nicht zu breit, nicht gesäumt, sollen vielmehr vollständig weiß sein, damit sie noch deutlich auf der zarten Grundfarbe sichtbar sind. Das Auge ist blaßgelb.

Schade, daß die beste Taube nur kurze Zeit des Jahres in einem so vollkommenen Zustande bleibt. Sie erlangt diesen nach Beendigung der Mauser und verharrt in demselben, selbstverständlich nur in einem ganz sauberen Schlage, bis zum Frühjahr. Sobald aber die Sonnenstrahlen intensiver werden, fängt die Taube an zu verblassen, und im Hochsommer kennt man eine Taube kaum mehr, die noch vor wenigen Monaten das Auge durch ihre Schönheit entzückte.

Die Isabell-Farbe ist ursprünglich aus der blauen hervorgegangen, und gibt es bei dieser Töne, die der Isabellfarbe auch jetzt noch sehr nahe stehen, so daß derartig gefärbte Tauben mitunter „blaue Isabellen" genannt werden.

Durch das Erscheinen der weißen Striche zeigt die blaue Farbe meist das Bestreben, am ganzen Körper zu verblassen, lichter zu werden und nimmt gern einen Stich ins Gelbliche an. So finden wir bei den Holländischen sowohl, als auch bei anderen weißstrichigen Kröpfern, blaue Tauben in den verschiedensten Nüancen von Blau.

Bei dunklerem Blau sollen die Schwingen, die Brust und die Schwanzbinde gleichfalls dunkel, die Schwingen vor allem nicht schimmelig sein. Dagegen kann dies bei ganz lichtem Blau nicht mehr verlangt werden. Das Blau hat dann nur noch den Ton wie stark gewässerte Milch, so daß man es auch milchweiß nennen könnte. In diesem Falle sind Kopf und Brust von gleichem Ton, Schwingen und Schwanz gewöhnlich noch heller. Je gleichmäßiger aber die Farbe über den Körper vertheilt, je reiner im Ton und abgeschnittener die weißen Striche, um so höheren Werth hat die Taube. Bei dieser Farbe ist der Schnabel und die Krallen nicht vollständig fleischfarbig, sie zeigen noch Spuren von Färbung; je heller sie aber sind, um so besser. Gefleckte oder ganz dunkle Schnäbel sind jedenfalls verwerflich.



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

SÄCHSISCHE UND HOLLÄNDISCHE ELSTER-KROPFTAUBE.

(C. gutturosa eques)



Die Farbe der Augen ist gleichfalls blaßgelb wie bei der Isabellfarbe, es kommen aber sowohl Anflüge von Perlaugen, als auch solche wirklich vor.

Außer in den zwei soeben geschilderten Farben gibt es noch Rothe, Gelbe und Schwarze mit weißen Binden, doch sind alle diese Farben gegenwärtig rar geworden. Die Ansprüche an die Schönheit derselben sind die allgemeinen. Bei Roth und Gelb keine verblaßten Schwingen, was freilich mehr ein Wunsch bleibt, als es in Wirklichkeit zu finden ist, und scharf geschnittene weiße Striche.

Eine weitere Zeichnung ist die geelsterte mit weißem Kopfe und mit oder ohne farbige Bläſſe. Die Taube ist also einfarbig in jeder der vier Hauptfarben, hat die ganzen Flügel bis auf die Schulterdecken nebst dem Kopf bis zur Kehle weiß.*) Häufig befindet sich auf diesem weißen Kopfe nun nochmals eine farbige Platte — Bläſſe, eigentlich eine große Schnippe. Sie entspringt gleich dieser an der Oberschnabel- oder Nasenwurzel, zieht über dem Auge her und endet hinter dem Scheitel. Es ist merkwürdig, wie regelmäßig und korrekt diese komplizirte Zeichnung vorkommt; freilich eben so oft auch fehlerhaft. Oefters verschwindet die Bläſſe sogar bei der Nachzucht momentan, das heißt von Aeltern mit farbigen Stirnbläſſen fallen zuweilen ganz weißköpfige Junge.

Außer den weißen Flügeln und dem Kopf sind noch der Leib und die Federfüße weiß. Das Weiß schneidet quer unter der Brust wie beim Elstertümmler ab und endet am After mit scharfer Linie gegen den gefärbten Schwanz. Auch in diesem Punkte, der bei der Englischen Taube so selten korrekt angetroffen wird, ist die Holländische meist rein gezeichnet.

Am häufigsten kommt der Elsterkröpfer in rother und gelber Grundfarbe vor und sind diese Farben in der Regel intensiv. Seltener ist blaue und schwarze Grundfarbe. Schlechte Färbung muß ebenso als Fehler betrachtet werden, wie schlechte Zeichnung oder schlechte Figur. Das Vorhandensein einer farbigen Bläſſe ist dagegen keine unbedingte Nothwendigkeit.

Die soeben geschilderte Zeichnung findet sich nun vollständig gleich bei zwei verschiedenen Kröpferraçen oder Schlägen vor; einmal bei einer hochbeinigen, federfüßigen Taube, das andere Mal bei einer niederstehenden, glattfüßigen. Die erstere ist ihrem ganzen Habitus nach unstreitig eine Holländische Taube, letztere muß zu den mittelgroßen Deutschen Kröpfern gezählt werden.

h) Die Böhmische, Mährische, Oesterreichische, Holländische, Brünner, Prager oder Englische Zwerg-Kropftaube. — C. gutturosa minima.

Unter diesen verschiedenen Benennungen stoßen wir auf eine Anzahl kleiner Kropftauben, welche sich schließlich als eine Raçe und deren muthmaßliche Kreuzungen entpuppen;

*) Die Elsterzeichnung, und speziell bei diesem Kröpfer, wird in Sachsen mit „Verkehrtflügel" bezeichnet.

nämlich der Raçe, der in Deutschland gegenwärtig allgemein der Name „Brünner Kropftaube" beigelegt wird.

Die Brünner Kropftaube ist in ihrer Vollkommenheit die kleinste und zierlichste aller Kropftauben-Arten. Sie ist mindestens ebenso elegant, wie die Französische, gleicht dieser überhaupt in allen Körpertheilen so sehr, daß sie als Franzose in der Verkleinerung betrachtet werden kann. Nur in den Färbungen, Zeichnungen und deren Wandlungen weicht sie von den großen hochbeinigen Kropftauben ab und theilt diese mit der vorhin beschriebenen Holländischen Kropftaube.

Ihr Körper soll gestreckt und schmal sein, so schmal, daß man ihn mit der Hand umspannen kann; doch ist dieser Anspruch etwas übertrieben. Freilich kommt dabei viel auf die Hand an, denn mit einer gewöhnlichen mittleren Hand kann man selbst die kleinste Taube nicht umspannen. Die Schwingen und Schwanzfedern sollen recht lang sein, sie bedingen die Länge der Taube. Erstere werden über dem Schwanze gekreuzt getragen. Das Kniegelenk muß aus dem Bauchgefieder heraustreten wie bei der Französischen Taube; überhaupt muß das ganze Bein dieselbe Stellung haben wie bei dieser. Auch die Fehler in der Stellung sind vollständig dieselben. Auswärts gespreizte Beine kommen zwar seltener vor, dagegen zu weit stehende und nach vorn gedrückte Fersen. Die Stellung des eigentlichen Fußes ist noch zierlicher als beim Franzosen. Die Taube steht und geht meist auf den Zehen, so daß die Fußwurzel den Boden nicht berührt. Auch im Gang zeigen beide Tauben Uebereinstimmung. Derselbe ist bei dem Brünner mehr trippelnd, stelzend, während er bei der Englischen und Holländischen Taube mehr ausschreitend ist. Die Form und das Verhältniß des Kopfes und des Schnabels zu dem übrigen Körper ist auch bei diesem Kröpfer ein seiner Größe entsprechendes. Bei einem guten Exemplare haben sich folgende Maße ergeben:

	Brünner Kröpfer:	Gemeine Taube:
von der Schnabelspitze bis zur Stirn	17 mm	20 mm
" " " " zum Mundwinkel	22 "	25 "
" " " " zur Augenmitte	32 "	35 "
" " " " zum Genick	48 "	55 "
" " " " zum Schwanzende	360 "	360 "
Klafterweite	680 "	665 "
Umfang über die Brust	220 "	270 "
Beinlänge von der Nagelspitze der Mittelzehe bis zum Knie	125 "	120 "

Das Auge bietet, wie bei allen anderen Kröpferraçen, nichts Außergewöhnliches, seine Farbe ist den Gesetzen der Farben der Befiederung unterworfen.

Bei dem aufgeblasenen Kropfe kommen zweierlei Formen vor. In der Regel nimmt derselbe eine cylindrische Form an, ebenso wie bei der vorher beschriebenen Holländischen Taube, oben am Kopfe den weitesten Umfang zeigend. Unter dem Schnabel zeigt sich dann gewöhnlich eine Mulde, in welcher dieser liegt. Diese Kropfform trägt viel zu der ganzen Länge der Taube bei, ihr Körper erscheint wie eine spitz auslaufende Rübe.

Die andere Kropfform bildet eine Kugel, vollständig so wie beim Französischen Kröpfer, sie kommt jedoch seltener vor. Beide Formen haben ihre Vorzüge und Schönheiten. Eine Bevorzugung der einen oder anderen Form seitens der Liebhaber habe ich noch nicht aussprechen hören, selbst von dem obwaltenden Unterschiede noch nie eine Erwähnung gefunden.

Die Füße betreffend gibt es sowohl ganz glattfüßige, als solche mit knapp befiederten Füßen. Dabei tritt folgender Umstand auf: Die Nacktbeinigen sind in der Regel kleiner, zierlicher gebaut, stehen aber etwas niedriger, sind meist einfarbig oder gescheckt. Die mit Stoppeln an den Füßen sind meist weißgestricht oder gestorcht, sind etwas größer und stehen höher. Diese Wechselbeziehung zwischen Farbe, Zeichnung und nackten oder bestoppelten Füßen ist so intensiv, daß sie mitunter bei der Nachzucht eines und desselben Paares auftritt. So z. B. hat Dietz bei seiner langjährigen Zucht dieser Taube mehrmals Paare besessen, deren Junge theils nackt, theils stoppelfüßig ausfielen. Die Nacktfüßigen wurden, ungeachtet die Aeltern weiße Striche hatten, immer einfarbig, die Stoppelfüßigen weißgestricht. Aus dieser und anderen Erfahrungen schließt er, daß die kleinste und zierlichste Kropftaube — Brünner — früher einfarbig oder geschenkt und glattfüßig war, die etwas stärkere weißgestrichte oder gestorchte — Prager — aus Kreuzungen mit der vorher beschriebenen Holländischen Taube entstanden ist, deren hübsche Zeichnungen man auf die kleine Brünnerform zu übertragen bestrebt war und noch ist.

Es tritt noch hinzu, daß die heutige Verbreitungszone der drei Arten eine und dieselbe ist und daß man in Wien die Brünner und Prager Taube für Holländer hält, während man sie in England „Oesterreichische Kropftaube" nennt. Heute ist zwischen den beiden Erstgenannten ein Unterschied nicht mehr zu machen, denn die Tauben sind zu sehr untereinander gemischt. Man sieht sie sowohl von allen Farben, allen Zeichnungen, allen Größen mit und ohne Stoppeln an den Füßen. Der eine Liebhaber nennt seine Tauben Brünner, während ein anderer die seinigen, ganz gleiche, als Prager bezeichnet.

In Betreff der Befiederung der Füße neigt sich in Deutschland der Geschmack jetzt überwiegend zu ganz nackten Beinen. Es ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß durch unbefiederte Füße die Taube an Zierlichkeit und Eleganz gewinnt. Wir sehen daher sehr häufig, daß von Verkäufern und Ausstellern die wenigen Federchen, die Tauben mitunter

an den Füßen haben, entweder abgeschnitten oder gar weggebrannt werden. Wäre die Geschmacksrichtung nicht die eben angeführte, so würde diese Manipulation nicht vorgenommen. Es muß demnach als Regel angesehen werden, je weniger Federn eine Taube an den Füßen hat, um so besser, gar keine Federn ist am besten.

In Färbung und Zeichnung bietet die Taube große Mannigfaltigkeit. Wir finden sowohl Einfarbige in allen Grundfarben, als auch in diesen solche mit weißen Strichen. Ferner Gestorchte in Schwarz, Roth, Gelb und einigen Mischfarben, wie Chokoladefarbig, nur nicht in Blau. Selbst Geelsterte habe ich schon zu Gesicht bekommen.

Die einfarbigen und weißgestreiften Tauben sind den bei den Kröpfern im allgemeinen herrschenden Mängeln unterworfen. Roth, Gelb und Schwarz kommen nur äußerst selten intensiv vor. Am schlechtesten ist meist das Roth, wobei auf ein ganzes Hundert noch nicht eine gutgefärbte Taube kommt. Bei den Gestorchten zeigen sich diese Farben oft etwas besser. Demnach ist es selbstverständlich, daß eine intensive Farbe den Werth des Thieres nur erhöht und nur eine solche als mustergültig anzuerkennen ist.

Von der Zeichnung mit weißen Strichen gilt Alles, was ich von dieser bei der Holländischen Taube bereits gesagt habe. Die Isabellen sollen in allen Körpertheilen, von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende, ebenso gefärbt und gezeichnet sein wie die Holländer Isabellen. Ganz dasselbe gilt von den Licht- und Dunkelblauen, wie von den Gelben, Rothen und Schwarzen. Ueberhaupt sind sich beide Raçen in der weißgestreiften Zeichnung mit allen dieser anhaftenden Fehlern und Ausartungen vollständig gleich.

Die Storchzeichnung der Kröpfer unterscheidet sich insofern gegenüber der Storchzeichnung der Gemeinen Taube, als sie bei ersteren immer noch und nur eine Scheckenzeichnung ist, während sie sich bei der Gemeinen Taube zu einer reinen korrekten Zeichnung ausgebildet, bei dieser freilich auch einen anderen Ursprung hat.

Bei den Storchkröpfern sollen Kopf, Schwingen und Schwanz ganz gefärbt sein, Hals und Brust noch ziemlich viel Farbe, die Flügeldecken aber nur noch sehr wenig farbige Federn besitzen. Letztere können auch ganz weiß sein. Ist viel Weiß in den Schwingen, dem Schwanze oder auf dem Kopfe, so wird dies als Zeichnungsfehler betrachtet. In den Schwingen dürfen noch am ehesten sich einige weiße Federn zu viel befinden. Ueberhaupt kann die Zeichnung als Scheckenzeichnung nicht auf die Richtigkeit jeder einzelnen Feder geprüft, sie muß vielmehr im Ganzen beurtheilt werden.

Sehen wir schließlich noch, wie die Engländer über die Taube denken. Bemerkenswerth ist dabei in erster Linie, daß Fulton mehrere Schläge kleiner Kröpfer kennen will, wovon er einem den Namen „Englische Zwergkröpfer" gibt und als in England gezüchtet betrachtet. Ludlow gibt uns eine Abbildung davon. Die zwei Tauben, die er uns zeigt, sind aber





Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

WIENER FLACHSTIRNIGE LANGSCHNABEL-TÜMMLER.

Züchter: H. Zaoralek-Wien.

nichts anderes, als die Bilder eines recht schlechten Holländischen und eines nicht viel besseren Brünner Kröpfers, die in lebendem Zustande auf keiner Deutschen Ausstellung auch nur eines Blickes gewürdigt würden.

Weiter ist es von Fulton höchst naiv, wenn er annimmt, die weißstrichige oder geelsterte Zeichnung sei bei dem Brünner und Holländer, oder „Oesterreichischen Kröpfer", wie diese von den Engländern genannt werden, aus einer Kreuzung von Kropf- und Farbentauben entstanden. Diese Annahme beweist, daß Fulton gar keine Ahnung von der Entstehung der Zeichnungen besitzt. Die Eleganz und Grazie eines tadellosen Isabellen-Brünners, der in seiner Vollkommenheit jede andere Kropftaube weit übertrifft, schließt die Annahme einer Kreuzung mit der Gemeinen Taube vollständig aus. Freilich sieht ein solcher Brünner auch anders aus, als die Ludlow'schen Abbildungen der „Englischen Zwergkröpfer".

Bei eingehender Untersuchung kommt man eben zu keinem andern Resultat, als dem von mir vorhin erwähnten, nämlich, daß die kleinste, zierlichste Kropftaube in unserer Zeit ihre Verbreitung von Böhmen und Mähren aus nach dem westlichen Europa vollzogen hat. Wie sie in jene Gegenden kam, ob aus Polen, Rußland oder dem tieferen Asien, bleibt späteren Ermittelungen anheimgestellt. Weiter ist es thatsächlich, daß die etwas größere Raçe mit stark belatschten Füßen, die wir mit dem Namen „Holländische Kropftaube" bezeichnen, ihren Hauptverbreitungsrayon in Sachsen hat und vor einem Zeitraume von über 50 Jahren bereits dort hatte.

V. Gruppe.

Die Tümmler- und Purzlertauben. — C. gyrantes.

Es giebt eine große Zahl von Tauben, die, obgleich verschieden an Größe, Kopfbildung, Federstruktur, Farbe und Zeichnung, dennoch so viele gemeinsame Eigenschaften haben, daß man sie füglich zu einer Gruppe oder Gattung zusammenfassen muß. Es sind dies die Tümmler oder Purzler. Baldamus bezeichnet diese Gruppe mit dem Namen: „Hohlrücken-Tauben". Er giebt jedoch zu, daß dies nur in Ermangelung einer besseren, allgemein zutreffenden Benennung geschehen sei. Allerdings ist die gewählte Bezeichnung wenig zutreffend, denn man findet die bedingende Eigenschaft „hohlen Rücken" bei noch vielen anderen und nicht in diese Gruppe gehörenden Arten; z. B. bei der Pfautaube, dem Carrier, Kröpfer, Mövchen &c. Sucht man überhaupt nach einem äußern, allgemeinen

Merkmal, das die ganze Gruppe charakterisirt, so kommt man bei sorgfältiger Vergleichung zu dem Resultat, daß es eben keins giebt. Dagegen ist die Verbindung mehrerer einzelner Merkmale schon eher geeignet, eine Taube, auch ohne ihren Flug zu beobachten, als einen Tümmler erkennen zu lassen.

Zu solchen Merkmalen zählen nach Dietz-Frankfurt, dem Mitarbeiter der Abtheilung Tümmler dieses Werkes: kleinerer, zierlicherer Kopf als der der „Gemeinen Taube", heller Wachsschnabel und meistens helle (Perl-) Augen. Sind die einzelnen Tümmlerarten auch unter sich sehr verschieden in Größe und Haltung, in ihrer Gesammtheit stehen sie doch gegen die Größe der Gemeinen Taube zurück. Dasselbe gilt von der Form des Schnabels; dieser, bei den einzelnen Raçen im höchsten Grade verschieden, weicht doch in jeder Bildung immer noch von dem der Gemeinen Taube wesentlich ab.

Mehr Uebereinstimmung als in Habitus und Kopfform, finden wir in der Gruppe gegenüber der Gemeinen Taube bezüglich der Färbung und Zeichnung. Einzelne Zeichnungen gehören ausschließlich dieser Gruppe und einzelnen ihrer Repräsentanten an und finden sich in keiner andern Gruppe wieder, so die Nonnen-, Platten-, Brander- und Bartzeichnung. Andere Zeichnungen sind vorherrschend in der Gruppe verbreitet, finden sich aber bei vielen einzelnen Raçen derselben vor, so die Weißschlag-, Weißschwanz-, Elster- und Scheckzeichnung.

Die Weißschlag- und Elsterzeichnung ist in dieser Gruppe so häufig und beinahe allein auf sie beschränkt, daß man versucht wird anzunehmen, diese sei als eine Folge des starken Gebrauchs der Flügel, des Schlagens mit denselben entstanden. Dennoch ist es unstatthaft, die Zeichnung oder Färbung als Grundlage einer Raçeneintheilung benutzen zu wollen, wie dies leider bis jetzt geschehen und üblich ist, so daß man z. B. unter „Kopenhagener" nur Elsterzeichnung versteht.

Ungeachtet der äußerlichen Zeichen, deren Vorhandensein manche Taube sofort als einen Tümmler charakterisirt, giebt es auch ganz vorzügliche Tümmler, die gar kein äußerliches Erkennungszeichen tragen. Es ist und bleibt demnach nur die Art des Fluges, welche unter allen Umständen den Tümmler erkennen läßt. So verschiedenartig auch dieser Flug mitunter ist, ob nur kreisend und hochfliegend, oder überschlagend und purzelnd, er weicht immer von dem Fluge aller übrigen Taubenraçen wesentlich ab und ein geübtes Auge wird sofort einen Trupp fliegender Tümmler von einer Flugt anderer Tauben wohl unterscheiden.

Diese verschiedene Art des Fluges der Tümmler unter sich war lange Zeit und ist öfters auch heute noch ein Grund, daß manche Züchter die Familie der Tümmler in zwei große Unterabtheilungen eintheilen wollen, nämlich in Hochflieger oder eigentliche Tümmler,

und in Ueberschläger oder Purzler. Man huldigte lange Zeit einer solchen Ansicht. Allein die Erfahrungen hervorragender Kenner und Liebhaber haben dargethan, daß die Verschiedenartigkeit des Fluges mehr auf Gewöhnung, als auf angeborener Fähigkeit beruht. Diese Ansicht wird durch den Umstand bestärkt, daß bei jedem Züchter beständig bei der Nachzucht einzelne Exemplare vorkommen, welche von der von den Eltern geübten Manier des Fliegens eine Ausnahme machen, und welche er deshalb aus dem Fluge ausscheidet.

Die bevorzugtesten und an verschiedene Orte gebundenen Arten des Fliegens sind folgende: steigendes Alleinfliegen, steigendes Truppfliegen und Truppfliegen mit Umschlagen. Bei Besprechung der einzelnen Schläge soll ihre Flugart eingehender erläutert werden, im Allgemeinen sei hier bemerkt, daß alle Flugarten einer Dressur und einer Uebung darin bedürfen, und daß jede Tümmlerraçe, sobald sie in der Uebung vernachlässigt wird, zurückgeht und schließlich aus eignem Antriebe gar keine Flugproduktionen mehr ausübt.

Fragen wir, woher die Tümmler stammen, so weisen fast alle bisherigen Nachforschungen auf Asien, speziell auf Persien und Indien hin. Dort finden wir heutigen Tags die Taube noch vor, und nach Aufzeichnungen aus dem 16. Jahrhundert sehen wir, daß Persische Herrscher ganz eminente Verehrer dieser Taubenart waren.

Ueber die Wege, auf welchen die Art zu uns gelangte, giebt uns ihre heutige Verbreitungszone Anhaltspunkte. Wir finden die Raçe hauptsächlich in den angrenzenden Ländern der Nord- und Ostsee verbreitet, so in Dänemark, England, Holland, den Ostseeprovinzen und Friesland. Es darf mit Bestimmtheit behauptet werden, daß sie in diese Länder zum größten Theile durch die Schiffahrt gebracht wurde. Nur ein kleiner Theil mag den Weg aus Mittelasien die Weichsel und den Niemen herunter gefunden haben. Von den Ufern der Nord- und Ostsee verbreitete sich die Raçe stromaufwärts nach Mitteldeutschland. Zu Anfang dieses Jahrhunderts erreichte sie am Rhein aufwärts Mainz und die Weser herauf Kassel. Wie hoch sie damals an der Elbe aufwärts ging, ist nicht bekannt; doch kann man behaupten, daß in den dreißiger Jahren in ganz Südwest-Deutschland mit Einschluß Thüringens Tümmler zu den Seltenheiten gehörten. Man fand sie weder im Mainthal, noch im oberen Rhein- und Donauthal, auch nicht im südöstlichen Frankreich, der Schweiz und Italien. Einen zweiten Weg hatte die Raçe muthmaßlich vom Schwarzen Meere her die Donau aufwärts genommen, denn sie findet sich in mehreren Spezies verbreitet in Ungarn, Polen und als Endstation seit langer Zeit in Wien. Selbstverständlich kann heute, nachdem die Eisenbahn und das Ausstellungswesen alle örtliche Beschränkung verwischt hat, das so eben Geschilderte keine Anwendung mehr finden. Heute finden sich alle Raçen an allen Orten zerstreut.

Bei einer so ausgedehnten Verbreitung, der Mannigfaltigkeit der Zeichnungen und Färbungen, bei dem sich an verschiedenen Orten ausbildenden Geschmack des Fliegenlassens, ist es nicht zu verwundern, wenn sich eine große Zahl von Schlägen wirklich ausgebildet hat, aber eine noch weit größere in der Einbildung der Liebhaber besteht. Der Wahn, das Beste zu besitzen, ist nirgends ausgeprägter, als in Sachen der Liebhaberei, weil diese selbst eine Sache des Gefühls und nicht des Verstandes ist. So glauben alle Besitzer von Tümmlern einer jeden Stadt an die Unübertrefflichkeit ihrer Tauben im Fluge, an die Tadellosigkeit in Zeichnung und Färbung. Häufig erscheinende Fehler werden schließlich als eine Nothwendigkeit angesehen. Der Glaube an dieses Dogma hat es zuletzt dahin gebracht, daß die Liebhaber jeder Stadt davon überzeugt waren, eine eigene Raçe zu besitzen und der Name der Stadt mußte herhalten, um die Raçe zu bezeichnen. So finden wir denn beinahe alle Städtenamen der Tümmlerprovinzen als Benennung vertreten. Da giebt es Danziger, Kopenhagener, Stralsunder, Elbinger, Berliner, Prager, Braunschweiger, Bremer, Celler, Hannoversche, Wiener 2c. Das Komische bei der Sache ist, daß die Liebhaber unter sich meist nicht recht darüber einig sind, wie denn ihre bevorzugte Raçe eigentlich aussehen und wie sie fliegen soll. Nur in dem Glauben stimmen alle überein, daß die früheren Tauben, die sie aus ihrer Kindheit sich noch vorstellen können, viel besser, viel echter gewesen sind als die jetzigen, und daß die heutigen Tauben durch Kreuzungen verdorben seien.

Eingehende Studien über den Ursprung der Tümmler hat Herr Professor Dr. Seelig-Kiel angestellt und das Ergebniß seiner Nachforschungen in der betreffenden Literatur der Vorzeit in der „Columbia“ (Zeitschrift für Taubenliebhaber) veröffentlicht. Ich entnehme derselben Folgendes:

„Daß im klassischen Alterthum purzelnde Tauben völlig unbekannt waren, kann wohl mit Bestimmtheit angenommen werden. In Rom wie in Griechenland wurden Tauben in großen Mengen gehalten, sie spielten nicht nur in dem Götterkultus der Bewohner eine Rolle, sondern in späterer Zeit wenigstens waren sie auch für die Landwirthschaft von Bedeutung. Daher beschäftigen sich denn Griechische wie Römische Schriftsteller vielfach mit den Tauben, nirgend aber findet sich auch nur die leiseste Andeutung davon, daß schon bei den von ihnen beobachteten Tauben jenes so auffällige Spiel des Purzelns vorgekommen.

Alle Englischen Schriftsteller, welche sich mit den Tauben beschäftigen, geben Indien oder das südliche Persien als die Heimath der Tümmler an. So erklärt sich denn, daß diese Raçe in Europa erst bekannt geworden, nachdem lebhafte Handelsverbindungen mit jenen Ländern auf dem Seeweg angeknüpft waren. Die meisten anderen Orientalischen

Raçen haben unzweifelhaft über das Mittelmeer oder auf dem Landwege in Europa Eingang gefunden, sind also von Osten oder Süden zu uns gekommen. Die Tümmler dagegen sind durch Engländer oder Holländer, wahrscheinlich durch beide, über den Ocean in Europa eingeführt, haben sich also von Norden nach Westen her in unserm Erdtheil verbreitet. Die Holländer, in deren Händen im 17. Jahrhundert vorzugsweise der Welthandel ruhte, brachten aus ihren Kolonien und Niederlassungen nicht blos seltene Pflanzen, sondern auch Thiere mit, die sie zu Hause halten und zu züchten suchten, soweit Klima und Umstände es erlaubten. Namentlich die Taubenliebhaberei scheint zu jener Zeit schon ziemlich verbreitet bei ihnen gewesen zu sein, und es werden schon eine große Anzahl Arten aufgeführt, die damals in Holland gehalten wurden.

In Deutschland kannte man, wie es scheint, bis in das 17. Jahrhundert hinein nur gewöhnliche Feldtauben und einige Orientalische Raçen.

Der erste Deutsche Zoologe, Konrad Geßner, gab im Jahre 1555 in Zürich eine lateinisch geschriebene Naturgeschichte des Thierreichs (»historia animalium«) in einer Reihe von Foliobänden heraus, deren 3. Band die Vögel behandelt. Bei den Tauben führt er nur zwei Hauptarten auf, nämlich Feldtauben („Veldböck") und Zahme Tauben („Zam-Schlagtuben") und von letzteren die Unterarten der „Welschtuben" und der rauhfüßigen (dasypodus) „Russischen Tuben", die er auch „Ghößlet Tuben" nennt.

Aber schon sein Uebersetzer Rudolf Heußlin*) in Zürich (1588) kannte einige weitere Raçen, ja er thut einer neuen Einführung Erwähnung, die entweder auf die Tümmler, oder auf die Mövchen, wahrscheinlich jedoch auf erstere gedeutet werden muß. Er sagt nämlich, nachdem er angeführt, daß die „Russische Taube" besser Englische genannt werden müsse und daß die kappigen „Cyprischen" für die edelsten gehalten würden, weiter: „Nit unlängst ist ein neuwe Art zu uns gebracht von Augsburg, ganz klein, als der Fink geschnäbelt." Das könnte man auf kurzschnabelige Tümmler deuten.

Aber ein 100 Jahre nach Geßner in Frankfurt a. M. lebender Arzt, Georg Horst, welcher die Geßner'sche Naturgeschichte neu bearbeitete**), kennt nicht allein eine Reihe anderer, noch jetzt vorhandener Raçen (Pfautauben, Kröpfer, Perücken, Bagdetten u. s. w.), sondern er erwähnt speziell auch und beschreibt die Tümmler mit folgenden Worten:

„Eine sonderliche Arth Tauben wird von den Holländern Tuymelaers, den unsrigen Tümmler oder Burtzler, genannt, dieweil sie sich im stärksten Fluge oft 4. 5. 6. mal gantz

*) Vogelbuch. Erstlich durch Dr. Konrad Geßner in Latein beschrieben, neuerlich aber durch Rudolf Heußlin mit Fleiß in das Deutsche gebracht.

**) Gessnerus redivivus, auctus et emendatus, oder allgemeines Thierbuch vormals durch den hochberühmten Dr. Conradum Gessnerum in lateinischer Sprache geschrieben, anjetzo aber von Neuem übersetzt durch Herrn Georgium Horstium M. D. Frankfurt a. M. 1669.

überschlagen. In der Größe sind sie wie die Feldtauben, an Farbe unterschieden, etliche blau, lederfarben, schwarz, weiß und zuweilen gelb, insgemein haben sie weiße Schwingen und sind mehrentheils auf den Schwänzen und Flügeln mit weiß durchmischet."

Hier wird also Holland als das Land angegeben, von wo aus die genau genug beschriebenen Tümmler nach Frankfurt a. M. gekommen waren.

Daß sie aber schon hundert Jahre früher vorhanden waren, läßt sich aus einem Italienischen Schriftsteller mit ziemlicher Sicherheit nachweisen.

Der an der Universität Bologna lebende Ulysses Aldrovandi publizirte im Jahre 1599 ein sehr gelehrtes Werk über die Vögel, in dessen 2. Theil auch die Tauben mit einem großen Aufwande klassischer Gelehrsamkeit behandelt werden. Auch er kennt in Italien nur die seit uralter Zeit vorhandenen Raçen (Col. Campanicae, Tronfo), erwähnt sodann aber, daß es in Holland sehr viele verschiedene Raçen gäbe, deren er einige nach den ihm von einem Holländer gemachten mündlichen Mittheilungen anführt und beschreibt. Den meisten läßt er in seinem lateinisch geschriebenen Buche die Holländischen Namen, als Kappers (Perücken), Kroppers, Cortbeck (Mövchen), Helmet (Mönch- und Pfaffentauben) u. s. w. Hier hebt er nun die »Overslagers« besonders hervor*), die, wie er sagt, „ihren Namen von ihren Bewegungen haben, da sie zu Ehren ihrer eigenen oder anderer Weibchen nach langem Rucksen sich von der Erde erheben und über ihnen hinfliegend die Flügel zusammenschlagen. Die aber, welche man für die edelsten hält, nennt man „Draijers", die nicht allein so wie die andern, beim Fluge die Flügel zusammenschlagen, sondern auch im Kreise herumfliegen und zwar am meisten über den Weibchen, dabei aber die Flügel so stark zusammenschlagen, daß es den Schall zweier zusammengeschlagener Becken übertönt, weshalb sie denn auch die Schwungfedern meist zerbrochen haben und oftmals garnicht fliegen können. Diese sollen der Venus sehr stark fröhnen und so hoch geschätzt werden, daß das Paar oft mit 4 Goldstücken bezahlt wird."

Overslagers (Ueberschläger) sind unzweifelhaft die Purzler, die noch jetzt in Holland und theilweise ja auch in Deutschland so genannt werden. Der Niederländische Gewährsmann Aldrovandi's wird sie diesem wohl richtig beschrieben haben, wie ja daraus hervorgeht, daß Aldrovandi anführt, sie hätten ihren Namen von ihren Bewegungen. Allein das, was A. dann von diesen erzählt, paßt offenbar nicht zu dieser Bemerkung. Vielmehr

*) Overslagers nuncupant, quoniam in honorem femellae, vel suae, vel aliarum post longa murmura a terra sese elevet, et ultra illas volando alas quatiet. Quas vero ut nobilissimas colunt, eas appelare Draijers, quae non eodem, ut illae, modo, inter volandum dumtaxat alas quatiun, verum etiam in orbem circum volitant, idque maxime supra femellas tam fortiter alas quatiendo, ut duorum asserum simul collisorum sonitum superent, unde remigae eorum pennae semper ferme fractae conspiciantur, ac quandoque etiam volaer nequeant,

hat der Italienische Gelehrte, welcher vielleicht die Holländische Sprache nicht völlig verstand, und sicher jene Tauben selbst nie gesehen hatte, auch ihren Flug sich nicht recht vorstellen konnte, offenbar die Purzler mit den Ringschlägern zusammengeworfen. Die Beschreibung, welche er von dem Fluge der Draijers macht, paßt ersichtlich auf diese noch jetzt am Nieder-Rhein vorkommende Raçe, während seine Beschreibung der Bewegung der Overslagers entweder unverständlich ist, oder sich von der bei den letztern gegebenen nur nach dem verschiedenen Grade des Zusammenschlagens der Flügel unterscheidet.

Diesen Irrthum Aldrovandi's deckt ein am Ende des 17. Jahrhunderts lebender Englischer Schriftsteller, Namens Willughby, deutlich auf.*)

Willughby führt 17 Varietäten der Haustaube auf, darunter Römer, Kröpfer, Pfautauben, Carrier, Perücken, Mövchen, Indianer, Dragons u. s. w., auch einige jetzt bereits ausgestorbene Raçen.

Als 9. Raçe erwähnt er die Percussores (Engl. smiters, Niederländisch Draijers), die er als Ringschläger genau beschreibt, dabei aber anführt, daß man in England dieselben von dem Tümmler trenne, mit dem Aldrovandi sie zusammengeworfen.

Als 10. Raçe zählt er die Tümmler oder Purzler auf und beschreibt sie folgendermaßen:**)

„Sie sind klein, von verschiedener Farbe, führen im Fluge in der Luft wunderbare Bewegungen aus, indem sie sich rückwärts über Kopf herumwälzen, so daß sie einem Federball oder einer emporgeworfenen Kugel gleichen."

Diese über 200 Jahr alte Beschreibung Willughby's kann man noch heutigen Tags in Englischen Beschreibungen des Tümmler-Flugs wiederfinden.

Hiermit können wir uns in Bezug auf die einschlagende ältere Englische Literatur begnügen, es würde leicht sein, nachzuweisen, daß von jener alten Zeit an die Englischen Schriftsteller bis auf die Gegenwart unter tumbler immer nur die mit der Fähigkeit des Purzelns ursprünglich begabte Raçe verstanden haben.

Aber aus der Gegenwart müssen wir noch das Zeugniß eines Mannes anrufen, der, wie ja allgemein bekannt sein dürfte, für die Entwickelung der Naturwissenschaft überhaupt epochemachende Arbeiten geliefert hat.

Es ist kein Geringerer als Darwin, auf den wir uns hier beziehen.

Zum Zwecke der seine bahnbrechende Ansichten begründenden Untersuchungen hat er nicht allein alle über das Verhalten der Hausthiere ihm zugänglichen Beobachtungen

*) Francisci Willughbeii ornithologia libri tres, Londini 1676.

**) Gyratrices, seu vertagi, anglice tumblers, parvae sunt, variorum colorum, intervolandum miros motus in aere exhibent, retrorsum in caput se circum volvendo, pilae aut globi projecti speciem referentes.

sorgfältig gesammelt, sondern auch selbst viele solche Thiere gehabt. Insbesondere gilt dies von den Tauben, von denen er die seltensten und interessantesten Raçen und Abarten sich zu verschaffen gewußt und sorgfältig beobachtet hat. Daher nimmt denn auch diese Thiergattung in seinem berühmten Werke „Das Variiren der Thiere und Pflanzen" einen breiten Raum ein. Darwin beschreibt alle ihm bekannten wichtigen Raçen und Unterraçen, meist auf Grund eigener Beobachtungen. Unter Nr. 7 führt er also die Tümmler (Tumblers) auf, von welchen es heißt: „Ueberschlagen sich beim Fluge rückwärts, Körper meist klein, Schnabel meist kurz, zuweilen äußerst kurz und konisch.

Er theilt dieselben in vier Unterraçen, nämlich:

1) Persische Tümmler, die sehr der Gemeinen wilden Taube gleichen, nur etwas kleiner sind und einen kürzeren Schnabel haben. Füße befiedert. Fliegen in Schaaren sehr hoch und purzeln gut.
2) Lotan oder Indische Boden-Tümmler. Diese Raçe hat die merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß sie nicht in der Luft, sondern auf dem Fußboden ihre Purzelbäume schlägt. Darwin beschreibt dieses so: „Man schüttelt die Vögel leicht, stellt sie auf den Boden, dann purzeln sie kopfüber so lange, bis man sie aufnimmt und anbläßt." Diese merkwürdige Raçe soll bereits seit dem Jahre 1600 nachweisbar sein, wie aus Indischen Schriftstellern erhellt, und soll noch jetzt in Kalkutta vorkommen. In Deutschland dürfte sie wohl noch nie gesehen sein.
3) Gemeiner Englischer Tümmler, sehr ähnlich dem Persischen, nur kleiner, mit kürzerem Schnabel und besserer Purzler. Die Untervarietät, der Schottische Haustümmler, purzelt selbst beim Durchfliegen des Schlages, wenige Fuß über der Erde.
4) Der kurzstirnige Tümmler, dessen bekanntester und schönster Repräsentant der Almond-Tümmler ist. Von dieser Unterraçe sagt D.: „Sie haben ihr Vermögen zu purzeln fast verloren, thun es aber doch gelegentlich."

Aus diesem kurzen Auszuge geht doch sicherlich hervor, daß Darwin, dieser genaue Kenner der Tauben, das Purzeln als die gemeinsame charakteristische Eigenschaft aller Tümmler ansieht.

In Deutschland fanden die Tümmler nur verhältnißmäßig langsam Eingang, sie verbreiteten sich nachweislich von den Küstenländern und Holland aus allerdings auch nach dem Innern, indessen überwogen hier bis in die neueste Zeit doch immer, besonders in Mittel- und Süddeutschland die Farbentauben, Mövchen, Perücken und die von Süden her eingeführten Orientalischen Tauben.



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

GLATTFÜSSIGE, FLACHSTIRNIGE LANGSCHNABEL-TÜMMLER.

Der Stralsunder-Tümmler. Der Krakauer Elster-Tümmler. (Züchter: Rud. Ortlepp-Magdeburg.)



Bechstein, der berühmte, am Ende des vorigen Jahrhunderts lebende Ornithologe, war selbst ein großer Taubenliebhaber und -Züchter. In dem 3. Bande seiner 1795 erschienenen „Gemeinnützige Naturgeschichte" beschreibt er die Haustauben sehr ausführlich und führt insbesondere von den in seiner Heimath so beliebten Farbentauben eine große Anzahl von Varietäten auf. Den Tümmler erwähnt er als Nr. 2, in der II. Abtheilung: Hoftauben, als Col. Gyratrix, Burzeltaube, und fügt noch eine kurze, im Ganzen zutreffende Beschreibung hinzu: „sie haben noch verschiedene Namen, als Pantomimentaube, Tümmler u. s. w. und werden besonders im Orient geschätzt." Einen nicht purzelnden Tümmler scheint B. gar nicht zu kennen.

In Norddeutschland und Holland einerseits, wie in Oesterreich anderseits begann man dann wahrscheinlich mindestens schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Vergnügen daran zu finden, Tauben in Schaaren fliegen und bis zu großer Höhe aufsteigen zu lassen. Daß hierzu die robusten Tümmler-Raçen vor allen anderen Tauben vorzugsweise geeignet waren, liegt auf der Hand. Von dem Persischen Tümmler wie er in seiner Heimath vorkommt heißt es ja schon, daß er in Schaaren bis zu bedeutender Höhe emporfliegt.

Diese Hochflieger wurden dann bald in jenen Gegenden und Ländern die besonders bevorzugte Raçe, welche häufig alle andern Haustauben verdrängte. Und es gelang durch Dressur und umsichtige Züchtung vielerwärts diese Eigenschaft des anhaltenden Fliegens in bedeutender Höhe alsbald zu einem besonderen Grade zu entwickeln. Je nach dem Ziele, das man im Auge hatte, und nach der Methode der Züchtung bildeten sich verschiedene Lokal-Raçen, die bekanntlich in ihrem Körper, wie in ihrer Flugweise zum Theil große Verschiedenheit zeigen.

Zunächst suchte man dem Tümmler das Purzeln möglichst abzugewöhnen, weil man durch dasselbe das schnelle Aufsteigen und den gleichmäßigen Flug beeinträchtigt sah. Eifriges Jagen allein hindert die meisten Tümmler schon an dieser Bewegung, welche sie nur, sich selbst überlassen, im Uebermuth und Vollgefühl ihrer Kraft ausführen. An manchen Orten bediente man sich auch besonderer Hülfsmittel um das Purzeln zu verhindern: man riß der betreffenden Taube einige Schwanzfedern aus, oder kürzte diese sämmtlich, oder band (wie es z. B. vor 20 Jahren u. a. in Stettin üblich gewesen ist) ein Stück Papier oder Tuch an dieselben.

Ferner aber, und das war wohl die Hauptsache, wählte man zur Nachzucht vorzugsweise nur solche Tauben, welche wenig oder gar keine Neigung zum Purzeln zeigten.

Da das Purzeln offenbar nicht eine Eigenschaft ist, welche schon eine Ur-Art besessen, sondern die erst bei der Raçenbildung während der Domestizirung erworben ist, so liegt es auf der Hand, daß eine solche allerdings sich forterbende, aber doch erst nachträglich

erworbene Eigenschaft durch die Kultur auch wieder mehr oder weniger getilgt werden kann, besonders wenn man eine andere, damit in gewissem Grade unverträgliche Eigenschaft, in diesem Falle das geschlossene Hochfliegen, statt derselben möglichst zu entwickeln sucht.

War man erst soweit, daß das Purzeln nur noch zu den Ausnahmen gehörte, so wurde jede Taube, welche diese Eigenschaft noch zeigte, aus der Flugt der Hochflieger sofort entfernt, wie ja dies jetzt in Berlin, Danzig, Stettin u. s. w. wohl ausnahmslos geschieht.

Unzweifelhaft hat bei der Heranbildung der jetzt vorhandenen, so mannigfachen Flug-Tümmler-Raçen auch die Kreuzung mitgewirkt. Wahrscheinlich waren es viele verschiedene Varietäten der Feld- oder Farbentauben, welche man theils zur Gewinnung größerer Stärke, theils zur Erzielung verschiedener Zeichnungen u. s. w. heranzog. Bei der Bildung der so eigenthümlichen Oesterreichischen Raçe, wie der Böhmischen, Ungarischen u. s. w. dürfte vielleicht auch Mövchenblut eine Rolle mitgespielt haben. Und ob etwa zur Erzielung der Altstamm-Taube, die jetzt wohl auch in England kaum noch vorhandenen »narrow tailed Snakers« (tremulae angusticaudae, schmalschwänzige Zitterer — im Gegensatze zu den pfauschwänzigen Zitterern) des Willughby beigetragen haben? ? ?

So kam es denn, daß in Deutschland diese verschiedenen Flug-Tümmler-Raçen, denen sich die Gunst der Mode zuwandte, mehr und mehr Verbreitung fanden und die alten echten Purzler theilweise auch da, wo sie früher waren, oft vollständig verdrängten. Und so erklärt es sich, daß diese letztere Raçe in vielen Gegenden Deutschlands jetzt den Taubenliebhabern fast völlig unbekannt ist.

Wie das allmählich gekommen, dafür können wir unter anderem auch aus der vor etwa 25 Jahren (1856—60) in Berlin von den Gebrüder Dr. D. und H. Korth herausgegebenen „Tauben- und Hühnerzeitung" einige Belege beibringen.

Der vor einigen Jahren verstorbene bekannte Taubenzüchter Wermann in Altenburg berichtet in der Nummer vom 6. Februar 1858, früher seien Tümmler sehr beliebt gewesen, namentlich Purzler, Ueberschläger, aber seit 20 Jahren in seiner Gegend ganz verschwunden.

In dieser Zeitung lieferte der nachmals ebenfalls sehr bekannt gewordene Direktor Fürer in Stuttgart unter der Chiffre F. ausgezeichnete Beschreibungen der meisten Taubenraçen, welche noch heutigen Tags ersichtlich die Grundlage vieler Deutscher Werke dieser Art bilden. Von den Tümmlern sagt F.: Die Raçe sei verschlechtert durch das Paaren mit großen Tauben, das man vorgenommen, um bessere Flieger zu bekommen.

Nun noch einige kurze Bemerkungen über den Namen Tümmler, über dessen Ableitung und Bedeutung ja auch Streit herrscht.

Das Wort tümmeln ist Niederdeutschen Ursprungs und gleichmäßig auch in die verwandte Holländische und Englische Sprache übergegangen. Der Grundbegriff ist „sich





Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

GLATTFÜSSIGE, FLACHSTIRNIGE LANGSCHNABEL-TÜMMLER.

Dänische Elstertauben (C. pica).

wälzen", daher z. B. Holländisch in wellusten tuimelen, in Wollust sich wälzen. In allen drei Sprachen hat das Wort Tümmler (Englisch Tumbler, Holländisch Tuimelaar) zoologisch zunächst Anwendung gefunden bei dem Namen einer in der Nordsee wie im Ozean vorkommenden kleinen Delphin-Art, dem Delphinus phocäna, welcher im Wasser kopfüber sich umwälzt, d. h. nach vorwärts purzelt, sobald er Luft zu schöpfen an die Oberfläche gekommen ist.

Es lag nun in der That nahe, als in jene Schiffahrt treibenden Länder die Taubenraçe eingeführt war, die jene bisher noch bei keinem anderen Vogel gesehene Bewegung ausführte, derselben den nämlichen Namen beizulegen, welchen jenes ebenfalls mit dieser ähnlichen Bewegung einzig dastehende Wasserthier führt. In England wie in Nord-West-Deutschland erhielt diese neue Taubenraçe also den Namen Tümmler, tumbler, ebenso wie man für die eigenthümliche Bewegung selber den spezifischen Ausdruck tümmeln, tumble, gebrauchte. Es mag hier noch bemerkt werden, daß das Oberdeutsche Wort purzeln dem Niederdeutschen ursprünglich fehlt. In Holland ging neben dem Namen tuimelaar als vollkommen damit identisch auch der Name Overslager.

Im Hochdeutschen fehlt dagegen das Wort tümmeln in der Niederdeutschen Bedeutung. Als daher auch im Binnenlande die neue Raçe der Tümmler sich allmählich verbreitete, so wußte man den von ihr geführten Namen vielfach nicht zu deuten, man griff nach ähnlich lautenden Hochdeutschen Worten, als tummeln (ein Pferd tummeln, Tummelplatz), oder taumeln und glaubte den Namen daher ableiten zu sollen. Aber auch den Bewohnern der meisten Ostseeküstenstriche war der Name Tümmler fremd, weil eben der im Wasser lebende Tümmler in der eigentlichen Ostsee nicht vorkommt. Nur einzelne Thiere kommen bisweilen mit Sturm und Strömung durch das Kattegat in die Ostsee, um meistentheils alsbald an der Holsteinischen oder Mecklenburgischen Küste gefangen zu werden. Daher erklärt es sich, daß auch hier entsprechend dem Hochdeutschen „Purzler" die Namen Ueberschläger, Werfer, Kepeler u. s. w. in Gebrauch kamen.

Bei der gegenwärtigen Sachlage ist es nun unzweifelhaft richtig, dem allgemeinen Sprachgebrauch sich zu fügen und unter dem gemeinsamen Namen Tümmler alle jene durch gemeinsame Abstammung und eine Reihe gleicher Eigenschaften verbundene Unter-Raçen zusammen zu fassen.

Der Bewohner Schleswig-Holsteins, Nord-Hannovers und einiger benachbarter Länderstriche aber hat sicherlich ein historisch wohlbegründetes Recht, wenn er die purzelnden Tümmler als echte Tümmler schlechtweg bezeichnet und die von ihnen ausgeübte eigenthümliche Flugbewegung mit der Bezeichnung „tümmeln" belegt. In der Schriftsprache,

sofern er nicht blos zu seinen nächsten Landsleuten redet, wird er sich aber wohl ebenfalls des allgemein angenommenen Hochdeutschen Ausdrucks „purzeln" bedienen müssen." —

Der echte und unvermischte Tümmler ist ein guter Flieger und unübertrefflicher Gaukler und Purzler. Unter schallendem Flügelschlag erhebt er sich in die Lüfte, stürzt dann plötzlich unter zahllosen Purzelbäumen bis zur Höhe des Daches, erhebt sich drehend und klatschend von neuem, purzelt wieder ein Stück und fällt dann mit hochgehobenen Flügeln scheinbar bewegungslos herab, um rechtzeitig sich wieder zu erheben und mit allen möglichen Variationen das Spiel zu wiederholen. Der dressirte Purzler dagegen schwingt sich in weiten, spiralförmigen Kreisen in die Lüfte, erst mit gleichmäßigem Flügelschlag, dann mit ausgebreiteten Schwingen im Aether schwebend, sich wiegend, drehend und gaukelnd, eine Strecke hinabpurzelnd, und endlich sich wieder erhebend und mit den Uebrigen den Flug nach oben fortsetzend, um nach Stunden in derselben Weise sich wieder herabzulassen.

Purzler gab es bereits vor 1600 in Indien, und um diese Zeit scheint man den verschiedenartigsten Flugweisen (das Fliegen in der Nacht, das Aufsteigen zu einer großen Höhe, die Art des Herabkommens) große Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, ebenso wie auch heutigen Tages noch. Der Vezier Abdul Fazil des Großmoguls von Ostindien, Akbar (1542—1605), vollendete im Jahre 1596 ein umfangreiches Werk in Persischer Sprache, in dem eine ausführliche Abhandlung über Taubenzucht enthalten ist, worin wir mit Bestimmtheit folgende Taubenraçen heraus erkennen: 1) Tümmler, offenbar die Lieblingsart Akbar's, denn daß die darin erwähnten „Meheneh", „Aschky", „Chajreschi", „Udek" und „Khaseh"-Tauben sämmtlich Tümmlerarten gewesen sind, steht wohl ohne Zweifel fest, da von ihnen das charakteristische Merkmal, das Ueberschlagen (tumble) in der Luft angegeben wird. Die letztgenannte Unterart scheint nur dadurch von den ersteren unterschieden zu sein, daß sie in vielen (26) Farben existirte, während die anderen vielleicht nur von einer bestimmten waren. 2) Bodentümmler, Bodenpurzler oder Bodenroller, denn zu den Tümmlern müssen wir offenbar die sonderbare Art der Lautöns, die noch heutzutage in Ostindien unter dem noch etwas veränderten Namen „Lotans" existiren, rechnen. 3) Hochflieger, die „Neschwari" Akbars, von denen es heißt, daß sie zu Anfang nur ein Viertel von dem Korn erhalten, welches ihnen eigentlich zukömmt, bis sie 40 Flüge gemacht haben; dann haben sie gelernt, Rundflüge zu machen, und sich in der Luft zu überstürzen. Ehe eine Taube in den königlichen Taubenhäusern die volle Kornration bekömmt, muß sie 15 Rundflüge und 70 Ueberschlagungen (tumble) gemacht haben und sie muß sowohl dies gelernt haben, als auch Nachts bis zu einer gewissen Höhe fliegen.

Die Fähigkeit zum Purzeln ist, wie Dr. Seelig meint, eine ererbte, der ganzen Raçe eigenthümliche, allein die Ausübung derselben ist an gewisse individuelle und

temporäre Bedingungen geknüpft. Es kann vorkommen, daß eine Taube, welche beiderseits von echten purzelnden Eltern abstammt, doch selbst diese Fertigkeit niemals erlangt, ja selbst keinen Versuch dazu macht. Es ist aber dann beinahe Regel, daß die Nachzucht solcher Thiere doch wieder vollkommene Purzler werden.

Außerdem aber ist für die Ausübung dieser Fertigkeit die unerläßliche Voraussetzung, daß die betreffenden Thiere sowohl im Zustande vollkommenster Gesundheit und Kraft sich befinden, als auch in ihnen bereits bekannten Regionen fliegen. Auch der beste Purzler unterläßt das Umschlagen, sobald er krank, entkräftet oder stark in der Mauser befindlich ist. Ebenso muß ein Purzler, welcher nach einem fremden Orte versetzt wird, in seiner neuen Umgebung sich erst einleben, ehe er seine Kunst zeigt. Darüber können Wochen, ja selbst Monate vergehen; nicht selten ist erst die nächste Frühlings-Paarzeit der Zeitpunkt, zu welchem er damit wieder anfängt.

Ein guter Purzler führt den Umschlag aus, nicht blos beim Schwenken und Kreisen in der Luft oder beim Herabsteigen, sondern schon beim Aufsteigen. Dies Manöver erfolgt bei derartigen guten Thieren in der Weise, daß die Taube die Flügel über dem Rücken zusammenschlägt, in demselben Augenblick aber sich blitzschnell rücklings über- und herumwirft und dann mit einem sehr kräftigen Flügelschlage in der vorher verfolgten Richtung sich weiter fortbewegt. Dabei darf, wenn das Thier im Aufsteigen oder Kreisen begriffen ist, ein dem Auge bemerkbares Sinken garnicht stattfinden.

Sehr kräftige und geübte Purzler tümmeln allerdings wohl zwei- oder dreimal unmittelbar hintereinander; zwischen jedem Umschwung wird aber der eben angeführte kräftige Flügelschlag gemacht, durch welchen sie sich wieder in die vorige Flugbahn versetzen. Es erfolgen indessen diese Bewegungen so schnell, daß man sie nur mit gutem Auge und voller Aufmerksamkeit einzeln wahrnimmt. Ein Theil der Tümmler-Liebhaber jagt auch die Purzler und läßt sie Trupp fliegen. Auch hierbei wird von den guten Fliegern das Umwerfen ausgeübt, ohne daß sie dabei am Aufsteigen gehindert würden, oder aus der Flugt fielen. Die Schnelligkeit und Kraft, womit sie ihr Kunststück ausüben, erhält sie eben in der eingeschlagenen Flugrichtung.

Anfänger beginnen zuerst damit, daß sie beim Kreisen in der Luft plötzlich innehalten, eine nahezu senkrechte Stellung einnehmen, während sie die Flügel über dem Kopfe zusammenschlagen und den Schwanz, ziemlich wagrecht, also im rechten Winkel gegen den Rücken, ausgebreitet halten. Man bezeichnet diese Bewegung, wobei ein wirklicher Umschlag noch nicht erfolgt, wohl aber ein sehr bemerkbares Herabsinken, mit dem Ausdruck: „auf dem Schwanze reiten" oder auch „knicken". Nachdem diese vorbereitende Uebung eine Zeit lang angestellt ist, faßt die Taube dann endlich den Muth, ganz umzuschlagen,

was anfangs noch ziemlich ungeschickt ausgeführt wird. Bald aber erlangt sie durch häufige Uebung größere Fertigkeit und thut es ihren Vorbildern gleich. Stümper aber bleiben für immer auf dieser Anfangsstufe stehen, reiten entweder nur auf dem Schwanze, oder führen, wenn es wirklich zum Umschlagen kommt, dieses fehlerhaft aus, indem sie dabei jedesmal beträchtlich herabsinken, bisweilen auch wohl schief seitwärts überschlagen. Solche stümperhaften Thiere werden natürlich gering geachtet, und insbesondere von Liebhabern, welche ihre Tauben jagen und Trupp fliegen lassen, nicht dazwischen geduldet, weil sie die Flugt verderben. Bei vollkommenen Purzlern ist letzteres durchaus nicht der Fall. Es mag richtig sein, daß eine aus Purzlern zusammengesetzte Flugt vielleicht nicht bis zu der Höhe aufsteigt, welche die eigentlichen Hochflieger erreichen, andrerseits kann aber wohl nicht in Abrede gestellt werden, daß das Purzeln, wenn es in vollkommener Weise und namentlich von einer größeren Anzahl Tauben zugleich geübt wird, dem Liebhaber noch eine besondere Augenweide gewährt. Interessant ist es vor allem auch bei frei umherfliegenden Tauben den einzelnen Paaren zuzusehen, welche ihre Hochzeitsflüge mit einander machen, wie besonders der Täuber alle seine Kunst vor der Gefährtin aufzubieten scheint, die es ihm dann nachzuthun bemüht ist.

Purzler, welche das Umschlagen nur beim Herabsteigen ausführen, oder welche dabei sichtlich sinken, gelten nicht als Tümmler ersten Ranges. Es kommen bisweilen einzelne Thiere vor, welche das Umschlagen in der Weise ausüben, wie es von den Englischen Rollers beschrieben wird, d. h. welche vielmal hintereinander ohne anzuhalten purzeln und dabei beständig herabfallen, so daß sie nicht selten auf ein Dach aufschlagen und dabei Schaden leiden. Diese Art des Purzelns sieht man aber als eine fehlerhafte, wahrscheinlich auf einer Krankheit beruhende an, da solche Thiere meistens bald zu Grunde gehen, ohne Nachzucht zu liefern. Das klatschende Zusammenschlagen der Flügel, welches in den Beschreibungen des Purzelns meist erwähnt wird, ist vorzugsweise nur bei denjenigen Thieren wahrzunehmen, welche blos „auf dem Schwanze reiten", oder beim Herabsinken tümmeln, bei vollkommenen Purzlern dagegen nur selten oder gar nicht. Diesen bleibt gar keine Zeit für solche Bewegung, da sie die meiste Kraft auf den dem Umschlag folgenden Flügelschlag verwenden müssen, durch welchen sie ihr Gleichgewicht wieder erhalten.

Die Behauptung, daß das Purzeln ursprünglich schon das charakteristische Merkmal der ganzen Tümmler-Raçe gewesen, hat in den ornithologischen Zeitschriften vielen Staub aufgewirbelt. Einer der besten Tümmlerkenner Deutschlands, Herr W. Hevernick-Stralsund*), glaubt, „da die Tümmler fleißig angehalten wurden, sich je nach den

*) Kaufmann Wilhelm Hevernick, geboren 15. Februar 1831 zu Stralsund, gestorben 31. Januar 1880 ebendaselbst.

Anforderungen der Liebhaber zu deren Vergnügen längere Zeit spielend, fliegend in der Luft zu bewegen, daß, als sie in diesen Flugübungen eine bedeutende Ausdauer und Sicherheit erlangt hatten, sich bei einzelnen Individuen, welche ganz besonders gewandt waren, aus Uebermuth die eigenthümliche Bewegung des Purzelns entwickelt hat. Diese ist bemerkt worden, hat große Bewunderung erregt, man ist bemüht gewesen, diese eigenthümliche Eigenschaft erblich zu machen, was durch Geschick und Beharrlichkeit langsam gelungen ist; man hat dann alle Individuen, welche nicht purzelten, bei der Weiterzucht sorgfältig abgesondert, und so ist allmählich die Purzlerraçe entstanden und einigermaßen konstant geworden." Für diese Annahme führt Hevernick folgende Thatsachen an.

Daß die eigenthümliche Bewegungsart des Purzelns aus Uebermuth entstanden, wird durch den Umstand sehr wahrscheinlich, daß selbst der stärkste Purzler, sobald er nicht übermüthig ist, oder wenn er sich nicht ganz wohl oder heimisch fühlt, das Purzeln unterläßt. Setzt man einen oder mehrere Purzler auf einer ihnen unbekannten, 10—15 Minuten von ihrem Schlage entfernten Stelle in Freiheit, so werden sie einzeln oder zusammen in die Höhe steigen, um sich zu orientiren, ohne zu purzeln, dann der ihnen bekannten Gegend zueilen und erst, wenn sie vollkommen sicher sind, daß sie über ihrer Heimath fliegen, werden sie anfangen zu purzeln. Läßt man einen guten Purzler, welcher gewöhnt ist, Trupp zu fliegen, seinem bereits oben in der Luft sich befindenden Trupp einzeln nachfliegen, so wird er diesen in aufsteigender Spirallinie möglichst bald zu erreichen suchen; er purzelt aber nicht früher, als bis er den Trupp erreicht hat. Diese Beobachtungen sind natürlich nur an gut eingejagten Purzlern zu machen.

Wird nun aber angenommen, daß die Eigenthümlichkeit des Purzelns nicht auf der angegebenen oder ähnlichen Weise bei gezähmten Tauben entstanden, sondern daß der Purzlertrieb eine der Raçe angeborene Eigenthümlichkeit sei, so müßten die Purzler von einer wilden Purzler-Taubenart abstammen. Dies ist aber gar nicht anzunehmen, denn bei einer wilden Taube, welche nur fliegt im Kampfe ums Dasein, also stets nur zu einem ganz bestimmten Zweck, entweder um Futter für die Jungen zu suchen, einem Raubthier zu entgehen oder auf dem Zuge, also niemals zu ihrem Vergnügen oder aus Uebermuth, wird schwerlich die Neigung zu solcher eigenthümlichen Bewegung entstehen. Aber auch zugestanden, daß es eine wilde purzelnde Taubenart gegeben hat, warum sollte diese sich denn nur so lange oder doch nicht viel länger im wilden Zustand erhalten haben, bis einige davon vom Menschen gezähmt worden sind und dann ausgestorben sein? Es ist viel wahrscheinlicher, daß, wenn diese wilde Taubenart sich so lange gehalten hätte, sie auch noch heute in wildem Zustand lebte, denn die Bedingungen zur Erhaltung von Raçen wilder Tauben sind kaum ungünstiger geworden. Wäre aber das Purzeln eine aus der Wildheit

stammende Eigenthümlichkeit, so müßte diese Gewohnheit bei allen Purzlern ganz gleich oder doch fast ganz gleich sein, ebenso wie unsere anderen Hausthiere alle die der betreffenden wilden Raçe eigenen, sich von anderen Thieren auszeichnenden Eigenthümlichkeiten beibehalten haben. Bei den Purzlern ist dies aber nicht der Fall, im Gegentheil, jedes Individuum hat seine eigene Art und Weise zu purzeln, und die Hauptunterschiede im Purzeln bilden sich nach der Art und Weise, wie die Tauben behandelt, bezw. dressirt werden. Die Purzler, welche vereinzelt zwischen einer ganzen Flugt Tauben gejagt werden, die sehr hoch und sehr lange fliegen, purzeln sehr wenig, und wenn sie es thun, sehr rasch und nur einmal, weil sie sonst hinter oder unter die Flugt kommen würden. Werden ausschließlich Purzler regelmäßig gejagt, so fliegen sie nicht voll so hoch, namentlich aber nicht so lange, purzeln öfter, fallen dabei aber schon etwas mehr. Jagt man die Purzler nicht regelmäßig und hält sie nicht zum Hochfliegen an, so fliegen sie, wenn abgejagt, wohl ¹/₄—¹/₂ Stunde, purzeln dabei aber so oft und schlagen mehrere Male hinter einander um, daß sich der ganze Trupp beim Purzeln förmlich auflöst wie eine explodirende Leuchtkugel und sich nach dem Purzeln erst wieder zusammenzieht. Läßt man Purzler bei gutem Wetter den ganzen Tag in Freiheit, so fliegen sie meistens nur paarweise um das Haus herum und purzeln dabei in der Regel oft und stark, fangen leichter an zu rollen und gewöhnen sich auch das Purzeln auf kurze Entfernung an, z. B. wenn sie vom Dach auf den Schlag fliegen.

Man sieht demnach, der Trieb und die Fähigkeit zum Purzeln sind abhängig von Bedingungen, d. h. je weniger Zeit und Gelegenheit die Tümmler zum Purzeln haben, desto weniger thun sie es, und je mehr Gelegenheit und Zeit man ihnen giebt, um so öfter führen sie diese Bewegungen aus. Eine natürliche Anlage zum Purzeln ist also bei den Purzlern, diese natürliche Anlage ist aber auch vorhanden bei der ganzen Tümmler-Familie, wenn auch in nicht so hohem Maße, weil die Gewohnheit des Purzelns bei den Vorfahren nicht vorhanden war, also sich auch nicht in dem Maße vererben konnte. Diese Neigung zum Purzeln bildet sich nicht bei allen Individuen aus, am meisten bei jungen Thieren, und vorzugsweise bei Täubern. Hevernick hat beobachtet, daß alle Tümmler-Varietäten, die er kennt, das Purzeln erlernen, sobald einzelne Paare davon zwischen vielen Purzlern gehalten und gejagt werden, wenn auch streng darauf gesehen wird, daß die Raçe ganz rein bleibt und kein Purzlerblut dazwischen kommt. Sind diese Tümmler schon mehrere Jahre alt, so erlernen sie das Purzeln selten, aber bereits unter den ersten Jungen fängt oft schon eins an zu knicken, d. h. auf dem Schwanze zu reiten, auch wohl schon umzuschlagen. Auf diese Weise entstandene Purzler hat er gesehen von: Hannover'schen Weißschlägen, Berliner Blaubunten, Prager Tigern, weißen Stralsundern, Dänischen Tigern und





Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

DER BRANDERTÜMMLER. (C. fulgens.)
DIE SEGLERTAUBE. (C. cypselus.)

Danzigern. Auch der Fall, daß ein Nönnchen und eine Pfautaube gepurzelt haben,*) ist ihm bekannt, doch konnte er über ihre Abstammung nichts Zuverlässiges erfahren, und ist daher die Möglichkeit vorhanden, daß sie von einem Purzler abstammten; immerhin war es eine große Eigenthümlichkeit, daß eine Pfautaube mit ziemlich aufrecht stehendem vollen Schwanze purzelte.

Tegetmaier ist der Ansicht, daß die verschiedenen excentrischen Bewegungen der Tümmler von einer außerordentlichen Reizbarkeit des Nervensystems herrühren, und zu einer Vergleichung, die zwischen ihnen und der unfreiwilligen tremulirenden Bewegung im Nacken der Pfautaube erscheint, veranlassen. Henry Kesteven, Mitglied des Königlichen Kollegium der Wundärzte, schreibt das Purzeln einer Art von Epilepsie (Fallsucht) zu. Wenn man die Tümmler nämlich sorgfältig beobachtet, so wird man finden, daß der Akt des Purzelns in einem heftigen Krampf der Rückenmuskeln besteht; der Rücken wird in der Form eines Bogens gekrümmt, während die Schwingen zu derselben Zeit über dem Rücken zusammenschlagen. Es ist somit ein konvulsivischer Muskelkrampf irgend welcher Art und dies grade ist ja der vorherrschende Zug der Epilepsie, von der wir auch wissen, daß sie durch verschiedene Ursachen hervorgerufen wird.

Es ist heutzutage ebenfalls wohlbekannt, daß, wenn gute Roller beim Herabsteigen sich stoßen oder mit irgend einem Gegenstand in Berührung kommen, wie z. B. mit einem Schornstein, sie oft umschlagen, wie es die sogenannten tollen Tümmler machen, deren Purzeln vollständig unbeherrschbar ist. Die Aehnlichkeit zwischen diesen und den armen Indischen Tauben, welche über und über rollen, wenn sie am Nacken geschüttelt oder an den Kopf gestoßen werden, ist leicht zu begreifen. Man hat auch die Beobachtung gemacht, daß Haustümmler oft eine sehr merkliche Furcht vor dem Purzeln an den Tag legen, indem sie stundenlang an irgend einer Stelle sitzen und nicht wagen, sie zu verlassen, sich auch sogar vor dem Besitzer zu verstecken suchen, von dem sie wissen, daß er sie zum Purzeln antreibt. Ebenso gut ist es bekannt, daß eine epileptische Anlage in geschlossenem Raume zunimmt. Das bloße Fangen der Tauben veranlaßt auch sehr häufig bei einzelnen Thieren einen ähnlichen Zustand, und alle Vögel, welche einzeln gefangen gehalten werden, haben die Neigung, eine nervöse Reizbarkeit zu entwickeln, die ihnen nicht natürlich ist. Es ist somit ganz leicht zu begreifen, auf welche Weise das Purzeln zuerst sich ausgebildet, dann entwickelt und fortgepflanzt hat.

Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme scheint noch bedeutender, wenn noch einige andere Umstände beachtet werden, obgleich grade einige derselben als Einwürfe dagegen

*) Diese Thatsache wird von Herrn Carl Petermann-Rostock bestätigt.

hervorgebracht worden sind. Man hat z. B. gefragt, warum das Purzeln nur auf einen Zweig der Taubenfamilie beschränkt blieb. Die Antwort ist die, daß dies richtig genommen gar nicht so ist. Kesteven fand z. B. einen reinen Antwerpener Täuber, der purzelte, und von einigen andern Raçen wurde dies auch berichtet, wie von der Pfautaube Hevernick's.

Es wird ferner gesagt, daß keine Ursache zu sehen sei, welche die konvulsivischen Anfälle, denen diese Tümmlertauben unterliegen, rechtfertigen. Aber es ist doch natürlich, daß entweder das rasche Aufsteigen in der Luft, oder der rasche Blutumlauf, der durch das Fliegen hervorgerufen wird, wohl genügend ist, den nöthigen Anreiz zu unterstützen. Noch viel wichtiger ist aber die Thatsache, die viele Züchter kennen, daß, wenn Roller unbegrenzter Freiheit überlassen sind, ihre Purzelmanier nachläßt, ja sogar nach und nach aufhört, und das paßt genau zu der Ansicht, daß die Neigung zur Fallsucht durch häufiges Einsperren oder durch andere aufregende Ursachen entwickelt worden ist. In solchem Falle darf man wohl voraussetzen, daß eine unbeschränkte Freiheit vielleicht dazu angethan sein dürfte, das Nervensystem auf seinen natürlichen Zustand zurückzuführen, und das thut es auch. Demnach ist es zu begreifen, wie viele Varietäten von Tümmlern aus Mangel an Veredelung alle Neigung zum Purzeln verlieren.

Noch eine weitere Thatsache versichert Kesteven, und diese Versicherung darf als Schlußpunkt angesehen werden, namentlich, wenn sie auch noch durch andere Beobachtungen bekräftigt ist. Er unterwarf das Gehirn eines jungen weißköpfigen Tümmlers einer mikroskopischen Untersuchung und fand, daß die Haut der Blutgefäße verdickt war und somit einen unnatürlichen und unregelmäßigen Blutdruck verursachte. Solche Erscheinungen sind ungefähr ebenso das einzige beständige Zeichen bei der Epilepsie im menschlichen Gehirn.

L. Wright ist ebenfalls dieser Ansicht, und es steht für ihn auch außer allem Zweifel, daß das Purzeln das Zeichen irgend einer epileptischen Krankheit ist; doch daraus folgt noch nicht, daß alles Purzeln vollständig willenlos sei und daß es von einem Leiden des Vogels herrühre. Dieselben nervösen Empfindlichkeiten, welche so viel Vergnügen gewähren, sind auch in gewissem Grade fähig, bedeutendes Leiden zu verursachen. Ebenso ist es wohlbekannt, daß Handlungen, welche gewöhnlich den Charakter einer Krankheit tragen, durch häufige Wiederholungen Gewohnheiten werden und dann eine Art von Vergnügen gewähren, zugleich aber auch unter Aufsicht sich vergrößern. Ja die Grenzlinie zwischen freiwillig und unfreiwillig ist nicht genau bestimmt.

Nehmen wir z. B. einen ganz verwandten Fall mit dem eben Besprochenen; es ist z. B. ganz sicher, daß hysterische Anfälle in hunderten von Fällen in mehr oder weniger freiwilliger Weise beginnen, obgleich sie, wenn sie unbeschränkt sind, über die Kontrole des Kranken hinausgehen und Leiden verursachen. Daher ist es wohl begreiflich, daß sogar eine

krankhafte Handlung einer epileptischen Natur nicht nur in einer Art theilweise kontrollirbar, sondern auch fähig erscheint, Vergnügen zu bereiten. Beobachtung neigt dazu hin, diese Ansicht zu bethätigen. Wenn der arme Bodentümmler niemals freiwillig purzelt und der Haustümmler Zeichen von Furcht und Schrecken zeigt, so ist es auch nicht weniger wahr, daß der wirkliche Flugtümmler Begierde und Freude zeigt, wenn er zu jenen Flügen sich anschickt, die er als solche durch Erfahrung kennen muß, die ihm den Antrieb zu der krampfhaften Handlung geben. —

Die Hochflieger unterscheiden sich von den eben geschilderten Purzlern nur dadurch, daß ihr Flug gleichsam durch Abrichtung geregelt ist und sich lediglich auf hohes und anhaltendes Fliegen im guten Stil beschränkt. Flügelklatschen oder gelegentliches Ueberschlagen ist dabei nicht ausgeschlossen; nur darf letzteres nicht in zusammenhängenden Purzelbäumen geschehen, sondern jedesmal nur in einer Umdrehung und ohne Herabfallen; keine Taube darf dabei im Fluge zurückbleiben, ihre regelmäßige Entfernung von den anderen verlieren oder jene stören; Wildfänge, welche gegen diese Regeln verstoßen, werden von passionirten Liebhabern sofort ausgemerzt. Die Kraft und Ausdauer des Hochfliegers ist erstaunlich, er fliegt in der geschilderten Weise 2 bis 5 Stunden in der Luft umher, sogar in mondhellen Nächten und dann in so großer Höhe, daß selbst das schärfste Auge Mühe hat, den Schwarm aufzufinden und zu verfolgen. Hierbei kommt es dann nicht selten vor, daß eine ganze Flugt bei einbrechender Dämmerung oder einem herannahenden Gewitter immer höher hinaufsteigt und die ganze Nacht hindurch fliegt, bis die Tauben ermattet oder von der feuchten obern Luftschicht durchnäßt oft meilenweit von ihrem Schlage zur Erde herunterkommen. Der Flug ist, sind die Tauben erst in richtige Höhe gelangt, langsam und ruhig, mit grade ausgestreckten Fittigen, jede hält sich von ihrem Nachbar in gehöriger Entfernung, d. h. nur so weit, um sich gegenseitig nicht zu hindern. Dieses andauernde Fliegen in den oberen Luftschichten, bis wohin keine andere Taubenart sich erhebt, scheint sie nichts weniger als abzumatten, da sie nie gesünder sind und besser züchten, als wenn sie täglich eine solche Bewegung haben. Die Hochflieger werden von einem Ausflug zum andern eingesperrt gehalten. Sollen sie fliegen, so werden sie in größerer oder kleinerer Zahl aus dem Schlage gejagt. Sie erheben sich dann sofort in spiralförmigen Kreisen, gleichsam bohrend in die Lüfte, majestätisch und ruhig mit gleichmäßigem Flügelschlag und fallen nach vollendetem Fluge auf dem Dache ihres Besitzers an, um sich sofort in den Schlag zu begeben. Das Jagen ist in den verschiedenen Gegenden in den Einzelheiten verschieden, in Hauptsachen aber überall sich gleich. Dasselbe gilt in Bezug auf die Dressur.

Die praktischen Regeln zur Ausbildung der natürlichen Anlagen des Tümmlers zum langen, anhaltenden Fliegen sind folgende. Das Einüben der Jungen muß durch die

besten alten Flieger geschehen. Wollen sie anfangs zeitweise nicht fliegen, so muß man sie nicht zwingen. Man lasse die langfliegenden Tauben täglich nur einmal abfliegen, zeigen sie keine Lust dazu, so suche man sie nicht zu zwingen. Unmittelbar vor dem Auslassen dürfen sie nicht gefüttert, sie müssen überhaupt mäßig gehalten werden. „Sieben Stunden (Flugzeit) sieben Bohnen" pflegt man zu sagen. Bei Wind, Nebel, Schnee und Regen, auch bei scharfer Ostluft läßt man sie nicht aus. Haben sie ihre Tour für einen Tag gemacht, so lasse man sie an diesem Tage nicht wieder aus dem Schlage, was durch die sogenannten Gabeln am Flugloch, die sich nur von außen nach innen öffnen, verhindert wird. Man lasse sie nie mit Tauben geringerer Flugfähigkeit fliegen. Das Anfallen auf dem Dache ihres Schlages und sofortiges Eingehen in denselben erlernen sie bald, weil ihrer nach dem Fluge das Futter darin wartet. Einigemal etwas Futter auf das Flugbrett gestreut, befördert dies.

Das Haupterforderniß, gute Fliegetauben zu züchten, ist allgemein bekannt und doch wird es fast nie angewendet, nämlich n u r e i n e (die erste) Hecke im Frühjahr machen zu lassen. Die immensen Vortheile, welche man dadurch erzielt, sind folgende: 1) sind die alten (Zucht-) Tauben spätestens am 1. Juni schon wieder in vollem Zuge, denn bekanntlich fliegen alte Tauben nach der Hecke am besten; 2) ist man dann den anderen Taubenliebhabern, die noch eine zweite Hecke machen lassen, immer einen Monat voraus; 3) ist und bleibt die Hauptsache, daß eine Taube erster Hecke spätestens Mitte November mit der Mauser fertig wird, gleichzeitig ist dieselbe auch bei den alten Tauben (vorjähriger erster Hecke) vorüber; es sind mithin die Tauben eines solchen Taubenbodens immer gleichmäßig zum Hochfliegen geeignet — und das ist der Kardinalpunkt; so behandelte und gehaltene Tauben fliegen immer, gleichviel welcher Raçe sie angehören. Um einen derartig guten Stamm zu züchten, gehört Ausdauer, mindestens drei Jahre dazu.

Ein guter Flugtaubenboden muß so eingerichtet sein, daß er in verschiedene kleine Abtheilungen durch Gitter getrennt werden kann; in dem Schlage müssen zu beiden Seiten in drei Reihen über einander Nester angebracht sein, von denen man die unterste Reihe (dicht am Boden) während des Brütens so lange geschlossen hält, bis die oben erbrüteten Jungen die Nester verlassen. Dann erst öffnet man die unteren Reihen, damit, wenn ein Junges beim Füttern herausfällt, es unten, schutzsuchend hineinlaufen kann.

Wenn im Frühjahr die Witterung beständiger und wärmer ist und keine starken Nachtfröste mehr zu befürchten sind, muß der Besitzer von Fliegetauben so viele Gewalt über seine Thiere haben, daß er sie dahin zu bringen weiß, wenn er es für zweckmäßig erachtet, daß sämmtliche Paare innerhalb 8 Tagen mit dem Legen beginnen. Dies erreicht man dadurch, daß man eine Trennung der Geschlechter etwa Mitte Dezember eintreten läßt und

von da ab etwas über halbe Rationen Futter reicht, also einen beschränkten Etat einführt, was auch schon dem häufig vorkommenden Legen von Fließeiern vorbeugt. Das Jagen der Tauben hört nun ganz auf, doch werden sie bei günstiger Witterung täglich ½ Stunde auf das Dach gelassen, beide Geschlechter getrennt. Wenn dann die größte Kälte vorüber ist, etwa am 1. März, werden in die in mehrere kleine Abtheilungen getrennten Schläge, nachdem die obere Nestreihe geöffnet ist, 5—10 Paare in jede Abtheilung hineingelassen. Von jetzt an giebt es stehendes Futter, dazwischen aus der Hand gefüttert, etwas Hanf, Hirse oder Erbsen, ferner setzt man einen Salzstein und alten Kalk in den Schlag, wirft auch etwas kurzgeschnittenes Stroh in die Abtheilungen, damit so der Bruttrieb recht schnell befördert wird, und innerhalb 8 Tagen sind sämmtliche Tauben in diesen kleinen Abtheilungen festpaarig und haben fast alle eigene Nester. Ist dieses eingetreten, so werden sofort alle Abtheilungsgitter entfernt, und nun beginnt ein heißer Kampf, hauptsächlich hervorgerufen durch Paare, welche ihre Nester nicht gleich wiederfinden und sich in andere verlaufen. Der Taubenzüchter muß nun diesen Paaren zu Hülfe kommen, so daß die Ordnung, durch Anwendung drastischer Mittel, durch plötzliche Zurückziehung des kämpfenden, stärkeren Täubers, wie solche jedem Züchter bekannt sein werden, innerhalb 2 Tagen hergestellt ist. Nachdem dies geschehen, beginnt plötzlich wieder eine kleine Hungerkur, 8—9 Tage dauernd, damit der Muth der Tauben sich vollständig wieder legt. Giebt man nun am 10. Tage wiederum stehendes Futter, fügt Hanf, Hirse und Rübsamen hinzu, wirft geschnittenes Stroh hinein, öffnet sämmtliche Fenster des Schlages, damit die Tauben auf das Dach zur Begattung können, so nimmt durch ein derartiges Verfahren die Brutlust so große Dimensionen an, daß innerhalb 8 Tagen sämmtliche Täubinnen gelegt haben, und auf diese Weise erhält man stets gleichwüchsige Junge.

Eine Flugtaube verständig zu behandeln, ist die Hauptkunst, denn Tauben erster Hecke lassen sich schon beschaffen, aber ohne eine richtige Behandlung würden diese eben so schlecht wie die übrigen fliegen. Leider bilden sich die meisten Flugtauben-Liebhaber ein, wenn sie einige Jahre derartige Tauben besitzen, sie verstehen recht viel davon, und häufig zeigen grade derartige Herren durch gravirende Thatsachen, daß sie nicht die leiseste Ahnung davon haben. Man muß „förmlich dazu geboren sein", um hoch in der Luft aus einer Anzahl von über hundert diejenige Taube herauszukennen, welche, technisch ausgedrückt, „bummelt", also nicht mit fort kann, oder sich „hängt", dadurch den ganzen Stich herunterzieht, um derartiges Material auszumerzen.

Ferner gehört hierher, daß diese Hochflieger von einem Ausflug bis zum andern eingesperrt gehalten werden und wenn sie ihr Pensum abgeflogen, gleich wieder in den Boden gelassen und durch nichts mehr an diesem Tage gestört werden.

Mit zum guten Erfolg gehört pünktliches Stechen (Auslassen).

Ein Anfüttern 4 Stunden vor dem Fliegen mit etwas Hirse ist nicht Bedingung, gute Tauben fliegen auch so, man kann aber nur das Beste mit seinen Tauben leisten, wenn man sie mit größter Sorgfalt behandelt. Uebertriebenes wird von manchem Züchter angewandt, so z. B. das Betreten des Vorbodens nur mit Filzschuhen, die Tauben nur sehen durch ein Glasfenster, kleiner enger Boden, fast dunkel gehalten, und wie dergleichen Manipulationen mehr heißen.

Eine gute, gesunde, kleine Erbse oder Wicke ist immer das beste Futter, will man etwas mehr thun, so giebt man einen um den andern Tag auf circa zehn Tauben eine Hand voll Hanf, welcher gut durchschlägt; zu viel Hanf gefüttert ist ein großer Fehler, er macht die Tauben leicht fett und faul, es muß mithin jedem Züchter überlassen bleiben, je nach Bedarf Hanf-Fütterung weg-, resp. eintreten zu lassen.

In einigen Städten, z. B. in Magdeburg, Braunschweig, Halberstadt und Wolfenbüttel, hat man die Gewohnheit, die kräftigsten jungen Täuber (meistens Barttümmler) zu kapaunen, theils um die Flugkraft zu vermehren, theils der größern Schönheit der Färbung des Gefieders wegen. Letzteres wird erreicht, die Farben bleiben kräftiger, daß aber die Flugkraft durch Kastriren vermehrt werde, streitet gegen die Erfahrung. Dagegen hat ein solcher Kastrat allerdings nie eheliche Abhaltungen vom Fliegen. Verschnitten kann ein junger Täuber nur erst mit Beginn seiner Mannbarkeit werden; früher erreichen die Testikel die erforderliche Größe und Härte nicht, werden auch selten ganz herausgebracht und das Zurückgebliebene erregt das Thier zur Heckzeit: es fängt an, die Täubin zu treiben, tritt sie auch, wenngleich ohne Erfolg. Während der ersten Tage nach der Operation muß der Kapaun sehr vorsichtig behandelt werden. Am ersten Tage erhält er weder Futter noch Wasser, am zweiten kleine Gaben von beiden, am dritten das gewöhnliche Maß, doch läßt man das Thier noch ungestört abgesperrt sitzen. Nachher giebt man es frei und jagt es ein. Der Kapaun ist von da an für immer zeugungsunfähig und stumm, er kümmert sich um keine Täubin. Hat er seine Zeit abgeflogen, so nimmt er die einmal gewählte feste Stelle im Schlage ein und sitzt daselbst still und traurig. Eigenthümlich ist es, daß sich keine andere Raçe zum Verschneiden so eignet, als die Braunschweiger und Magdeburger Tauben. Man findet in den Trupps derselben noch allerlei Zeichnungen, Weißschwänze, Elsterbunte, namentlich Kopenhagener, hin und wieder Deutsche Mövchen, auch Berliner Blaubunte (sogenannte Langnasen) und Tiger.

Zu welcher Zeit und in welchem Lande das Vergnügen zuerst Mode geworden, die Tümmler zum Ausfluge zu gewöhnen, sie mit einer Fahne zu jagen, um sie hoch in der Luft zu verschiedenen Tageszeiten von dem Taubenboden oder Schlage aus fliegen zu sehen,

sie mit anderen Flugten zu gleicher Absicht vereinigen und so untereinander gemischt eine Weile in der Luft kreisen zu lassen, bis sie sich dann trennen und jeder Trupp nach seinem Schlage zurückzieht, ist unbekannt, wenigstens findet man darüber nichts in Deutschen ökonomischen und statistischen Schriften aufgezeichnet; auch die wenigen älteren Taubenbücher schweigen darüber und erwähnen nur der Tauben zum Vergnügen der Städter auf den Höfen, und derjenigen auf dem Lande, welche in das Feld ziehen, um sich daselbst zu ernähren und dann wieder zu ihren Schlägen auf den Besitzungen der Landleute und in die Häuser der Kleinstädter zurückkehren.

Belon*) sah i. J. 1555 in Paphlagonien, wie er sagt, „ein vollkommen neues Ding, nämlich Tauben, welche so hoch in die Luft flogen, daß sie aus dem Auge verschwanden, aber zu ihrem Taubenhause zurückkehrten, ohne sich getrennt zu haben".

In Italien soll es nach Mittheilungen des Professor Paoli Bonizzi in Modena schon im 17. Jahrhundert derartige Flugten gegeben haben, und die von den Einwohnern Modenas gezüchtete Taubenrage (Triganina) wurde ganz besonders für diesen Sport „Giuco" dressirt. Die Art, wie das Spiel vor sich geht, ist im Grunde genommen dieselbe wie allerwärts (oder wie in Deutschland, Belgien, Frankreich, England und Spanien).

Das Giuoco, das Taubenspiel, von welchem Reisende in Italien und Spanien berichten, steht in Indien auf einer viel höheren Stufe der Entwicklung und ist in ausgedehnterem Maße in Uebung als in den genannten Ländern. Alle Reisenden, die das Zauberland besucht, wissen zu erzählen, daß im Hause jedes wohlhabenden Indischen Liebhabers ein Mann lediglich dazu angestellt ist, Taubenflüge zu dressiren, welche in der Luft Bewegungen nach Wunsch des Besitzers ausführen.

Wer Indiens Großstädte besucht, der wird eine Stunde vor Sonnenuntergang bis zum Ende der Dämmerung auf allen Seiten Triganieri (Italienische Bezeichnung der Flugdirigenten) bemerken, die von den Dächern aus mittelst kleiner Fahnen den Flug einer unzähligen Taubenmenge lenken.

In Delhi, wo dieser Sport in höchster Blüthe steht, bedecken zur Zeit, da die Liebhaber sich diesem Vergnügen hingeben, die Taubenschaaren, die über der Stadt kreisen, buchstäblich den Himmel. Auch in Calcutta giebt es eine große Zahl Liebhaber dieses Spieles, und jeder Fremde, der einem solchen Spektakel beiwohnen will, kann es zur reglementären Stunde, d. i. eine Stunde vor Sonnenuntergang, bewundern.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die heutige Flugtauben-Liebhaberei und speziell auf die in Berlin, wo sie mit am meisten entwickelt ist.

---

*) Peter Belon. Histoire de la nature des oisseaux. 1517—1565.

Dem vom Dr. Ruß herausgegebenen „Geflügelhof" entnehmen wir darüber Folgendes:

„Zu welcher Tageszeit und von welcher Seite her man sich gegenwärtig Berlin auch nähern mag, stets wird man bei nur einigermaßen leidlichem Wetter erfreut durch reiche Flüge hellschimmender Tauben, welche in großer Anzahl hoch über den gewaltigen Häusermassen die Luft durchschneiden. Gewähren diese Flüge bei lichtem, heiterm Himmel schon einen herrlichen Anblick, so erweisen sie sich, wenn die Nebel sich lichten oder dichten, für den Beschauer als eine märchenhafte, immer wieder fesselnde Erscheinung. Namentlich wird der vom Tempelhofer Felde oder vom Kreuzberge her sich Nahende um die Morgen- oder Abendzeit ganz wunderbar ergötzt: Grau in Grau breitet sich der Nebel über die endlose Stadt, die schwachen Sonnenstrahlen spielen an seinen äußersten Kanten, ohnmächtig, ihn zu durchdringen — da plötzlich taucht eine kleine weiße Wolke Tauben aus dem Grau, eine zweite, dritte, vierte folgt links; in der Mitte tauchen sie gleichfalls auf, und dort rechts eine nicht minder große Zahl. Sie fesseln unwillkürlich das Auge; sie blinken auf, verschwinden, erscheinen von unten nach oben, tauchen wieder ein in das endlose Meer, vereinigen sich scheinbar, um einander wieder zu fliehen, jetzt regelmäßige Kreise beschreibend und wunderliche Ringe zeichnend, jetzt wieder in engeren Kreisen durcheinander schlingend. Hier vereinigen sich zwei Wölkchen, dort reißen sich die Wölkchen von einander ab — man bedauert es, daß die Zeit so drängt; man könnte stundenlang zuschauen.

Ist so das Auge des nur einmal zufällig Erregten schon freudig gefesselt, wie viel mehr das des Liebhabers, Kenners und Eigenthümers! Sieht sein Auge doch nicht blos eine lichte Wolke, sondern eine Anzahl Lieblinge, von denen die einzelnen ihm bekannt sind, nach Farbe, Zeichnung, Gestalt und Lebensgewohnheit, deren Leistung sein kritischer Blick mustert, indem er sie zugleich mit Hülfe der Fahnenstange dirigirt. Ihre Flugfertigkeit nach den Stichen festzustellen, die Ankunft des Taubenstößers, seine vergeblichen Angriffe, das Zerstreuen und Wiedersammeln der Tauben, ihr Hochsteigen, ihr Herablocken gewähren ein wechselndes, anreizendes und unerschöpfliches Vergnügen. Und nun gar, wenn der eigne Flug einen fremden faßt oder von diesem genommen wird, oder der sichere gewandte Flug Theile des fremden abreißt — welche Spannung, welcher Aerger, aber auch welche Freude! Und was hat ein schulgerechter Flugtauben-Liebhaber nicht alles zu denken und zu besorgen! Die Einrichtung der Nesterabschläge, der Futterbretter, Schaulöcher, das Einfangen, das Gewöhnen, das Auslassen, die Zucht u. a. m. gewähren einen nie versiegenden Quell von Unterhaltung.

Diese reichen Taubenflüge gehören jetzt zur Physiognomie von Berlin, und man könnte meinen, das Taubenhalten in großem Maßstabe sei ein selbstverständliches Anrecht der Weltstadt. Allein es hat Zeiten gegeben, in denen das Auge vergeblich nach ihnen



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

GLATTFÜSSIGE, FLACHSTIRNIGE LANGSCHNABEL-TÜMMLER

Hannoverscher oder Celler Weissschlag — Braunschweiger Barttümmler, Kopenhagener Weissschwanz.



ausschaute, Zeiten, in denen der Berliner, bei aller Frohnnatur, vom Ernste derselben zu Boden gedrückt war und weder Gedanken noch Tauben steigen ließ. Allerdings weiß Berlin schon seit über 150 Jahren, daß das Taubenjagen ein Vergnügen ist und unter des alten Fritz letzter friedvoller Regierung tummelten sich starke Flüge von Tümmlern vom Mühlberge bis zum Tempelhofer Felde, wie heute, aber die Zeiten des Französischen Einfalls machten sie verschwinden, und still und dumpf wie in den Häusern war es droben in der Luft.

Dieses harmlose Leben wurde, wie bereits gesagt, durch das Hereinfluthen der Franzosen gänzlich lahm gelegt. Die Mißernte i. J. 1804 mochte bereits den Anfang gemacht haben, und es ist bezeichnend genug, daß infolge des Aufhörens der Flugtaubenliebhaberei eine Zunahme des Besuchs der Kaffeehäuser eingetreten sein soll, erklärlicherweise freilich, da die politischen Interessen alles andre vollständig verdrängten. Die Befreiungskriege waren nun ganz und gar nicht geeignet, den Sinn für harmlose Vergnügungen zu fördern, und so stiegen dann auch die ersten Flüge allmählich erst wieder nach dem Jahre 1815 über der Stadt empor, und bis 1818 mehrte sich die Zahl der Händler um drei, so daß also acht vorhanden waren.*) Von 1818 ab nahm das Taubenhalten wieder stetig zu und über Berlin stiegen Jahr um Jahr wieder mehr und mehr Flüge hinauf.

Erst das Hungerjahr 1847 verringerte die Liebhaber wieder und von 1848 ab verschwanden auch die Tauben. Die Tauben-Börse wurde verlegt auf den Dönhofsplatz, und nur wenige alte Getreue waren es, welche trotz der Ungunst der Zeiten dem alten Sport weiter oblagen. Bis zum Jahre 1870 dauerte der Druck, der die Gemüther stets nach unten und selten nach oben schauen ließ. — Da befreiten die Siegesnachrichten die gedrückten Seelen. Mit dem Jubel über die großen Errungenschaften stiegen auch wieder die Tauben und blinkten wie weiße Friedenswolken über der nunmehrigen Hauptstadt des Deutschen Reichs." —

Sichtet man das außerordentlich reiche Material, wie es die Ausstellungen der letzten 15 Jahre uns vorgeführt haben, vom wissenschaftlichen Standpunkte, abstrahirt dabei von der Verschiedenartigkeit in Zeichnung und Färbung, so dürfte die Klassifikation der Tümmler in folgende 6 Typen maßgebend sein.

1) Glattfüßige, flachstirnige Langschnäbel,
2) Rauhfüßige, flachstirnige Langschnäbel,
3) Glattfüßige, flachstirnige Mittelschnäbel,
4) Rauhfüßige, hochstirnige Mittelschnäbel,

*) Vergl. Bratring, Industrie-Adreßbuch der Königl. Preußischen Haupt- und Residenzstadt Berlin 1816.

5) Glatt- oder rauhfüßige, hochstirnige Kurz- und Dickschnäbel,

6) Glattfüßige, hochstirnige Kurz- und Dünnschnäbel.

Bei der so ausgedehnten Verbreitung, der Mannigfaltigkeit der Zeichnungen und Färbungen, bei den verschiedenen Ansprüchen des Flugs, ist es nicht zu verwundern, wenn sich eine große Zahl von Schlägen ausgebildet hat. Die Engländer jedoch unterscheiden nur lang- und kurzschnäbelige Tümmler.

I. Gruppe.

Glattfüßige, flachstirnige Langschnäbel.

In diese Abtheilung gehören die Tauben mit ziemlich langem, etwas konisch zulaufenden Schnabel, niedriger, glatter Stirn, welche mit ersterem kaum einen Winkel bildet, schmalem Kopfe, schlankem Körper, unbefiederten Füßen und meist glattem Kopfe (unbehaubt). In der Färbung sind diese Tauben sehr intensiv, gleichviel ob einfarbig oder gezeichnet. Schwarz, roth und gelb kommen metallisch glänzend vor. In Zeichnung treffen wir sie an mit weißen Schwingen, mit und ohne diese mit weißem Schwanze, mit Bart- und Elsterzeichnung und die verschiedensten Arten von Schecken. Die Tauben finden sich hauptsächlich verbreitet in Dänemark, an der Weser und dem Niederrhein; man könnte sie füglich Dänische oder Rheinische Tümmler nennen. Die hervorragendsten Repräsentanten dieser Familie sind:

1) der Hannoversche Tümmler;
2) der Braunschweigische Tümmler;
3) der Celler Weißschlag-Tümmler;
4) der Stralsunder Tümmler;
5) der Danziger Hochflieger;
6) der Kopenhagener Tümmler und die dazu gehörigen Spielarten;
7) Wiener Tümmler.

1. Der Hannoversche Tümmler (Soloflieger).

Der Hannoversche Tümmler ist nach der Beschreibung des Herrn G. Wollring-Hannover größer als eine starke Feldtaube,*) von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 30 cm lang, schlank und hochbeinig, und der flachstirnige, nach hinten abgerundete kleine, meist unbehaubte Kopf bildet mit dem kräftigen, weißen, etwa $2^1/_2$ cm langen und spitzen Schnabel fast eine grade Linie. Einige Hannoversche Liebhaber, darunter Herr Richter-Hannover, verlangen bei den schwarzen Weißschlägen einen schwarzen Fleck auf dem Oberschnabel, doch ist dies so wenig unbedingt nothwendig, wie schön, denn er ist nur ein Ausfluß der schwarzen Farbe des Gefieders. Warum aber ein vollständig heller Schnabel bei dem

*) Dieser Behauptung kann nicht unbedingt zugestimmt werden.

schwarzen Hannoverschen Tümmler ein Fehler sein soll, ist nicht recht einzusehen, da er bei andern Raçen doch sehr erwünscht ist. In allen Fällen artet der schwarze Fleck leichter in zu viel schwarz aus, als ein ganz heller Schnabel. Die Augenringe haben eine blasse Iris, die nicht fleischfarbig, sondern ein sogenanntes Fischauge sein muß. Sind die nackten Lidränder weiß oder ganz blaß gelblich, so werden die Thiere Weißaugen-Tümmler genannt, wenn mattroth Blender, recht schön feurig-dunkelroth Rothaugen-Tümmler; letztere hält man jedoch nicht für raçeecht. Die Annahme, daß die Rothaugen durch Kreuzung mit Indianern (früher in Hamburg Mörchen, in Berlin Möriken genannt) entstanden sind, erscheint nicht zutreffend; eine solche Kreuzung ist zwar nicht ausgeschlossen, doch hat sie in dem Falle, daß sie angewendet wurde, nicht zu dem Rothaugen-Tümmler, sondern zu einem Bastard geführt. Die rothen Augenringe beim Tümmler sind auf dem Wege der natürlichen Ausartung entstanden, ebenso wie bei manchen anderen Raçen. Es ist nicht zu verkennen, daß helle, blasse Augenlider der Taube etwas Feines, Zartes verleihen, wogegen die rothgefärbten Lider, deren Wirkung sich meist noch bis auf den hintern Schnabeltheil erstreckt, der Taube ein ungemein frisches und gesundes Aussehen geben. Gilt die rothe Färbung beim Hannoverschen Tümmler für viele Züchter als fehlerhaft, so wird sie an andern Orten mit Vorliebe gezüchtet. Die Farbe der Augen ist bei den verschiedenen Zeichnungen verschieden. So haben die blauen Weißschläge ein gelblich weißes Auge, ähnlich der Farbe einer reifenden Citrone, die weißen Tümmler ein hell-gelbes oder ein Stahlauge, die Gelbbänder dagegen ein gelbliches. Die Brust ist breit und kräftig, die Schwingen reichen beinahe bis zur Schwanzspitze, die Füße sind glatt, von gewöhnlicher Länge und Stärke, bisweilen gehos't. Die charakteristische Zeichnung der Hannoverschen Tümmler ist die Weißschlag-Zeichnung, in den Grundfarben schwarz, braun, blau, fahl und weißgelblich mit gelben Schnüren oder Binden. Die Binden der Fahlen oder Blauen sollen schön dunkel markirt, die Gelbgebänderten äußerst korrekt gezeichnet sein; der Kopf des Täubers ist bei diesen gewöhnlich heller als der der Taube. Die Weißen, welche wie die Gelbbänder häufig eine schöne Muschelhaube haben, müssen tadellos in Farbe sein. Bei den Weißschlägen sollen die sieben bis neun äußeren Schwungfedern auf jeder Seite gleichmäßig weiß sein, denn nicht selten finden sich manche, bei denen sämmtliche Schwungfedern und die Deckfedern an den Flügelgelenken (Aenkeln) weiß sind, so daß sie fast die Zeichnung der Elstern haben. Sobald die weißen Schlagfedern von den Grundfarben-Flügeldeckfedern (blau, schwarz) durchzogen oder durchwuchert sind, verliert der Weißschlag-Tümmler für den Kenner den Werth, selbst wenn er ein ausgezeichneter Flieger wäre. Häufig findet sich ein weißer unregelmäßiger Kranz um den After, mit welchem dann auch weiße Federn an den Fersengelenken verbunden sind. Auch haben die schwarzen Schwanzfedern öfter einen weißen

Spiegel oder arten wohl gar in die weiße Farbe aus, so daß Weißschlag-Weißschwänze entstehen. Eine neue Spielart, bei welcher die Schwanzfedern und Schwingen zweiter Ordnung weiß durchschossen sind, ist unter dem Namen „Schimmel" gegenwärtig sehr beliebt. Außer schwarzen Weißschlägen findet man solche in den bereits oben erwähnten Farben, die reine rothe und gelbe Farbe kommt nicht vor.

Eine in einer Beziehung veredelnde Kreuzung erfuhr der Hannoversche Tümmler in den vierziger Jahren durch Einführung der Celler Hochflieger, welche sich nicht allein durch eine feine Bildung des Kopfs, des Schnabels und der Augen — letztere waren blut-, bzw. fleischroth, sondern auch durch eine sehr schöne Zeichnung auszeichneten und, was mit die Hauptsache war, im Dauerfliegen unerreichbar blieben. Die Kreuzung des Hannoverschen Tümmlers mit dem Celler Hochflieger fand alsbald noch eine allgemeinere Verbreitung. Jeder haschte wenigstens nach dem Besitz der Rothaugen. Um sie annähernd gut zu bekommen, begnügten sich die Einen mit der Kreuzung von schwarzem Weißschlag mit schwarzen Weißschlag-Rothaugen, also sogenannten Blendern, und wieder Andere waren, um nicht ganz zurückzustehen, schon mit Kreuzungen von Blendern und Weißaugen, vorläufig wenigstens, zufrieden gestellt, während die wirklichen Taubenzüchter bezügl. Kenner — und deren gab es sehr wenige — für Kreuzungen unempfänglich blieben, allmählich aber, durch Umstände veranlaßt, ihre Thiere abschafften und dem Strome der Kreuzung überlassen mußten. Auf diese Weise (aus Mangel an Fürsorge und durch die bedauerliche Aufkauferei) hat es geschehen können, daß der wirkliche Hannoversche Weißaugen-Tümmler immer seltener wird und der schwarze Rothaugen-Tümmler in seinem Urzustande fast gar nicht mehr vorkommt.

Ganz verschieden von dem Urstamm des Hannoverschen Tümmlers ist der Weißschlag-Weißschwanz-Hochflieger, welcher vor etwa 25 Jahren aus Bremen in Hannover eingeführt sein soll und mit großem Erfolge gezüchtet wurde. Nach einer andern Annahme der Hannoverschen Züchter sollen die Weißschlag-Weißschwänze aus den Bunt- oder Schimmelschwänzen hervorgegangen und später beständig weiter gezüchtet sein. Dieser Weißschwanz ist der Liebling der Hannoverschen Züchter geworden, weil er nicht allein ein ausgezeichneter Flieger ist, sondern den Hannoverschen Tümmler auch in Reinheit des Schnabels und Feinheit des Kopfes übertrifft. Der wirkliche Hannoversche Soloflieger hebt sich, bei richtiger Behandlung, in großen Kreisen langsam in die Höhe, und ist der Flug am zutreffendsten mit dem der Lerche zu vergleichen. In dieser Weise schweben die Soloflieger dahin, stehen oft in unendlicher Höhe in der Luft und fliegen so halbe Tage lang und darüber, wenn sie nicht durch unvorhergesehene Fälle, wie Gewitter mit Sturm oder vom Habicht daran gehindert werden. Aeußere Umstände wirken ganz bedeutend auf den Flug ein. Wer dieses Einzeln-(Solo-)Fliegen der Hannoverschen Tümmler liebt, der muß die Thiere jung daran

gewöhnen; alten Tauben, die scharf Trupp geflogen, ist es nicht mehr zu lehren. Die Thiere sollen ordnungsmäßig einzeln herausgelassen werden und gehen sofort selbst ans Fliegen. Da nun dasselbe immer genau wieder beim Auslassen beobachtet werden muß, so lernen die Tauben das Einzelnfliegen und kommen auch, je nachdem es ihnen gefällt, einzeln wieder herunter. Bei den Tümmlern in anderen Städten ist es grade das Gegentheil, sie werden zusammen aus dem Schlage getrieben, werden zusammen abgejagt und kommen auch zusammen wieder herab.

2. Der Braunschweigische Tümmler, Barttümmler.

Dieser Tümmlerschlag findet sich hauptsächlich in Braunschweig, Wolfenbüttel, Halberstadt und Magdeburg, in welchen Städten er von altersher gezüchtet wird. Es sind Weißschlagtümmler mit weißem Kehlfleck, in Magdeburg Gespitzte, in Braunschweig Weißschläge genannt. In Schwarz, Blau, Roth und Gelb heißen sie Schwarzgespitzte, Blaugespitzte 2c. oder schwarze, blaue, rothe, gelbe Weißschläge, in den Zwischenfarben von fahlroth, fahlgelb, silberfahl 2c. mit dunkleren Binden Rothfahle oder Rothstreifer, Gelbfahle oder Gelbstreifer 2c. Von seinem Vorgänger, dem Hannoverschen Soloflieger unterscheidet sich dieser Tümmler hauptsächlich durch Färbung, Zeichnung und durch die Art des Flugs. Auch von ihm behaupten die jetzigen Züchter, er sei vielfach gekreuzt, und ihre Ansichten über den eigentlichen vermeintlichen Urtypus weichen wesentlich von einander ab. Thatsache ist, daß es gegenwärtig auch mit Ausnahme der Englischen mehrere Typen mit Bartzeichnung giebt. Es finden sich solche, die in Figur dem Hannoverschen Tümmler vollständig gleichen, andere mit breiten Hauben und wieder andere mit rothen Augen, ferner aber auch solche, die in Figur kürzer, gedrungener, kurzschnäbeliger als der Hannoversche Tümmler sind. Letzterer Schlag zeichnet sich hauptsächlich durch brillante Farben aus, man findet bei ihm das intensivste Roth, Gelb und Schwarz, das klarste Blau und alle Nebenfarben. Hierin liegt ein wesentlicher Unterschied gegen die Hannoversche Raçe, die selten anders als schwarz, chokoladenfarben und weiß erscheint. Der Braunschweiger Tümmler ist im allgemeinen von schlanker Figur, breiter Brust, kräftigen unbefiederten Füßen; er hat einen schlanken Hals und flachen Kopf mit länglichem, weißen Schnabel. Bei allen Farben sollen die Augen stets eine weiße Iris haben, obwohl sich unter den gelben und rothen Weißschlägen oft solche mit dunkler Iris finden; die Augenränder müssen roth sein, jedoch machen auch hier die rothen und gelben Weißschläge eine Ausnahme; erst in jüngster Zeit hat man es dahin gebracht, hin und wieder solche mit rothen Augen zu züchten. Einen hauptsächlichen Punkt bildet die Zeichnung. Der sog. Bart, eigentlich die weiße Kehle, muß regelmäßig auf beiden Seiten des Unterschnabels gleich weit nach hinten gehen, weder

zu groß, noch zu klein und scharf begrenzt sein. Nach oben muß sie mit der verlängerten Linie der Schnabelspalte abschließen, nach unten eine kleine Bogenlinie bilden, nur darf sie das Auge nicht ganz erreichen. Weiter kommen die Schläge (Schwingen) in Betracht. Sie sind gleichfalls weiß und müssen den allgemeinen Regeln der Weißschwingenzeichnung entsprechen. Dies ist auch bei dem Barttümmler viel häufiger der Fall, als beim Hannoverschen, der meist zu wenig weiße Federn in den Schwingen zählt. Es sollen ihrer mindestens sieben sein, damit das Weiß, wenn die Taube die Flügel am Leibe hält, in einer graden Linie in der Höhe der Schwanzwurzel von dem Schwarz der Flügel abschneidet. Am meisten beliebt sind acht zu acht weiße Schwungfedern, neun sind nicht grade ein Fehler, mehr hat selten ein Weißschlag, aber häufig weniger als sieben. Leider entspricht die Nachzucht nicht immer der Schönheit der Eltern, denn während letztere sie häufig in hohem Grade besitzen, fehlt sie den Jungen vollständig. Während die Eltern z. B. einen wie unterm Zirkelschlag von einem zum andern Schnabelwinkel abgegrenzten schönen Bart haben, wird er bei den Jungen mangelhaft und tritt ins Auge. Die Schwung- oder Schlagfedern der Alten sind gleichmäßig, während sie bei den Jungen ungleichmäßig ausfallen; jene haben einen reinen weißen Schnabel; diese hinwiederum zum Schrecken der Züchter eine leichte gräuliche Färbung, welche vorzugsweise bei schwarzen und blauen Weißschlägen mit zunehmendem Alter immer schwärzer wird, bis der sogenannte Pechschnabel sich vollkommen ausgebildet hat. Die Eltern haben an der untern Partie des Leibes bis über den After hinaus eine reine gleichmäßige Farbe, und die Jungen bilden das strikte Gegentheil von dem eben Gesagten, indem die genannte Partie über und über mit weißen Federn bedeckt ist 2c. Es soll allerdings hiermit nicht gesagt sein, daß dies immer der Fall ist, und ich führe dies nur als Beispiel an, doch kann man mit Recht behaupten und zu der Schlußfolgerung berechtigt sein, daß man von schönen, tadellosen Tauben weniger schöne Junge, und umgekehrt von unschönen Tauben tadellose Exemplare züchten kann, vorausgesetzt, daß sich in Figur, Kopf- und Schnabelbildung die Echtheit der Raçe erkennen läßt. Wir haben es hier mit einem Naturgesetz, dem Atavismus, zu thun, und mit demselben läßt sich nicht rechten; ein Uebelstand, dem leider nicht abzuhelfen ist, und jeder Züchter kann noch froh sein, wenn er im Jahre nur einige tadellose Exemplare großzieht. Der Braunschweiger Tümmler hat also dieselben Fehler wie der Hannoversche. Ein großer Unterschied liegt jedoch in der Art und Dressur des Flugs, denn während der Hannoversche Tümmler zum Einzelfluge abgerichtet ist, wird der Braunschweiger zum Truppfliegen eingeübt. Der Vermehrung dieses Tümmlerschlages stand von jeher die in den oben genannten Städten herrschende Sitte des Kapaunens der dressirten Thiere entgegen. Vor 15 bis 20 Jahren konnte man einen jungen Täuber für 75 Pfg. kaufen, die Liebhaber von Jagetauben hielten sich daher gar nicht damit auf,

Junge zu züchten, die sie billiger kaufen konnten. Heute kostet ein gut eingejagter Kapaun 3 Mk. und mehr, und da verlohnt es sich schon wieder der Mühe, Junge zu züchten.

3. Der Celler Weißschlagtümmler.

Der Celler Weißschlagtümmler kommt in den Städten Hildesheim, Lüneburg, Göttingen und Celle vor, früher vielfach in Magdeburg, Braunschweig u. a. Er hat die Größe einer Feldtaube, breite, kräftige Brust, flachen glatten Kopf, langen, kräftigen, schwarzen Schnabel, blut- bzl. fleischrothe Augen, deren fleischiger Rand häufig von ziemlicher Ausdehnung ist, und auch zuweilen gelbe Iris. Die Schwingen sind lang und reichen fast bis zur Schwanzspitze. Die Zeichnung ist sehr regelmäßig. Die acht äußeren Schwungfedern sind weiß, die Grundfarbe ist schwarz, mitunter blau oder lehmgelb; die Füße sind glatt. Gleich den Rothaugen, welche eine gewisse Berühmtheit erlangt, ergeht es auch den wegen besonders schöner Farbenzeichnung sehr beliebt gewordenen blauen Celler Hochfliegern. Sie werden nirgends in so schöner Farbe angetroffen als in Celle, und es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn ihnen von den verschiedensten Seiten nachgestellt wird, ohne sie jedoch zu erlangen.

Der Celler Tümmler ist ein wirklicher Hochflieger und bis heute noch von keiner Tümmlerraçe im Dauerfliegen übertroffen. Alle Tümmler haben zwar die Fähigkeit, sich zu beträchtlicher Höhe und bis in die Wolken emporzuschwingen, was man namentlich im Frühjahr und an schönen Herbsttagen an solchen beobachten kann, welchen vollkommene Freiheit gelassen wird, so daß sie ganz nach Belieben ausfliegen können, die meisten Tümmler halten sich aber in den oberen Luftschichten nicht lange auf, sondern senken sich bald wieder und fallen auf dem Schlage an. Deshalb aber, weil ein Tümmler zu Zeiten hoch hinauf steigt, ist er noch lange kein Hochflieger; ein solcher hat vielmehr die Neigung, stundenlang, ja halbe Tage hindurch in solcher Höhe umher zu schweben, daß er mit unbewaffnetem Auge schwer oder garnicht zu sehen ist. Mit der Eigenschaft des Hochfliegens muß daher auch eine große Ausdauer im schwebenden Fluge verbunden sein, wenn ein Tümmler Hochflieger genannt werden soll. Kurze Schwenkungen im Flug, d. h. in größerer, dicht gedrängter Flugt auszuführen, ist der echte Celler Hochflieger nicht imstande. Wenn er dazu nicht dressirt ist, so hat er die Fähigkeit verloren, einzeln in die Höhe zu steigen und damit seine Eigenschaft als Hochflieger eingebüßt. Es ist weder möglich noch nöthig, junge Celler Weißschläge besonders abzurichten; die jungen Thiere fliegen, sobald sie sich kräftig genug fühlen, von selbst auf und thun es nach wenigen Tagen den Alten gleich, ja übertreffen sie sogar an Ausdauer, da sie nicht durch den Paarungstrieb nach dem Schlage zurückgezogen werden. Der alte Celler Weißschlagtümmler ist jetzt sehr selten geworden und nach und nach durch den Hannoverschen Weißschlagtümmler verdrängt. Durch die Einführung an-

derer Taubenragen ist die Gefahr vergrößert, daß der Celler Hochflieger auch in seiner Heimat mit der Zeit vernachlässigt wird, ausartet oder eingeht.

4. Der Stralsunder Tümmler.

Der ächte Flieger Stralsunds ist schneeweiß, oft mit einigen bräunlichen, selten auch wohl schwärzlichen Sprenkeln im Nacken, oder vereinzelten farbigen Federn an anderen Stellen des Körpers, zuweilen mit einem braunen Bärtchen. Die Jungen haben sehr selten ein rein weißes Gefieder, sind oft braun gefleckt, besonders im Nacken ganz braun, und werden erst nach der ersten oder zweiten Mauser weiß. Vergleicht man die Gestalt dieser Tümmler mit der anderer, so fällt der Vergleich in ähnlicher Weise aus, wie der zwischen einem edlen Renn- und einem Arbeitspferde, oder dem zwischen einem Windhunde und einem Neufoundländer. Die Gestalt der Taube ist schlank und gestreckt, die Brust breit; die Füße sind glatt und so lang, wie die der Gemeinen Taube, und die Flügel reichen fast bis zur Schwanzspitze. Der Hals ist lang und schlank, und während alle Federn anschließen, liegen die Flügel lose am Leibe, in ähnlicher Weise, wie bei einem Edelfalken, welcher sich in die Lüfte schwingen will. Die ganze Form und Haltung hat in der That eine entfernte Aehnlichkeit mit der des Wanderfalken, wenn man von dem längern Schweif, den Schwingen und der senkrechten Stellung des letztern Abstand nimmt. Der Schnabel des Stralsunder Tümmlers ist inbetreff der Größe ganz das Gegentheil von dem, was man an einem Tümmlerschnabel lobt, er hat vollständig die Länge des Schnabels der Feldtaube von 7/8 Zoll, ist aber dicker wie dieser, steigt von der Spitze ziemlich gleichmäßig schräg auf bis zur Stirn und bildet daher mit dem Scheitel des Kopfes eine mehr grade Linie, ähnlich wie die Nase bei dem Englischen Windhunde. Die Nasenhaut ist, namentlich in jüngeren Jahren, hellroth gefärbt, ebenso die Mundwinkel, oft hat die erstre einen schmutzig-bräunlichen Anflug. Je röther die Nasenhaut, um so beliebter ist die Taube, und als ein ferneres Zeichen der Schönheit und Güte gilt es, wenn die Augenlider mit einem nackten, rothen Ringe umgeben sind, obwohl auch viele Tauben ohne die besondre Schönheit des Schnabels und der Augen vorzügliche Flieger sind. Die Augen selbst haben die gewöhnliche Tümmlerfarbe, ragen aus ihren Höhlen etwas hervor und zeigen einen feurigen Blick. Die ganze Haltung der Taube zeigt nicht nur einen sehr edlen Anstand, sondern verräth auch die größte Gewandheit und Schnelle. Letztere entwickeln dann diese Tauben auch oft in der glänzendsten Weise und der Habicht gibt, wenn er erst mehrere Male mit ihnen Bekanntschaft gemacht hat, die Jagd auf sie bald auf, oder stellt sie gar nicht mehr an, falls er irgend anderweitige Aussicht auf Beute hat. Gelingt es ihm auch nur selten, eine zu fangen, so führt er doch manchen Verlust dadurch herbei, daß die

Tauben sich in so unendliche Höhe versteigen, daß ihnen ihr Wohnort aus dem Gesichte kommt oder bei einem mit nur leichtem Wolkenflore bezogenen Horizonte die Richtung verloren geht.

Da die außerordentliche Schnelligkeit dieser Tauben nicht allen in gleich hohem Grade eigenthümlich ist, so darf man durchaus nicht anrathen, mehr wie fünf bis sechs derselben zu gleicher Zeit zur Flugt abzulassen; erst dann, wenn diese eine gewisse Höhe erreicht haben, ist es angemessen, eine gleiche Zahl nachzuschicken. Läßt man 12 bis 20 Stück zugleich aus dem Schlage, so muß es ganz stille Luft sein; ist es windig, so machen sie so außerordentlich rasche Schwenkungen, daß die schwächeren Thiere oft wie niedergeschmettert auf und zwischen die Häuser fallen und die Höhe nicht erreichen. Die Schwenkungen der Berliner Tümmler, welche diese in Flugten von 100 Stück und darüber zwischen und dicht über den Dächern machen, sind sie außer stande zu vollführen; sie würden sich bei ihrer Schnelligkeit die Flügel zerbrechen und zerschlagen. Gewöhnlich tritt der Fall ein, daß die Flugt, wenn sie in den höchsten Lüften schwebt und die Tauben von der Größe eines Maikäfers erscheinen, nach längerm Zusammenhalten zersprengt und die Thiere nun entweder vereinzelt fliegen, oder in kleineren Partien zusammenhalten; man ist dann zweifelhaft, ob die engangeschlossene Flugt oder das vereinzelte Schwärmen dieser gleich Schneeflocken umherziehenden Vögel schöner anzuschauen ist, und der Anblick ist namentlich bei recht blauem, klarem Winterhimmel ein wahrhaft prächtiger, während im Sommer die Strahlen der Sonne zu sehr blenden. Es kommt natürlich auch bei diesen Tauben vor, daß sie bisweilen die Flugt versagen, sind sie aber einmal bis zu einer gewissen Höhe emporgestiegen, dann ist es vergebliches Bemühen, sie wieder herunter locken zu wollen; bei aufsteigendem Unwetter sieht man sein Unglück vor Augen, die Tauben versteigen sich in die Wolken und kehren zum Theil nicht wieder, alle Kropftauben oder sonstige über den Dächern umherschwärmende Tauben vermögen die Flugt nicht zum Herabkommen zu bewegen. Sehr gefährlich ist es diese Tauben kurz vor Abend steigen zu lassen; sie fliegen bis in die Nacht hinein, versteigen sich in unermeßliche Höhe und kehren niemals wieder. Gut gehaltene Tauben fliegen gewöhnlich 2 bis 4 Stunden, aber auch viel länger, und man hat es erlebt, daß junge Tauben an einem Sommertage von 9 Uhr Morgens bis $5^1/_2$ Uhr Abends flogen. Die gewöhnlichen Regeln gelten auch bei der Behandlung dieser Tauben, die bei gutem, nahrhaftem Futter, bei günstigem Wetter blos einmal des Tages zur Flugt abgelassen werden und nach derselben auf dem Schlage verbleiben müssen. Nur wenn längere Zeit ungünstige Witterung war, läßt man sie, ehe man sie wieder zur Flugt anhält, mehrere Tage auf dem Dache längere Zeit verweilen, damit sie durch bequemes Hin- und Herfliegen auf demselben die etwa steif gewordenen Flügel wieder ein wenig

geschmeidig machen. Die Jungen dressirt man, nachdem sie ihr Wohnhaus kennen gelernt, erst mit Kropftauben oder anderen zur kürzern Flugt; gleich mit den Alten in die Lüfte geschickt, würden sie sich zu leicht verfliegen. Erst dann, wenn sie sich gehörig zur Flugt halten, werden sie mit den Alten vereint oder es wird auch wohl eine eigne Flugt der jungen Thiere gebildet. Zeigen die Jungen irgendwie Trägheit, so läßt man sie einige Zeit nicht hinaus; entwickeln sie auch dann noch keinen größern Trieb zum Fliegen, dann kassirt man sie, wenn sie nicht (als Kinder besonders berühmter Eltern) lediglich zum Züchten benutzt werden sollen. Im allgemeinen muß man bestrebt sein, immer nur die Jungen der vorzüglichsten Flieger aufzuziehen, denn Ausdauer und Schnelligkeit vererben sich auch bei diesen Tauben. Purzler findet man niemals unter ihnen, wohl aber mitunter Schwanzreiter, welche zwar fehlerhaft sind, doch bisweilen vorzüglich fliegen.

Trotz der Verluste, die der Liebhaber durch Versteigen seiner Tauben in die Wolken erleidet, kann er es doch nicht immer unterlassen, dem Vergnügen, seine Tauben fliegen zu sehen, zu entsagen. Da man nun bei der hellgrauen Färbung der einzelnen Wolken (bei dicht bezogenem Himmel muß aber das Fliegen unterbleiben) die unter denselben schwebenden weißen Tümmler nicht sehen kann, so hat man danach gestrebt, dunkle Tauben dieser Raçe zu erhalten, die als dunkle, schwarze Punkte stets erkennbar den Verbleib der Flugt bezeichnen; durch Verpaaren der möglichst gefleckten Tauben ist es denn seiner Zeit auch gelungen, schwarze Flieger von vorzüglicher Güte zu erzielen, die es aber heute nicht mehr giebt.

Während man gewöhnliche Stralsunder weiße Tauben für 1 Mk. das Stück kaufen kann, sind Tauben vorzüglicher Raçe aus berühmten Flugten schon mit 15 bis 18 Mk. bezahlt worden. Findet man auch hin und wieder einzelne gute Tauben, so sind doch leider die alten berühmten Flugten großen Theils ausgestorben.

5. Der Danziger Hochflieger.

Ueber den Ursprung dieses Tümmlers besteht keine Gewißheit. Er ist in Danzig seit undenklichen Zeiten vertreten und soll nach der fachmännischen Erklärung eines erfahrnen Danziger Züchters vor 30 bis 40 Jahren vielfach nach den Hafenstädten der Nordseeküste gebracht worden sein; die Thiere sind dort aber entweder völlig ausgestorben oder durch Kreuzungen verändert worden, da man sie daselbst jetzt nirgends mehr antrifft. Jedenfalls gehören sie zu derselben Hochfliegerraçe, die jetzt noch in Celle, Hannover und Holland beliebt ist und sich von den übrigen Tümmlern durch die Eigenart ihres Flugs unterscheidet. Der Danziger Hochflieger ist ein Tümmlerschlag, der schwerlich eine größere Verbreitung finden wird, wenigstens sind alle bekannt gewordenen bisherigen Versuche, sie anderswo als

Fliegetaube einzubürgern, gescheitert. Dabei ist dieselbe Ursache maßgebend, wie bei den Hannoverschen Hochfliegern. Beide Taubenarten zeichnen sich nicht durch besonderen Reichthum in Färbung und Zeichnung des Gefieders aus, sie sind daher für Liebhaber von Farbentauben nicht geeignet. Ebenso schreckt ihre Eigenschaft des Hoch- und des langen Fliegens mehr ab, sie zu züchten, als daß es sie dazu empfehlen möchte. Versuche, die in dieser Hinsicht schon vor Jahren in Stettin, Magdeburg und Berlin gemacht sind, sprechen für diese Behauptung. Die Tauben haben die Neigung, alsbald nach dem Auffliegen in Schraubenwindungen empor zu steigen und zwar in solche Höhen, daß man sie mit unbewaffnetem Auge nicht beobachten kann. Oben in den Wolken zerstreuen sie sich häufig und halten nicht zusammen, sie kommen dann erst nach vielen Stunden und oft einzeln herab, sind nun gewöhnlich matt und deshalb da nicht zu brauchen, wo andere Tümmler in Flugten gejagt werden, weil sie durch diese verwirrt und versprengt werden. Hält man sie aber gemeinschaftlich mit anderen Tümmlerschlägen, z. B. Berliner, Braunschweiger, Prager und sonstigen Tümmlern, die gewöhnt sind, im Kreise zu fliegen, so fallen sie leicht aus der Flugt, weil sie die kurzen Schwenkungen des Trupps nicht mitmachen können. Man muß jedoch auch dieser Raçe nach allen Richtungen hin volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Je länger die Taube in der Luft, wenn auch nur in kleinen Trupps von fünf bis sechs Stück, aushält, je größer der Stolz des Züchters; eine bis zwei Stunden Flugt gilt in Danzig als Fehler, fünf bis sechs, ja (wie schon vorgekommen) bis neun Stunden Ausdauer ist keine Uebertreibung. Die Beobachtung dieses Erfolges ist sehr einfach und leicht ausführbar, da jede Flugt ihren Rayon hält und aus diesem in ihren Schlag zurückkehrt. Ein guter Danziger Hochflieger zeichnet sich durch ganz besondere Klugheit — oder wohl richtiger gesagt: durch ein sehr eigensinniges Bestreben, in seinen Schlag zurückzukehren, aus, so daß es schwer fällt, denselben in einen fremden Schlag hineinzulocken. Junge Thiere treiben sich, namentlich nach der ersten Flugt, oft 3 bis 5 Tage lang umher und kehren dann erst in ihre Heimat zurück; sie suchen also so lange, bis sie ihren Schlag wiederfinden.

Daß sich dieser Tümmlerschlag in verschiedene, äußerlich herauszufindende Stämme theilt, ist erwiesene Thatsache. Je nach den Stämmen schwankt auch die Größe und Länge der Thiere. Es giebt kleine, kurze, jedoch nicht unter das Maß des Deutschen Mövchens heruntergehende Figuren und dann auch wieder Exemplare, welche die Größe und Länge der Perückentaube und darüber hinaus erreichen. Gemeinschaftlich bleibt aber allen der ziemlich lange Schnabel, der flache, stets breitgehaubte Kopf (Glattköpfe hat man noch niemals beobachtet), eine schlanke, schön zu nennende Figur und glatte, ziemlich hohe Beine. Der schmale, oft auch starke, seitlich eingedrückte, spitze Schnabel hat eine Länge, von der Spitze bis in den Mundwinkel gemessen, von 16 bis 24 mm. Der Kopf mit flacher,

selten hervorragender, an der Schnabelwurzel sich schmal anschließender Stirn läßt, von oben gesehen, die Form einer spitzen Birne erkennen; er ist lang, schmal, und je mehr dies hervortritt, desto besser. Von der Schnabelspitze bis zum Abschluß des Hinterkopfs erreicht er öfter die Länge von 55 mm. Das Auge umfaßt in der Färbung seiner Iris alle Farbentöne, die es überhaupt giebt. Färbungen wie: gelb, braun, roth, orangeroth, orangegelb, orangegelb mit feinem hellsilberfarbigen Rande um die Pupille, blaßgelb, silbergrau, marmorgrau, aschgrau, blaugrau, kreideweiß, milchweiß und Milchfärbungen, also bräunlich, halbglasäugig, bräunlich mit Marmorflecken u. a., sind überall vertreten. Auch die Farbe des Augenfleisches ist maßgebend. Nur ein schmaler, bläulichweißer oder dunkelblauer, sogar schwarzer (selbst wenn von allen Federn entblößter) Augenring wird geschätzt, während rothfarbiges Augenfleisch, das übrigens stets etwas aufliegt, verwerflich erscheint. Bei einzelnen Thieren stehen die Federn über den Augen so vom Kopfe ab, daß sie einen kleinen Schirm über den schmalen blassen Augenringen bilden. Diese eigenthümliche Struktur des Gefieders über den Augen hat man bei keiner andern Art der Tümmler, sie kommt aber bei vielen Arten der Haus- und Farbentauben mit Muschelhauben vor. Man nennt solche Danziger Tümmler „Klappentümmler".

An den Kopf schließt sich ein schlanker, nicht zu langer Hals, der in einer kräftigen, fleischigen, nicht zu breiten Brust endigt. Die Flügellängen sind verschieden. Bei einigen Stämmen reichen die Schwingen bis beinahe an das Schwanzende, bei anderen sind sie auffallend kürzer; einige Stämme zeigen die Eigenthümlichkeit, die Flügel stets, also ähnlich wie die Pfautauben, unterhalb des Schwanzes zu tragen. Die Klafterweite erreicht 60 cm, die Länge von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 35 cm. Der Schwanz wird verschieden getragen. Einige Stämme tragen ihn glatt, bei anderen bildet er ein kleines Dach, wodurch eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Schwanze einer sehr mangelhaften Pfautaube, welche die Schwanzfedern wagerecht trägt, herbeigeführt wird. Einer Flugtaube mit sehr langen Steuerfedern gereicht dies zur Zierde. Die Schwanzfedern, oft bis zu 19 Stück, ändern ebenfalls in der Länge ganz bedeutend ab. Dann findet man auch — allerdings nicht zu häufig — daß aus einem Kiele zwei für sich gesonderte Federfahnen hervortreten, und daß in einem Schwanze bis drei Stück derartige doppelte Fahnen vorhanden sind. Daß diese Abweichung nicht nur der Taube zur Zierde gereicht, sondern auch ein wichtiges Hülfsmittel des Hochflugs ist, bedarf wohl keiner nähern Erörterung.

Da dem Danziger Taubenliebhaber, wie bereits erwähnt, nur die Ausdauer der Thiere maßgebend ist und bleibt, so sieht er weniger auf die Farbenzeichnung, schätzt die Tauben jedoch höher, wenn sich zu der reinen Farbenzeichnung auch die übrigen Eigenschaften gesellen. Nur das Purzeln ist unter allen Umständen ein Fehler, der hin und

wieder vorkommt, der aber auch dem an diesem Kunststück unschuldigen Thiere stets zur Todesursache wird. Es kommen alle möglichen Farbenzeichnungen vor. Einfarbige, rein Weiße, Schwarze, Braune, Gelbe, Fahle in allen Schattirungen; Schecken in regelmäßiger Zeichnung, Schimmel (der Gelbschimmel mit Milchauge ist der geschätzteste Vogel), rein gezeichnete Blau-, Braun-, Schwarz und Gelb-Köpfe, desgl. nur mit farbigen Schwänzen gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten, wohingegen reinfarbige Weißschläge bedeutend schwerer aufzutreiben sind. Eine hervorragende Liebhaberei besteht für die ausgeprägte Tiger- oder (wie sie in Danzig genannt wird) Mohren- oder Maserzeichnung, welche recht gut aussieht: hellgesprenkelter Kopf, tiefdunkle Brust, die Flügel groß und nach den Spitzen zu immer feiner geschuppt, und endlich entweder ein einförmig dunkler oder ein hellfarbig geflammter Schwanz. Die Zeichnung findet man ebenfalls in allen Farben vertreten. Eine Zeichnung, und gewiß die werthvollste, ist indeß gänzlich verloren gegangen: die Nönnchenzeichnung. Nach glaubhaften Quellen war dieselbe vor 50 bis 70 Jahren sehr vertreten; die Thiere, welche häufig auch schwarze glatte Beine gehabt haben sollen und dann um so werthvoller waren, nannte man damals „Danziger Mohrenköpfe". Endlich sei noch erwähnt, daß drei und vielfarbige Zeichnungen in oft merkwürdiger Zusammenstellung vorkommen.

Der Danziger Tümmler nistet und vermehrt sich ziemlich gut und macht dem Liebhaber viele Freude, zumal wenn dieser seine Thiere gut dressirt hat, was aber nicht Jeder versteht.

Außer den bis jetzt besonders aufgeführten Schlägen sind nun noch die zu dieser Raçe gehörigen Zeichnungen zu erörtern. Wir finden da in erster Linie hervorragend die Elsterzeichnung, verkörpert in dem sogenannten

6. Kopenhagener Tümmler.

Dies ist eine beliebte und weitverbreitete Taube, welche sich sowohl bei den Züchtern des nordwestlichen Deutschlands, wie auch in England häufig vorfindet. Als Schönheitsregeln werden bei ihr verlangt: kräftigste Färbung und fehlerfreie Zeichnung. Die Hauptfarben Schwarz, Roth und Gelb sind in der Regel voll, von metallischem Glanz. Die blaue Farbe trifft man dagegen selten, noch seltner aber in reinem Ton; dieser ist meist etwas violett angehaucht. Bezüglich der Zeichnung gelten die allgemeinen Regeln der Elsterzeichnung. Nur die Federn des Unterarms und des Handgelenks dürfen weiß sein, die des Oberarms und der Schulterdecken farbig. Einen weitern Punkt bildet der regelrechte Abschnitt der Grundfarbe unterhalb der Brust gegen das Weiß des Unterleibs. Die Scheidelinie beider Farben soll eine schwache und scharf geschnittene Kurve, mit der Ausbiegung

nach dem After zu, bilden und weder zu hoch noch zu tief sitzen. Ferner soll der farbige Schwanz sich ebenso scharf von dem weißen Leib abheben. Bei der schwarzen Grundfarbe ist eine schwache, dunkelangelaufene Oberschnabelspitze zwar erlaubt, aber eben so wenig eine Nothwendigkeit wie bei dem Hannoverschen Tümmler. Dehnt sich jedoch die schwarze Farbe auf der Schnabelspitze zu viel aus, selbst wenn nur bis an die Nasenlöcher, so wird sie sofort zum bedeutenden Fehler. Auch bei blauer Grundfarbe darf sich noch etwas Farbe auf der Schnabelspitze zeigen, bei rother und gelber dagegen ist sie strengstens verpönt.

Eine weitere Zeichnung dieser Raçe haben wir in den

Schecken-Tümmlern.

Wir treffen sie an in brillantem Roth, Gelb und Schwarz mit weiß durchschossenen Federn, die sich größtentheils auf die Flügendecken und die Brust erstrecken. Eine bestimmte Regel über die Zahl und Verbreitung dieser weißen Federn kann zwar nicht aufgestellt werden, allein man verlangt, daß der Kopf und der obere Theil des Halses, sowie die Schwingen und der Schwanz möglichst viel oder ganz gefärbt, auf den übrigen Körpertheilen dagegen die weißen und farbigen Federn gleichmäßig vertheilt sind. Für die Färbung des Schnabels gilt wieder die oben bei der Elsterzeichnung erwähnte Regel.

Noch eine Scheckenzeichnung tritt auf in den sogenannten

Schornsteinfegern.

Auf rothem Grunde mit schwarz angelaufenen Spitzen der Schwingen und Schwanzfedern erscheinen sowohl ganz weiße Federn unter die andern gemischt, als auch einzelne Federn, auf welchen die drei Farben sich befinden. Hier läßt sich ebenfalls keine feste Regel zur Beurtheilung aufstellen, im allgemeinen gelten die für die gewöhnliche Scheckenzeichnung gestellten Anforderungen. Vielfach erscheint bei dieser Taube auch noch Weiß in den einzelnen Schwanzfedern wie beim Almond, mitunter bekommt sogar die schwarze Schwanzbinde einen weißen oder weißlichen Fleck in der Mitte der einzelnen Federn, der an die Asiatischen Mövchen erinnert. Beide Eigenschaften werden gern gesehen und bevorzugt. Die Schornsteinfeger sind im Nestkleide häufig einfarbig dunkel und bekommen die Flecken erst durch die erste Mauser, die dann auch in den folgenden Jahren noch an Zahl und Größe zuzunehmen pflegen.

Das grade Gegentheil von dieser Art der Verfärbung findet statt bei der Hauptspielart, dem

Stipper, oder (nach dem Dänischen) Stänkeded

genannt. Die Tauben sind im Nestkleide weiß, fast einfabrig hell, entweder ganz weiß

oder blaß röthlich-gelb oder silbergrau, nur etwa an Hals und Brust in etwas dunkeler Schattirung gefärbt. Dann treten einzelne dunkle Stippen und Sprenkelflecke in Schwarz, Braun oder Blau auf, welche nach jeder Mauser zunehmen, so daß zuletzt jede einzelne Feder eine bunte Zeichnung hat, in ganz ähnlicher Weise, wie dies bei gut gezeichneten Almonds der Fall ist. Die Deutschen oder ursprünglich Nordischen Stipper sind überhaupt, abgesehen von der großen Figur, dem langen Kopf und Schnabel, das Seitenstück zu jener Englischen Raçe.

Gleichsam zwischen den beiden vorhergenannten Spielarten in der Mitte steht eine dritte, die vorzugsweise im nördlichen Theile von Schleswig-Holstein vorkommt und auch aus Dänemark und Norwegen stammt:

die Nordischen Kreuzer.

Sie sind im Nestkleide weiß mit dunklem Kopfe, Vorderhals und Schwanz und ebensolchen Schwingen, also etwa einem Nönnchen ähnlich gezeichnet. Der übrige Körper ist entweder rein weiß, oder nur mit vereinzelten kleinen Flecken versehen, die aber dann nach der Mauser viel zahlreicher, größer und intensiver gefärbt erscheinen. Diese als besonders gute Flieger anerkannten Tümmler führen den Namen Kreuzer daher, daß sie auch gegen widrigen Wind „aufkreuzen" können.

Die Schornsteinfeger mit ihren Spielarten stehen in naher Beziehung zu der Branderzeichnung und sind aus dieser entstanden, weshalb diese auch hier zu erwähnen ist.

Der Brander

oder der Tümmler mit Brandzeichnung gehört gleichfalls zu der in Rede stehenden Raçe, wenn er auch einige unbedeutende Abweichungen hat. Der Brander ist ursprünglich eine schwarze Taube, deren Metallschimmer an Kopf, Hals, Brust, Rücken und Flügeldecken in Roth übergegangen ist, nur der Flaum und die Spitzen der Schwingen und des Schwanzes sind noch schwarz geblieben, jedoch finden sich Exemplare in den verschiedensten Abstufungen dieser Färbung. Je nachdem das Roth stärker oder schwächer aufgetreten ist, verschwindet die schwarze Farbe mehr oder weniger. Es entstehen zuweilen aber auch weiße Federn zwischen den farbigen und mit ihnen wandelt sich der Brander zu der oben unter dem Namen „Schornsteinfeger" beschriebenen Taube um. Beide Tauben sind also eins und nur durch das Vorhandensein weißer Federn verschieden. Die Kopfbildung ist bei beiden vielleicht etwas weniger flach als bei anderen Schlägen, der Schnabel dagegen ausnahmsweise gegenüber diesen dunkel gefärbt. Das Auge jedoch ist wie bei der ganzen Raçe perlfarbig (hell). Als Regeln der Schönheit für den Brander gilt, daß er am ganzen

Körper von gleichmäßigem brillanten Kupferroth ist, nirgends der graue oder schwärzliche Flaum sichtbar wird und nur die Spitzen der Schwingen und die Schwanzbinde schwarz angelaufen sind. Reines Auge ist selbstverständlich. Der Brander wird hauptsächlich in Kopenhagen, früher auch in großer Anzahl in Rostock gezüchtet. Als Flugtaube ist er sehr zu empfehlen.

7. Wiener Tümmler.

Die „Stockblaue Wiener Taube" hat einen länglichen Kopf, ist flachstirnig, dünn-, lang- und schwarzschnäbelig, dunkeläugig (blaugrau), mit schwarzen, dünnen, schmalen Augenringen versehen, schlank im Körperbau, aufrecht und stramm in Haltung.

Die gewöhnliche Färbung ist die einer nicht zu dunkelblauen Brieftaube, es existiren jedoch Nuancirungen bis zu einem prachtvollen Hellblau, welche Farbe alten Herkommens in Wien „Kandellicht" genannt wird.

Grünschillernde Halsfedern entwerthen das Thier, es soll am ganzen Körper, mit Ausnahme der in natürlicher Folge der Gesetze der Färbung je länger, desto dunkler werdenden Schwungfedern, sowie der dunkelgesäumten Schwanzfedern, rein blau mit dünnen, intensiv schwarzen Flügelbinden versehen sein.

Die nächste Verwandte der stockblauen Hochflugtaube ist die sogenannte „Genagelte" (gehämmerte) Taube, und sie unterscheidet sich von ihr nur dadurch, daß ihre Flügeldecken mit schwarzen Flecken besäet sind.

Diese sollen klein und rund sein, nicht zusammenfließen und die Binden scharf hervortreten lassen. Es existiren auch genagelte Tauben ohne Binden, sie haben sogar besseres, d. h. lichteres Blau, aber dafür zu große, meist unregelmäßige Flecken, so daß bindige in den meisten Fällen vorgezogen werden.

Um den „Wiener Schimmel", das Produkt der seit vielen Jahren schwunghaft betriebenen Kreuzungen von stockblauen und dunkelgestorchten Tauben, wie er leibt und lebt, vor Augen zu führen, brauche ich nicht weit auszuholen, man denke sich einfach eine graublaue, meistens mit grünschillernden Halsfedern behaftete, schwarzbindige Taube und ist fertig.

Wäre er im Fluge nicht so sehr verläßlich, seiner Schönheit wegen hätte er sicherlich wenig Gönner, diese lobenswerthe Eigenschaft jedoch, sein gutmüthiger Charakter, sowie seine musterhafte Führung als Familienvater machen ihn derart beliebt, daß er auf den meisten Böden gehalten wird und sehr oft die Ehre genießt, dunkelgestorchten Tauben angepaart zu werden. Diese Kreuzung giebt in den meisten Fällen ganz annehmbare Nachzucht (Blender), diese von Unwissenden weiter verwendet (ein Fachmann wird dies nicht thun) wird regelmäßig rückfällig und erzeugt mattgefärbte, dunkelgestorchte Tauben.



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

DÄNISCHE ELSTER.

Kopenhagener (Hamburger) Elstern.



Noch beliebter wie der Schimmel ist die „Wilde Taube", eine mit dunkelblauer Platte, gestaartem Nacken, dunkelblauen, mit feinen, schwarzen Binden versehenen Flügeldecken gewünschtes Thier, welches sich, wenn, wie vorgeschrieben, vom Kinn abwärts, also Hals, Brust, Bauch bis zum After rein weiß, ganz angenehm präsentirt. Die der Wildtaube ähnliche Zeichnung, sowie ein ihrer Gattung speziell eigenes, ausnahmsweise dunkles Auge, ihr leicht erregbares, dann ungestümes Temperament gaben Veranlassung, sie „Wilde Taube" zu nennen.

Genau so wie die Wilde Taube in Dunkelblau, ist die „Schwarzgedachelte Taube" in Schwarz gezeichnet, und sie besitzt mit Ausnahme eines etwas lichteren Auges dieselben Eigenschaften.

Der „Kibitz", eine in früheren Jahren häufig zu sehende Taube, verschwindet immer mehr und mehr vom Schauplatze; schade, es ist ein ganz schmucker, mit Ausnahme des Bauches am ganzen Körper schwarzer Kämpe, welchen man für eine eintönig schwarze Taube hält und erst beim genauen Ansehen die Täuschung wahrnimmt. Nur der Unterleib, mit dem Abschnitt der Elsterzeichnung quer unter der Brust und am After, ist weiß. Die Schenkel sind gleichfalls weiß, Rücken und Bürzel gleich wie bei der Elster schwarz. Das Auge ist perlfarbig, der Schnabel jedoch dunkel, hornfarbig.

Lackschwarze Farbe wird stets gewünscht, Kibitze mit solcher sollen jedoch erst geboren werden; die mir bisher zu Gesichte gekommenen waren ausnahmslos mattschwarz. Kibitze, deren Brustscheide, resp. Bauchbeginn nicht scharf markirt, stehen in geringem Ansehen.

Die bis jetzt beschriebenen langschnäbeligen Tauben werden blos als Flieger gehalten und stehen als solche nicht hoch im Werthe. Zehn Gulden für ein Paar geboten oder gegeben, verursacht schon ein Stadtgespräch. Anders verhält es sich mit den nachstehend beschriebenen Elitetauben dieser Abtheilung, den schwarzgescheckten und den dunkelgestorchten Hochfliegern, welche, wenn edel im Körperbau, Zeichnung und Färbung, bedeutend besser bezahlt werden.

Die Ahnen des „Schwarzscheck-Tümmlers" anzugeben ist nicht leicht, die Einen nennen ihn einen Abkömmling der schwarzgedachelten Taube, die Anderen wollen von einer Mischehe von Kibitzen und schwarzgedachelten Tauben wissen; bekannt sind ferner die unzähligen Kreuzungen von soeben genannten Tauben mit Roth- oder Gelbgestorchten, sowie Roth- oder Gelbschecken, so daß sein Stammbaum reich an Abzweigungen ist.

Der Schwarzscheck-Tümmler der Fünfziger Jahre, welcher blos Platte, Brust und Extremitäten schwarz zu haben brauchte, ist infolge vielfacher Künsteleien und Experimente seiner Züchter verschwunden; an seine Stelle ist eine Taube, welche mit Ausnahme weißgewünschter Flügeldecken am ganzen Körper schwarz zu sein hat, als Norm gesetzt worden.

Darüber zu urtheilen, ob der nach früheren Bestimmungen gezüchtete Schwarzscheck dem Auge wohlgefälliger als der der Neuzeit, hieße in ein Wespennest stechen und hätte bestimmt diverse Widersprüche zur Folge.

Zu bemerken habe ich, daß nur lang-, dünn- und schwarzschnäbelige Schwarzschecken existiren, unzählige Kreuzungen solcher mit kurz-, dick- und weißschnäbeligen Roth- oder Gelbschecken, einfarbig schwarzen, gelben oder rothen Tauben förderten keine weißschnäbeligen Schwarzschecken zu Tage, sie ergaben stets lang und schwarzschnäbelige Schwarzschecken oder allerdings lang-, aber weißschnäbelige Roth- oder Gelbschecken, sowie eben solche einfarbig rothe, gelbe oder schwarze Tauben.

So sehr auf regelrechte Zeichnung gesehen wird, so giebt doch der Befund der Grundfarbe den Ausschlag. Tiefschwarze Schecken, sollten sie auch mangelhaft in Zeichnung sein, sind stets werthvoller wie noch so richtig gezeichnete mattschwarze.

Schwarzschecken, deren Augen licht- oder gar blutgestreift sind, sind fehlerhaft, diese müssen blaugrau und mit schwarzen Lidern berändert sein.

Edle Schwarzschecken wurden schon in früheren Zeiten gut bezahlt, 30 bis 50 fl. per Paar, heute fänden sich sogar Liebhaber, welche diesen Betrag noch bedeutend überschreiten würden, leider fehlt es aber an Primathieren.

Bevor ich mir gestatte, schreibt mir Herr Zaoralek-Wien, die „Dunkelgestorchte Taube" zu beschreiben, habe ich zu bemerken, daß sich ihre Züchter noch in keiner Weise zur Aufstellung eines Standards geeinigt haben; noch bei allen mir bekannten entscheidenden Gelegenheiten, öffentlichen oder privaten Ausstellungen kam es wegen Zuerkennung der Preise zu argen Rencontres, so daß diese Spezies den ihr scherzweise gegebenen Namen die „Streittaube" in Wirklichkeit verdienen würde.

Existirt sie doch puncto Zeichnung und Färbung in unendlich vielen Nuancen, mit licht- und dunkelblauer Platte, reinweißen, wenig und viel gestaartem Hals, licht- und dunkelblauen, eintönigen und mit weißen Federn geschuppten Flügeldecken, kein Wunder daher, daß diverse Anschauungen kundgegeben werden.

Scheinbar existiren drei, strenge genommen aber blos zwei größere Parteien, erstens Züchter, welche an den alten Traditionen festhalten, lichtblaue Plattenfarbe als Norm feststellen, und zweitens Züchter, welche nur dunkelblaue, fast schwarze, vielleicht schillernde schön finden.

Die scheinbar dritte Partei will den goldenen Mittelweg gehen und sich mit nicht zu lichter, aber auch nicht zu dunkler Färbung begnügen, züchtet jedoch begreiflicher Weise sich selbst und allen Anderen zum Gespötte.

Wenn sich der Laie ein entsprechendes Bild von der dunkelgestorchten Taube machen will, ist es unbedingt von Vortheil, sich Kopfbau und Schnabelstellung eines edlen Carriers, sowie dessen dünne lange Halsbildung zu vergegenwärtigen.

Die dunkelgestorchte Taube soll nämlich einen langgezogenen Kopf besitzen, dessen Scheitel möglichst kantig, dem eines Carriers gleichkömmt; von der markirten Stirne hat ein dünner Schnabel parallel mit der Platte abzustehen, je länger dieser, desto besser; ist dieser nach abwärts gerichtet, kurz oder dick, ist die Nase statt glatt und dunkel, etwas wulstig oder mehlig, so ist das betreffende Thier fehlerhaft. Das Auge soll recht an der Oberfläche liegen, groß sein und blaugraue Iris zeigen. Tauben mit lichter oder blut-unterlaufener Iris werden als unedler Abkunft betrachtet.

Die Augenlider sind ebenfalls dunkel, schwarz nahekommend, glatt und glänzend, dunkelgestorchte Tauben mit rothen Augenlidern befinden sich nur in Händen ganz verständnißloser Züchter, ein Fachmann würde sich nie dazu herbeilassen, ein mit solchen behaftetes Thier auch nur ausnahmsweise zur Zucht zu verwenden, da sich dieses die Taube gänzlich degradirende Gebrechen leicht vererbt.

Ein vollendet schöner Kopf und Schnabelbau macht eine dunkelgestorchte Taube schon werthvoll, besitzt sie jedoch einen kurzen plumpen Hals, so ist es damit vorüber, da derselbe auffallend dünn und lang sein soll.

Noch vor 10 bis 15 Jahren mußte dieser vom Kinn abwärts bis zur Brustscheide eine sehr entwickelte Rinne haben, die Taube wurde dann als „von guter Art" geachtet; die Züchter der Jetztzeit haben mit diesem Gebote leider gebrochen, wenden zwar nichts ein, wenn eine Taube damit versehen, tariren jedoch auch ohne solche nicht minder, betrachten das Vorhandensein der Rinne also als Ueberfluß.

Die Brust soll möglichst schmal und nicht vorgewölbt sein, an ihr müssen bis an das Schwanzende gegabelt reichende schmale Flügel knapp und derart anliegen, daß die Achseln frei bleiben, d. h. von Brustfedern nicht gedeckt werden.

Ist eine dunkelgestorchte Taube noch, wie gewünscht, hochbeinig, aufrecht in Haltung, so kann man den Eindruck, welchen ihre Besichtigung hervorbringt, mit dem von Englischen Rennpferden treffend vergleichen, da die ganze Erscheinung nicht nur edlen Anstand, sondern auch Gewandtheit und Schnelle verräth.

Ueber den Habitus sind fast sämmtliche Züchter einig, nicht so verhält es sich jedoch, wie bereits erwähnt, mit Zeichnung und Färbung.

In frühren Jahren, wo dunkelgestorchte Tauben blos zum Hochfluge verwendet wurden, sah man vernünftiger Weise in erster Linie auf körperliche Entwicklung, zog hohe, schlanke, kräftige Tauben heran und begnügte sich, wenn Kopf- und Flügelfarbe leidlich

lichtblau waren. Grünschillernder Hals, grauer Bauch, ebensolche Strümpfe galten, weil genug Tauben mit solchen vorhanden, als keine Schönheitsfehler; anders verhält es sich jedoch heute, da sich im Laufe der Jahre Verehrer dieser Spezies fanden, welche ihrer Zucht größere Beachtung schenkten und sie durch Hinwirkung auf Erzielung intensiver Färbung immer mehr zu Ziertauben zu machen bestrebt sind.

Daß dieses Ziel nicht leicht zu erreichen ist, erfuhr ich selbst und bin mit den Resultaten achtjähriger Mühen noch lange nicht zufrieden, einige Züchter waren doch glücklicher als ich und besitzen bereits dem angestrebten Ideale nahekommende, nämlich zartgebaute Tauben mit fast schwarzer, violett schillernder Plattenfarbe, richtig, d. h. nicht zu viel und nicht zu wenig schwarz gestaartem Hals, edelblauen, dünn und pechschwarz gestrichten Flügeldecken, sowie rein weißem Bauche.

Ein Umstand schädigt die Verbreitung der dunkelgestorchten Taube als Ziertaube ungemein und macht ihr viele Züchter abtrünnig, dies ist der, daß ihre Blüthezeit nur kurze Zeit dauert, nämlich vom ersten bis zum zweiten Federwechsel, dieser verändert sie schon sehr zu ihrem Nachtheile, da ihr Gefieder die selbst Laien auffallende lebendige Färbung der ersten Mauser theilweise einbüßt. Mit dem vierten Jahre verliert sie sogar ihre feinen Körperformen und wird plump; trotzdem werden im Prachtgefieder stehende Tauben, sowie ältere, deren edle Abkunft gesichert ist, mit fabelhaften Preisen bezahlt.

Interessant ist die dunkelgestorchte Taube im Jugendkleide, und mir ist keine Taubengattung bekannt, deren Nachwuchs sich bis zur eintretenden Pubertät derart im Gefieder ändert.

Junge dunkelgestorchte Tauben edler Raçe haben dunkelgesäumte Extremitäten, am Scheitel blos wenige rostbraune Federchen. Die Stelle der nach der Mauser erscheinenden Binden ist ebenfalls nur mit einigen rostbraunen Tüpfchen markirt, sonst sind die Täubchen rein weiß.

Welche Ueberraschung daher für einen diese Raçe nicht kennenden Taubenfreund, dem z. B. ein junges Thier zuflog, welches, anfangs so unscheinbar, sich nach vollendeter Mauser in einem total veränderten Kleide präsentirt.

Dem „Weißgestorchten Wiener Hochflieger“ würde es gewiß wohl bekommen, wenn er nur etwas von der, der dunkelgestorchten Taube im Uebermaße bekundeten Sympathie profitiren könnte, selbst wenn laut Vorschrift vollkommen befriedigend, steht er nicht so hoch im Werthe, wie eine nur halbgestorchte Taube, sein Anschaffungspreis variirt von 30 kr. bis 2 fl. per Stück.

Im Kopf- und Schnabelbau, Auge und Augenlidern, sowie Haltung den bisher angeführten gleichgewünscht, hat er wenig mehr zu bieten, soll blos Schwung- und

Schweiffederspitzen vollzählig grauschwarz gesäumt haben, sonst reinweiß, ja nicht gesprenkelt sein.

Es existiren auch weißschwänzige Weißgestorchte, sowie von beiden Varietäten behos'te und belatschte Exemplare. Bei diesem Anlasse bemerke ich, daß außer dieser Taube keinem Wiener Tümmler Federfüße gestattet werden, desgleichen sind Kappen (Hauben), seien es runde oder spitze, strengstens verpönt; eine damit behaftete Taube würde bei noch so guten sonstigen Eigenschaften keine Anziehung ausüben und ist dem Suppentopfe schon in zartester Jugend verfallen.

„Roth- und gelbgestorchte Tauben", vor Jahren zahlreich vertreten, wenn tief in Färbung, sowie gut gezeichnet, hoch bewerthet, sind auch selten geworden.

Sie sind ebenfalls flachstirnige Lang- aber Weißschnäbel, besitzen demgemäß lichte Nestaugen (Glasaugen), gelblich rothe, äußerst flache, zarte Augenlider, sollen eine nicht durchbrochene, farbige, bis unter den Scheitel reichende, mit dem halben Auge abschließende Platte, ganz farbige Schwung- und Schweiffedern haben, sonst am Körper rein weiß sein.

Abkömmlinge von diesen sind die „Gelb- oder rothgedachelten Tauben", sie unterscheiden sich von obigen nur dadurch, daß sie ganzfarbige Flügel besitzen. Das Vorhandensein von weißem Schweiffutter, weißen Schwingen oder farbigen Sprenkeln degradirt beide Gattungen bedeutend.

II. Gruppe.

Rauhfüßige, flachstirnige Langschnäbel.

Diese Raçe unterscheidet sich von den glattfüßigen Langschnäbeln nur durch die Befiederung an den Füßen; Kopfbildung, Schnabel und Körperbau sind vollständig gleich. Mehrfach vorgenommene Messungen haben zu den gleichen Ergebnissen geführt. Es sind folgende:

von der Schnabelspitze bis zur Stirn	17 mm
„ „ „ „ zum Mundwinkel	22 „
„ „ „ „ zur Augenmitte	32 „
„ „ „ „ zum Genick	52 „
„ „ „ „ zum Schwanzende	350 „

Klafterweite 655—660 mm.

Umfang 250 mm

Vergleicht man diese Maße mit denjenigen der Gemeinen Taube, so findet man, daß sie vollständig im gleichen Verhältniß wie bei der letzteren stehen, nur die Schnabellänge

schwankt um 3 mm. Auch in Färbung und Zeichnung bietet die Raçe gegenüber ihrer Vorgängerin nur wenig Verschiedenheit. Es finden sich gleichfalls wieder satte, kräftige Farben, aber etwas weniger Zeichnung. Diese erstreckt sich vorab auf weiße Schwingen, weißen Schwanz oder beide vereinigt. In den drei Fällen sind immer auch die Federfüße vom Fersengelenk ab weiß gefärbt. Ferner findet sich die Elsterzeichnung (in England), sowie vorzügliche Scheckenzeichnung vor. Die Raçe war lange Zeit am Mittelrhein stark vertreten, wo sie als Truppflieger dressirt und als vorzügliche Umschläger (Purzler) betrachtet wurde. Heute ist sie überall ziemlich selten geworden, und einige Farben lassen sich kaum noch auffinden.

Zur Beurtheilung der Schönheit in Bezug auf Augen, Schnabel, Färbung und Zeichnung sind die allgemeinen Regeln gültig. Das Körpermaß darf den mittleren Durchschnitt nicht überschreiten; zu große, kräftige Thiere, wie sie mitunter vorkommen, sind nicht beliebt.

Unter der Scheckenzeichnung ist ein Anfangsgrad derselben in England von Bedeutung und dort unter dem Namen „Rosenflügel" bekannt. Auf dem obern Theile der Flügeldecken zeigen sich auf farbigem Grunde in der Regel die ersten weißen Federn bei allen Schecken der verschiedensten Raçen; so beim Trommler, mehreren Kröpferarten, als auch bei diesem Tümmler.

In diesem Zustande wollen die Engländer die Zeichnung erhalten und haben ihr den angeführten Namen gegeben. Die weißen Federchen sollen in nicht zu großer und nicht zu kleiner Anzahl auf der erwähnten Stelle regelmäßig, in gleichen Abständen von einander vertheilt erscheinen. Daß eine solche Zeichnung nie beständig wird, daß sie immer zwischen „zu viel" und „zu wenig" schwankt, lehrt die Erfahrung.

Deshalb haben die Engländer auch einen zweiten und dritten Grad der Scheckenzeichnung mit eigenem Namen belegt. Verbreitet sich nämlich das Weiß auf die ganze Flügeldecke, oder auch nur auf einen größeren Theil derselben, so wird die Taube „Weißflügel" genannt. Erst dann, wenn auch die übrigen Theile des Körpers, wie Brust, Hals und Schwingen, weiße Federn zeigen, heißt die Taube „Schecke".

Der bekannteste Repräsentant dieser Gruppe ist

der Berliner blaubunte Tümmler.

Diese Tümmler, auch Langnasen genannt, sind seit ungefähr 30 Jahren durch Liebhaber von Fliegetauben in Berlin und Umgegend gezüchtet worden und gehören zu den wirklichen Hoch- und Dauerfliegern, die zu bestimmten Zeiten des Tags, je nach der Jahreszeit, gejagt werden, welcher Sport in Berlin sehr beliebt ist und schon unter Friedrich dem Großen und vielleicht über dessen Zeit hinaus eifrig betrieben wurde.

Die langschnäbeligen, dunkelgefärbten Blaubunten geben im Hoch- und Dauerfluge den Prager Eulen, Wiener, Stralsunder und Danziger Hochfliegern nichts nach, ja übertreffen sie hinsichtlich eleganter Schwenkungen, durch die sie dem Raubvogel leichter entgehen. Aus diesem Grunde haben sie trotz mehrfacher Einführung die vorgenannten Arten nie Boden gewinnen lassen. In der Figur sind sie bedeutend länger und stärker wie die später zu beschreibenden hellen Blaubunten, haben einen bedeutend längeren Schnabel, der mit der Stirn eine ziemlich grade Linie bildet, kluge, vielfach dunkle Augen und schwachbelatschte Füße. Da sie im Fluge ungemein ausdauernd, in der Zucht sehr dankbar und billig sind (2—3 Mk. das Paar), so werden sie von den Liebhabern der Hochflieger gern gehalten, in anderen Provinzen aber findet man sie trotz ihrer guten Eigenschaften selten.

III. Gruppe.

Glattfüßige, flachstirnige Mittelschnäbel.

Mit diesem Namen kann man eine weit verbreitete, viele Zeichnungen enthaltende und viele Einzelschläge zählende Raçe bezeichnen. Ihr Hauptverbreitungsbezirk ist die untere Elbe mit dem Centralpunkt Hamburg. Man könnte sie deshalb auch ebensowohl „Hamburger Raçe" nennen.

Sie zeichnet sich gegenüber den beiden vorangegangenen durch kleinern, zierlichern Körperbau, kleinern, auch im Körperverhältniß kürzern Schnabel, runden Kopf und, wenn überhaupt vorhanden, durch eine außerordentlich starke, auf beiden Seiten tief herabgehende Muschelhaube aus. Weiter hat die Raçe immer unbefiederte Füße, erscheint aber wie ihre Vorgängerinnen gleichfalls in sehr tiefen, satten Farben. Auch bei ihr ist der Schnabel etwas konisch, spitz zulaufend, die Stirn niedrig, doch nicht so flach wie bei den vorstehend Beschriebenen; beide bilden nur einen schwachen Winkel gegen einander. Die Farbe des Schnabels ist durchgehends hell, fleischfarbig (Wachsschnabel), nur bei schwarzer oder blauer Färbung des Kopfes erscheint hin und wieder eine dunkel angelaufene Schnabelspitze. Das Auge muß in allen Fällen rein perlartig sein, wenn es nicht als fehlerhaft betrachtet werden soll.

Keine Raçe zeigt so viele korrekte Zeichnungen. Wir finden bei ihr wieder die Weißschwanz- und Weißschlag-Zeichnung, sowie beide vereinigt. Auch die Schecken-zeichnung fehlt ihr nicht. Weiter ist zu ihr zu zählen die Kalotten-, Nonnen- und Elster-Zeichnung.

Eine genaue Messung von Durchschnitts-Exemplaren aller eben genannten Zeichnungen ergab die gleichen Maße, nämlich:

von der Schnabelspitze bis zur Stirn	12	mm,
„ „ „ „ „ Schnabelspalte (Mundwinkel)	19	„
„ „ „ „ „ Augenmitte	28	„
„ „ „ „ zum Genick	45	„
„ „ „ „ „ Schwanzende	310	„
die Klafterweite betrug	630	„
der ganze Umfang betrug	240	„

Die Weißschwanz-Zeichnung, in Hamburg „Stickschlag", und die Weißschwingen-Zeichnung, wenn mit ersterer verbunden, „Weißschlag" genannt, müssen den allgemeinen Regeln dieser Zeichnungen entsprechen. Man findet bei ihnen oft ganz vorzügliche Exemplare, sowohl in dem brillantesten Tone der Grundfarben Schwarz, Roth und Gelb, als im zartesten Blau und dessen Nebenschattirungen, die beiden letzteren Farben ziemlich selten. Das Gleiche gilt von der Scheckenzeichnung, doch ist diese in der Regel mehr an glattköpfige Thiere gebunden. Die hauptsächlichsten Repräsentanten dieser Raçe sind:

1. die Kalotte, 2. das Nönnchen, 3. die Elstern (Kopenhagener).

Eine hervorragende Rolle nimmt eine Zeichnung ein, deren Träger

1. Kalotte — C. Occipitalis

genannt wird (aus dem Französischen „Calotte" — Priesterkäppchen — abgeleitet; daher auch Plättchen oder Platten-Tümmler), eine Zeichnung, die sich in der ganzen Familie der Haustauben nicht wieder findet. Aehnelt ihr auch die Maskenzeichnung bei der Gemeinen Taube, so ist bei dieser die Kopfplatte doch nie vollständig gefärbt, noch ist die Färbung eine so kräftige wie bei der Kalotte. Diese, auch Plattentümmler und von den Engländern Helmtaube genannt, ist zweifelsohne eine der schönsten Tümmlerarten. In Körperform, Kopf- und Schnabelbildung mit den anderen Hamburger Tümmlern übereinstimmend, bildet sie nur eine Zeichnungsvarietät derselben. Sie kommt sowohl mit voller Muschelhaube, als auch glattköpfig vor, und dieser Unterschied der Befiederung bildet häufig auch einen Unterschied in der sonst ganz gleichen Zeichnung. Ueber die Trennungslinien der Farbe des Schwanzes gegenüber der weißen Farbe des übrigen Körpers ist nichts Besonderes zu sagen, sie müssen den allgemeinen Regeln entsprechen, und meistens ist dies auch der Fall. Um so empfindlicher ist dagegen die Zeichnung der Kopfplatte. Bei ihr muß die Trennungslinie der Zeichnung und Grundfarbe in der verlängerten Schnabelspalte liegen, durch die Mitte des Auges gehen und scharf um den Hinterkopf herum abschneiden, genau so, wie



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

CALOTTEN ODER PLATTEN-TÜMMLER.
(C. OCCIPITALIS.)

Hamburger und Mitteldeutscher Schlag.



man es von der farbigen Platte der vollplattigen Schwalbentaube und von der weißen Platte der Mönchtaube verlangt. Natürlich ist es, daß bei den mit Muschelhauben gezierten Tauben die Plattenzeichnung häufiger rein erscheint als bei glattköpfigen Tauben; erstens weil die Haube schon an und für sich eine Trennungslinie zwischen den Farben bildet, und zweitens, weil die Haube leicht kleine Unregelmäßigkeiten deckt. Sehr fragwürdig ist dagegen die Zeichnung, wenn keine Haube vorhanden. Man trifft dann einen erblichen Fehler an, der darin besteht, daß die Farbe der Platte zu beiden Seiten des Hinterkopfs in Spitzen ausläuft. (S. Abbildung).

In der Färbung ist die Kalotte meist ebenso intensiv, wie ihre Verwandten derselben Raçe. Ungeachtet daß nur untergeordnete Theile überhaupt gefärbt sind, so erscheint doch auf diesen bei Schwarz, Roth und Gelb, ja sogar mitunter bei Blau Metallglanz. Die beiden ersteren Farben sind die gewöhnlicheren, Gelb und Blau sind seltener, und besonders letztere wird hochgeschätzt. Außer diesen Grundfarben erscheinen auch Misch- und Mittelfarben, wie Mausgrau, Fahl, Lederfarbe u. a.

2. Das Nönnchen oder die Nonne. — C. Vestalis.

Dieser Tümmler, dessen Zeichnung sich ausschließlich auf ihn beschränkt, wurde bis in jüngster Zeit vielfach zu den Farbentauben gezählt, jedoch ohne jegliche Berechtigung. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß das Nönnchen zu den Tümmlern gehört, da sein ganzer Körperbau, das echte (Perl-) Auge und alle übrigen, dem Tümmler innewohnenden Eigenschaften zu dieser Annahme berechtigen. Ein fehlerfreies Nönnchen ist zierlich von Körper, hat einen hübsch geformten Kopf, meistens eine schöne runde, dicht und aufrechtstehende Muschelhaube, feinen, den Gesetzen der Färbung des Kopfs entsprechenden Schnabel (d. h. bei schwarzer und blauer Kopffarbe darf der Oberschnabel schwarz angelaufen, bei rother und gelber Kopffarbe muß er jedoch ganz fleischfarbig sein) mit möglichst gleich starken Kiefern, hell röthlich wachsfarbig, helles (perlfarbiges) Auge mit schmalem dunklen, nicht fleischfarbigen Lid und glatte, dunkel fleischrothe Füße und Zehen. Auf weißem Grunde sind der Kopf bis zum Genick und ein Theil des Halses, die Schwingen und der Schwanz gefärbt, eine Zeichnung, die wie die Schwalbenzeichnung zu den heikelsten überhaupt gehört, so daß eine reine Nonne kaum je gefunden wird. Diese Zeichnung bildet mit dem am Vorderhalse heruntergehenden Bart oder Latz gewissermaßen einen herabgelassenen Nonnenschleier; daher auch die Benennung der Taube. Der Bart soll sich bis unter die Kehle erstrecken und rein und genau abgegrenzt sein. Eine gute Latzgrenze ist besonders deshalb von Werth, weil sie gewöhnlich noch eine werthvollere Eigenschaft anzeigt, nämlich die

richtige Anzahl von gefärbten Schwungfedern. Die Zeichnung erscheint in den drei Hauptfarben, nämlich Schwarz, Roth und Gelb, sowie in den Misch- oder Mittelfarben. Die blaue Farbe zu erzeugen ist augenblicklich das Bestreben einiger Züchter. Wohl sind auch schon Ergebnisse erzielt, die indessen noch weit von der erwünschten Vollkommenheit entfernt sind und entfernt bleiben werden, weil es überhaupt keine weiße Taube mit blauen Schwingen giebt, noch je geben wird. Den heikelsten Punkt der ganzen Zeichnung bilden die Schwingen. Sie sollen, der allgemeinen Regel entsprechend, aus neun farbigen Federn auf jeder Seite bestehen, gedeckt durch die gleichfalls gefärbten Daumenfedern. Diese Vollkommenheit findet sich jedoch nur äußerst selten, am ehesten noch bei schwarzer Farbe. Die rothe und besonders aber die gelbe Farbe leidet an zu wenig farbigen Federn oder an ungleicher Zahl gefärbter Federn. Man begnügt sich bei diesen Farben schon mit sieben oder acht Federn und sieht von einer regelrechten Deckung ab. Eine weitere Schwäche der Schwingen liegt häufig in der Färbung selbst. Bei schwarzer Farbe sind diese im Innern meist fuchsig, bei rother und gelber Farbe meist verschossen. Dies alles darf bei einer Standard-Taube nicht der Fall sein. Etwas weniger schwierig, doch immer noch schwierig genug ist die Kopfzeichnung. Auch hier ist die kappige Taube gegenüber der glattköpfigen, die viel seltener vorkommt, im Vortheil. Wie immer muß die Farbe vor der Haube beziehungsweise mit dieser abschließen. „Die Haube muß weiß gefuttert sein", lautet der technische Ausdruck. Dieser Punkt wird auch häufig korrekt angetroffen, dagegen gehört eine in schöner, scharfer Linie stattfindende Abgrenzung der Zeichnungsfarbe nach unten gegen die Brust zu den Seltenheiten. Dies ist ein allgemeines Uebel der Farbenkopfzeichnung, hervorgerufen dadurch, daß oben am Halse eine Scheidelinie verschiedener Federfelder bei der Taube nicht vorhanden, weshalb die Trennungslinie zweier Farben an dieser Stelle immer schwankend bleibt. In der Färbung bietet der Kopf nur bei Roth und Blau Schwierigkeiten, während er bei Schwarz und Gelb meist gut angetroffen wird. Am wenigsten sind solche aber bei Zeichnung und Färbung des Schwanzes vorhanden. Ist letztere dagegen am Schwanze schlecht, so ist sie es auch schon gewiß an den Schwingen. Die blaue Farbe macht allein eine Ausnahme, bei dieser ist sicher die Schwanzfarbe der beste Punkt einer blauen Nonne.

Die Nachzucht fällt selten rein aus, weshalb die Züchtung der Nönnchen eine der undankbarsten ist. Kopf und Hals sind bei den Jungen meist nicht fest in der Zeichnung, oft erscheinen vom farbigen Schwanze ab farbige Rückenfedern, und außer den großen Schwingfedern sind es häufig auch die kleinen sammt ihren Deckfedern, wodurch die sogenannten Aenkel oder Knebel am Handwurzelgelenk des Flügels sichtbar werden, wie bei den Storch- oder Schwingentauben, bei denen es aber kein Fehler, sondern ein Erforderniß ist.



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

NÖNNCHEN (C. VESTALIS).

Züchtung des Herrn H. L. A. Schülbe in Hamburg.



3. Die Elstern (Kopenhagener).

Eine auffallende Erscheinung ist es, daß nur die Elsterzeichnung der Hamburger Raçe im strengen Sinne Kopenhagener heißt, während bei den als Dänische Tümmler bezeichneten Tauben gleichfalls Elstern vorkommen, aber nicht Kopenhagener genannt werden. Die Zeichnungen beider, sowie auch diejenigen der Englischen Elstertümmler sind völlig übereinstimmend und nur die Formen der Köpfe, der Schnäbel, sowie die Fußbefiederung bilden die Raçenunterschiede.

Im Ganzen bietet die Elsterzeichnung weniger Schwierigkeiten, als die des Nönnchens und der Kalotte, weshalb sie viel häufiger rein angetroffen wird, als die letzteren. Der Hauptpunkt in der Zeichnung ist die Herzform des Rückens. Nur die Schulterdecken und Federn des Oberarms dürfen die Grundfarbe des Körpers haben, und nur die Federn des Mittelarms und der Hand müssen weiß sein. Ist dies der Fall, dann ist die Herzform korrekt.

Der zweite Zeichnungspunkt ist ein scharfer, symmetrischer Abschnitt der gefärbten Brust gegen den weißen Leib, wobei es nicht so sehr auf die Stelle, wo dieser Abschnitt stattfindet, ankommt, als darauf, daß er scharf und gleichmäßig ist. Ein tiefer Abschnitt verdient indessen den Vorzug gegenüber einem hohen. Selbstredend muß sich auch die Farbe des Schwanzes von der weißen Farbe des Leibes scharf trennen, und dürfen sich keine farbigen Federn an dem weißen Leib, den weißen Schenkeln und den unteren Federn der Flügel befinden.

In der Farbe trifft man die Elstern meist gut an. Schwarz, Roth und Gelb sind und müssen voll und kräftig sein. Blau erscheint in zartem, reinen Ton. Nebenfarben kommen weniger vor, das Auge muß rein (perlfarbig) und fehlerfrei sein, die Farbe des Schnabels den allgemeinen Regeln der Tümmler entsprechen.

Ungewöhnlich stark findet man die Haube bei dieser Zeichnung entwickelt, sie muß vornehmlich als ein charakteristisches Merkmal gelten, durch das sich die Elstern dieser Raçe von denen anderer Raçen unterscheiden.

Außer den beschriebenen und ziemlich allgemein bekannten Arten trifft man noch hier und da weiße Tauben mit farbigem, meist aber nur mit gelbem oder rothem Schwanze an. Sie sind theils glattköpfig, theils mit Muschelhaube versehen, im Uebrigen entsprechen sie den eben angeführten Arten.

Zu bemerken ist noch, daß sämmtliche Tauben der Hamburger Raçe als Hochflieger im Trupp gejagt werden.

Wir kommen nun zu einer Raçe, die, obgleich sie in ihrer Verbreitungszone von der Hamburger ziemlich entfernt ist, dieser doch in vielen Beziehungen sehr nahe steht. Es ist dies die Ungarische, Polnische, Siebenbürger, Bukowinaer oder Bessarabier Raçe. Sie hat einen etwas kräftigern Körperbau, der Schnabel ist an der Wurzel stärker, aber kaum länger, die Stirn steigt steiler auf, der Scheitel ist breiter. Eine stark entwickelte Muschelhaube und nackte Füße sind gemeinsame Eigenschaften beider Raçen. Es sind hierher zu rechnen sowohl die als Bukowinaer bekannten einfarbigen Tauben in den fünf Grundfarben, als auch die Elsterzeichnung mit weißem Kopfe (Gansel oder Gamsel) und die Weißkopfzeichnung (Krontümmler), muthmaßlich auch noch andere Zeichnungsformen. Bemerkenswerth ist es, daß in allen Unterabtheilungen dieser Raçe häufig Thiere mit 14 bis 16 Schwanzfedern vorkommen.

Die bekanntesten Vertreter dieser Raçe sind:

1. der Ungarische weißköpfige Elstertümmler,
2. der Bukowinaer Roller,
3. der Polnische Krontümmler,
4. der Königsberger Weißkopftümmler,
5. der Königsberger Mohrenkopftümmler.

1. Der Ungarische weißköpfige Elstertümmler (geganselte oder Gamseltümmler).

Der Name dieser Taube hat zu einer Meinungsverschiedenheit zwischen den Liebhabern geführt. Während die Einen behaupten, die Taube müsse „Gamsel" heißen, berufen sich die Wiener Züchter auf das Alter des in Deutsch-Oesterreich gebräuchlichen, auf die Zeichnung der Taube begründeten Worts „geganselt". Mit diesem Worte wird in Deutsch-Oesterreich nämlich die weißköpfige Elsterzeichnung, wie wir diese bei der Gemeinen Taube, der Deutschen und Holländischen Kropftaube und der Nürnberger Bagdette antreffen, bezeichnet. Man könnte sich den Ausführungen der Wiener anschließen, da sie das Alter und die Volksthümlichkeit ihrer Bezeichnung für sich haben, aber auch weil sie die Taube zuerst züchteten und diese von Oesterreich nach Mittel- und Norddeutschland gelangte. Demungeachtet ist ihr Provinzial-Ausdruck für die gedachte Zeichnung nicht beizubehalten, sondern die vorgeschlagne allgemein verständliche Bezeichnung „Weißköpfige Elster" anzunehmen.

Der Ungarische oder Polnische weißköpfige Elstertümmler unterscheidet sich in Größe und Körperbildung von der vorangegangenen Hamburger Raçe nur sehr wenig. Die Maße seines Kopfs, Schnabels und Körperumfangs sind vollständig dieselben, nur die Länge und Klafterbreite beträgt etwas mehr, ein Beweis, daß seine Schwingen und



Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

UNGARISCHER WEISSKÖPFIGER ELSTER-TÜMMLER.

Besitzer: Herr H. L. A. Schülbe-Hamburg.



Schwanzfedern etwas länger sind. Trotz der genauen Uebereinstimmung der Kopf- und Schnabelmaße ist ersterer doch mehr markirt, eckig, als der Kopf der Hamburger Raçe, der mehr abgerundet ist und in heller Färbung sehr hübsch aussieht. Weitere Uebereinstimmung zeigen beide Raçen in der gleich stark entwickelten Muschelhaube und den unbefiederten Füßen, sowie der, der ganzen Tümmlerfamilie eigenen Farbensättigung.

Wesentlich abweichend verhält sich der weißköpfige Elstertümmler dagegen in den Zeichnungspunkten. Die Trennung der Farben, welche die Elsterzeichnung bedingen, farbige Schulterdecken und farbige Federn des Oberarms gegen die weißen des Unterarms und der Hand, ist zwar noch die allgemeine, aber während bei allen anderen Elstertümmlern der ganze Rücken farbig ist, ist er bei dem weißköpfigen gleichfalls weiß. Freilich ist nicht zu behaupten, daß es bei allen Tauben so sei, es war aber bei allen denjenigen der Fall, die bis jetzt auf Deutsche Ausstellungen gelangten, und man darf annehmen, daß es allgemein so ist.

Die weiße Kopfzeichnung schließt oder soll, den allgemeinen Regeln entsprechend, nach hinten mit der Haube scharf abschließen, und diese muß innen farbig sein. Nach unten reicht das Weiß in der Regel dicht unter das Auge und bis zur Kehle. Dieser kleinere und hochgeschnittene weiße Kopf steht in einem gewissen Unterschied dem Wiener Ganseltümmler gegenüber, bei welchem letzteren die weiße Kopffärbung sowohl hinten, noch mehr aber vorn sich tief herunterzieht.

Das Auge entspricht meist den Regeln der weißen Farbe des Kopfes, es ist gewöhnlich braun, dunkel. Doch finden sich öfters auch helle Augen, wenn auch nicht grade Perlaugen vor. Letzteren werden Deutsche Liebhaber sicher den Vorzug geben. Die Farbe des Schnabels soll unter allen Umständen immer weiß sein, da der helle Schnabel sowohl eine Konsequenz des weißen Kopfes, als auch eine Anforderung an die meisten Tümmlerraçen überhaupt ist.

Schließlich ist noch hervorzuheben, daß dieser Tümmler ein guter Purzler ist.

2. Der Bukowinaer Roller.

Diese Taube gleicht (nach Dr. Lazarus in Czernowitz, der sie zuerst in den „Blättern für Geflügelzucht" beschrieb), in ihrem Aussehen und in den Flugeigenschaften dem Orientalischen Roller. Die Größe derselben beträgt von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 34 Centimeter, die Flugweite 70 Centimeter, der Schnabel ist mittellang und mißt vom Mundwinkel gerechnet 2 Centimeter. Die Taube kommt sowohl glatt als gehaubt vor. Die Flügel werden sehr oft hängend getragen. Der Schwanz hat gewöhnlich 12, häufig aber auch 14 bis 16 Federn. Die Bürzeldrüse ist verkümmert, sehr oft fehlt sie ganz, nicht selten kommt statt der mittleren Schwanzfeder eine gespaltene Zwillingsfeder vor.

Die Farbe des Gefieders ist gewöhnlich einfarbig oder unregelmäßig gescheckt, die blaue Farbe ist sehr selten vertreten. Das Auge ist perlfarbig und von einem matt weißlichgelben oder rothen Hautring umgeben. Am merkwürdigsten ist beim Bukowinaer Roller der Flug, welcher den Namen „Roller" vollkommen rechtfertigt. Wenn nämlich die Taube bei ihrem Fluge sich zu einer gewissen Höhe erhoben hat, beginnt sie ihr eigenthümliches Spiel. Sie scheint zunächst auf einem Flecke eine Weile im Fluge inne zu halten, macht dann ein paar kräftigere, auch manchmal klatschende Flügelbewegungen und wirft sich um ihre eigne Achse mit blitzartiger Geschwindigkeit und unzähligemal herum, wobei sie fortwährend nach abwärts rollt, manchmal aber auf einem Punkte aushält und einem sich rasend drehenden Kreisel gleicht. Die Taube sinkt also nicht einfach nach abwärts, sondern sie vollführt diese Bewegung in rollender Art, wobei sie manchmal einen Raum von sehr vielen Klaftern durchmißt. Die Liebhaber sagen alsdann von so einer Taube, „sie geht so viele — und so viele Klafter im Schnitt". Eine andere Art des Rollens besteht darin, daß die Taube, wie schon oben angedeutet wurde, nicht fällt, sondern auf einem Punkte stehen bleibt und sich dabei unzähligemal um ihre eigne Achse wirft. Diese Art des Rollens kann am besten mit einem Rad verglichen werden, welches um eine feststehende Achse in rasende Umdrehung geräth. Die Liebhaber sagen alsdann von so einer Taube: „sie geht wie ein Rad, oder wie eine Mühle". Wird ein ganzer Flug guter Roller aufgejagt, so gleicht ein solcher Anblick den der auf- und abwärts steigenden Kugeln eines Jongleurs, der geschickt eine größere Zahl solcher in die Höhe zu werfen versteht und sie dabei wieder auffängt, denn während eine Taube nach abwärts rollt, steigt eine zweite schon wieder in die Höhe, um alsbald wieder nach abwärts zu rollen, wobei die erste sich wieder erhebt 2c. Bei dem Rollen nach abwärts ereignet es sich nicht selten, daß die Taube sich nicht zu beherrschen vermag und stets so weiter fortrollt, bis sie auf eine feste Unterlage auffällt, wobei sie sich gewöhnlich mehr oder minder stark beschädigt oder auch todtschlägt. Wenn aber eine Taube die Eigenschaft des Rollens zur vollsten Ausbildung bringen soll, so muß sie mit frühester Jugend zum Fliegen angehalten werden. Tauben, welche seit ihrer Jugend eingesperrt gehalten werden, rollen, sobald ihnen die Freiheit gegeben wird, gar nicht und bringen es dann erst zur Vollkommenheit, wenn sie längere Zeit gejagt werden. Dagegen aber beginnen junge Tauben schon nach zwei bis drei Wochen ihres Fluges zu rollen. Anfangs setzen sie sich blos „auf den Schwanz", dann überwerfen sie sich auch hie und da einmal, bis sie solches immer öfter thun und manchmal schon im Alter von drei Monaten vollendete Künstler sind. Alte Tauben, wenn sie auch in der Jugend gut gerollt haben, verlieren diese Eigenschaft mehr oder weniger, wenn sie längere Zeit eingesperrt gehalten werden. Eine Taube, die

sich zu einem ausgezeichneten Roller entwickeln soll, muß Raçe haben, d. h. sie muß von guten Rollern abstammen. Die Roller=Liebhaber kultiviren mit besonderer Genauigkeit manche ausgezeichnete Stämme und erkennen sofort an einer Taube, ob sie von einem solchen guten Stamme abstammt. Es wird deshalb in erster Reihe auf das vorzügliche Rollen besonderes Gewicht gelegt und in zweiter Reihe erst auf Farbe. Tauben, welche schön in Farbe sind und dabei auch ausgezeichnet rollen, werden auch in Czernowitz theuer bezahlt, es ist gar nicht selten, daß man für so ein Paar Tauben 20 Mark und darüber verlangt. Der Bukowinaer Roller ist ferner ein ausgezeichneter Brüter und bekundet einen merkwürdigen Heimathssinn. Was die Abstammung des Bukowinaer Rollers anlangt, so ist es gar keinem Zweifel unterworfen, daß derselbe vom Orientalischen Roller abstammt. Die Bukowina war nämlich noch vor 100 Jahren eine Türkische Provinz, ein Land also, daß sich in seinem Handel, seinen Sitten, Gewohnheiten und Liebhabereien mehr dem Oriente anlehnte. Die damals daselbst seßhaften Begs und Paschas haben sicher echte Orientalische Roller gehalten und gezüchtet. Diese Taubenraçe scheint dann, als die Bukowina Oesterreichisch wurde, immer mehr ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt zu haben, da sie mit gewöhnlichen Tümmlern immer mehr verpaart worden ist. So ist also der Bukowinaer Roller eine Mischlingsraçe vom Tümmler und Orientalischen Roller.

Sehr nahestehend und als zu der Raçe der Polnischen und Siebenbürger Tauben gehörend kann gezählt werden

3) Der Polnische Krontümmler.

Dies ist eine Taube in einer der vier Grundfarben mit weißer Kopfplatte und weißen Schwingen und sie stimmt mit dem eben beschriebenen Gamsel in den Körpermaßen vollständig überein, so daß man sie eigentlich nur als eine Farben=Varietät des weißköpfigen Elstertümmlers ansehen kann. Seine breite Muschelhaube, die ihm den Namen gab, ist meist stärker entwickelt, als dies bei den vorstehenden Raçen der Fall ist. Bis jetzt sind noch wenige dieser Tauben nach Deutschland gekommen; die, welche auf Ausstellungen gelangten, waren gut in Farbe, der Schnitt des weißen Kopfes erschien jedoch bei allen noch etwas mangelhaft. Wir begegnen hier der allgemeinen Regel, welche besonders bei der Pfaffentaube in Wirksamkeit tritt, nämlich daß, sobald bei letzterer die sogenannten „Mücken" fehlen, die weiße Farbe der Kopfplatte das Bestreben zeigt, sich unter das Auge und bis zur Kehle auszudehnen. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß dem korrekten Abschnitt der Kopfplatte mit der verlängert gedachten Schnabelspalte der Vorzug gegeben werden muß.

Für die weißen Schwingen gilt wiederum die allgemeine Regel der Weißschwingenzeichnung. Bemerkenswerth ist es, daß man auch bei dieser Rasse einen bei den Tümmlern

allgemein mit der Weißschwingenzeichnung verbundenen, erblichen Fehler wiederfindet, nämlich den weißen After. Es ist dieses Vorkommniß in hohem Grade interessant.

Professor J. R. v. Rozwadowsky in Krakau, der den Krontümmler zuerst beschrieb, sagt über ihn: „Der Krontümmler ist ein guter Flieger und in der Regel ein fleißiger Purzler, trotzdem es die Liebhaber im Schwarm ihrer silberblauen Elstern und gehaubten Gamseln recht ungern sehen, daß eine Taube, die im Trupp fliegen muß, ihn durch ihre tollen Streiche unterbricht. — Die Maßzahlen besagter Tauben bieten folgendes Schema:

Schnabellänge bis zu den Nasenwarzen	1	cm
„ „ „ dem Mundwinkel	1½	„
Kopflänge (Gesichtslänge)	4½	„
Halslänge	5½	„
Flügellänge	28½	„
Rumpflänge	11	„
Schwanzlänge	12	„
Brustumfang über den Flügeln	23	„
Brustumfang unter den Flügeln	18	„
Gesammtlänge	32	„

Wie nun aus der Tabelle ersichtlich ist, gehört die Taube zu den kleineren Tümmlerschlägen. Kleinheit also zählt auch hier in die Reihe der Forderungen, die an gute Krontümmler gestellt werden. Die ganze Erscheinung der Taube ist nett und anmuthig, ihre Bewegungen sind rasch und flink, sie legt fleißig, brütet und füttert gut.

Der Farbenschläge giebt es im Ganzen vier: Intensiv schwarz, roth, gelb und blau mit wenigen Schattirungen der letztgenannten Farbe, die aber minder beliebt sind, folglich auch nicht angestrebt werden. Die Zeichnung ist eine sehr einfache; der ganze Körper ist farbig; der obere Theil des Kopfes (Schädelplatte) und Flügelspitzen weiß; die Blauen haben außerdem schwarze Binden. Die weiße Kopfzeichnung ist durch die Haube, deren Endwinkel merklich nach innen gekehrt und hierdurch ein wirklich halbdiademartiges Aussehen bietet, das untere Augenlid und Mundwinkel oder Kinn begrenzt; dieser letztere Punkt schwankt nämlich, wie bei der Englischen Perücke, zwischen hig-cut und low-cut, d. h. es giebt sowohl hochgeschnittene Köpfe, bei denen die Grenzlinie zwischen Weiß und Farbig durch den Mundwinkel und Augenmitte — wie auch tiefgeschnittene, wo das Weiß des Kopfes bis unter den Schnabel reicht, somit das Kinn, aber nur als ganz schmaler Streifen, umfaßt. Weißkehlige Thiere, d. h. solche, bei denen das Weiß über einen Centimeter unter den Schnabel reicht, sind selten und verpönt. Die Zuchtregeln bezüglich dieses

heiklen Punkts lauten auf Paarung von hochgeschnittenen Exemplaren mit tiefgeschnittenen und dies ist zufällig ganz richtig und rationell, da auf diesem Wege die Zeichnung möglichst streng bleibt, indem weder das Zuviel, noch Zuwenig Platz greift.

Das Auge, d. h. die Iris, ist der allgemeinen Regel gemäß braun, die Haube reinfarbig und breit, je mehr die Wirbel nach innen gekehrt sind, desto besser. Für die weiße Partie der Schwungfedern gelten die allgemeinen Regeln: acht bis zehn weiße Schwingen in jedem Flügel. Der Schnabel ist rein fleischfarbig, die Beine sind karminroth. Als häufigste Fehler nenne ich: zu viel weiße längste Flugfedern oder deren ungleiche Zahl; weiße Höschen, Bauch- und Afterfedern (bei schwarzen regelmäßig); mangelhafte Muschelhaube; minder strenge Abgrenzung oder Ineinandergreifen beider Farben am Kopfe".

Außer den vorstehend beschriebenen gezeichneten Tauben treffen wir noch eine Anzahl einfarbige Tauben, die unter dem Namen **Bukowinaer** und **Bessarabier Tümmler** zu uns gelangen. Sie unterscheiden sich in ihren Körper- und Kopfverhältnissen kaum von den Vorangegangenen. Im Ganzen sind sie vielleicht etwas stärker, deshalb auch der Schnabel und Kopf um etwa 2 mm länger. Breite Muschelhaube und nackte Füße haben sie miteinander gemein. Ebenso bei einzelnen Grundfarben roth gefärbte Augenlider und braune Augen bei weißer Grundfarbe.

Es ist kaum zweifelhaft, daß in dieser Raçe nicht auch gezeichnete Tauben vorkommen, vorab solche mit weißen Schwingen und weißem Schwanz.

4. Der Königsberger Weißkopftümmler.

In den Kopf- und Körperverhältnissen unterscheidet sich diese Taube von ihren Vorgängerinnen nicht; nackte Füße, stark entwickelte Muschelhaube und gesättigte Farben sind gemeinsame Eigenschaften. Der wesentlichste Unterschied besteht in der Zeichnung. Diese ist die gemönchte; Kopf, Schwingen und Schwanz sind weiß, der übrige Körper ist in einer der vier Grundfarben gefärbt. Es ist einleuchtend, daß bei dieser dreitheiligen Zeichnung Fehler leicht vorhanden sein können, auch die weiße Kopffarbe beeinflußt häufig die Färbung der Augen, welche statt rein perlfarbig, gefleckt oder gar dunkel auf einer oder beiden Seiten werden. Die Zeichnung des Kopfes muß hinten von der farbigen Muschelhaube scharf abgeschnitten sein und zu beiden Seiten unter den Augen herlaufend, vorn unter der Kehle endigen. Zu tief heruntergehendes Weiß ist ein größerer Fehler als zu hoch oben endigendes. Die Zeichnung der Schwingen und des Schwanzes hat den allgemeinen Regeln zu entsprechen.

Wie bei jeder Mönchzeichnung ist auch bei dieser Taube der untere Theil des Rückens und Leibes mehr oder weniger weiß. Die Trennung der beiden Farben muß jedoch immer eine scharfe Linie bilden, und dürfen sich vorab keine farbigen Federn in den weißen Bürzelfedern zeigen.

Wie alle Klassifikation und Eintheilung hinkt, indem es immer einige Individuen giebt, die sich nirgends recht einschieben oder einpassen lassen wollen, so geht es in einigen Fällen auch bei einzelnen Angehörigen der Tümmlerfamilie. Ein solcher, der an dieser Stelle einzuschalten wäre, ist

5. Der Königsberger Mohrenkopf-Tümmler. — C. gyratrix coloriceps.

Diese Taube steht mit ihren Kopf- und Körpermaßen so ziemlich in demselben Verhältniß wie die Polnische und Hamburger Raçe, nur mit dem Unterschiede, daß sie im Ganzen etwas stärker ist und Federfüße hat. Bei einem guten Exemplare haben sich folgende Maße ergeben:

Von der Schnabelspitze bis zur Stirn . . .	15	mm
" " " " zum Mundwinkel .	19	"
" " " " zur Augenmitte .	29	"
" " " " zum Genick . . .	49	"
" " " " zum Schwanzende .	340	"
Klafterweite	660	"
Umfang	250	"

Aus diesen Maßen ist ersichtlich, daß diese Taube in ihren Gesammt-Verhältnissen größer ist wie ihre Vorgängerinnen, besonders ist dies bei den Körpermaßen wahrnehmbar. Die Figur ist gedrungener, die Brust breit, der Hals kurz und dünn, die Füße kurz, die Schenkel sind stark behost (haben Geierfedern) und die Zehen mit zolllangen Latschen besetzt. In der Form ist der Kopf von dem der Vorangegangenen nicht sehr verschieden, etwas dicker und eckiger. Die Stirn ist flach, nach dem Scheitel hoch aufsteigend und bildet mit dem Schnabel nur einen flachen Winkel. Der Schnabel ist, wie bei allen bis jetzt aufgeführten Tümmlerarten, konisch, spitz zulaufend, dabei weiß gefärbt, sogenannter Wachsschnabel, ohne schwarzen Fleck auf der Spitze. Bei Muster-Exemplaren, namentlich solchen, die rothe Augenringe haben, ist die Hornhaut des Schnabels durchsichtig, so daß er schwach rosa gefärbt erscheint. Die Iris ist hell (perlfarbig), das Auge von einem breiten, mitunter rothen Augenringe umgeben.

Die Mohrenköpfe (sie kommen auch in Blau vor) haben dieselbe Zeichnung wie die Gemeinen Mohrenköpfe (Feldtauben); das Gefieder des ganzen Körpers ist weiß, nur der Kopf, die Kehle und der Schwanz sind schwarz oder blau gefärbt. Die farbige Zeichnung des Kopfes muß bis an die Haube gehen, derart, daß die Vorderhaube schwarz oder blau, die Hinterhaube aber weiß ist, d. h. die nach dem Kopfe zu sitzenden Federn der Muschelhaube haben die Farbe des Kopfes, die nach dem Nacken hin sitzende zweite Reihe Federn der Muschelhaube ist weiß. Je weiter die farbige Zeichnung des Kopfes in der Breite der



KÖNIGSBERGER MOHRENKOPF-TÜMMLER.
(C. gyratrix coloriceps.)



Haube auf die Brust herabgeht, d. h. je größer der Bart ist, desto werthvoller ist der Schwarzkopf. Es kommen öfter Exemplare mit rein weißer Muschelhaube vor, bei diesen ist aber der Bart klein und es finden sich gewöhnlich weiße Flecke am Kopfe, namentlich an den Ohren. Häufig trifft man jedoch diese Zeichnung bei den echten Mohrenköpfen viel korrekter an als bei dem Gemeinen Mohrenkopf, wie sie denn überhaupt bei ersterm durch den Gegensatz der tiefen Schwärze der Kopffarbe, des hellen, zarten Schnabels, der Perlfarbe der Augen und des scharfen Abschnitts der Zeichnung, durch die stark entwickelte Muschelhaube eine weit größere Wirkung hervorbringt.

Das Gefieder ist lose, die Flügel werden schlaff am Körper hängend getragen, dennoch fliegen diese Tauben gut, klatschen während der Paarzeit gern mit den Flügeln und purzeln häufig sehr schön, ohne indessen dabei zu steigen, wie die Weißköpfe, vielmehr kugeln sie aus der Luft herunter. Sonst sind sie träge und nicht grade klug, so daß sie sich leicht fangen lassen.

Es giebt übrigens für die Liebhaber langschnäbeliger, kräftiger Flugtauben auch eine Varietät Schwarzköpfe mit schmalem Kopf, langem Schnabel, schlanker Figur und glattfüßig, die jetzt häufiger sind, als die vorbeschriebenen, aber in Königsberg nicht so hoch geschätzt werden als jene. Sie werden Pikern'sche genannt. Die Schwarzköpfe sind eine der werthvollsten Tümmlerraçen und es wäre zu wünschen, daß sie eine weitere Verbreitung erhielten. Zur Zeit sind die Schwarzköpfe auf dem besten Wege auszusterben, da ihre Zucht immer mehr vernachlässigt wird und die wenigen wirklich guten Exemplare meistens zu hohen Preisen nach Rußland verkauft werden. Von echten Blaukopftümmlern giebt es in ganz Ostpreußen keine 10 Paare mehr.

Obwohl diese Taubenart von alters her in Ostpreußen die Lieblingstaube gewesen ist (noch jetzt ist eine Abbildung derselben mit dem Namen des Händlers auf einem kleinen Schilde das Zeichen, daß man eine Taubenhandlung in dem Hause findet), und obwohl nicht zu bezweifeln ist, daß sie eine konstante Art darstellt, so tritt doch bei der Zucht von Schwarz- und Blauköpfen, ähnlich wie bei manchen Englischen Tümmlern, häufig der Fall ein, daß die Nachzucht auf die Urahnen zurückschlägt. Man züchtet dann nämlich statt der jungen Schwarzköpfe oder Blauköpfe ein schwarzes Junge mit einzelnen weißen Federn auf dem Rücken, in den Schwingen und auf dem Bauche, und ein rein weißes Junge. Während das farbige Junge regelmäßig Perlaugen besitzt, hat das rein weiße ebenso regelmäßig dunkle Augen. Erstere werden in Königsberg Roosflügel (wohl aus Rußflügel verdorben), letztere weiße Faulaugen genannt. So ein Rußflügel und ein Weißes zusammengepaart, züchten die schönsten Mohrenköpfe, wenn sie s. Z. selbst von reinen Alten gefallen sind. Leider aber wird letztere Bedingung gewöhnlich außer Acht gelassen, und so sind die meisten farbenköpfigen Tauben, die heutzutage in Königsberg und anderen Städten

Ostpreußens gehalten werden, bunt auf dem Rücken oder in den Flügeln und meist ganz werthlos. Daß man von guten Schwarzköpfen auch ebenso rein gezeichnete Junge erzielen kann, ist wiederholt erprobt und hat man die Ueberzeugung erlangt, daß der häufige Rückschlag in die ursprüngliche Zeichnung nur eine Folge fehlerhafter und nachlässiger Zucht ist. Besonders günstige Ergebnisse zeigt die Paarung von Schwarzköpfen mit Blauköpfen.

In Danzig giebt es eine Art Mohrenköpfe, die in Ostpreußen vornehmlich Danziger Schwarzköpfe genannt werden, sie haben aber einen langen schwarzen Schnabel, sind häufig bunt und zeigen namentlich in den Schwingen einzelne farbige Federn, so daß daraus geschlossen werden muß, daß sie die Nachzucht aus Kreuzungen von weißen Danziger Hochfliegern mit Nönnchen darstellen. Sie sind nicht zu empfehlen.

Eine in früheren Jahren in Danzig beliebte Spezialität scheint ausgestorben zu sein. Es war dies eine Taube mit reiner Schwarzkopfzeichnung (schwarzer Kopf ohne Bart, reine weiße Muschelhaube und Schwanz), von kleiner Figur, mit glatten Füßen und sehr kurzem, feinen weißen Schnabel (ohne die schwarze Schnabelspitze), und die dabei brillant purzelte. Ebenso gab es noch vor kurzem in Berlin Mohrenkopf-Tümmler, die kleiner von Gestalt waren und kürzer befiederte Füße (Strümpfchen) hatten. Erwähnenswerth ist noch, daß aus einer Kreuzung von Nönnchen mit Kalotte häufig Mohrenköpfe entstehen, die indessen nicht übereinstimmend mit der beschriebenen Art sind.

IV. Gruppe.

Rauhfüßige, hochstirnige Mittelschnäbel.

Bis zu dieser Abtheilung konnte die aus sorgfältiger Beobachtung sich ergebende Klassifikation der Tümmlerraçen ziemlich streng und auch in allgemein verständlicher Weise innegehalten werden, da fast alle einzelnen Vertreter der verschiedenen Gruppen unter den aufgeführten Namen bekannt sind. Anders verhält es sich in der jetzt zu besprechenden Abtheilung. In dieser herrscht noch die meiste Verwirrung, weil grade hier die verschiedenen Zeichnungen und Färbungen je nach den Orten benannt werden. Wohl mögen auch in dieser Abtheilung die meisten Kreuzungen stattgefunden haben; deshalb ist es schwierig, bei dem Gebrauch von Namen nicht Veranlassung zu falschen Vorstellungen zu geben oder Mißverständnisse nicht hervorzurufen.

Die Glieder dieser Abtheilung unterscheiden sich von den der drei vorangegangenen hauptsächlich durch die Form des Kopfes. Der Körper ist kleiner und gedrungener, Schwingen und Schwanz sind kürzer, der Kopf ist nicht flach, sondern mehr abgerundet, welche Form vorab durch die von der Schnabelwurzel hoch aufsteigende Stirn hervorgebracht wird. Der Schnabel, von mittlerer Länge, ist gleichfalls konisch, bildet aber mit der Stirn einen

stärkern Winkel als bei den Tauben der vorangegangenen Abtheilungen. Der maßgebende Punkt aller hochstirnigen Tümmler liegt in der Lage des Auges. Denkt man sich nämlich eine Linie in der verlängerten Schnabelspalte nach dem Hinterkopf gezogen, so liegt das Auge ganz oberhalb dieser Linie, also ganz im Oberkopfe, während bei den flachstirnigen Tümmlern diese Linie das Auge in der Mitte durchschneidet.

Die Farbe der Augen und des Schnabels entspricht in dieser Abtheilung viel häufiger den allgemeinen Regeln des Gefieders, d. h. es kommen bei schwarzer und blauer Farbe des Kopfes häufiger dunkler Schnabel, und bei weißer Farbe des Kopfes häufiger dunkle Augen vor, als dies bei den flachstirnigen Tümmlerarten der Fall ist.

Eine weitere allgemeine Eigenschaft der Tauben in dieser Abtheilung sind die kurzbefiederten Füße — Strümpfchen, nicht Latschen —. Es befinden sich unter ihnen einfarbige Tauben in den fünf Grundfarben, häufiger sind jedoch Schecken. Ferner kommt die Weißschwingen- und Elsterzeichnung vor, letztere mit einem weißen Brustfleck. Die Verbreitungszone umfaßt das Elbegebiet, weshalb einzelne Zeichnungsformen den Namen von Städten dieser Gegend führen. Auch die sogenannten „Berliner Altstämmigen Tauben" streifen an diese Abtheilung, und häufig werden gewisse Zeichnungsformen derselben als „echte Altstammtauben" ausgegeben.

Der Berliner Elster-Tümmler.

In der Provinz Brandenburg wird diese Taube als bunt mit dem Zusatze der Farbe bezeichnet, wie „blaubunt, silberbunt, schwarzbunt". Häufig ist diese Bezeichnung zutreffend, streng genommen soll die Taube jedoch nicht bunt, d. h. scheckig, sondern gezeichnet sein. Die Zeichnung ist die geelsterte mit einem kleinen unregelmäßigen weißen Fleck auf der Brust. Dieser weiße Brustfleck ist eine Hauptursache an der so häufigen Unregelmäßigkeit der Zeichnung. Er wird öfter viel zu groß oder verschiebt sich von der richtigen Stelle oder nimmt eine zu unregelmäßige Form an. Alle diese Fälle stehen in Beziehung zu den weiß sein sollenden Flügeln, an welchen, wie man weiß, nur die Federn der Schulterdecken und des Oberarms gefärbt sein dürfen, um die richtige Herzform der Elsterzeichnung zu bilden. Meist ist indessen entweder zu viel Farbe auf den Flügeln oder noch Weiß auf dem Rücken. Beides sind Zeichnungsfehler, auf welche indessen, da die Taube vorab wegen ihres Hoch- und Dauerfliegens gehalten, kein großes Gewicht gelegt wird.

Am häufigsten sind die Tauben von blauer, am beliebtesten die von silberfahler Grundfarbe. Diese Farben erscheinen so klar und rein, wie man sie eben nur bei den Tümmlern und einigen wenigen anderen Raçen antrifft. Das Silberfahl ist öfter wie angehaucht, so licht, daß es kaum von den weiß gezeichneten Theilen zu unterscheiden ist.

Hauptbedingung ist, daß sie hochgeflügelt sind und keine Binden oder einen Ansatz zu solchen haben und einen einfarbigen, nach unten zu dunkel werdenden Schwanz. Ein sogenannter Spiegel- oder Fechtelschwanz ist ein großer Fehler, ebenso ein dunkles oder gebrochenes Auge. Mit anderer Grundfarbe kommt die Zeichnung seltener vor, noch seltener ist sie aber in diesem Falle rein, der Ausdruck bunt paßt dann um so mehr.

Außer den so gezeichneten Tauben finden sich auch einfarbige in den fünf Grundfarben, ebenso wie Schecken in den verschiedensten Zeichnungen.

Von den Einfarbigen sind die ganz Weißen, so bald sie reine Perlaugen haben, sehr geschätzt. Bei den Schecken kommt eine Färbungsvarietät unter dem Namen „Eulige" vor, die sehr beliebt ist. Die Färbung besteht aus der Zusammensetzung dreier Farben: schwarzbraune Grundfarbe, welche hie und da an den Schaften einzelner Federn roth unterlaufen ist, spärlich mit weißen einzelnen Federn gemischt. Wir finden eine ähnliche Zeichnung auch bei andern Tümmlerarten, wie bei den in der 1. Abtheilung geschilderten Schornsteinfegern. Blauschecken werden hin und wieder wie z. B. in Prag „Eulen" genannt, wie denn überhaupt alle einfarbigen und gescheckten Tauben der ganzen Gruppe ebenso oft als Berliner Altstämmer oder mit einem beliebigen Stadtnamen auftreten. In Bezug auf die Scheckenzeichnung ist noch zu bemerken, daß für sie die allgemeine Regel dieser Zeichnung gilt, nämlich in Schwingen und Schwanz dürfen sich keine weißen Federn befinden. Von den besonderen Berliner Tümmlern sind außer den oben erwähnten Euligen noch solche in Blau und Silberfarbe, sowie Gelb- und Rothbänder (bindig) zu nennen. Erwähnenswerth ist noch, daß die Berliner Tümmler vielfach krumm- (schwanen-) und zitterhalsig sind. Die Maße eines feinen Berliner Tümmlers sind folgende:

Von der Schnabelspitze bis zur Stirn . . .	14	mm
" " " " zum Mundwinkel	17	"
" " " " zur Augenmitte .	27	"
" " " " zum Genick . .	42	"
" " " " zum Schwanzende	320	"
Klafterweite	640	"
Umfang	250	"

V. Gruppe.

Glatt- oder rauhfüßige, hochstirnige Kurz- oder Dickschnäbel.

In der vorigen Abtheilung ist bereits angedeutet, daß diese wie die folgenden nicht streng und leicht zu begrenzen seien, indem die Begriffe, was unter den Benennungen der einzelnen Arten zu verstehen sei, noch nicht hinlänglich genau festgestellt wäre.



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

RAUHFÜSSIGE, HOCHSTIRNIGE KURZ- UND DICKSCHNABEL-TÜMMLER.

Der Altstamm-Tümmler. (C. brevirostris s. albifrons.)

Specialzüchtung des Herrn Fabrikdirectors H. Lemcke-Stettin.



Es finden sich nun eine Anzahl Tauben, die mit der soeben beschriebenen Abtheilung eng verwandt sind und nur einen allmählichen Uebergang derselben bilden. Sie stehen ihnen sowohl in Farbe, Zeichnung, als auch in der Gesammterscheinung beinahe gleich, sind jedoch häufig etwas kleiner und haben einen kürzern dickeren Schnabel. Es sind dies Tauben, die häufig mit dem Namen „Altstämmer" bezeichnet werden und deren Kopfbildung vollständig derjenigen eines guten Mövchens entspricht. Die Stirn ist zwar hoch, bildet jedoch mit dem Schnabel keinen Winkel, sondern wie beim Mövchen eine ununterbrochene Bogenlinie. Der Schnabel ist um 2 mm, demzufolge der ganze Kopf um ebenso viel kürzer als bei den Berlinern. Trotz alledem sind diese Tauben nicht mit dem echten Altstammtümmler zu verwechseln, da sie nur Kreuzungserzeugnisse sind; sie sind unter dem Namen „Berliner Altstämmer" bekannt.

Die hauptsächlichsten Repräsentanten dieser Gruppe sind:

1. der Altstammtümmler und Weiße Reinaugen,
2. Wiener Tümmler,
3. Wiener Ganseln.

1. Der Altstamm-Tümmler — C. brevirostris s. albifrons.

Diese edle, schöne Taube gehört ohne Zweifel zu den ältesten Tümmlerschlägen in Deutschland, denn schon J. L. Frisch in seiner Beschreibung vom Jahre 1743 erwähnt ihrer (S. 199) und die dazu gelieferte Abbildung (Taf. 148) berechtigt unbedingt zu dieser Annahme. Auch die Engländer kennen sie schon früher als den Almond-Tümmler unter dem Namen Old fashioned-tumbler, ein Beweis dafür, daß der Altstamm-Tümmler, nicht aber, wie von ihnen irrthümlich behauptet wird, der Almond (ein neueres Ergebniß Englischer Züchtungskunst) die Stammform aller kurzschnäbeligen, hochstirnigen Tümmler ist. Willughby (1676) scheint ihn unter dem Namen „narrow tailed Snaker" ebenfalls schon zu kennen.

Einige hervorragende Deutsche Kenner sind der Ansicht, daß die Altstamm-Tümmler Kreuzungserzeugnisse seien, die ihnen als dagewesene und wieder zu erreichende Ideale vorschweben.

Der Altstamm-Tümmler ist ursprünglich aus Holland zu uns gekommen, daher auch seine frühere Benennung „Holländer Tümmler", und am Ende des vorigen Jahrhunderts kam er am vollendetsten in Gestalt und Zeichnung in der Provinz Preußen vor, dem Eldorado der feinen Raçetauben, von wo aus er durch Postkondukteure — Eisenbahnen gab es in jener Zeit noch nicht — nach Berlin zu hohen Preisen, bis zu 30 Thalern für das Paar, gebracht, dort vielfach gekreuzt und von den Liebhabern mit dem Namen „Berliner Altstämmer" belegt wurde, welch' sprachlich falsche Benennung sich bis au

den heutigen Tag erhalten hat. Die schönsten Exemplare in Deutschland befanden sich s. Z. zu Königsberg i. Pr., Memel und Tilsit in den Händen sachverständiger Züchter, die seltene Raçetauben (ich erinnere an die jetzt ausgestorbenen Weißköpfe, mit Mövchen-Jabôt und Kehlwamme, schöner wie die Englischen baldheads) zu schätzen wußten und zu ihrer Veredelung weder Geld, Zeit noch Mühe scheuten, da jeder Einzelne durch den Andern angespornt wurde und ihn in seinen Leistungen überholen, mindestens nicht hinter ihm zurückbleiben wollte. Die Bedingungen, welche zu einer erfolgreichen Zucht der Altstamm-Tümmler erforderlich sind, waren also in jener Provinz vorhanden, bestehend in einheitlicher unveränderter Zuchtrichtung, großer Masse und guter Beschaffenheit der Zuchtthiere und gründlicher Kenntniß derselben, sowie endlich in großer Uebereinstimmung hinsichtlich der Raçeeigenthümlichkeiten dieser wahrhaft edlen Taube. Bei sorgfältigster Beachtung aller dieser Punkte verbreitete sich der Ruf der Altstamm-Tümmler sehr weit und dies gab die Veranlassung dazu, daß die schönsten Exemplare zu hohen Preisen, namentlich nach Rußland ausgeführt wurden und den Deutschen Liebhabern für immer verloren gingen.

Am häufigsten fand man diese Tauben in den oben genannten Städten einfarbig, roth (früher als kaffeebraun bezeichnet), schwarz, gelb und am schönsten in Tigerzeichnung, weiß sehr selten. Später tauchten Schecken in rother, schwarzer, gelber und auch in blauer Farbe auf, in welch' letzterer Zeichnung sie jedoch in der Kopfbildung nie so schön waren wie die Schecken anderer Farben. Selbst in ihrer schönsten Form erfüllten diese meist nicht die Bedingungen des echten Altstamm-Tümmlers, denn in ihrem Naturell waren sie wesentlich von ihm verschieden. Während der Altstamm-Tümmler eifersüchtig und neidisch gegen seine Mitbewohner ist, war der Blauscheck zwar herrschsüchtig, dabei aber, seiner Kraft sich wohl bewußt, stolz und edel, welche Eigenschaften in der Regel auch von den übrigen Schlagbewohnern gewürdigt wurden. Die Altstamm-Schecke hat folgende Zeichnung. Beide Flügel sind ganz weiß und werden nur von den farbigen Schulterfedern überdeckt, so daß auf dem Rücken die Form eines Herzens entsteht. Die Umrisse dieser Zeichnung müssen scharf begrenzt sein, die Farbe darf in das Weiß nicht übergreifen, noch umgekehrt. Ferner ist der Bauch gleichfalls weiß und auch hier muß die Farbe, sowohl von dem Schwanze als von der Brust, mit einer scharfen Linie an dem Weiß abschneiden. Auf der Mitte der farbigen Brust befindet sich ein mehr oder weniger großer weißer Fleck in der Form eines Herzens, je regelmäßiger, um so werthvoller. Da die Nachzucht dieser Schecke häufig sehr unregelmäßig gezeichnet erschien, meist auch in Weiß oder Weißspießzeichnung überging, so waren die Thiere, ganz entgegen dem heutigem Geschmack, nicht sehr begehrt; die besten und beliebtesten, daher auch stets die theuersten, waren und blieben lange Zeit die Getigerten in den hellen Farbenschattirungen.

Der Altstamm-Tümmler zeichnet sich anderen kurzschnäbeligen Tümmlern gegenüber besonders durch Gestalt und Haltung aus. Seine ganze Erscheinung ist klein, kurz, zierlich, mit stark gewölbter Brust, auf welcher sich eine Spalte zeigt, die sie in zwei gleiche Hälften theilt und die Wirkung der Wölbung erhöht. Der glatte Kopf ist kugelrund, die Stirn bildet eine Bogenlinie mit dem meist nicht festgeschlossenen, winzig kleinen Schnabel, welcher ganz kurz und so dick als lang ist, ähnlich dem eines Dompfaff (Pyrrhula vulgaris); unterhalb desselben läuft von der Spitze des Unterkiefers eine, auch den Mövchen eigene, kleine Kehlwamme nach dem Halse zu, wodurch der Kopf das Aussehen gewinnt, als sei er ohne Schnabel — der technische Ausdruck bei den Liebhabern lautet: die Taube hat ein Maul — und man legt sich unwillkürlich die Frage vor, wovon sich die Thiere wohl ernähren, da sie eine Erbse aufzupicken anscheinend kaum imstande sind. Der dünne Hals ist krumm gebogen und im Affekt ist er in beständigem Vibriren, welch' zitternde Bewegung der Halsmuskeln jedoch viel stärker zu Tage tritt, wie z. B. bei der Pfautaube. Dieses Zittern war dem ursprünglichen Stamm nicht eigen, sondern ist erst später durch Kreuzung mit Berliner Elstern hineingebracht, wodurch auch der häufig dünne Schnabel und die Stirnwinkel entstanden sind.

Mit dem Kopf und der stark gewölbten Brust bildet dieser so eigenthümlich geformte Hals ein verkehrtes lateinisches S, und diese Hals- und Kopfstellung giebt der Taube die so unvergleichlich kokette, stolze und doch so jungferliche Haltung. Die Wölbung der Brust ragt der Schnabelspitze 3 bis 5 cm voraus, die Flügel werden am Leibe eng anschließend getragen, sind kurz und reichen mit der Spitze oberhalb des Schwanzes nicht ganz zusammen. Die Größenverhältnisse sind folgende:

Von der Schnabelspitze bis zur Nasenwarze	4	mm
„ „ „ „ zum Mundwinkel	13	„
„ „ „ „ „ Augenringe	16	„
„ „ „ „ „ äußern Augenwinkel	30	„
„ „ „ „ „ Schwanzende	320	„
„ „ „ „ „ Scheitel	40	„
Vom Flügelbug zu Flügelbug	95	„
„ „ bis zum Schwanzende	235	„
Von der Brustwölbung bis zur Spitze der mittleren Schwanzfeder	20	„
Der Körperumfang über die Flügel gemessen	270—280	„
Klafterweite	620	„

Das schöne, große helle (Perl-) Auge ist gewöhnlich mit einem kleinen, rothen, unbefiederten, fleischigen Rande umgeben. Unterhalb der Augen befinden sich die sogenannten Pausbacken, welche nie fehlen dürfen und dem Kopfe die dicke, runde Form verleihen; sie

werden dem Auge jedoch erst nach der ersten Mauser und namentlich, nachdem das Thier die ersten Jungen erbrütet, sichtbar; die Füße sind sehr kurz und schwach befiedert. Der echte Altstamm-Tümmler ist glattköpfig und kommt gehaubt seltener in vollendeter Schönheit vor.

Die sogenannten Berliner Altstämmer sind meist größer und von stärkerm Körperbau; hauptsächlich kennzeichnen sie sich durch die Länge der Flügel und namentlich des Schwanzes, wodurch die schöne Haltung sehr beeinträchtigt wird; auch die Nasenhaut tritt auf dem mehr eckigen Kopfe zu stark hervor, was auf Kreuzung mit Berbern (Indianern) schließen läßt, wodurch denn auch die etwas plumpe Gestalt in diesen Schlag gekommen ist. Auch purzeln die Berliner Altstämmer weniger wie die echte Raçe. Die wirklich reine Raçe des echten Altstamm-Tümmlers wird heute in Berlin nur noch selten angetroffen, kommen aber vereinzelt Exemplare bei irgend einem Liebhaber vor, so sind es meist verkrüppelte oder kranke Thiere, denen stets das glänzende, glatte Gefieder fehlt und die in den meisten Fällen zur Nachzucht untauglich sind. In einzelnen Provinzialstädten, woselbst sie frei ausfliegen — jung eingejagt, sind sie vorzügliche Flieger und unübertreffliche Purzler — findet man die Thiere in der alten, reinen Raçe, sie sind aber dann auch meist unverkäuflich; in die Hände der Händler gehen nur alte, meist nicht mehr zuchtfähige Exemplare, die dann leider zu hohen Preisen weiter verkauft werden. Natürlich ist da von Nachzucht keine Rede, und daher kommt die Annahme, daß diese Raçe entartet sei und dem Aussterben entgegengehe. Allerdings ist in Berlin der alte, schöne Stamm durch unverständige Züchtung fast ganz ausgestorben; was als Altstamm-Tümmler dort alles ausgegeben wird, ist fast kaum zu glauben. Da giebt es Thiere mit und ohne Federfüße, mit und ohne rothe Augen, zitterhalsig und nicht zitterhalsig, mit stumpfem, indianerartigem und mit länglichem Kopf, abgesehen von allen nur möglichen Farben und Zeichnungen. Außer seiner Größe hat der Berliner Altstämmer noch folgende Fehler: einen dünneren Schnabel, der mit der Stirn einen Winkel bildet, platten Kopf und glatte, also keine Pausbacken, auch ist er meist höher gestellt und die Füße sind zu stark befiedert.

Als Orte, wo der Altstamm-Tümmler noch in reiner Raçe und in größerer Anzahl vorkommt, sind zu nennen: Stettin, Thorn, Bromberg, Landsberg, Spandau, Bärwalde u. a. Die Preise für ein fehlerloses Paar schwanken zwischen 50 bis 150 Mark, ja es sind Fälle bekannt, daß man für ein Paar glattköpfige Gelbschecken 200 Mark vergeblich geboten hat.

Eine Subvarietät des Altstamm-Tümmlers sind die sogenannten

Weiße Reinaugen.

Ueber diese Tümmler-Varietät schreibt Herr Buchmann-Krebs in der „Allgemeinen Geflügelzeitung": „Welche weiße echtäugige Tümmler heißt man nicht Reinaugen! Nehmen



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

GLATT- UND RAUHFÜSSIGE, HOCHSTIRNIGE KURZ- UND DICKSCHNABEL-TÜMMLER.

WEISSE REINAUGEN. (C. brevirostris s. albifrons.)

Züchter: Herr Fabrikdirector H. Lemcke-Stettin.



wir den Annoncentheil einer Geflügelzeitung oder wenden wir uns an einen Taubenhändler in Königsberg i. Pr., so werden wir finden, daß man uns tadellose Reinaugen per Paar von 3 Mark an bis zu den höchsten Preisen offerirt. Tadellos sind diese Tauben insofern auch wirklich alle, als es eben immer weiße Tümmler mit hellen (Perl-) Augen sind.

Wollten wir nun unter diesen weißen Tümmlern das Sortiren anfangen, so müßte man uns hierzu erst den Faden der Ariadne in die Hand geben.

Abgesehen von der Verschiedenheit der Größenverhältnisse, könnte man hier allerlei Schnabelformen — Dick- und Dünnschnäbel, Kegel- und Pfriemenschnäbel — herausfinden. Wollten wir uns aber an die verschiedenen Bezeichnungen und Ortsnamen, welche gebraucht werden, als: „Königsberger", „Elbinger", „Stettiner", „Lübecker" u. s. w. halten, so würden wir uns doch nicht zurechtfinden, weil wir uns genugsam überzeugt haben, daß die Tauben ganz beliebig und willkürlich getauft werden, und daß es nichts Leichteres giebt, als z. B. Lübecker Tümmler zu erwerben, wie ihresgleichen in Lübeck noch nie gezüchtet worden sind.

Unter Anderem lernten wir als „Elbinger Reinaugen" Tauben von der Figur des Weißkopftümmlers kennen, und soll es in Elbing sowohl kappige, als glattköpfige, weiße, gradschnäbelige Tümmler von außerordentlich feiner Qualität geben.

Gewöhnlich wird die Bezeichnung „Reinaugen" nur für Königsberger Tümmler angewendet, allein auch unter diesen treffen wir mancherlei Variationen. Wir sehen da Thiere von der Figur und mit dem Schnabel des gewöhnlichen einfarbigen Königsberger Tümmlers mit manchmal sogar handbreiten Latschen und mit sehr breiter Muschelhaube. Diese Tauben sind nicht theuer und gehören vielleicht zur Alltagskost; dennoch erlaubt unser Geschmack, sie für sehr schön zu finden, und in unserer unmaßgeblichen Meinung halten wir dieselben sogar für prämiirungsfähig. — Dort haben wir wieder allerlei glatt- und rauhbeinige Geschöpfe, über deren Werth eigentlich nur die Schnabelform entscheidet.

Diese Letzteren endlich weisen uns auf jene Varietät hin, welche man in den besser eingeweihten Kreisen „Reinaugen" nennt, und welche vielleicht auch alle aus der Zeit der Mache der eigentlichen Reinaugen herstammen. Warum man der betreffenden Taube den Namen „Reinauge" gegeben hat, bedarf gewiß keiner Definition. Besser bezeichnend wäre vielleicht: „Königsberger Altstamm". Mit dem wirklichen Altstamm hat unser Reinauge sehr viele Aehnlichkeit und ist damit vielleicht nahe verwandt. Der Berliner Altstamm ist in Weiß nahezu garnicht reinäugig aufzutreiben, und mag er auch kleiner und dickköpfiger sein, so verdient doch der Königsberger der Eigenschaft halber, die schon sein Name andeutet, den Vorzug.

Trotz dieses Vorzuges wetteifert Letzterer in seiner Art mit den feinsten Tümmlern — den Almond nicht ausgenommen — und die Existenz derartiger Tümmler-Varietäten

läßt es uns unbegreiflich finden, warum man dem Liebhaber zumuthet, unsere Deutschen und Oesterreichischen Gattungen zu verleugnen, um Almond-Kultus zu treiben.

Die Reinaugen sind keine Alltagskost, sie sind hoffähig, wenn sie fein gezüchtet sind, was man ja immer auch bei anderen Raçen voraussetzt. Leider aber sind sie auch insofern keine Alltagskost, als bereits von verschiedenen Seiten befürchtet wird, daß diese edle Tümmler Varietät auf dem Aussterbe-Etat stehe.

Wir sind zwar überzeugt, daß das Beste, was von Reinaugen existirt, sich noch immer im Besitze weniger verständiger Züchter in den nordöstlichen Provinzen Preußens und in Pommern befindet, und daß nicht grade alles, was von dort ausgeführt worden ist, verkommen oder in die unrichtigen Hände gelangt sei. Immerhin aber möchten wir Liebhaber feinraçiger Tümmler auf jene schöne Varietät aufmerksam machen und sie auffordern, sich der Reinaugen anzunehmen, denn es könnte nicht verantwortet werden, wenn wir diese Raçe aussterben ließen.

Die Zucht des schönen, edlen, reinäugigen Tümmlers, der übrigens jedem Taubenschlage alle Ehre macht, bietet viel Vergnügen und auch Schwierigkeiten genug, um demjenigen unsere volle Achtung zu erwerben, der es versteht, von weißen Tümmlern wieder feine weiße Tümmler zu züchten.

Man hat es durchaus nicht nöthig, der einfachen weißen Taube irgend ein bestimmtes farbiges Abzeichen aufzuzüchten; es wäre da schade um das Zuchtmaterial, auch würden solche Bemühungen sicherlich nicht anerkannt. Uebrigens darf man auch das vollkommenste Paar isoliren, und das Weitere findet sich doch nicht von selbst.

Der Züchter hat die Natur bemeistert, er hat aus einem dunklen Auge ein konstant perlfarbiges (helles) gemacht, und dies kann die Natur doch nicht so ungestraft vorübergehen lassen. — Hat der Züchter es auch verstanden, das „echte" Auge konstant zu machen, so kann er doch nicht verhüten, daß der Rückschlag zu jenem Zuchtmaterial immer und immer wiederkehrt, welches er zur Lösung jener Aufgabe seiner Zeit nothwendig gebraucht hat.

Daß bei Erzeugung der Reinaugen die Altstamm-Taube eine bedeutende, vielleicht die Hauptrolle gespielt haben mag, haben wir bereits schon ziemlich bestimmt ausgesprochen; unseren Vermuthungen über das etwaige weitere, damals zur Verwendung gekommene Material hier Raum zu geben, halten wir aber für höchst überflüssig, da sich der Leser eben so gut in Vermuthungen ergehen kann, als wir selbst, wenn wir hervorheben, was Alles unter ganz normalen Verhältnissen von einem reinweißen Zuchtpaare nachgezüchtet werden kann. Bevor wir jedoch zu diesem Punkt zurückkommen, wollen wir es, so gut als es uns möglich ist, versuchen, die Taube zu beschreiben, von der wir nun schon so lange gesprochen, ohne sie eigentlich vorgestellt zu haben.

Den Kopf eines Reinaugentäubers möchten wir mit demjenigen einer Altstammtäubin vergleichen, d. h. er ist oben breit, ziemlich rund und dick. Der stumpfe, kurze Schnabel, welcher stets rein weiß sein soll, ist mehr Eulen- als Kegelschnabel; die Nasenwarzen sind stark ausgebildet. Das reine Perlauge, welches, abgesehen von den darin befindlichen Blutgefäßchen, so weißlich ist, wie das Gefieder, ist mit einem ca. 3 mm breiten, lebhaft roth gefärbten Hautringe umgeben, der vollständig mit demjenigen einer einjährigen Indianertaube verglichen werden darf. Der Hals ist lang, auffallend dick, schwanenartig gebogen und im Affekte mehr oder weniger zitternd — ebenfalls ein Erbstück vom Altstamm. Die breite Brust und der große Brustumfang entsprechen den an feinraçige Tümmler zu stellenden Anforderungen. Der ganze Körperbau ist stämmig, gedrungen. Beine und Füße werden von Federn bedeckt; doch sollen die Federn an den Zehen nicht länger sein, als die Letzteren selbst.

Die Messungen, welche wir an drei Täubern vorgenommen, haben immer so ziemlich dasselbe Resultat ergeben:

Von der Schnabelspitze bis zur Nasenwarze	4—4½ mm
" " " " zu den Federn	8—9 "
" " " " zum Mundwinkel	13 "
" " " " " Augenringe	16 "
" " " " " äußern Augenwinkel	30 "
" " " " " Scheitel	42 "
" Flügelbug zu Flügelbug	90—100 "
Vom Flügelbug bis zum Schwanzende	250 "
Der Körperumfang über die Flügel gemessen	260—275 "

Der größte senkrechte Durchmesser des Auges inklusive der Lider beträgt 12 mm; der Augenring ist, wie bereits angedeutet, ca. 3 mm breit.

Für die Täubinnen werden so ziemlich dieselben Maßzahlen entsprechend sein. Sie sind im allgemeinen etwas kleiner, schmäler und dünnhalsiger, stehen aber in Bezug auf Schnabellänge, respektive Schnabelkürze den Täubern in der Regel kaum nach, wenn sich auch der Kopf gegen den Schnabel zu allerdings etwas mehr abzuflachen scheint.

Die am häufigsten vorkommenden Fehler des Königsberger reinraçigen Reinaugen-Tümmlers sind, wenn wir Anzeichen von Grobraçigkeit, wie langer Kopf und langer Schnabel, nicht zu den Merkmalen rechnen, welche wir in unser Urtheil ziehen wollen, fast ausschließlich nur farbige Federn und ein dunkel gefleckter Schnabel, denn das Perlauge wird, unserer bisherigen Beobachtung und Ueberzeugung nach, nur höchst selten mißrathen.

Was die Eigenschaft des Purzelns anbetrifft, so sind darin die Reinaugen nichts weniger als Meister; sie scheinen es nicht weiter als bis zum „Flügelstürzen" und „Schwanzreiten" bringen zu können und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Raçe überhaupt nicht purzelt, oder daß diese Eigenschaft dadurch, daß man sie ganz vernachlässigte, oder auch dadurch, daß man seiner Zeit einen Tropfen fremdes Blut hineingezüchtet hat, verloren gegangen ist.

Dagegen sind die Königsberger Reinaugen, wie fast alle Tümmlerarten, gute, fleißige und verlässige Brüter, und selbst die feinraçigsten Tauben bedürfen zum Aufziehen ihrer Jungen keiner Amme, doch muß sich der Züchter gefallen lassen, daß die Kinder ihren Eltern wenig Ehre machen, und daß in der Regel erst unter den Enkeln ausstellungs-, beziehungsweise prämiirungsfähige Thiere ausgesucht werden können. Als letztere betrachten wir nicht nur Tauben mit tadellos weißem Gefieder — der Hals ist immer leicht metallglänzend —, sondern auch solche, bei denen sich auf dem Kopfe oder auch an einer andern Körperstelle ein, wohl auch ein Paar farbige kleinere Federn zeigen, die ja eben so gut unbemerkbar entfernt worden sein könnten, und die übrigens in späteren Jahren fast immer von selbst in's Weiße übergehen.

Von in tadellosem Federnkleide prangenden Reinaugen werden zunächst rothe, gelbe, seltener wohl auch schwarze Tauben gezüchtet, die aber, wenn wir auch annehmen, daß der Schnabel sich nicht über das Niveau des erlaubten Kalibers verlängert, doch ausschließlich nur zur Reproduktion weißer (oder getigerter) Nachkommen Werth haben, da ihre Grundfarben gewöhnlich nichts weniger als intensiv zu nennen sind. Die erwünschtere Nachzucht sind Tiger, welche sowohl in der ersten als in der zweiten Generation erscheinen und welche meist von Kopf und Schnabel am besten und von Figur am kleinsten sind.

Fahlfarbige Tiger mit Reinschnabel repräsentiren denselben Werth wie die weißen Tümmler, da solche fast regelmäßig mit der Mauser ihr mißfälliges Gewand ablegen, um im Kleide der Unschuld zu erscheinen. Dunkelgrundige werden nicht selten wohl auch noch weiß, legen aber bei der Verwandlung den „häßlichen" Schnabel, welchen sie fast immer besitzen, leider nicht mit ab und sollten daher, wo sonst noch genügend Material zur Verfügung steht, nicht mehr zur Weiterzucht benutzt werden. Bei der Prämiirung vermag sich selbst der feinraçigste Reinaugen Tümmler mit dunkel angehauchtem Schnabel nicht die volle Anerkennung zu verschaffen, und unsere Preisrichter ziehen ihm gewöhnlich jene reinschnäbelige Taube vor, die ihm in den übrigen Raçe-Attributen auch merklich nachsteht. Wer „Reinaugen" züchtet und seine Zucht anerkannt sehen will, muß daher auch „Reinschnäbel" züchten." —

Soweit Herr Buchmann-Krebs.

Nach meinen Erfahrungen und den Erinnerungen des Herrn Bredow-Stettin, der diese Tümmler-Varietät lange Jahre in ihrer ursprünglichen Raçenreinheit züchtet, stammen die weißen Reinaugen keineswegs vom Berliner Altstamm, sondern von einer vor 30 bis 40 Jahren in Norddeutschland und Rußland vorhandenen hellen Tigerraçe, die gewöhnlich schwarz oder roth gefleckt war, jedoch ohne farbige Schwingen und Schwanz. Diese Tiger-Tümmler hatten große rothe Augenlider und helle Iris, schwach befiederte Füße und waren von Figur nur klein, vom Flügelbug bis zum Schwanzende circa 200 bis 300 mm, lang-, aber zitterhalsig und dabei gute Purzler. Diese gefleckten Tauben züchteten häufig reinweiße Junge mit reinen (hellen) Augen, hin und wieder fanden sich jedoch einzelne farbige Federn am Halse und an der Brust. Diese Nachzucht stand zu jener Zeit schon hoch im Preise und wurde meist nach Rußland verkauft. Neben den getigerten Weißen existirten in Litthauen und Elbing Blauweißköpfe von ganz kleiner Figur in zwei Subvarietäten, die einen mit spitzem, dünnen Schnabel, ähnlich dem Almond, die andern mit ganz kurzem, dicken, keilförmigen Schnabel. Der ganze Habitus war noch kleiner, wie der der Tiger. Die letzteren Weißköpfe züchteten zuweilen rein weiße Junge mit hellen (Perl-) Augen, aber ohne rothe Augenlider und selbstverständlich glatten Füßen. Diese, von den Blauweißköpfen gefallenen weißen Jungen wurden hauptsächlich zur Auffrischung des Blutes und zur Kreuzung mit den Tigern, resp. den bereits vorhandenen Reinaugen benutzt, und diese Kreuzung lieferte das schönste Material in rein weißer Farbe, nur die großen rothen Augenlider verkleinerten sich, die Thiere behielten aber immer das rothe feurige Auge. Heute sind selbst in Königsberg diese hochfeinen Thiere selten; was hauptsächlich dort und anderswo unter dem Namen „Königsberger Reinauge" vorhanden, ist meist ein ganz anderer Vogel. Diese Thiere sind größer, plump, lang, hochbeinig und rauhfüßig, haben einen längeren, dünnen Kopf und dünneren Schnabel. Die Kreuzung der echten weißen Reinaugen resp. Tiger mit diesen Königsberger Weißen hat aber die bessere Varietät bis auf vereinzelte Paare aussterben lassen. Durch die Verpaarung mit dem Berliner Altstamm-Tümmler erzielte man zwar zitterhalsige Weiße, aber man opferte dafür das feurig rothe Auge und erhielt obenein den angelaufenen Schnabel, ja sogar mit schwarzer Spitze, häufig finden sich dann noch in der Nachzucht farbige, ganz schwarze oder rothe Tauben.

Eine andere zu dieser Abtheilung zählende und sich scharf abzeichnende Tümmlerraçe ist in Deutsch-Oesterreich, namentlich in Wien, heimisch und unter dem Namen

2. Wiener Tümmler

bekannt. Sie ist in Kopf- und Körperbau ziemlich so, wie der echte Altstamm-Tümmler sein soll, hat jedoch keine befiederten Füße und ist nicht zitterhalsig. Die Taube ist demnach

kurz, gedrungen, mit breiter Brust, schlankem Hals und markirtem, eckigem Kopf, kurzem und dabei dickem Schnabel, der mit der Stirn einen Winkel bildet. Der Körper ist von mittlerer Größe, das Auge meist hell (perlfarbig), die Augenlider sind mitunter roth, die Färbung voll und intensiv. In der Zeichnung ist dieser Schlag wieder reich zu nennen. Es kommen sowohl einfarbige Tauben, hauptsächlich in den Grundfarben Schwarz, Roth und Gelb, als auch Weißgespießte — Weißschwingen — in denselben Farben vor. Letztere zeigen jedoch weniger weiße Federn an den Schwingen als andre Raçen, man begnügt sich in der Regel mit sechs bis sieben weißen Federn. Ferner findet man die Taube in Scheckenzeichnung, die sich mitunter zu vollkommen weißem Schilde steigert. Diese Zeichnung ist außerordentlich schwierig zu erhalten und kommt rein sehr selten vor. Sie hält überhaupt meist nur kurze Zeit an, indem in der Jugend das weiße Schild noch mit farbigen Federn untermischt ist, im Alter aber leicht weiße Federn in den gefärbt sein sollenden Theilen, wie Brust und Schwingen, auftreten.

Außer den Schecken, bei welchen eine der Grundfarben mit Weiß durchschossen ist, giebt es auch Schecken von mehreren Farben, wie die Dänischen Stipper oder Stänkeded und den Almonds ähnlich. Die Grundfarbe ist ein schmutziges Grauweiß, welches theils mit kleinen gelben, weißen und schwarzen Federn durchwirkt ist, die größeren Federn sind schwarz gespritzt.

Die einfarbige Wiener Flugtaube stammt, so ungerne dieses von den Züchtern zugegeben wird, bestimmt von der Indianertaube. Für die Richtigkeit dieser Behauptung sprechen mehrere, beiden Tauben proportionell in gleichem Grade eigene charakteristische Raçemerkmale. Vor Allem verräth die bei edlen Indianertauben vorhandene markirte, würfelförmige Kopfform, welche gute Wiener einfarbige Tauben ja auch besitzen müssen, genug; wem dieser Nachweis nicht genügt, der stelle Vergleiche mit den Augenringen an, sie sind bei Wiener Tauben allerdings nicht wulstig wie bei der Indianertaube, aber im Verhältnisse gleicher Peripherie.

Das Hauptaugenmerk der Züchter von einfarbigen Tauben richtete sich von jeher auf das Erzielen möglichst zarter, kurzer, zierlicher Exemplare mit kleinem, auffallend kantigem, breit und senkrechtstirnigem Kopfe, kurzem, dickem, weißem, von der Stirne grade abstehendem Schnabel und flachen, glatten, rosafarbigen Augenrändern; diesem Streben ist auch das Vorhandensein der jetzigen, sich von Indianertauben allerdings gewaltig unterscheidenden einfarbigen Tauben zu verdanken.

In früheren Jahren wurden einfarbige Tauben in bedeutender Zahl gehalten und mit Ganseltauben gejagt; kein Wunder daher, daß es damals an edlen Thieren nicht gebrach, heute sind in jeder Beziehung befriedigende Tauben in rother, gelber oder schwarzer Farbe selten, in weißer gar nicht vorhanden.

Bis auf wenige Ausnahmen laboriren alle einfarbigen Tauben an dem Kardinal fehler, dem Besitze schiefer Stirnbildung, recte eines Nasenansatzes. Versuche, ihre Kopfbildung durch Kreuzung mit Almonds zu veredeln, förderten keine Resultate zu Tage; ja sonderbarer Weise kamen meistens schmalköpfige, schiefstirnige Junge zur Welt, deren Schnabel bedeutend länger als der ihrer Eltern war. Schneller würde dieses Ziel allerdings durch Anpaarung von Indianern erreicht, doch wäre damit wenig gewonnen, da der Nachzucht die niedliche Figur fehlen und schon im zweiten Jahre wulstig werdende Augenringe anhaften würden, somit für einen Fehler zwei in Kauf genommen werden müßten. Ist die Kopfbildung einer einfarbigen Taube gut, ihr Schnabel fleischfarbig, kurz und dick, nicht etwa spitz, sondern rund, ihre Augenränder flach, so ist ihr Besitzer schon zufrieden, da er sich aus dem Vorhandensein etwaiger Schönheitsfehler zweiten Grades wenig macht.

Als solche gelten wulstige Nasenhaut, matte Farbe, dicker, plumper Hals, schlapp nachgezogene Flügel, bei weißschlägigen Tauben das Vorhandensein von mehr als sechs weißen Schwungfedern oder weißen Afters. Einfarbige Tauben mit gebranntem (schwarzem) oder krummem Schnabel sind, wenn edler Abkunft, für die Zucht werthvoll, in den Augen von Preisrichtern finden sie, wenn sonst noch so vollendet schön, mit Recht keine Gnade' desgleichen Tauben mit dunkler Iris, da diese hell sein muß.

Die „Roth- und Gelbschecktaube" soll weiße Flügeldecken, sogenannte Spiegel, besitzen, sonst in allen Punkten der einfarbigen Taube gleichen.

Manche Züchter finden Schecken, deren Flügeldecken blos weiß geschuppt sind, schöner, nennen solche Rosenschecken, andere wünschen blos weiße Achseln, de gustibus non est disputandum, aber bei Prämiirungen werden reinweiß spiegelige vorgezogen.

Das „Morettel", auch der „Mohreck" genannt, eine vor Jahren oft anzutreffende Taube, existirt in ihrer Urrage nicht mehr, sondern nur noch als Kreuzungsprodukt einfarbig schwarzer und dunkelgestorchter oder Schimmeltauben.

Das Morettel war eine kurz-, dick- und weißschnäbelige, tiefschwarze Taube, deren Backen weiße Abzeichen hatten, je regelmäßiger diese, desto besser, heute ist es eine halblang- und schwarzschnäbelige Taube, deren Kopf und Hals eine Unzahl weißer Federchen besitzt und deren Gefieder grauschwarz ist.

Sowie das Morettel in der edlen Art bereits verschwand, wird der edle „Harlequin", eine unregelmäßig braunschwarz, ähnlich wie gris piqué Indianer, geschuppte Taube mit zumeist wirklich prachtvollem Kopf- und Schnabelbau, in kürzester Zeit vom Schauplatze verschwinden, da er nur noch in sehr wenigen Exemplaren existirt.

Auf Gleichmäßigkeit der Schuppen legt kein Züchter besonderen Werth, die Kopfform ist ausschlaggebend; wegen dieser wurde er stets einfarbigen Tauben angepaart und ging in diesen auf.

Der Harlequin wäre die richtigste Taube zur Erzeugung edelköpfiger weißer Tauben gewesen, wurde jedoch sonderbarer Weise nie dazu verwandt; heute ärgern sich so manche Züchter, welche ihn rothen, gelben oder schwarzen Tauben beigaben, über diese Unterlassung.

3. Wiener Gansel.

Die Zeichnung derselben ist bereits als „Ungarischer oder Polnischer Gamsel-Tümmler" beschrieben. Sie unterscheidet sich bei beiden Tauben nur wenig. Bei dem Wiener Gansel, der immer glattköpfig ist, geht der Schnitt des weißen Kopfes sowohl hinten als vorn tiefer herunter und ist vorn häufiger unregelmäßig als bei dem Ungarischen. Die Farbe der Augen nebst der Einfassung ist bei beiden gleich. (In jüngster Zeit sind Ungarische Gamseln auch mit hellen [Perl-] Augen aufgetaucht.) Dagegen besteht ein Unterschied zwischen beiden bezüglich ihrer Flugart. Während die Polnischen gute Purzler (Umschläger) sind, werden die Wiener, wie die ganze Raçe, der sie angehören, als Flugtauben — hohe Truppflieger — gehalten und eingeübt. Nach dem Ausspruch einiger Liebhaber sollen letztere indessen nie Großes darin geleistet haben, während andere sie wiederum als vortreffliche Flieger rühmen. Es scheint indessen nach der von uns gemachten Beobachtung die erste Behauptung die richtigere zu sein, da die Taube gegenwärtig in Wien von einer andern, besser fliegenden Art ziemlich verdrängt ist und nur noch wenig angetroffen wird. Die ursprünglichen, kleinen, eleganten, würfelköpfigen, kurz-, dick- und weißschnäbligen, korrekt gezeichneten Ganseln mit richtigen flachen Augenrändern, in allen Grund- und Zwischenfarben (blau, gelb, schwarz, roth, silber- und leberfarbig), von den alten Liebhabern „vom Kopf und Schnabel" genannt, sind heute fast ausgestorben. Vor 30 bis 40 Jahren waren sie so häufig, daß man ganze Flüge davon, wie heute die „Gestorchten" jagte, und die dann in Schaaren von 40 bis 50 Stück den Wolken zusteuerten, heute sind sie aber schon so rar geworden, daß für ein gutes Paar Preise gefordert werden, wie für die besten Raçetauben. Selbst diejenigen, die man noch auf Ausstellungen findet, sind meist so matte oder ungesunde Thiere, daß man nicht ohne Ursache das gänzliche Aussterben dieser Gattung befürchten müßte, wenn sich nicht in neuester Zeit wieder einige Liebhaber mit ihrer Züchtung beschäftigen würden.

Die Ganseltaube ist nicht nur die schönstgezeichnete Wiener Tümmlertaube, sondern anerkannt eine der schönsten von allen existirenden Tümmlern.

Eine als schön geltende Ganseltaube hat sehr vielen Anforderungen — allen jenen, welche wegen Körper, Kopf, Schnabelbau ꝛc. an einfarbige Tauben gestellt werden — zu entsprechen und muß auch noch in Zeichnung vollkommen genügen.

Diese soll derartig sein, daß die Taube ein zwei Finger unter dem Scheitel beginnendes, Vorderhals und halbe Brust freilassendes farbiges Band, farbiges, regelrecht gezeichnetes Herz am Rücken und farbige Schweiffedern besitzt.



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg.

HOCHSTIRNIGE KURZ- UND DICKSCHNABEL-TÜMMLER.

Wiener Gansel.

Züchter: Herr Heinrich Zaolarek-Wien.



Ein wesentliches Erforderniß ist, daß die Brust schön rund, nicht etwa durchbrochen ist, und daß das Herz nicht zu weit vom und nicht zu nahe am Stoße ansetzt. Ganseln, welche blos den Kopf (wie Weißkopftümmler) frei haben, sind fehlerhaft, desgleichen solche, welche ein zu kleines Herz oder weißes Schweiffutter besitzen.

Dieselbe traurige Rolle, welche weiße Tauben unter den einfarbigen Tauben spielen, spielen Blauganseln unter Ganseltauben; sie sind nämlich in guten Exemplaren nicht vorhanden, während es, wenn auch nicht viele, so doch einige gute Thiere in Schwarz, Gelb oder Roth giebt.

Bei Blauganseln spielt die Färbung eine große Rolle, es giebt: Silber-, Milch-, Blau- und Perlgansel. Die beiden ersten Färbungen sind die beliebtesten.

Blauganseln existiren in schön lichtblauer bis dunkelblauer Färbung; Tauben mit letzterer Färbung sind stets Abkömmlinge, resp. Bastarde von Schwarzganseln, und meistens mit grünen Halsfedern versehen.

Die Perlfarbe bei Ganseln besteht aus einem zarten Gelblichroth, sie wird jedoch selten schön gefunden.

Bestimmte Vorschriften über das Maß der einzelnen Körpertheile sind schwer zu geben, da sich das Augenmerk des Kenners auf die proportionellen Verhältnisse zu richten hat; in der Jugend krankhaft gewesene Tauben imponiren durch ihre Feinheit im Körperbau, meist reizenden Kopf- und Schnabelpartieen nur Laien, ein Kenner wird sich dadurch nie bestechen lassen und genau das Minimum der gesunden Körpergröße kennen.

Die Maßzahlen guter Ganseln sind folgende:

	Täubin	Täuber
Schnabellänge bis zu den Nasenwarzen	5 mm	6 mm
Schnabellänge bis zu dem Mundwinkel	10 "	14 "
Kopflänge	30 "	34 "
Kopfbreite	22 "	24 "
Kopfhöhe (vom Mundwinkel aufwärts gemessen)	13 "	15 "
Breite der Augenringe	5 "	6 "
Halslänge	60 "	63 "
Flügellänge	195 "	205 "
Rumpflänge	80 "	90 "
Schwanzlänge	120 "	135 "
Brustumfang (innerhalb der Flügeln gemessen)	65 "	75 "
Beinlänge (bis zum Kniegelenk)	20 "	25 "
Schenkellänge	30 "	34 "

VI. Gruppe.

Glattfüßige, hochstirnige Kurz- und Dünnschnäbel.

Wir haben es in dieser Abtheilung mit einer weitverzweigten, viele einzelne Vertreter zählenden Familie zu thun, die, wenn auch zum Theil örtlich weit von einander getrennt wohnend, wegen der ihnen gemeinsamen Merkmale und Eigenheiten sich als die Angehörigen eines und desselben Stammes erweisen.

Die gemeinsamen Eigenschaften, die sich bei jedem einzelnen Schlage dieser Abtheilung wiederfinden, bestehen in kleinem, zierlichem Körperbau, der sie als zu den kleinsten der ganzen Haustauben-Familie gehörend zeigt, mit dünnem, kurzem, konischem Schnabel, hochgewölbter, überbauter Stirn, hochgewölbter Brust mit rückwärts gebogenem oder getragenem Halse, niedrigem, dabei aber kokettem Stande auf ziemlich kurzen Beinen mit stets nackten Füßen und locker getragenen, mitunter den Boden berührenden Flügeln. Die Perlfarbe des Auges hat auch diese Abtheilung mit der ganzen Tümmler-Familie übereinstimmend.

Als ausgeprägtester Typus der Abtheilung ist der Englische Mandeltümmler zu betrachten. Dieses ist übrigens nur eine Färbungsspielart der Englischen Raçe, welche außer ihm noch andere Färbungs- und Zeichnungsvarietäten aufweist, die Charles Darwin unter der Bezeichnung „kurzstirnige Purzler" zusammmenfaßt. Zu dieser Raçe gehören sowohl einfarbige Tauben, welche hauptsächlich in gelblichen, rostbraunen und schwarzbraunen Tönen, selten in Weiß und Blau erscheinen, als auch verschiedene Grade von Schecken; ferner weißköpfige und weißbärtige. Auch in Deutschland finden sich einzelne Vertreter der Abtheilung, so in Ostpreußen, wo die Weißkopfzeichnung als „Elbinger Weißkopf" angetroffen wird; ferner Grade der Scheckenzeichnung, die mit „gestorcht" bezeichnet werden, in Oesterreich und Ungarn.

Die Repräsentanten dieser Raçe sind:

1. Der Almondtümmler. a. Die eigentlichen Schecken (Mottles).
2. Der Englische Barttümmler (Beard).
3. Der Englische Weißkopftümmler (Baldhead).
4. Die Preußischen Weißkopftümmler.
5. Prager und Pester Tümmler.

1. Der Almond-, Mandel- oder mandelfarbige Tümmler.

Wie bereits erwähnt, ist dieser Tümmler nur ein Farbenschlag der Kurzstirnraçe, und nur Färbung und Zeichnung haben ihm den Namen gegeben. Der Ausspruch Fulton's, daß beide die hauptsächlichsten Punkte bei Beurtheilung des Almond seien, ist wohl



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER. Hamburg.

WIENER HOCHSTIRNIGE KURZSCHNABEL-TÜMMLER.

Züchter: H. Zaoralek-Wien.



berechtigt, da, sobald dieselben an einer Taube nicht mehr vorhanden sind, diese auch aufgehört hat, ein Almond zu sein.

In Deutschland, wo es nur wenige Züchter der Raçe giebt, wird fälschlich der Name Almond als Raçename für alle Farbenschläge gebraucht.

Die Zeichnung des Almond ist eine Scheckenzeichnung der absonderlichsten Art und kommt in der ganzen Taubenfamilie nicht wieder vor. Sie unterliegt indessen gleichfalls den Gesetzen aller Scheckenzeichnung, wozu vorab ein hoher Grad von Neigung zu Abweichung und Unregelmäßigkeit in der Vererbung anzusehen ist. So sehen wir denn, daß die Nachzucht des Almond selten eine feststehende ist, daß die der bestgezeichneten Tauben vielmehr beständig abändert, ebenso wie Paare, von denen kein Theil die Almondzeichnung besitzt, dennoch Junge erzeugen können, welche echte Almonds sind.

Beständig entstehen eine große Zahl von Farben- und Zeichnungsschlägen jeder nur denkbaren Art, von den hellsten, lichtesten Tönen in Blaßgelb bis fast zu Weiß, mit Schwarz oder Braun mehr oder weniger untermischt, bis zu ganz einfarbigen Thieren. Für viele und die am häufigsten wiederkehrenden Grade dieser Abarten haben die Engländer ihre speziellen Namen, wie kites = Milanfarbige, splashed = Gespritzte, mottles = Schecken u. s. w.

Viele dieser Spielarten, vorausgesetzt, daß sie in ihrem Körperbau nicht gleichfalls ausgeartet sind, werden durch richtige, erfahrungsmäßige Verpaarung wieder zur Erzielung vollkommen gezeichneter und gefärbter Almonds verwendet. Bei manchen ist die Ausartung jedoch bereits soweit vorgeschritten, daß sie zur Weiterzucht nicht mehr zu brauchen sind.

Da in England die Zucht dieser Taube bereits seit sehr langer Zeit, vielleicht schon länger als zwei Jahrhunderte betrieben, aber nicht allein auf die Zeichnung, sondern auch auf die Körperformen Rücksicht genommen wird, so ist diese Raçe, obgleich sie nur eine Spielart der kurzstirnigen ist, auch in ihren Körpereigenthümlichkeiten zur höchsten Vollkommenheit entwickelt, so hoch, daß sie, wie sich aus vielen Vorkommnissen ergiebt, häufig überkultivirt, zur Mißgestalt entartet ist.

Der Almond ist kein Tümmler mehr, er ist weder ein Purzler, noch ein Hochflieger. Behauptet wird, er habe vor etwa 50 Jahren noch gepurzelt. Heute ist er kaum noch imstande, seine Jungen selbst aufzuziehen, er muß dies meist von anderen Tauben besorgen lassen.

Bei keiner Raçe kommen so häufig Schnabelverkrüppelungen vor. Sie stehen im engen Zusammenhange mit der monströs überbauten Stirn. Diese, sowie die Kopfform überhaupt soll selbst nach Zugeständniß Englischer Züchter in der Jugend künstlich geformt werden, obgleich kaum zu glauben ist, daß bei einer so zarten, schwächlichen Taube, wie es der

Almond ist, an einem so diffizilen Körpertheile wie dem Kopfe sich irgendwie etwas von Belang durch Druck oder Einklemmen erzielen läßt. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die Kopfform eine durch langjährige Wahlzucht befestigte Entartung gleich so vielen anderen ist. Wie dem auch sei, heute ist sie eine selbstverständliche Bedingung für einen vollkommenen Almond.

In seinen Grundzügen ist der Kopf des Almond nicht anders als der aller übrigen hochstirnigen Tümmler, nur, daß alle Einzeltheile schärfer markirt ausgeprägt sind.

Die Stirn soll nicht allein hoch, sondern auch breit sein, doch nicht übermäßig. Sie soll mit dem Schnabel einen spitzen Winkel bilden, d. h. nach vorn über die Basis des Schnabels überstehen. Nach hinten muß der Kopf scharf abfallen. Hierdurch entsteht eine runde Form des Kopfes. Er soll nach dem Ausspruch der Engländer so rund sein, wie eine Kirsche, in welche man ein Gerstenkorn an Stelle des Schnabels eingesetzt hat.

Der Schnabel soll sehr kurz und dünn, konisch zulaufend, die Nasenwulst kaum ausgeprägt sein. Er darf nicht abwärts, sondern soll gradeaus stehen; häufig steht er aber sogar aufwärts und die untere Hälfte ist stärker entwickelt, als die obere, was eben als Folge der zu stark überragenden Stirn anzusehen und fehlerhaft ist. Die Farbe des Schnabels soll zwar hell sein, sogenannter „Wachsschnabel", doch ist er bei dunkler Färbung des Gefieders meist auch dunkel angehaucht, was, so lange er nicht gradezu hornfarbig ist, nicht als Fehler gilt. Ein heller Schnabel verdient den Vorzug, ein völlig dunkler wird als Fehler betrachtet. Die Augen, die immer hell (perlfarbig) sein müssen, liegen ganz in dem Oberkopf. Wenn man sich eine Linie in der verlängerten Schnabelspalte gezogen denkt, so sitzen die Augen oberhalb derselben, während bei den meisten anderen Raçen die gedachte Linie die Augen mitten durchschneidet. Durch diesen Umstand erscheint der Schnabel als zu tief nach dem Halse zu sitzend, und dies trägt wesentlich mit zu dem monströsen Aussehen des Kopfes bei.

Der Hals soll rückwärts gebogen getragen werden, oben dünn beginnen und sich nach unten, stärker werdend, in die breite, hochgewölbte und meist in der Mitte etwas vertiefte Brust verlaufen.

Die Flügel werden locker hängend, beinahe den Boden berührend, getragen. Der Fuß ist sehr klein, der Lauf kurz, der Gang, im Affekt auf den Zehen, zierlich, trippelnd. Die ganze Haltung und Stellung hat diese Taube mit einer Pfautaube ersten Ranges gemein.

Häufig begegnen wir dem Ausspruch, der Almond sei die kleinste aller Haustauben, was allerdings vor dem Bekanntwerden der Tunis-Mövchen seine Berechtigung hatte. Folgende Tabelle zeigt die Unterschiede der Maße beider Tauben:

		Almond	Tunis-Mövchen
Von der Schnabelspitze bis	zur Stirn	10 mm	8 mm
" " " "	zum Ende der Nasenwulst	12 "	10 "
" " " "	zum Mundwinkel	14 "	12 "
" " " "	zur Augenmitte	22 "	22 "
" " " "	zum Schwanzende	310 "	300 "
Umfang		240 "	220 "
Klafterweite		610 "	560 "

Man kann vielleicht einwenden, es gäbe in England kleinere Almonds, als die in Deutschland vorkommenden, welche vorstehende Maße ergeben haben; wenn dem aber auch wirklich so wäre, so müßten solche Exemplare jedoch schon als Abnormität betrachtet werden, da alle diejenigen, welche bis jetzt in Deutschland vorkommen, und es sind dies schon recht viele, nicht kleiner sind, als obige Ziffern angeben. Ein Vergleich der Maße der Köpfe beider Tauben zeigt uns interessante Verhältnisse, die auf den verschiedenen Bau derselben begründet sind.

Während der Schnabel des Tunis-Mövchens wirklich kürzer ist, als der des Almond, ist die Entfernung von der Schnabelspitze bis zur Augenmitte bei beiden Tauben doch gleich. Daraus geht hervor, daß die Entfernung von der Augenmitte bis zum Schnabelanfang bei dem Tunis-Mövchen länger ist, als beim Almond, dieses also einen nach vorn verlängerten, jener einen nach vorn verkürzten Schädel hat.

Weiter ist ersichtlich, daß der Kopf des Almond im Vergleiche zu den Größenverhältnissen seines Körpers kleiner ist, als dies beim Tunis-Mövchen der Fall.

Die Grundfarbe des Almond wird von der Farbe der Mandel hergeleitet, sie ist, wie deren äußere oder innere Schale, mehr oder weniger blaßockergelb. Man darf sich indessen nichts Besonderes dabei denken, es ist dieselbe Farbe, welche in den verschiedensten Nüancen bei allen Taubenraçen angetroffen wird. Wie bei jeder anderen Taube, so auch beim Almond bleibt die Hauptsache, daß die Farbe in gleichmäßigem Ton und nicht etwa einzelne Theile, wie Bürzel und Schenkel bläulich gefärbt sind. Das Merkwürdigste beim Almond ist die Zeichnung, die aus schwarzen Flecken auf den gelben Federn besteht. Es giebt keine andere Taube, bei welcher die Farben Schwarz und Gelb zusammen auf einer Feder oder auch auf zwei Federgruppen vertheilt angetroffen werden. Bei der Gimpeltaube, die hierbei in Betracht kommen könnte, verhält sich die Sache anders. Der wichtigste Punkt der Almond-Zeichnung ist die gleichmäßige Vertheilung der schwarzen Flecke über den ganzen Körper und auf alle Federn, besonders aber auf die größeren, die Schwingen- und Schwanzfedern.

An Kopf, Hals und Brust dürfen die kleinen Federn meist noch ganz gefärbt sein, entweder schwarz oder gelb, nur müssen diese Farben in einer gewissen Regelmäßigkeit abwechseln. Dagegen sollen alle größeren Federn schwarze Flecken auf dem gelben Grunde zeigen, und auf den Schwingen und Schwanzfedern tritt zu den beiden Farben auch noch die weiße, die an einzelnen Stellen derselben erscheint. Bei den Schwanzfedern ist es meist die Stelle, an welcher bei der blauen Farbe das schwarze Band sitzt, und an den Schwingen sind es Theile der inneren Fahnenseite. Die Zeichnung der großen Federn ist der schwierigste Punkt eines Almond, da häufig die schwarze Farbe bei ihnen fehlt. Aber ebensowenig wie Schwarz auf diesen Federn fehlen darf, darf Weiß an anderen Körpertheilen vorhanden sein.

Bemerkenswerth ist, daß auch die Almonds den Gesetzen derjenigen Scheckenzeichnung unterliegen, die auf hellgrauem Grunde schwarze Spritzen zeigt, wie wir sie bei Römern, Indianern, Modenesern und Tümmlern antreffen. Bei diesen Schecken sind die Täuber immer regelmäßiger gespritzt als die Täubinnen und die schwarze Farbe nimmt bei jeder Mauser mehr zu.

Genau so verhält es sich bei dem Almond. Im zweiten Jahre, nach der ersten Mauser, kann die Taube ihr standardmäßiges Gefieder erlangt haben und behält dies im günstigsten Fall noch ein weiteres Jahr. Nach der vierten Mauser ist die beste Taube jedoch bereits so dunkel geworden, daß sie auf keiner Englischen Ausstellung mehr erscheint. Dies gilt vorab von den Täubern. Täubinnen verfärben sich etwas langsamer, indessen will Fulton überhaupt noch nie eine mustergültige gesehen haben.

Den Almonds zunächst stehen die „Mottles" und „Splashes", Schecken oder Gespritzte. Sie werden in Deutschland noch häufig mit diesen verwechselt und als echte Almonds angesehen. Schecke oder Gespritzte heißt in England jede Taube, die auf farbigem Grunde in ziemlich regelmäßigen Entfernungen weiße Federn aufweist, gleichviel ob der Grund nur einfarbig oder auch schon mit einer andern als der weißen Farbe gemischt, gespritzt ist. Neben der Bezeichnung Gespritzte und Schecke wird dann gewöhnlich auch noch die Grundfarbe aufgeführt, wie z. B. Roth-Gespritzte, Gespritzte Almond, Achat-Schecke u. s. w.

„Kites" fallen bei der Nachzucht sehr häufig und sind als weiteres Zuchtmaterial wieder gut verwendbar. Die Farbe ist braunschwarz, die Schäfte der größern Federn sind von innen heraus rothbraun und verlaufen allmählich in Schwarz. Wir finden diese Färbung auch bei anderen Tümmlerarten.

„Agates" sind Tauben, bei denen Fahnentheile der Schwingen und Schwanzfedern weiß sind, also große weiße Flecken, die in denselben Federpartien der echten Almonds gleichfalls vorkommen müssen. Aus diesem Grunde werden auch sie zur Zucht mit Erfolg verwendet. Sie erscheinen gewöhnlich auf röthlicher oder gelblicher Grundfarbe, zum Theil





Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

GLATTFÜSSIGE, HOCHSTIRNIGE KURZ- UND DÜNNSCHNABEL-TÜMMLER.

— ALMONDS. —

Züchter: Herr H. L. A. Schülbe-Hamburg.

neben anderen weißen Federn im übrigen Gefieder. In diesem Falle werden sie Achat-Schecken genannt.

Außer den Tauben, an welchen sich bereits zwei oder auch drei Farben zeigen, giebt es auch ganz einfarbige in Gelb, Roth und Schwarz, die den allgemeinen Regeln dieser Farben entsprechen müssen. Sie eignen sich indessen weniger zur Erzielung von Almonds.

Die weiße Farbe erscheint ausnahmsweise wohl auch einmal, wird aber nicht weiter beachtet. Von Blau hat man dagegen noch nie etwas gesehen noch gehört, überhaupt ist jeder bläuliche Ton auf irgend einem Theile des Gefieders bei allen Farben und Zeichnungen von vorn herein ausgeschlossen und würde als Fehler erster Größe betrachtet werden.

a. Die eigentlichen Schecken (Mottles).

Neben den Schecken, die als Ausartungen des Almond anzusehen und in gewissem Grade unregelmäßig gezeichnet sind, finden sich auch solche, die man als regelmäßig gezeichnete Schecken bezeichnen könnte, wenn ihre Zeichnung so wäre, wie die Liebhaber sie wünschen. Fulton nennt sie „Schultersprenkel“. In Kopf, Körperbau und Haltung sollen diese Tauben den Almonds so nahe stehen wie möglich. In ihrer Färbung und Zeichnung unterscheiden sie sich von denselben. Sie erscheinen in schwarzer, rother und gelber Grundfarbe von tiefem, kräftigem Ton. Auf den Schultern und dem Rücken befinden sich eine kleine Anzahl weißer Federn, die in regelmäßigen Abständen von einander sitzen und zusammen eine ziemlich regelmäßige Figur bilden sollen. Diese Federn sind zum Theil solche des Oberarms, theils kleine Deckfedern des Unterarm-Gelenks. Die ersteren entsprechen demnach derjenigen Federgruppe, die, wenn sie überhaupt eine andere Farbe hat als das übrige Gefieder, die Herzform des Rückens bildet. Die Grenzen dieser Form sollen auch die weißen Rückenfedern nicht überschreiten, so daß dieselbe in ihren Umrissen sichtbar erscheint. Die zweite Partie der weißen Federn sitzt auf dem Flügelbuge und ist an eine streng einzuhaltende Form nicht gebunden, da überhaupt an dieser Stelle eine begrenzte Federgruppe im Gefieder der Taube sich nicht befindet. Man verlangt nur, daß weder zu viele noch zu wenige Federn an dieser Stelle vorhanden sind und daß sie sich nicht auf einen größern Raum als etwa den, welchen ein Thaler einnimmt, erstrecken. Es ist dieselbe Zeichnung, welche auch bei anderen Tümmlern, der Englischen Kropftaube und der Trommeltaube verlangt wird. Bei dem langschnäbligen, rauhfüßigen, flachstirnigen Tümmler heißt die betreffende Zeichnung „Rosenflügel“, bei der Kropftaube und dem Trommler „Rose“.

Außer den soeben beschriebenen, dem Almond ähnlichen Schecken — Mottles — und dem früher erwähnten Rosenflügel giebt es in England noch eine dritte Tümmlerart

mit derselben Zeichnung. Sie steht in der Mitte zwischen beiden, ist glattfüßig und von mittlerer Schnabellänge. Die Taube steht dem Anschein nach der Hamburger Raçe nahe, und ist jedenfalls mit einer Deutschen Raçe identisch.

2. Der Englische Barttümmler (Beard).

Im Körperbau ist diese Taube etwas stärker als die vorstehenden und der Almond, die Stirn weniger hoch und nach vorn überbaut, der Schnabel etwas länger, aber doch dünn und sehr spitz zulaufend, die Haltung weniger graziös. Dennoch gehört die Taube gleich dem Almond zur Familie der kurzschnäbligen, hochstirnigen Tümmler, und je mehr sie dem Ideal derselben, dem Almond gleicht, um so werthvoller ist sie. Den Namen führt sie von ihrer eigenthümlichen Zeichnung, der weißen Kehle, die man nur bei ihr und dem stammverwandten Braunschweiger Bärtchen-Tümmler findet. Beide Tauben haben in der Färbung und Zeichnung manche Aehnlichkeiten, ebenso wie sie in der Zeichnung auch wieder Verschiedenheiten aufweisen.

Sie erscheinen beide in satter, intensiver Grundfarbe, ebenso wie in einer der klaren Nebenfarben. Die weiße Kehle haben zwar beide gemein, nicht aber ihre Form. Außerdem ist bei dem Beard der Schwanz noch weiß, während er bei der Braunschweiger Taube gefärbt ist. Ersterer hat also auf irgend einem farbigen Grunde weiße Kehle, Schwingen und Schwanz.

Der schwierigste Punkt der Zeichnung ist die Kehle. Der Unterschnabel muß bereits vollständig hell sein, während der Oberschnabel bei schwarzer und blauer Grundfarbe, nicht aber bei rother und gelber, an der Spitze noch etwas gefärbt sein darf. Vom weißen Unterschnabel läuft die weiße Farbe in der Linie der verlängerten Schnabelspalte bis kurz vor oder unter das Auge. An diesem Punkte müssen die Spitzen des, einen kleinen Halbmond bildenden, nach unten sich herabziehenden Fleckchens endigen.

Die Schwierigkeit dieser Zeichnung liegt darin, daß sie selten in regelmäßiger Form auftritt. Häufig geht das Weiß zu tief herab oder bis hinter die Augen, oder es ist nur auf einer Seite regelmäßig, oder es geht über die Schnabelspalte hinauf, oder es ist nicht mit scharfer Linie von der Grundfarbe getrennt, oder es befinden sich noch farbige Federchen in dem weißen Fleck. Dies alles sind verwerfliche Erscheinungen.

Einige Englische Liebhaber verlangen sogar, daß die weiße Kehle abermals von einem kleinen farbigen Fleckchen, von der Unterschnabelwurzel ausgehend, durchbrochen werde, was allein als Bart im wahren Sinne anzusehen sei. Daß eine derartige Zeichnung schließlich als scheckiger Fleck, an dem die Scheere ihr Möglichstes zu leisten hat, sich ergiebt, wird jedem einigermaßen erfahrenen Züchter wohl einleuchten.





Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

RUSSISCHE TÜMMLER. (Besitzer Herr W. WIEGHORST—Hamburg.)
ENGLISCHE SCHECKEN ODER MOTTLES.

Die Schwingen sollen zwar den allgemeinen Regeln der Weißschwingen-Zeichnung entsprechen, doch mangelt es häufig an der richtigen Zahl der weißen Federn. Sieben und acht, verschieden an beiden Seiten, bildet fast die Regel, so daß sich die Englischen Liebhaber mitunter damit begnügen, obwohl dies nicht als standardmäßig angesehen werden kann.

Als letzter Punkt sind Schenkel und Schwanz zu berücksichtigen. Die weiße Farbe des Schwanzes geht über den Bürzel hinaus bis zum Unterrücken und muß sich hier scharf von der Grundfarbe trennen.

Unten geht das Weiß gleichfalls über den After weg bis zu den Schenkeln, die noch gefärbt sein sollen. Unten am Knöchel zeigt sich indessen wieder etwas Weiß, streng genommen ein Fehler, der jedoch beinahe bei allen weißschwingigen und weißschwänzigen Tümmlern vorkommt, also so allgemein ist, daß man ihn fast als Regel ansehen kann. Von den Engländern wird er gradezu beansprucht.

5. Der Englische Weißkopf-Tümmler (Baldhead).

In Bezug auf Kopfform, Körperbau und Haltung gilt alles das, was über den Barttümmler gesagt ist. Er unterscheidet sich von diesem nur durch die Zeichnung, welche die gemönchte ist.

Man trifft den Weißkopf (Baldhead heißt zu Deutsch Kahlkopf, was gleichbedeutend mit unserm Mönch ist) in den vier Grund- und vielen Nebenfarben. Kräftige, satte Färbung, zarte, reine Töne der Nebenfarben sind auch bei dieser Taube Erforderniß der Schönheit.

Die Zeichnung hat den allgemeinen Regeln der Mönchzeichnung zu entsprechen. Der schwierigste Punkt ist auch hier die Zeichnung des Kopfes. Die Scheidelinie beider Farben soll dicht unter den Augen, dem Genick und der Kehle hinab gehen und scharf sein. Man nennt dies „hochgeschnitten". Meist erscheint jedoch der Kopfschnitt, wie es allgemein bei dieser Zeichnung der Fall ist, nicht sauber, d. h. das Weiß geht zu weit an der Kehle herunter und bildet mit der Grundfarbe keine scharfe Linie, was als Fehler anzusehen ist.

Seltener als beim Barttümmler zeigen sich Fehler in der Farbe des Schnabels, der im Einklang mit der weißen Farbe des Kopfes stehen und gleichfalls weiß (hell) sein muß. Dagegen ist die weiße Kopffarbe die Veranlassung zu häufig fehlerhaft gefärbten Augen. Diese sollen perlfarbig (hell) sein, sind aber mitunter fleckig oder gar dunkel, wenn auch nur das eine. Nach der Anschauung der Deutschen Liebhaber ist dies ein bedeutender Fehler. Fulton dagegen schlägt ihn nicht so hoch an, wahrscheinlich deshalb, weil er zu häufig vorkommt.

Sind alle Erfordernisse eines guten Kopfes vorhanden, so kommt in zweiter Linie die Färbung des Unterleibs und Unterrückens, sowie der Schenkel und des Schwanzes in Betracht. Alle diese Theile müssen weiß sein, nicht mit farbigen Federn untermischt. Die Trennungslinien der Grundfarbe gegen das Weiß des Leibes und des Unterrückens sollen scharf und gleichmäßig sein; ist dies der Fall, so erscheinen selten farbige Federn in den weiß gefärbten Körpertheilen.

Der dritte Punkt, von gleicher Wichtigkeit wie der zweite, sind die Schwingen. Sie haben den allgemeinen Regeln der Weißschwingenzeichnung zu entsprechen, was jedoch nicht immer der Fall ist. Zu wenige weiße Federn und verschieden an Zahl auf beiden Seiten ist auch hier der allgemeine Fehler.

Folgende Zahlen zeigen die Körpermaße sowohl des Weißkopf-, als auch des Barttümmlers.

Von der Schnabelspitze bis zur Stirn	11	mm.
" " " " zum Ende der Nasenwulst	13	"
" " " " zum Mundwinkel	15	"
" " " " zur Augenmitte	25	"
" " " " zum Genick	40	"
" " " " zum Schwanzende	310	"
Umfang	240	"
Klafterweite	630	"

4. Die Preußischen Weißkopf-Tümmler.

Von dieser Tümmler-Varietät giebt es drei dem Aussehen nach wesentlich verschiedene Schläge, welche nach den Orten, an denen sie — wenigstens früher — in größter Vollkommenheit gezüchtet wurden, als Elbinger, Gumbinner und Danziger Weißköpfe unterschieden werden. Der sogenannte Elbinger Weißkopf ist, wenn er mustergültig sein soll, genau mit dem Englischen Baldhead übereinstimmend, häufig sogar besser als dieser. Es wird, wie hier vorläufig erwähnt werden soll, erst noch der Untersuchung bedürfen, ob diese Tümmlerraçe ursprünglich aus England hergebracht worden. Einstweilen läßt sich ebenso gut behaupten, daß die Baldhead von den Engländern, wie so manche andere in Deutschland gezüchtete Taubenart, seiner Zeit in England eingeführt und veredelt worden sind. Soviel steht wenigstens fest, daß die Weißköpfe schon im Anfang dieses Jahrhunderts und damals mehr als jetzt die in Ostpreußen fast ausschließlich gehaltene Taubenart war und daß sonach ihre Einführung vor sehr langer Zeit erfolgt sein müßte. Aber weder in

Königsberg noch in Danzig ist es den Taubenzüchtern bekannt, daß es die gleiche Art Tümmler in England früher gab und deshalb ist auch eine Auffrischung des Bluts durch importirte Tauben ganz unbekannt.

Ein guter, sogenannter Elbinger oder Westpreußischer Weißkopf ist nicht viel größer als ein Almond-Tümmler, hat auch seine Gestalt, Haltung und Kopfform, dagegen einen zwar kurzen, aber mehr kegelförmigen, rein weißen Schnabel, ist auch stets glattköpfig und auch glattbeinig. Schädelform und Schnabelbildung ist bei Beurtheilung dieses feinen Weißkopfes ausschlaggebend. Die Schädelbildung ist aber sehr verschieden. Man findet — wenn auch nicht in so großem Gegensatz — einen langen, schmalen Kopf mit wenig gewölbter Stirn und schmalem, spitz zulaufenden, immerhin aber kurz zu nennenden Schnabel. Dann folgt ein mehr runder Kopf — von oben gesehen bildet der Hinterkopf einen beinahe vollkommnen Halbkreis —, der in der Mitte der Hirnschale eine kleine Vertiefung zeigt, wobei die Stirn schon mehr an Wölbung zunimmt (sieht man das Profil des Kopfes, so erkennt man deutlich eine sanft geschwungene Wellenlinie). Hieran reiht sich die Form, nicht die Stärke des Altstammkopfes und -Schnabels; endlich erscheint der Almondkopf mit der hierzu erforderlichen, etwas nach oben gerichteten Schnabelstellung. Die Schnabellängen dürfen diejenigen der Altstamm-Tümmler und Almonds nicht überschreiten. Auch bei diesen letzten beiden Schädelbildungen kommt die Vertiefung an der obern Hirnschale vor. Selbstredend sind nur die Hauptformen der Schädelbildung bezeichnet, die vorherrschend erkennbar sind. Die übrigen Schädelbildungen wechseln zwischen diesen oft in ganz absonderlichen Formen, z. B. schöne Stirn mit flachem schmalen Hinterkopf oder schmale Stirn, sehr kurzer, feiner Schnabel und hoher runder Hinterkopf u. a. m. Der Hals und die Brust bis zu den Füßen hin, der obere Theil des Rückens, sowie die Flügeldecken sind farbig, der Kopf, die sieben bis zehn äußeren Schwungfedern und der Schwanz rein weiß; bei den meisten Tauben dieser Art ist auch der untere Theil des Rückens und der Unterleib weiß, häufig in sehr verschiedenen Abgrenzungen. Zu den Seltenheiten gehört es, wenn die Farbenzeichnung an diesem Körpertheile (Bauch) bis dicht an den After oder nur bis an die Schenkel reicht; gewöhnlich sind die Deckfedern der Schenkel beiderseitig gefärbt, so daß ein weißer Strich durch die Beine bis an den After läuft, oft ist auch diese Unterpartie scheckig gezeichnet. Die weiße Zeichnung des Kopfes — eben das Kennzeichen der Weißköpfe — muß sich in einer Linie, die etwa 0,50 bis 1 cm unter dem Schnabel und den Augen entlang und um den Oberhals gezogen ist (und dabei im Nacken an der Stelle entlang geht, wo bei kappigen Tauben die Federn der Haube herauswachsen), von dem farbigen Halse abheben. Man hat die Weißköpfe in allen Farben, hauptsächlich in Blau, Schwarz, Roth, Gelb und Rehfahl. Unter den Blauen findet man die besten Zeichnungen.

Diese kleinen Weißköpfe sind nur selten, viel häufiger ist der große Schlag, die sogenannten Gumbinner oder Ostpreußischen. Diese sind schlanker und stärker gebaut als die Elbinger, haben einen längeren Kopf und langen starken Schnabel und bei sonst gleicher Zeichnung selten mehr als drei bis vier weiße Schwungfedern, weil bei ihrer Züchtung infolge einer Verirrung des Geschmacks das Bestreben besteht, ganz gefärbte Flügel zu erzielen, also auch den äußeren Schwungfedern die Farbe des Körpers zu geben, was aber selten erreicht wird. Bei solchen Weißköpfen, die also Weißschwanztümmlern ähnlich sehen, geht die farbige Zeichnung des Körpers oft bis zum Bürzel und After. Unter den sogenannten Gumbinner Weißköpfen findet man häufig noch kappige und latschige Exemplare, welche fast das Aussehen von Mäusertauben haben. Wer annimmt, daß die Weißköpfe vom ursprünglich importirten Baldhead abstammen, müßte in diesen Tauben eine Verschlechterung der Art erkennen. Andererseits ist es aber noch sehr fraglich, ob man nicht in dem sogenannten Gumbinner Weißkopf den Urtypus der Raçe vor sich hat, der durch Kreuzung mit einer von alten Züchtern noch beschriebenen, aber jetzt nicht mehr vorhandnen Raçe kleiner weißer, glattfüßiger, kurzschnäbliger Tümmler und später durch Inzucht in den sogenannten Elbinger Weißkopf umgewandelt ist. Noch jetzt züchtet man bei der Paarung eines Weißkopfes mit einer rein weißen Taube keine bunten, sondern rein weiße Junge, die, wieder mit Weißköpfen verpaart, Weißköpfe nachzüchten.

Der Danziger Weißkopf, vorzugsweise in Blau, seltener in Schwarz, und hin und wieder, aber sehr selten in anderer Farbe (braun, gelb, fahl u. s. w.) vertreten, ist kleiner wie der Ostpreußische, aber immer noch größer, wie der feine Weißkopf; er hat ebenfalls sieben bis zehn weiße Schwungfedern, die Farbenzeichnung am Bauche reicht meistentheils nur bis an die Schenkel und er hat selten den korrekten Farbenschnitt am Kopfe; der weiße Bart (Latz) ist häufig vertreten. Der Schnabel ist durchweg feiner, schmaler wie beim Ostpreußischen Vogel und spitzt sich ziemlich scharf zu. Die Kopfform ist stets länglich und schmal. Diese Weißköpfe fliegen meist gut, purzeln aber nie.

Die Weißköpfe sind eine der schönsten Tümmlerraçen und jedem Liebhaber von Fliegetauben sehr zu empfehlen, da sie ein lebhaftes Temperament besitzen, leicht beweglich sind und sehr gut und hoch fliegen, auch sind die meisten unter ihnen Purzler. Gelbe purzeln am seltensten, am meisten die Blauen, Schwarzen und Rehfahlen (Rothfahlen). Oft überschlägt das Purzeln die Nachzucht und tritt erst wieder in der dritten oder vierten Generation auf. Das Purzeln ist daher nicht ein bestimmtes und mit dieser Spezialität durchaus verbundenes Merkmal, wohl aber für den Liebhaber eine angenehme Zugabe. In diesem Punkte bewegen sich die Westpreußischen Liebhaber grade nach entgegengesetzter Richtung wie die Ostpreußischen. In ihrer Heimath werden diejenigen am meisten geschätzt, die sich





ENGLISCHE BARTTÜMMLER.
(Short-faced Beards.)

beim Fliegen nach oben hin überschlagen, ohne herabzufallen, und man sieht deshalb weniger auf reine Zeichnung, als zur Erhaltung einer guten Nachzucht erforderlich wäre. Für den Liebhaber korrekter Zeichnung ist die Zucht dieser Tümmler eine sehr undankbare und eine viel Geduld und Ausdauer verlangende Beschäftigung, da die Weißköpfe, wie alle Farbentauben, nur zu oft unrein gezeichnete Junge, namentlich solche mit schlecht abgesetztem weißen Kopf oder mit dunkler Iris (sogenannten Faulaugen) nachzüchten. Unter den gelben und rothen Weißköpfen giebt es wenige mit reinen (Perl-) Augen, gewöhnlich ist eins der Augen dunkel.

Wenn die Weißköpfe im allgemeinen auch sehr fruchtbar sind, so wird die Aufzucht der Jungen desto nachlässiger betrieben. Selten füttern die Alten zwei Junge auf, gewöhnlich lassen sie eins verkommen, und man muß auch bei dem einen übrig bleibenden Jungen die größte Sorgfalt verwenden, wenn man es groß und namentlich lebensfähig, d. h. zuchtfähig erhalten will. Im ersten Lebensjahre sind die Thiere zu feurig, zu unbeständig und zu lebhaft, um die nöthige Ruhe für ihre Nachzucht zu verwenden: sie kommen dieser Elternpflicht gewöhnlich erst im dritten und vierten Lebensjahre mit Erfolg nach. Daraus folgt aber, daß diese Raçe allmählich dem Aussterben nahe gebracht ist, zumal sich seit einigen Jahren unverkennbar die Zahl der einsichtsvollen Züchter wesentlich verringert hat. Es ist in der That sehr schade, daß diese Thiere kaum noch vor dem Aussterben zu retten sein werden, da die vorhandenen Stämme nicht mehr viele Exemplare enthalten.

Eine Mischung der Farben erzielt die besten Erfolge, giebt neue Farbentöne und ist zur Blutauffrischung wesentlich behülflich. Wir sind der Ansicht, daß man — wenn man in der Lage ist — nicht gleiche Farbentöne mit einander kreuzen soll, sondern helle mit dunkleren, gesättigte mit blassen und umgekehrt. Mit Vorliebe paart man z. B. Kastanienbraun mit Hellgelb und erhält dadurch ein leuchtendes Goldgelb u. s. w. Blau mit den, eine Grundfarbe bildenden Abstufungen des Gelb und Braun erzeugt vorzugsweise Fahl in allen möglichen Tinten, geht vom hellen Isabellfahl bis zum tiefen Rothfahl herab. Diese fahlen Farben kann man dann wiederum unter sich mit Braun, Gelb und Blau verwerthen. Die schwarze Farbe verlangt zur Kreuzung mit anderen Farben ein tieferes Eindringen in die Geheimnisse der Natur. Mit Blau bringt man es grundsätzlich nicht zusammen, doch mit Erfolg z. B. mit einer möglichst hellen Schattirung des fahlen Farbentons. Aus dieser Mischung geht z. B. Silberfahl hervor, mit in den Glanzfedern des Halses prächtig dunklen kleinen Fleckchen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß diese schönen Tümmler auch in dem übrigen Deutschland mehr Verbreitung fänden, da ihre Zucht in Ost- und Westpreußen immer mehr vernachlässigt wird und es also zu befürchten steht, daß die Weißköpfe schließlich ganz durch

andere werthlosere Tümmlerschläge verdrängt und dadurch in Deutschland zum Aussterben gebracht werden. Giebt es doch jetzt schon in manchen Städten, wo sie früher so häufig waren, daß sie danach benannt wurden, z. B. in Marienburg — weshalb sie früher in Stettin Marienburger hießen — fast gar keine oder überhaupt keine mehr.

5. Prager und Pester Tümmler.

Zu den kurz- und dünnschnäbligen, hochstirnigen Tümmlern haben wir zweifelsohne auch diejenige Art zu zählen, welche in Prag und Pest als „Gestorchte" bezeichnet werden. Streng genommen ist es ein und dieselbe Art, die in zwei unbedeutend verschiedene Schläge zerfällt, von welchen der eine, Pester, etwas kleiner, zierlicher und heller gefärbt ist als der andere, Prager.

Kopf- und Körperformen entsprechen beiläufig den übrigen Repräsentanten der Hauptabtheilung, besonders denjenigen der Weißköpfe und Bärtchen, wie aus folgenden Zahlenverhältnissen ersichtlich. Beide sind wie die ganze Abtheilung glattfüßig, stehen aber höher.

	Pester gestorchter Tümmler	Englischer Weißkopf- und Barttümmler
Von der Schnabelspitze bis zur Stirn	12 mm	11 mm
" " " " " Nasenwulst	14 "	13 "
" " " " zum Mundwinkel	16 "	15 "
" " " " zur Augenmitte	25 "	25 "
" " " " zum Genick	45 "	40 "
" " " " Schwanzende	300 "	310 "
Umfang	250 "	240 "
Klafterweite	590 "	630 "

Aus diesen Zahlen erhellt zwar, daß der Pester Storchtümmler im Verhältniß zu seinem Körper einen etwas längeren Schnabel und stärkeren Kopf hat, auch kürzer gebaut ist; allein wir bemerken, daß wir kleinere Exemplare mit feineren Köpfen in Händen hatten, als dasjenige, an welchem wir zu messen genöthigt waren.

Das Maßgebende der beiden Schläge und ihre gegenseitige Verschiedenheit liegt aber hauptsächlich in der Färbung. In Wirklichkeit sind beide Schecken, indessen von einer so großen Regelmäßigkeit, daß beinahe eine vollkommene Zeichnung erreicht wird. Dies ist besonders bei der Pester Taube der Fall. Die Haupt- oder Grundfarbe des Körpers ist weiß. An Kopf, Hals und Brust zeigen sich nur hin und wieder einzelne farbige Federchen, am meisten noch am Kopfe. Die Schwingen erster Ordnung sind zwar untenher gleichfalls





Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

PRAGER WEISSBINDIGE TÜMMLER.

Züchter: R. Nebelung-Stettin.





Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg

PREUSSISCHE WEISSKOPF-TÜMMLER.

Aus der Zucht des Herrn Rudolf Nebelung, Stettin.



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter, Hamburg

ENGLISCHE WEISSKÖPFE (BALDHEADS).





Lithogr. und Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

ALT-PREUSSISCHE (ELBINGER) WEISSKOPF-TÜMMLER.

Züchter: Herr R. Nebelung-Stettin.

PESTER WEISSGESTORCHTE TÜMMLER.

Züchter: Herr J. G. Gasparetz-Pest.



weiß, laufen jedoch allmälig nach den Spitzen zu farbig an; so daß, wenn der Flügel eingezogen ist, die ganzen Schwingen farbig erscheinen, woher die Bezeichnung „gestorcht" abgeleitet ist. Ebenso gefärbt sind auch die Schwanzfedern, an welchen beinahe nur die Schwanzbinde farbig erscheint.

Derartig gezeichnet kommt die Pester Taube am häufigsten in blauer Farbe vor, obwohl es auch schwarz, roth und gelb Gezeichnete giebt. Da indessen die Schwingen aller Tauben der drei letzteren Farben ohnehin zum Verblassen neigen, so ist dies bei dieser Taube wegen des weißen Grundgefieders noch in einem höheren Grade der Fall, und wir können und dürfen uns demnach die Färbung nicht tief und gesättigt vorstellen.

Das Auge ist bei allen Gefiederfarben perlfarbig, die Farbe des Schnabels dagegen wechselt nach der jeweiligen Zeichnungsfarbe des Gefieders. So finden wir bei der blauen und schwarzen Zeichnungsfarbe einen ganz dunkeln, hornfarbigen Schnabel, was neben dem häufig beinahe ganz weißen Kopfe nicht grade schön aussieht. Gleichfalls sind die Augenlider etwas dunkel, schwärzlich gefärbt. Nur bei gelber und rother Zeichnungsfarbe sind Schnabel und Augenlider hell.

In gleicher Färbung, durchweg aber nur in Blau, und unbedeutend stärker in Körper findet man die Taube als Prager Tümmler, wo sie dann mit dem Prädikat „weißgestorcht" bezeichnet wird.

Eine zweite Varietätsfärbung derselben Taube wird mit „dunkelgestorcht" bezeichnet. Bei dieser Färbung ist nicht mehr das Weiß, sondern das Blau vorherrschend. Die Grundfarbe ist blau und mit weißen Federchen an Kopf, Hals und auf den Flügeldecken untermischt. Es ist dieselbe Färbung, welche man an Mövchen, Locken- und der Gemeinen Taube antrifft und gemeinhin „Schimmel" genannt wird.

Die Prager Liebhaber schreiben uns über die Taube Folgendes: „Die Prager gestorchten Tümmler sind allen Tümmlern an Flugkraft überlegen, halten 5 bis 6 Stunden in kontinuirlichem Fluge aus und verschwinden dem unbewaffneten Auge selbst bei wolkenlosem Himmel durch die immense Höhe ihres Auffluges. Spiralförmig schwenken sie sich rasch aufwärts, so daß sie in zehn Minuten nach dem Ausfliegen bereits nur noch als silberglänzende Punkte am Horizonte erscheinen. Bei schönem Wetter bleiben sie stundenlang oben, ziehen dann aber mehr in die Länge, indem sie die kreisrunden Schwenkungen aufgeben, die sie sowohl beim Auf- als Niederfliegen ausführen. Ihr Flug ist jedoch nicht nur eine Folge ihrer Anlagen, sondern hauptsächlich die Folge der Dressur. Nur bei richtigem Jagen bekommt die Taube ihre immense Ausdauer, die sie auch wieder verliert, sobald sie in schlechte Hände kommt, gleich wie die edelsten Pferde in der Hand eines schlechten Kutschers träge und matt laufen."

Von der Gestalt der Taube wird gesagt: „Der Kopf hat eine längliche Würfelform, mit scharf begrenzten Knochen, oben platt. Der Schnabel ist dünn und grade aus dem Kopfe herausstehend, mit dunkelrothen, beinahe schwarzen kleinen Augenrändern, die feurig dreinblickende Augen umgeben. Die ganze Gestalt ist schmal, kurz und klein; ruht auf mittelhohen nackten Beinen. Die Flügel stehen von der Brust ab, die Achseln sind scharf gekantet, der Hals hoch aufgerichtet, wodurch die Taube ein höher stehendes Aussehen bekommt. Der Schwanz berührt beinahe den Boden."

Außer den soeben aufgeführten Tauben und den in früheren Abhandlungen beschriebenen, trifft man in Wien einen Tümmler unter dem Namen „Prager" an. Es ist nicht die Taube, die man in Nord- und Mitteldeutschland unter demselben Namen kennt. Sie ist von mittlerer Tümmlerfigur, glattfüßig, hat einen mittellangen, an der Wurzel ziemlich kräftigen Schnabel und Perlaugen. Das Hervorragendste an der Taube ist ihre feine Färbung. Sie ist nämlich isabellfarbig oder lichtblau mit weißen Binden. Da indessen diese beiden Färbungen keine Stamm- oder Grundfarben sind, vielmehr Varietätsfarben, durch sorgfältige Zuchtwahl erzeugt, so ist anzunehmen, daß dieselbe Taube auch in den gewöhnlichen Grundfarben vorkommen muß, in welchem Falle sie dann selbstverständlich von nur geringem Werthe ist.

Die Taube ist an und für sich so selten, daß es schwer zu bestimmen ist, in welche der sechs Abtheilungen man sie einreihen, oder ob man eine eigene Abtheilung für sie aufstellen soll.

Zum Schluß sei hier noch eine Taube erwähnt, die zwar nicht zu den Tümmlern gehört, jedoch durch die Eigenthümlichkeit ihres Fluges sich so auszeichnet, daß bei einer Klassifikation nur an dieser Stelle ihr Platz zu suchen sein dürfte. Es ist dies:

Der Ringschläger — C. Percussor.

In früheren Jahren am Rhein sehr verbreitet und namentlich in den Dörfern eine sehr beliebte Taubenraçe, hat sie sich in den Städten nie recht Geltung verschafft, weil ihr Habitus zu sehr an die Feldtaube erinnert. Der verstorbene, ausgezeichnete Taubenkenner Fürer beschreibt sie folgendermaßen:

„Der Ringschläger ist eine nur noch am Niederrhein und hier und da in Westfalen vorkommende, wegen ihrer Munterkeit beliebte, leider im Aussterben begriffene Taube, von stattlicher Größe, kräftiger Gestalt und guter Haltung. Sie zeichnet sich theils durch ihre Farbe und Figur, theils durch besondere Eigenschaften aus. Ihre ganze Länge beträgt 85 cm, die zweite Schwingfeder 17½ cm, der Schwanz 12½ cm, das Bein 12½ cm, sie klaftert ¾ m und wiegt 233⅓

bis 500 g; je größer und schwerer, desto beliebter. Der Kopf ist mit einer, der Farbe des Gefieders entsprechenden Spitzhaube geziert, die Stirn mittelhoch, der Schnabel 2 cm lang, fein, spitz und hellfarbig, das Auge ist dunkelglühend, die Farbe des Augensternes derjenigen des Gefieders entsprechend, das Lid lebhaft fleischfarbig, der Hals kräftig, Brust und Rücken verhältnißmäßig breit, Lauf und Fuß glatt, die Schwingen reichen zusammengelegt bis $1^{1}/_{4}$ cm vom Schwanzende. Die großen vorderen Schwingfedern, welche nach den vier ersten kommen, fallen in der Länge stark gegen jene ab; die fünfte $2^{1}/_{2}$ cm gegen die vierte und 5 cm gegen die zweite, welche die längste ist.

Das Gefieder ist fest anliegend und in allen Farben wie folgt gezeichnet: der ganze Kopf ist weiß, die Haube weiß gefuttert, das Weiß des Kopfs läuft in Bogen zwei Strohhalme breit unterhalb der Augen unter das Kinn, überall scharf abgeschnitten, oder mit anderen Worten: die Scheitellinie beider Farben läuft oberhalb der Haube oder unterhalb der Augen bis unter den Schnabel. Farbige Flecke auf dem Kopfe sind ein Fehler, desgleichen ein sogenannter Bart, d. h. eine weiße Fläche unterhalb des Kinns. Weiß sind ferner der Schwanz und Unterrücken gegen den Mittelrücken abgeschnitten, Unterleib und Schenkel, ersterer von dem letzteren gegen den Vorderleib abgeschnitten, und die sechs vorderen großen Schwingfedern, so daß also der Nacken, der ganze Hals, die Brust, der Oberrücken, der Vorderleib bis an die Schenkel und da rund um die ganze Taube gegen Unterleib und Unterrücken abgeschnitten sind; ferner die ganzen Flügel mit Ausnahme der sechs großen Schlagfedern. Zuweilen geht auch die Farbe am Unterrücken bis gegen den Schwanz hin, doch muß zwischen beiden immer eine gegen den Rücken in grader Linie abgeschnittene weiße Stelle offen bleiben.

Am seltensten findet man diese Zeichnung in Schwarz, wo meistens auch der Schwanz und das Kreuz, also der ganze Rücken gefärbt ist. Der Schläger mit reiner schwarzer Zeichnung nimmt den ersten Rang ein, dann folgen der gelbe, blaue und zuletzt der rothe, welcher noch am häufigsten vorkommt. Doch findet man hin und wieder auch einfarbige, besonders lichtblaue, mit und ohne Flügelbinden und mit weißem Schwanze. Durch Paarung echter Ringschläger, Roth oder Gelb mit Schwarz oder Blau, kann man verschiedene Spielarten züchten, doch sind diese dann in der Farbe selten schön und schlagen in den späteren Generationen stets in eine der vier Grundfarben zurück. Gelb mit Roth gepaart geben die besten Jungen in den schönsten Farben.

Das Auszeichnende bei diesen Tauben ist ihre Flugart; zwar fliegen sie nie weiter als von Dach zu Dach, allein auch keinen Schritt weit, ohne die Flügel zusammenzuschlagen, daß es weithin schallt; vorzüglich geschieht dies seitens des Täubers, wenn er seiner Täubin den Hof macht. Ein guter Schläger soll dann über seiner Täubin fünf- bis sechsmal

ringschlagen, d. h. im Kreise rechts und links über ihr herumfliegen und bei jeder kurzen Wendung die Flügel laut klatschend zusammenschlagen (Brandschläge thun). Schon ein Schläger, der zwei bis drei Ringe schlägt, wird heute von Liebhabern mit Gold aufgewogen. Dieses Kreisfliegens wegen (selbst im engsten Raume) nennt man diese Taube auch Dreh- oder Wendetaube (pigéon tournant). Die Täubin schlägt ebenfalls, doch weniger stark, im Frühling beide am meisten. Im Herbst sind sie so abgeschlagen, daß sie nicht mehr auffliegen können und darum leicht verunglücken. Man pflegt ihnen dann wohl die ganz zerfetzten Schwingfedern auszuziehen, was nicht schadet, wenn es nur einmal jährlich geschieht. Solche, die viel klatschen und doch ihre Schwingen gut erhalten, sind die werthvollsten. Gute Täuber sollen es bis zu einem siebenmaligen Umkreisen gebracht haben, werden aber auch ob dieser großen Kunstfertigkeit mit hohem Preise bezahlt.

Der Ringschläger ist eine gesunde, sehr lebhafte und zänkische Taube, welche durch ihre Unruhe viel Störung im Schlage anrichtet, weshalb sie auch zu anderen Tauben nicht paßt. Sie ist auch sehr fruchtbar und darum zu verwundern, daß sie nicht weiter verbreitet ist; die Jungen fangen an zu schlagen, wenn sie flügge sind. Eheliche Treue ist ihnen unbekannt, so daß, wer sie mit anderen Arten zusammenhält, sich oft wundert, Bastarde in den Nestern zu finden.

Bei der Zwangspaarung ist der Ringschläger, gleich allen lebhaften Tauben, oft sehr eigensinnig.

Alter und Geschlecht erkennt man wie gewöhnlich, am Täuber auch an der beschriebenen Flugart. Nächst gutem Ringschlagen verlangt man bei dieser Taube eine ansehnliche Körpergröße, schöne lebhafte Farben und reine Zeichnung. Der Preis rein gezeichneter schwarzer oder gelber Schläger ist mehrere Mark das Paar, die rothen, meist gering in der Farbe, sind billiger." — Eine Subspezies des Ringschlägers ist die sogenannte Klatschtaube, der die Raçenmerkmale des Umkreisens fehlen und der nur noch das starke Zusammenschlagen mit den Flügeln geblieben ist. Die Klatschtaube nimmt zu dem Ringschläger etwa dieselbe Stellung ein, wie der Dragon zu dem hochveredelten Carrier, es ist eben dieselbe Taube mit unvollkommenen Eigenschaften. So wie man bemüht gewesen ist, neue Zeichnungen zu erzielen, in demselben Grade ist das Originelle der Raçe verloren gegangen. Aeußerlich sind beide Arten nicht zu unterscheiden; sie sind augenscheinlich nur durch Bastardirung hervorgebracht. Was man jetzt noch am Niederrhein findet und auf den Ausstellungen sieht, dürften wohl meist nur sogenannte Klatschtauben sein.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es außer den bisher beschriebenen Tümmler-Arten wohl noch eine nicht unbedeutende Zahl uns bis heute unbekannter Arten geben mag.

deren Aufenthalt gleichfalls das ferne Asien, besonders Persien und Indien, die Heimath aller Tümmler-Arten, sein wird.

Wissen wir ja bereits, daß in den beiden genannten Ländern das Vergnügen, Tauben in großen Massen aufzujagen und zum Fliegen zu veranlassen, seit den ältesten Zeiten besteht und ihm bis auf den heutigen Tag gefröhnt wird.

Alle hierzu verwendeten Tauben werden wir zweifelsohne zu den Tümmlern zu zählen haben. Einige dieser sind uns bereits durch den Engländer Lyell bekannt geworden und wir finden Beschreibungen und Abbildungen davon im Lewis Wright „Taubenbuch". Es sind dies die Lahore-, Sherajee-, Moskee- und Goolee-Tauben. Die Abbildungen der drei letzteren lassen die Tauben sofort als Tümmler erkennen und, da die Sherajee als nur eine Varietät der Lahore bezeichnet wird, so wird letztere kaum etwas anderes als ein Tümmler sein; obwohl hervorragende Kenner, welche die Tauben lebend sahen, sie uns als zu den Gemeinen Tauben gehörend schilderten.

Wir müssen bedauern, daß uns Lyell und nach ihm Wright grade über den wichtigsten Punkt, nämlich, ob die von ihnen beschriebenen Tauben in ihrem Heimathlande als Flug- oder als Hoftauben gehalten werden, völlig in Ungewißheit lassen, und daß sie auf ganz untergeordnete Punkte, wie Zeichnung und Färbung, das Hauptgewicht legen. Dies ist auch der Grund, weshalb wir das von den beiden Autoren über die fraglichen Tauben Gesagte hier nicht wiedergeben wollen. Es wäre zu befürchten, daß, wollten wir anders verfahren, wir nur zur Verbreitung von irrigen Auffassungen beitragen würden.

Aehnlich verhält es sich mit einer anderen, bereits vielfach besprochenen und geschilderten Taube, deren Heimath gleichfalls Indien ist, nämlich mit dem „Bodentümmler". Wir können nicht glauben, daß es eine Taube giebt mit dem angeborenen Triebe sich auf dem Boden zu „wälzen", statt zu fliegen oder zu gehen. Ist dies nun nicht der Fall, so haben wir es bei dem „Bodentümmler" auch nicht mit einer Art — Raçe — zu thun, und in dieser Ansicht werden wir durch neuere Mittheilungen nur bestärkt. Diese sagen uns, daß die Bodentümmler von sehr verschiedenem äußeren Aussehen seien. Es scheint demnach, als ob das Rollen der Taube auf dem Boden durchaus keine vererbte Eigenschaft irgend einer Raçe, als vielmehr eine Manipulation der Hand der Eingeborenen sei, die die betreffende Taube in die konvulsivischen Zuckungen versetzt. Vielleicht ein ähnlicher Vorgang, wie wir ihn als „Einschläfern" der Hühner durch Einschieben des Kopfes unter einen Flügel bei gleichzeitigem Hin- und Herschaukeln des Thieres kennen, oder „Bannen" des Huhns, durch Ziehen eines Kreidestriches bei aufgedrücktem Kopfe auf eine ebene Fläche über den Schnabel nach beiden Seiten hin.

Wie dem auch sei, so lange der Vorgang mit der betreffenden Taube nicht völlig klar gestellt ist, wollen wir uns auch hier hüten, von einem „Bodentümmler" als Rage falsche Ansichten zu verbreiten.

Wir überlassen es vielmehr den Forschungen der Zukunft über diesen Vorgang und über die uns heute noch wenig bekannten Raçen Ost-Asiens Licht zu schaffen.

Färbung und Zeichnung der Haustauben.

1. Allgemeine Gesetze der Färbung.

Bei allen Thieren giebt es Eigenschaften, die weder auf die einzelnen Species, Arten noch Gattungen allein beschränkt, sondern Eigenschaften der ganzen Familie sind. Zu einer solchen Eigenschaft gehört, nach H. Dietz-Frankfurt a. M., bei der Familie der Tauben die Färbung. Ihre vorherrschende Farbe besteht in blaugrauen und rostfarbigen Tönen. Bunte Farben (grelles Roth, Blau, Grün und Gelb) giebt es bei ihnen nicht. Wo indessen etwas Aehnliches vorkommt, wie bei den Tauben der Tropen und den Australischen, besteht diese Farbe nicht in der Färbung der ganzen Feder, wie es z. B. bei Papageien der Fall ist, sondern die Farbe liegt als metallisch glänzendes Email nur auf den äußersten Federgrannen. Dieses Gesetz der Färbung finden wir bei unseren Haustauben wieder. Auch bei ihnen ist die blaugraue Färbung vorherrschend, an welche sich rost- oder ockerfarbige Töne, vom tiefsten Braun bis zum lichtesten Gelb anschließen. Außer diesen finden wir noch Schwarz und reines Weiß. Smaragdgrüne und purpurrothe Farben sind nur Metallschiller, welche da, wo sie auftreten, an den äußersten Spitzen der Federn haften.

Erörtern wir die Einzelfarben nun eingehender, wobei es einerlei ist, ob die Farbe sich über den ganzen Körper der Taube erstreckt, oder, ob sie nur auf einzelne Körpertheile beschränkt ist, während andere Theile eine andere Farbe tragen. Also einerlei, ob eine Taube einfarbig oder gezeichnet ist, die Gesetze bleiben sich gleich.

Weiß giebt es nur in einer Schattirung. Alles Weiß bei den Tauben ist gleich. Es giebt weder ein Milch-, noch Atlasweiß, sofern mit diesen Bezeichnungen etwas Eigenes gesagt werden soll. Das Weiß bei den Tauben ist ein reines Weiß ohne jede Beimischung eines anderen Farbentones. Wo etwa ein solcher vorkommt, kann man die Farbe eben nicht mehr weiß nennen.

Obgleich die weiße Farbe in der Technik als Farbe gilt, müssen wir sie bei Pflanzen und Thieren aber als gleichbedeutend mit farblos ansehen. Mikroskopische Forschungen haben ergeben, daß die anderen Farben als winzige Körperchen (Pigment) entweder auf und unter der Oberfläche eines Körpers gelagert, oder in seiner Masse eingemengt sind. Wo

dieses Farbenpigment fehlt, erscheint der Gegenstand farblos, weiß. Dieser Umstand ist die Ursache, daß nicht allein viele Pflanzen, sowohl in Blüthen, als auch Blättern, gleichviel welche Farbe ihnen ursprünglich eigen war, in Weiß variirt haben; sondern, daß dasselbe bei einer großen Anzahl von Thieren ebenso der Fall ist. Auch unsere Tauben sind diesem allgemeinen Gesetze unterworfen, und zwar in einem sehr ausgedehnten Maße, wie wir es fortwährend beobachten können. Obgleich wir aber die weiße Farbe bei der Taube im strengen Sinne als Albinismus betrachten müssen, kann doch nicht behauptet werden, daß eine Taube dieser Farbe wegen von schwächlicher Körperkonstitution sei. Vielmehr ist dies bei einer anderen Farbe der Fall.

Schwarz. Mit dieser Farbe steht es entschieden anders. Wie man im täglichen Leben von einem Blau-, Braun-, Grau- und Kohlschwarz spricht, so kann man diese Ausdrücke auch wohl bei den Tauben in Anwendung bringen. Als echt und mustergültig kann indessen nur ein tiefes, glänzendes, keinen Schimmer einer anderen Farbe einschließendes Schwarz betrachtet werden; also das, was man gewöhnlich mit Pech- oder Kohlschwarz bezeichnet. Zu verwerfen ist besonders jeder Schein ins Blaue, jede lichtere Schattirung eines Körpertheiles gegenüber eines anderen. Doch giebt es einige Arten, die bis heute in schwarzer Farbe so selten sind, daß man von den strengsten Ansprüchen absieht.

Braun, Roth und Gelb darf man füglich als eine Farbe betrachten. Zwar besteht zwischen Braun und Roth einerseits und Gelb anderseits eine ziemliche Lücke, es fehlt indessen nicht an einzelnen Thieren, die diese Lücke überbrücken, wenn sie auch seltener angetroffen werden. Schon der Umstand, daß man bei der Paarung Tauben der hellsten und dunkelsten Schattirung (Braun und Gelb) zusammenstellen kann, ja zusammenstellen soll, ohne befürchten zu müssen, daß etwas Fehlerhaftes daraus hervorginge, beweist die Zusammengehörigkeit beider Farbennüancen. Als Regel dieser Farben gilt: auf allen Körpertheilen, welche mit einer dieser Farben behaftet sind, soll sie gleichmäßig vertheilt sein. Die Farbe darf an keinem Theile heller oder dunkler, oder in eine andere Farbe spielend, als an dem anderen, auftreten. Wo dies der Fall ist, muß es als Fehler betrachtet werden, obgleich solche Fehler bei diesen Farben am häufigsten vorkommen. Außerdem sollen diese Farben satt, glänzend, metallisch sein. Nur die allerhellste Nüance (isabell) macht hiervon eine Ausnahme.

Als Eigenthümlichkeit der gelben Farbe verdient erwähnt zu werden, daß die gelbe Taube ohne Flaum, fast nackt, zur Welt kommt, schwächlicherer Constitution und meistens weiblichen Geschlechts ist.

Ganz denselben Principien unterliegt eine andere, nahverwandte Farbe, die wir, obgleich sie eine Mischfarbe ist, hier anführen wollen. Wir meinen die Leder-, Bronce-

oder Chocoladenfarbe. Sie entsteht aus der Mischung von Schwarz und Gelb, auch Schwarz und Roth. Von ihr gilt Alles, was von der oder den vorstehenden Farben bereits gesagt ist, hauptsächlich theilt sie den Charakter mit Gelb. Als Farbe ist sie weder beliebt, noch geschätzt, doch liefert sie in der Zucht gute Resultate. Sie kann als Ersatz für Gelb oder Schwarz bei der Paarung benutzt werden.

Blau. Die wichtigste und wesentlichste Farbe ist die blaue. Zwischen ihr und allen bis jetzt angeführten besteht ein gewaltiger Unterschied. Während diese, wenn sie an einem Thiere auftreten, gleichmäßig im Ton sein sollen und sind, kommt dieser Fall bei der blauen Farbe niemals vor. Eine einfarbige blaue Taube im strengen Sinne des Worts giebt es nicht. Die blaue Farbe bedingt gewisse Schattirungen und Zeichnungen, ohne welche sie eben nicht auftritt. Daher auch die Regel, daß, wenn bei anderen Farben Schattirungen auftreten, diese an die blaue Farbe erinnern und deshalb verwerflich sind. Gehen wir nun auf das Wesen der blauen Farbe näher ein. Nehmen wir eine blaue Taube in dem Sinne, wie sie der Liebhaber und Züchter einfarbig nennen würde, so finden wir zuerst den Kopf mit einem Theil des Halses aschblaugrau gefärbt. Diese Färbung schließt beinahe mit einer Linie, vom Genick ausgehend nach dem obern Theil des Halses, ab. Weiter nach unten, gegen die Brust, an dieser selbst, ist zwar dieselbe Farbe noch vorhanden, aber die Grannen der Federn sind mit dem, schon vorn erwähnten metallischen Email überzogen, das hier grün oder purpur violett, je nach Brechung der Lichtstrahlen reflectirt. Unter der Brust und auf dem Rücken verschwindet dieser metallische Glanz rasch und geht in einen blaugrauen Ton, lichter als der Kopf, über, aber auch dieser Ton wird nach dem Ende des Rumpfes zu immer lichter, bis er sowohl am Bürzel, als am Steiß fast mit Weiß und häufig wirklich mit Weiß abschließt. Der Schwanz selbst, sammt den Bürzel- und Keilfedern unter dem Schwanz, nehmen mit einer scharf abgegrenzten Linie eine dunklere Färbung wieder an, etwa von gleichem Tone wie die Farbe des Kopfes. Am Schwanzende selbst zieht sich ein schwarzes, etwa daumenbreites Band quer über sämmtliche Federn, und zwar so, daß hinter diesem Bande die blaue Farbe circa 1 Centimeter breit nochmals zum Vorschein kommt. Die äußeren Fahnen der zwei äußersten Schwanzfedern sind von der Wurzel bis kurz vor dem Bande häufig weiß. Die Flügel- und Schulter-Deckfedern (Mantel) tragen allein den reinsten blaugrauen Ton, den wir überhaupt an der Taube finden. Bei den Schwungfedern zweiter Ordnung beginnt dieser Ton wieder dunkler, schwärzer zu werden, bis er endlich, wenigstens an den Spitzen der Schwungfedern erster Ordnung, diese Farbe beinahe erreicht. In der Regel befinden sich quer über den Flügeln, kurz vor den Schwingen erster Ordnung, zwei dicht nebeneinander liegende, oben häufig zusammenhängende schwarze Striche, auch Binden oder Bänder genannt. Diese sind gebildet von schwarzen, stumpfviereckigen Flecken, welche





Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A. G.
vormals J. F. Richter) in Hamburg.

FARBENSCWÄNZIGER TÜMMLER.

Hamburger Schlag.



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

WEISSSCHWANZ- UND WEISSSCHLAG-WEISSSCHWANZ-TÜMMLER.

Hamburger Schlag.



an den längsten Flügeldeckfedern und den Schwungfedern zweiter Ordnung, kurz vor deren Ende an der nach außen gerichteten Fahne sitzen.

Wir sehen also, daß die blaue Taube in jeder ihrer verschiedenen Federgruppen anders gefärbt, mindestens anders schattirt ist. Es bleibt auch dabei ganz einerlei, ob die Taube am ganzen Körper blau, oder ob nur einzelne Körpertheile oder Federgruppen die blaue Farbe tragen; sobald diese irgendwo auftritt, treten ihre Consequenzen gleichzeitig mit auf. Aber nicht allein bei dieser selbst, sondern auch allen übrigen Farben wohnt diese Consequenz noch inne. Es ist dies ein Umstand von großer Wichtigkeit, weil auf ihm die ganze Entstehung von Zeichnungen basirt.

2. Das Variiren der Farben und Eigenthümlichkeiten einzelner Farben.

Alle Farben können ausarten, variiren, ohne daß Atavismus (Rückschlag auf Vorfahren) dabei in's Spiel zu kommen braucht. Schwarz geht in Roth, Roth in Gelb über, alle Farben zusammen häufig in Weiß. Die blaue Farbe variirt am häufigsten und ist auch gleichzeitig die stabilste, weil sie ihre Eigenschaften fast immer auf eine andere Farbe mit überträgt. So sehen wir bei der schwarzen Farbe, sobald diese nicht ganz intensiv, sondern etwas grau ist, die der blauen Farbe eigenthümliche Striche durchschimmern. Bei der rothen und gelben Farbe kommen unter gleicher Voraussetzung sofort bläuliche Töne am Bürzel, dem Schwanzband, den Schwingen zum Vorschein. Nur bei der weißen Farbe ist dieser Einfluß gänzlich verschwunden. Haben aber Roth und Gelb, nebst Schwarz ihre höchste Potenz erreicht, sind sie metallisch glänzend geworden, so hat auch die blaue Farbe ihre sichtbare Einwirkung verloren. Dieselbe ist nur noch schlummernd in dem Organismus vorhanden.

Mit dem Erscheinen von Metallglanz auf den Federgrannen steht eine weitere Eigenthümlichkeit im engen Zusammenhange. Es ist dies das Auftreten der sogenannten Schmalzfedern. Diese sind unentwickelte Flaumfedern, die in der Weichengegend und neben dem Bürzel stehen, wie mit Fett getränkt, gelb und zusammengerollt aussehen. Aus dem Vorhandensein von Schmalzkielen (wie sie auch genannt werden) geht deutlich hervor, daß der metallische Glanz wirklich eine Art fettiger Ueberzug ist, der bei diesen Flaumen so stark vorhanden, daß sie sich nicht vollständig entwickeln können, vielmehr ihre Fasern durch das Uebermaß von Fettstoff zusammengeklebt sind. Das Erscheinen von Schmalzkielen steht daher im engen Zusammenhange mit der Vollfarbigkeit einer Taube und aus diesem Grunde wird in Bayern und Oberösterreich ein so großes Gewicht auf dieselben gelegt. Auf einem Irrthum beruht es aber, wenn einige Autoren die Erscheinung nur einer Raçe, nämlich

den Schmalzfeen, vindiciren wollen. Man trifft vielmehr Schmalzkiele bei vielen Raçen und allen Farben, sogar bei Weiß. Ich habe sie z. B. gefunden bei mehreren Farbentauben, Tümmlern, Maltesern, Huhnschecken, Modenesern, Mövchen, Indianern, Perücken; jedesmal aber nur im Zusammenhange mit einem vollfarbigen, glänzenden Gefieder.

Alles bis jetzt Gesagte bezieht sich hauptsächlich nur auf die sogenannten Grundfarben, nämlich reines Schwarz, tiefes Roth oder Gelb, Blau und Weiß. Neben diesen Grundfarben giebt es aber noch eine ziemliche Anzahl Zwischen- oder Mischfarben, welche indessen sämmtlich eng mit der blauen Farbe verwandt sind und von dieser ausgehen. So, wenn die blaue Farbe verblaßt, heller wird, gleichzeitig einen schwachen Stich in's Gelbliche annimmt, entsteht die silbergraue oder silberfahle Farbe. Geht der Farbenton noch etwas stärker nach Gelb, oder ist wirklich gelbes Blut zugesetzt, so heißt die Farbe gelbfahl oder erbsgelb. Spielt der Ton aber in's Röthliche, so nennt man ihn rothfahl. Bei allen diesen Farbentönen dominirt immer noch der Charakter der blauen Farbe. Kopf, Brust, Schwanz und Schwingen einer so gefärbten Taube sind von entsprechend dunkleren Tönen. Flügel und Schwanz sind mit eben solchen Querbändern versehen. Die zwei ersteren Farbentöne, silber- und gelbfahl, sind sehr beliebt und weisen häufig prächtige Thiere auf, während der letztere Ton, rothfahl, keine Verehrer findet.

Noch haben wir auf eine Eigenthümlichkeit der blauen Farbe aufmerksam zu machen, die zu falschen Schlüssen bereits Veranlassung gegeben hat. Es giebt außer der blauen Zeichnung, wie wir solche vorn beschrieben haben, nämlich mit nach dem Bürzel und After zu hellverlaufenden, dort weiß oder beinahe weiß werdendem Rücken und Bauch, auch noch eine andere Färbung mit dunkel bleibendem Rücken und Bauch. Tritt letztere aber auf, was sogar häufig und bei allen Arten der Fall ist, so ist die ganze Färbung der betreffenden Taube gleichzeitig etwas trüber, der Hals weniger grünschimmernd und das Blau nimmt einen Schimmer in's Violette an. Gleichzeitig verschwinden mit dem hellen oder weißen Rücken auch die weißen Außenfahnen der zwei äußeren Schwanzfedern. An manchen Orten und von manchen Liebhabern wird der helle Rücken (eigentlich das Kreuz oder die Kruppe) als Fehler angesehen, indessen darf man dieser Ansicht nicht ohne Weiteres zustimmen, da derselbe von anderen, als werthvoll zu betrachtenden Eigenschaften nicht zu trennen ist. Je lichter und reiner nämlich das Blau auf dem Mantel der Taube ist, um so eher wird das Kreuz weiß und die äußersten Schwanzfedern bekommen weiße Außenfahnen. Verschwinden beide letztere Eigenschaften, so verliert die Taube gleichzeitig ihre reine blaue Farbe, sowie einen Theil ihres smaragdgrünen Halsschillers. Ganz dasselbe Vorkommniß findet sich auch bei zwei Arten der Felstaube, nämlich der Columba elegans und der Columba intermedia. Erstere hat einen weißen Bauch und ein weißes Kreuz, dabei aber auf ihrem Mantel das

reinste, klarste Blau von allen Felstauben. Die andere dagegen ist blaurückig und ihre Grundfarbe mehr schiefergrau. Hieraus wollen einige Forscher schließen, die C. elegans sei die Stammmutter unserer hellrückigen, C. intermedia diejenige unserer dunkelrückigen Haustauben. Sie übersehen aber dabei, daß es weder eine Art von hell-, noch von dunkelrückigen Haustauben giebt, daß vielmehr beide Farben bei den verschiedensten Arten und Raçen auftreten. Man darf also nur behaupten: das Gesetz, welches bei den Felstauben, bei der C. elegans den weißen Rücken neben dem reinsten und klarsten Blau des Mantels und bei C. intermedia den blauen Rücken neben der schiefergrauen Farbe des Mantels hervorgebracht hat, wirkt auch heute noch bei der blauen Färbung unserer Haustauben.

Erwähnt mag noch werden, daß bei allen blau gefärbten Tauben die Täubinnen weniger klar sind als die Täuber, und, daß sie einen schwächeren Metallglanz haben. Ferner, daß bei allen gefärbten Tauben die Unterseite des Flügels heller als die Außenseite ist.

3. Wechselwirkung zwischen der Farbe des Gefieders und derjenigen des Schnabels, der Krallen und der Augen.

Die Färbung des Schnabels und der Krallen, sowie theilweise auch der Augen hängt eng mit der Färbung des Gefieders zusammen. Die verschiedenen Farben desselben bedingen meistens die Farbe der Ersteren. Doch tritt hier die Regel nicht so stabil auf, macht vielmehr häufig Ausnahmen, welche wir da, wo sie vorkommen, besonders erwähnen werden. Bei gezeichneten, beziehungsweise mit Weiß gezeichneten, oder auf weißem Grunde gezeichneten Tauben, ist immer diejenige Farbe maßgebend, welche dem betreffenden Körpertheile örtlich am nächsten steht.

Die blaue Farbe bedingt in der Regel einen schwarzen Schnabel und eben solche Krallen, sowie orangegelbe Augen. Je reiner das Blau, um so seltener tritt eine Ausnahme ein. Kommt eine solche aber vor, erscheinen heller, wachsfarbiger Schnabel und Perlaugen, dann nimmt auch die blaue Farbe denselben violetten Schimmer an, wie wir ihn bei der blaurückigen Taube beschrieben haben. Die weiße Farbe ist fast durchweg mit braunen, dunkeln Augen verbunden. Eine Ausnahme hiervon ist äußerst selten, selbst bei den Raçen, die in allen anderen Farben Perlaugen haben; der Schnabel dagegen ist selten anders als weiß, ebenso die Krallen. Ist es dennoch der Fall, so gilt es als großer Fehler. Auch für die Zucht ist ein solches Thier wenig werth, da mit Gewißheit angenommen werden darf, daß bei der Nachzucht der Fehler sich vergrößert und auch schwarze Federn zum Vorschein kommen.

Die schwarze Farbe neigt noch zu schwarzem Schnabel und Krallen, doch tritt bei ihr schon häufiger ein weißer Schnabel auf. Besonders ist dies der Fall, wenn die letzte Erinnerung an die blaue Farbe an einem Thiere verschwunden ist, d. h. wenn dasselbe tief, glänzend kohlschwarz ist. Dieser Farbenton und weißer Schnabel ergänzen sich gegenseitig, sowie grau- oder blauschwarz ebenso innig mit einem schwarzen Schnabel verbunden sind. In der Regel folgen die Krallen diesem Beispiele, doch kann auf deren Färbung kein so großes Gewicht gelegt werden, als es bei der Schnabelfärbung der Fall ist, bei welcher heller, wächsener, weißer Schnabel immer den Vorzug verdient. Die Farbe der Augen richtet sich mehr nach dem Gesetz der Raçe, als der Farbe. Gewöhnlich ist das Auge orangegelb, doch kommen auch häufig Perlaugen, besonders in Verbindung mit dem weißen Schnabel vor.

Die rothe, gelbe und Leder-Farbe verlangen unbedingt einen hellen Schnabel und eben solche Krallen. Ein schwarzer oder auch nur dunkler Schnabel sind als gewichtige Fehler zu betrachten. Bei einer solchen Färbung würde wohl niemals eine richtige Färbung des Gefieders vorhanden sein. Gewöhnlich treten mit dem dunkeln Schnabel, dunklere Färbung des Kopfes, Halses und der Brust, neben hellerer des Mantels, auf. Also wiederum Anklänge an die blaue Farbe. Die Farbe der Augen richtet sich bei diesen Farben, wie bei der schwarzen, mehr nach der Raçe. Es kommen ebenso häufig Perlaugen, als auch gelbe Augen vor, ohne daß behauptet werden kann, letzteres sei ein Fehler.

Bereits vorn haben wir angeführt, daß bei gezeichneten Tauben die Farbe derjenigen Federgruppe, die dem betreffenden Körpertheile, Schnabel, Krallen oder Augen, am nächsten stehen, auf deren Färbung maßgebend sei. Es ist dies so zu verstehen: hat eine Taube den ganzen Kopf und einen Theil des Halses weiß, so werden Schnabel und Augen meistens dieser Farbe entsprechen, wenn auch der übrige Körper blau oder roth ist. Der Schnabel wird demnach weiß, die Augen braun sein. Ist dagegen der ganze Kopf schwarz oder blau, so wird der Schnabel schwarz, die Augen dagegen gelb sein. Betrifft aber die Zeichnung nur den Oberkopf (Platte), so geht die Grenzlinie der Farben durch den Schnabel und die Augen der Länge nach durch, d. h. der Oberschnabel entspricht der Färbung der Platte, der Unterschnabel der Farbe des Halses. Häufig sind bei dieser Zeichnung die Augen, oder auch nur eines in zweierlei gefärbte Hälften getheilt, ebenso häufig aber auch gefleckt. Bei den Krallen entscheidet die Farbe der Schenkelfedern oder der Federfüße und Strümpfe, je nachdem die Taube glattbeinig oder federbeinig ist.

4. Entstehung und Verschwinden der Zeichnung.

In den vorstehenden Capiteln haben wir wiederholt auf die Beharrlichkeit, sowie auf die Wichtigkeit der blauen Farbe aufmerksam gemacht. Wir gehen nun zu folgenden Behauptungen über:

Alle Zeichnung der Tauben hat ihren Grund in dem diesen innewohnenden, von dem von der blauen Farbe ausgehenden Triebe, einzelne Federtheile oder ganze Federgruppen in verschiedenen Farbentönen auszuzeichnen. Die Zeichnungen entstehen durch das Variiren der Farben, hauptsächlich durch Weißwerden von Farben (partiellen Albinismus) an einzelnen Federtheilen und ganzer Federgruppen, oder Wiedererscheinen der Farbe an früher weiß gewordenen Körpertheilen. Sie entsprechen immer den bei der blauen Farbe gezeichneten Federtheilen oder Federgruppen. Farben, welche sich an Federgruppen der einfarbig blauen Taube nicht finden, finden sich auch nicht an Federgruppen gezeichneter Tauben. Nur wenige Zeichnungen sind auf eine Raçe oder Art beschränkt; die meisten kommen bei verschiedenen Raçen vor. Doch ist zu bemerken, daß, je weiter die einzelnen Arten in ihren Eigenthümlichkeiten sich von der Gemeinen Taube entfernen, umsomehr nimmt die Correctheit und Mannigfaltigkeit der Zeichnungen ab, bis dieselben schließlich bei den, der Gemeinen Taube am entferntest stehenden Arten ganz verschwinden.

Es kommen also bei der Gemeinen Taube nicht nur die meisten Zeichnungen überhaupt vor, sondern diese sind meistens correcter und die Färbungen intensiver, als wenn dieselben Zeichnungen bei anderen auftreten. In dieser Eigenschaft folgt ihnen die zweite Gruppe: Tauben, welche sich durch die Form ihres Körpers kennzeichnen; es giebt nur in noch zwei Familien so gezeichnete Tauben, nämlich bei der Familie der Kröpfer und Huhntauben; dagegen ist in der Familie der Orientalen jede Zeichnung, bis in einer Raçe, ganz verschwunden. Aber auch in dieser Raçe — wir meinen die Nürnberger Bagdette —, tritt Zeichnung in nur zwei, dazu gewöhnlich mangelhaften Formen auf.

Fangen wir nun mit der einfachsten aller Zeichnungen, beziehungsweise Nichtzeichnung an. Es ist dies das Verschwinden der Binden oder Striche, ohnstrichig oder hohl genannt. Wir haben vorstehend die Behauptung aufgestellt: „eine einfarbige blaue Taube giebt es nicht", bei der ohnstrichigen blauen Taube hat die Natur einen schwachen Anfang gemacht, eine solche zu schaffen, es ist aber bei dem Anfange geblieben, denn, obgleich nun an Stelle der schwarzen Striche bei der ohnstrichigen Taube dasselbe reine Blau getreten ist, das die Taube auf dem übrigen Theil ihrer Flügel trägt, so sind Schwingen, Schwanz mit Band, Kopf, Hals und Brust immer noch dunkel gefärbt. Die Bezeichnung „hohl" rührt her von einiger Aehnlichkeit mit der Hohltaube, Col. oenas. Diese Nichtzeichnung „ohnstrichig", findet sich nur bei einigen Varietäten der Gemeinen Taube und bei den Trommlern. Bei einer andern Art habe ich sie bis jetzt nicht gefunden. Ebenso findet sie sich nur bei Blau und der einen Unterfarbe, Silberfahl, während sie bei Gelb- und Rothfahl nicht auftritt. Bemerkenswerth ist es, daß sie bei mehreren Arten der einfarbig blauen Taube vorkommt, so bei der kleinen und großen blauen Taube, der Eistaube, der Flechttaube, dem Gimpel.

Bei der großen blauen Taube in silberfahler Färbung ohne Striche ist letztere so vollkommen schön, daß sie von keiner anderen Art erreicht wird. Unter diesen Verhältnissen kann man von einer „Hohltaube" oder einem „Hohlflügel" als Raçe oder Art nicht sprechen.

Wir haben mit dem Verschwinden der Striche angefangen, gehen wir nun zu dem entgegengesetzten Fall über, dem Mehrwerden der Striche. Bei der Beschreibung der blauen Farbe habe ich schon auf die Art der Strichbildung aufmerksam gemacht, daß dies stumpf-viereckige, schwarze Flecken sind, die an der Außenfahne der größten Flügeldeckfedern und den Schwungfedern zweiter Ordnung kurz vor deren Ende sitzen. Diese Fleckenbildung erstreckt sich mitunter nun auch auf die anderen Flügeldeckfedern, mit dem Unterschiede, daß sie bei diesen an beiden Fahnen der freiliegenden Federn auftritt, was theilweise auch schon an den Schwungfedern zweiter Ordnung der Fall ist. Hinter den schwarzen Flecken kommt die blaue Farbe nochmals zum Vorschein. Durch diese Zeichnung der Einzelfedern entsteht die geschuppte Zeichnung des Mantels, beziehungsweise des ganzen Flügels. Je nach den einzelnen Gegenden wird diese Zeichnung auch mit dem Namen: geschiefert, gehämmert, genagelt, benannt. Sie kommt bei allen Taubenarten vor, welche überhaupt in blauer Farbe existiren. Ebenso bei den drei Unterfarben der blauen Farbe, nämlich bei Silber-, Gelb- und Rothfahl. In ersterem Falle wird sie mit dem Namen „gelercht" (?) bezeichnet, in den beiden anderen Fällen mit „geschuppt".

Der Umstand, daß diese Zeichnung auch bei der Felstaube vorkommt, hat, wie bei der blau- und weißrückigen blauen Taube, zu dem gleichfalls falschen Schlusse geführt, es stammten unsere geschuppten und geschieferten Tauben von jener Felstaube: C. livia Amaliae, ab. Auch hier wird übersehen, daß von einer geschuppten Art als solche nicht gesprochen werden kann, daß das Geschupptsein und Werden vielmehr ein noch lebendiges Gesetz der blauen Farbe ist, dem alle Arten, von der Gemeinen bis zur Pfautaube, unterliegen.

Die zwei bis jetzt besprochenen Fälle von Zeichnung haben sich auf ein Mehr- oder Wenigerwerden von Strichen bezogen. Wir gehen nun zu deren Verfärbung über. Die erste Ausartung, häufig vorkommend, ist ein fuchsig Rothwerden der Striche. Dieser Fall gilt zwar bei uns in Deutschland als ein Fehler, ich erwähne ihn aber trotzdem, weil er den Uebergang zur Erklärung einer ganz großen Anzahl von Zeichnungen bildet und, weil er von den Italienern bei der Modeneser Taube als Zeichnung selbst betrachtet wird.

5. Auftreten der weißen Farbe an einzelnen Federtheilen und Federgruppen.

Mit dem Erscheinen der weißen Farbe, beziehungsweise dem Weißwerden einzelner Federtheile oder ganzer Federgruppen, beginnt die eigentliche Zeichnung der Tauben. Sie

verzweigt sich so mannigfaltig und so verschiedenartig auseinander gehend, daß es äußerst schwierig ist, ihre systematische Entwickelung klar und Jederman verständlich zu beschreiben. Als allgemeines Gesetz gilt, daß wenn einmal die weiße Farbe an irgend einem Körpertheile aufgetreten ist, diese das Bestreben hat, sich über die in Wechselwirkung mit diesem Körpertheile stehenden anderen Körpertheile gleichfalls zu verbreiten, so, daß wenn dieselbe zuerst an den bei der blauen Farbe dunkelgefärbten Theilen auftritt, sie sich nach und nach auch über die anderen dunkelgefärbten Theile zu verbreiten strebt, und umgekehrt, wenn sie an hellgefärbten Theilen zuerst erscheint, sie sich bald über die anderen hellen Theile erstreckt. Eine Regel, daß irgend ein Theil von der weißen Farbe zuerst, oder am leichtesten afficirt werde, habe ich bis jetzt nicht wahrnehmen können. Es bleibt sich gleich, wo die weiße Farbe auftritt, ihre Verbreitung unterliegt immer demselben Gesetze. Deshalb ist es auch einerlei, mit welchem Theile wir die Beschreibung beginnen. Da wir indessen bei den Strichen stehen geblieben sind, so will ich mit diesen wieder anfangen.

Ich habe schon bemerkt, daß schwarze Striche häufig die Neigung haben fuchsig zu werden, Roth ist aber gewöhnlich nur der Uebergang zu Weiß und wir sehen deshalb oft genug weiße Striche erscheinen. Diese finden wir bei fast allen Taubenarten, welche in blauer Farbe vorkommen, mit Ausnahme der Orientalen, — am häufigsten aber bei der Gemeinen Taube. Bei dieser treten weiße Striche auch bei andern Farben als blau auf, während sie bei anderen Arten, mit wenig Ausnahme auf diese Farbe beschränkt bleiben. Es ist nöthig, das Wesen der weißen Striche etwas eingehender zu beleuchten, da es den Schlüssel zur Erklärung weiterer Zeichnungen abgiebt. Im Jugendgefieder erscheinen die weißen Striche meistens in der Uebergangsfarbe roth oder gelb, und erst beim Federwechsel tritt ein reinerer, weißer Ton auf. Sobald dieser Fall eintritt, geschieht es immer von der Mitte des die schwarzen Striche bildenden Fleckens aus. Von hier aus geht die weiße Farbe, wenn sie überhaupt die Benennung „weiß" schon verdient, denn häufig ist die Farbe nur ein heller rostgelber Ton. Wo es also der Fall ist, geht das Weiß gegen den Rand des schwarzen Tupfens, und besonders gegen den äußeren Rand, in jenen hellen rostgelben Ton über und dieser seinerseits läßt am äußersten Rande noch eine Spur von der ursprünglich schwarzen Farbe übrig. Auf diese Weise wird bei geschlossenem Flügel der weiße Strich mit schwarzer Säumung gebildet. Je weniger von dem rostgelben Uebergangston übrig bleibt, um so schöner ist die Zeichnung. Auf diesem Punkte muß letztere durch den Züchter erhalten werden, denn mit dem Verschwinden der schwarzen Säumung tritt gleichzeitig der Anfang zu weiterem Auslaufen des Striches auf; d. h. er wird verschwommen, unbestimmt. Nach dem bereits oben angeführten Gesetze werden bald auch andere Theile von der weißen Farbe afficirt, — die Schwanzbinde beginnt lichter zu werden; mitunter macht sie denselben Proceß durch, wie

die Striche, und wird auch weiß, wie dies z. B. bei den Blondinetten und Satinetten der Fall ist. Die Brust, der Hals und die Schwingen haben gleichfalls das Bestreben zu verblassen. Besonders ist es der Metallglanz des Halses und der Brust, welcher in Mitleidenschaft gezogen wird. So haben wir durch dieses Gesetz die „Staarhalstaube" erhalten, welche wiederum den Ausgangspunkt weiterer Zeichnungen bildet.

Wie wir bereits ein Mehrwerden der schwarzen Striche, welches zu der Schuppenzeichnung des ganzen Mantels führt, beobachtet haben, ebenso giebt es auch eine Ausdehnung der weißen Striche über den ganzen Mantel und Flügel. Ganz nach denselben Regeln wie die schwarzen Schuppen sich bilden und die weißen Flecke in den Strichen entstehen, verbreiten sich die weißen Schuppen über den Flügel. Das weiße Fleckchen geht wie bei den Strichen von der Mitte des schwarzen aus. Schwarz bleibt wie bei diesen noch am äußersten Rande übrig, der verbindende oder Uebergangston ist gleichfalls rostgelb und hinter der schwarzen Einfassungslinie kommt bei Blau diese Farbe nochmals zum Vorschein. Auf diese Weise entsteht eine wunderbar schöne Zeichnung, welche, wenn vollkommen, von keiner anderen übertroffen wird. Sie wird gleichfalls mit „geschuppt", „getupft", „karpfenschuppig" bezeichnet, sollte aber richtiger mit „weißgeschuppt" als Unterschied von „schwarzgeschuppt" bezeichnet werden. In Blau, vielmehr auf blauem Grunde, macht sich diese Zeichnung unstreitig am besten, weil dabei drei, beziehungsweise vier Farben wirken, nämlich Blau, Weiß, Rostgelb und Schwarz. Dann folgt schwarzer Grund mit Weiß und Rostgelb. Auf rothem und gelbem Grunde kann die Zeichnung nur schlecht vorkommen, weil nur zwei Farben entstehen können, sie verschmilzt hier mit der dunkelgeschuppten.

Wir finden diese Zeichnung bei vielen Varietäten der Gemeinen Taube, u. A. bei der Luchstaube, bei den Modenesern, Mövchen und Brünner Kröpfern; bei einfarbigen sowohl als bei geschildeten Tauben. Je nachdem die Schuppen größer oder kleiner sind, und die weiße Farbe reiner, sowie die Grundfarbe des übrigen Gefieders verschieden, hat man aus dieser Zeichnung verschiedene machen wollen. Wenn nämlich die Schuppen größer werden, vermehrt sich der rostgelbe oder rostrothe Ton, besonders bei schwarzem Grunde, ja er kann bei diesem der allein herrschende werden. Aber auch Weiß kann sich so vermehren, daß es überwiegend wird. Oder beide Farben zusammen verdrängen den dritten Ton, Schwarz.

Durch dieses Ineinanderlaufen der Farben entstehen die Zeichnungen, die wir mit „gestrichelt" oder „pfeilspitzig" bezeichnet finden, aus welchen die Engländer bei ihren Blondinetten und Satinetten, die Modeneser bei ihren Tauben zehn und mehr Untervarietäten gemacht haben, die im Grunde genommen aber doch nur ein und dieselbe Zeichnung sind.

Mit der größeren Verbreitung der weißen Farbe über den Mantel, springt diese gewöhnlich auch auf die Schwingen über und es entsteht da, wo bei der blauen Farbe das

tiefste Schwarz auf der Feder sitzt, gleichfalls ein weißer Punkt, auch rostgelb auslaufend und schwarz gerändert; man nennt dies „geperlt“. Die weiße Farbe überzieht häufig das ganze Gefieder bis auf wenige Theile so, daß ein solches Thier nahezu weiß erscheint, mitunter auch wirklich weiß wird. Ich werde auf diesen Uebergang zu ganz Weiß bei Gelegenheit wieder zurückkommen.

In den vorliegenden Fällen haben wir es mit Zeichnungen zu thun gehabt, die von einem Theil der Feder, den Tupfen, welche die Striche bilden, ausgehen. Dieser Charakter des Ausganges ist auch allen Zeichnungen verblieben; es waren immer nur einzelne Federtheile und immer nur die hauptsächlichsten Glanzpunkte des Gefieders, die dem Variiren unterworfen waren.

Keine Feder ist bis auf die Wurzel weiß gefärbt; der Flaum hat immer noch eine wirkliche Farbe. Anders verhält es sich mit den Zeichnungen, mit denen wir uns nun beschäftigen. Sie bestehen im Weißwerden ganzer Federgruppen. Auch hier ist es gleichgültig, mit welchem Theile wir anfangen, denn auch hier stoßen wir auf dasselbe Gesetz, daß, sobald einmal Weiß aufgetreten ist, dieses sich auf in Wechselwirkung stehende Körpertheile leicht weiter verbreitet.

Wir beginnen mit dem Schwanze, weil er zu der einfachsten Zeichnung gehört. Weißer Schwanz kann successive, erst mit einigen Federn, anfangen, oder auch mit einem Male vollständig erscheinen. Er soll sich scharf vor dem Bürzel, mit derselben Federpartie, die bei der blauen Farbe wieder dunkler gefärbt ist, gegen die Farbe des Rückens absetzen. Unten kann die Trennungslinie entweder mit dem After abschließen, oder der ganze Schwanzkeil muß noch der Farbe des Bauchgefieders entsprechen. Man findet die Zeichnung bei Tümmlern, Mövchen, Pfauen, Kröpfern, hauptsächlich aber bei der Gemeinen Taube. Eine ihrer Spezies führt von dieser Zeichnung den Namen, nämlich „Weißschwanz“ oder auch „Schnippe“, „Bläßchen“. Bei dieser Taube finden wir gleich das Gesetz der Verbreitung von Weiß in Kraft. Kopf und Schwanz stehen in Relation, und so sehen wir, wie sich das Weiß des Schwanzes auf den Kopf überträgt. Dieser beginnt an der Schnabelwurzel weiß zu werden. Der Züchter konservirt zwar die ihm gefällige Form des sich bildenden weißen Flecks, aber die Natur wirkt nach ihren Gesetzen weiter. Mitunter verschwindet das Weiß wieder, mitunter kommt es in größerem Maße zum Vorschein und überzieht den ganzen Schädel (Oberkopf); hier wird es durch die Zucht und Auswahl wieder gehalten. Die Zeichnung wird sammt dem Thier, an welchem sie aufgetreten ist, nun „Weißkopf“ genannt. Diese Zeichnung findet sich fast ausschließlich nur bei der Gemeinen Taube, hin und wieder auch bei der Deutschen Kropftaube. Wo sie vorhanden ist, soll Weiß auf den

Oberkopf beschränkt sein und durch eine grade Linie in Verlängerung der Schnabelspalte, das Auge mitten durchschneidend, von dem farbigen Gefieder des übrigen Körpers sich trennen.

Aber auch an diesem, von dem Züchter konservirten Punkte, bleibt die Ausdehnung des Weiß nicht stehen. Es überschreitet diese Grenze, geht unter das Auge, unter die Kehle, häufig bis an den Hals. Gleichzeitig schreitet das Weiß vom Schwanze aus vorwärts, es ergreift Bürzel und Afterfedern und bemächtigt sich der Schwingen. Es bildet sich die „gemönchte Zeichnung". Bei der Gemeinen Taube aufgetreten, wird diese mit dem Namen „Mönchtaube" belegt. Sie kommt aber auch vielfach bei anderen Arten vor, so bei den Tümmlern, Kropftauben, Perücken, Trommlern. Die Scheidelinie der Farben am Kopfe ist bei dieser Zeichnung nicht so genau zu bestimmen, doch darf sie weder zu hoch, noch zu tief sitzen, jedenfalls muß die Linie scharf und, auf beiden Seiten regelmäßig, beide Farben von einander trennen. Ebenso verhält es sich mit der Linie, welche die Farbe des Rumpfes von derjenigen des Schwanzes abschneidet. Von den Schwingen müssen auf beiden Seiten gleich viele, acht bis zehn, weiß sein, mehr oder weniger ist fehlerhaft. Ferner sollen die Daumenfedern nicht weiß, sondern von gleicher Farbe wie der Mantel sein.

Wir haben drei Zeichnungen beschrieben, bei welchen der Schwanz weiß ist, dabei angenommen, das Weiß sei vom Schwanze ausgegangen. Nehmen wir nun an, Weiß ginge vom Kopfe aus, so finden wir wieder eine Taube, bei welcher der ganze Oberkopf weiß gefärbt ist, nämlich die „Pfaffentaube" oder die „Bläße" und „Blaße", wie sie in Süddeutschland genannt wird. Diese Zeichnung ist auf diese Taube allein beschränkt, doch gilt dasselbe von ihr, was ich bereits bei dem Weißkopfe gesagt habe. Die Scheidelinie von Weiß gegen die Grundfarbe des Gefieders muß in der Verlängerung der Schnabelspalte durch das Auge liegen. Das Bestreben der weißen Farbe, sich weiter auszudehnen, findet auch bei dieser Zeichnung statt. Häufig geht Weiß unter die Augen und ergreift noch die Kehle, gleichzeitig die Schwingen. Hiermit haben wir abermals eine neue Zeichnung, welche gleichfalls mit dem Namen „weißköpfig" bezeichnet wird. Wir finden dieselbe sowohl bei der Gemeinen Taube, als vielfach bei Kröpfern, Tümmlern und Bagdetten.

Soweit die bis jetzt beschriebenen Zeichnungen bei den Gemeinen Tauben auftreten, sind letztere unter sich sehr nahe verwandt, so daß man sie nur wegen dieser ihrer geringen Verschiedenheit in der Zeichnung kaum als besondere Arten oder Raçen ansehen kann. Wir kommen nun zu einigen Zeichnungen, bei denen es sich, nur in Bezug auf eine wirklich andere Art, ebenso verhält.

Die Schwingen haben die weiße Farbe angenommen. Dies bildet eine Zeichnung für sich, die fast ausschließlich den Tümmlern eigen ist; doch kommt sie auch bei einer Spezies der Berbertaube (Indianer) vor. Diese Zeichnung soll gleichfalls in acht bis zehn weißen

Schwingfedern auf jeder Seite, gedeckt mit den größeren Daumenfedern von der Farbe des Mantels, bestehen. Auch bei dieser Zeichnung schreitet Weiß weiter vor. Es überträgt sich eines Theils auf den Schwanz. Auch eine Zeichnung, die nur den Tümmlern eigen, sie wird mit „spießiger Weißschwanz" und im Norden mit „Stickschlag" bezeichnet. Oder, Weiß geht nach dem Kopfe über, tritt aber nicht an der Oberschnabelwurzel, sondern an der Unterschnabelwurzel zuerst auf. Es ist die „Bartzeichnung" entstanden; abermals nur den Tümmlerarten eigen. Ueber die Bartzeichnung, in Bezug auf Größe und Form, gehen die Ansprüche der Liebhaber auseinander. In Einem nur stimmen sie überein: die Zeichnung muß symmetrisch sein. Noch eine Zeichnung, hauptsächlich den Tümmlern eigen und von den Schwingen ausgehend, ist die „geelsterte". Das Weiß der Schwingen ergreift den ganzen Flügel vollständig; dieser wird von den farbig bleibenden Schulterfedern überdeckt, so, daß auf dem Rücken die Form eines Herzes entsteht. Die Konturen dieser Zeichnung müssen scharf begrenzt sein; die Farbe darf in das Weiß nicht übergreifen, noch umgekehrt. Ferner ist der Bauch gleichfalls weiß und muß auch hier die Farbe, sowohl von dem Schwanze als von der Brust, mit einer scharfen Linie an dem Weiß abschneiden. Diese einfache Form der Zeichnung ist den Tümmlern ausschließlich eigen; sie setzt sich aber auch mit anderen Formen zusammen. Weiß greift auch hier um sich und tritt am Kopfe auf; es nimmt ihn, wie bei der Mönchzeichnung, ganz ein. Obgleich auch diese Zeichnung vielfach bei den Tümmlern auftritt, so ist sie doch nicht ausschließlich auf dieselben beschränkt, wir finden sie vielmehr auch bei der Gemeinen Taube, den Kröpfern, Nürnberger Bagdetten. Eine weitere, mit der Elsterzeichnung kombinirte Zeichnung, ist, wenn Weiß auf der Mitte der Brust in einem mehr oder minder großen Flecken erscheint. Auch diese Zeichnung ist nur bei Tümmlern zu finden. Daß die Elsterzeichnung auch auf dem der blauen Farbe innewohnenden Triebe, auf den verschiedenen Federgruppen in verschiedenen Schattirungen aufzutreten, basirt, sehen wir mitunter an Varietäten derselben. Bei Tauben, an welchen die blaue Farbe in's Fahle oder Graue geht, sieht man mitunter, daß die Schulterdeckfedern einen andern Ton haben, gewöhnlich schmutziger als die Farbe der Flügel. Die Herzform ist bereits deutlich zu erkennen.

Bis jetzt haben wir es mit Zeichnungen zu thun gehabt, welche bei gefärbtem Körper größtentheils in dem Weißwerden der Extremitäten, als Kopf, Schwanz, Schwingen und Flügel bestanden. Wir kommen nun zu denjenigen Zeichnungen, welche bei weißem Rumpfe in dem Gefärbtbleiben der Extremitäten bestehen. Also gefärbte Körpertheile auf weißem Grunde.

Bei diesen Arten von Zeichnungen wird man in Versuchung geführt, sie sämmtlich mit dem Wiedererscheinen von Farbe an früher weiß gewordenen Körpertheilen zu erklären.

Es ist dies wohl zum Theil der Fall; anderentheils machen auch diese Zeichnungen denselben Prozeß durch wie die bereits beschriebenen.

Schon bei der weißrückigen Felstaube und bei den lichtblauen Haustauben sehen wir, daß Unterrücken und Bauch leicht weiß werden. Bei den weißgestrichten Tauben sehen wir das Bestreben nach Uebergang des höchsten Metallglanzes der Brust und des Halses in Weiß. Denken wir uns beide Bestrebungen, Weißwerden des Rückens einerseits, der Brust und des Halses anderseits, kombinirt und vergrößert, so gelangen wir zu einer Zeichnung, die uns gleichzeitig einen Beweis für die Richtigkeit der aufgestellten Hypothese, nämlich zu der Zeichnung der großen und kleinen Florentinertaube*) (Modeneser), führt. Einen Namen haben wir für diese Gesammtzeichnung nicht.**) Dieselbe ist ausschließlich auf die angeführte Raçe und die Gemeine Taube beschränkt. Sie besteht in Färbung des Kopfes, des Schwanzes, der ganzen Flügel sammt den Schulterdecken auf weißem Rumpfe; mitunter aber auch weißen Schwingen. Wie uns Professor Bonizzi in seinem Buche***) mittheilt und als bekannt vorausgesetzt werden darf, kommen bei dieser Taubengattung sämmtliche Farben- und Zeichnungs-Varietäten, welche letztere ausschließlich auf die Flügeldecken sich beschränken, sowohl bei einfarbigen (im Sinne der Liebhaber) als bei sogenannten geelsterten Tauben vor, also bei Tauben, bei denen der Rumpf gefärbt, als bei Tauben, bei welchen der Rumpf weiß ist. Bei der außerordentlichen Vielfachheit der Zeichnungsvarietäten, die bei beiden Hauptgruppen, den Einfarbigen und Geelsterten (Gazzi) dieselben sind, darf man auf einen innigen Zusammenhang beider anscheinend so verschieden erscheinenden Gruppen schließen. Dieser besteht auch, und die anscheinend so große Verschiedenheit liegt nur in dem Umstande, daß ein Theil der Raçe einen weißen Rumpf erlangt hat, während der andere Theil gefärbt geblieben ist.

Auf welche Weise der Schwanz gegen den Rumpf, die Flügel, die Schwingen sich absetzt, habe ich bereits bei anderen Zeichnungen erwähnt und durch das Gesetz der blauen Farbe erklärt. Es erübrigt nur noch, eine Erklärung der Kopfzeichnung zu geben. Hierzu muß ich wieder auf das Weißwerden des Metallglanzes der Brust und des Halses zurückkommen. Wo dieses auftritt, wie bei staarhalsigen Tauben und besonders bei älteren, sehen wir immer, daß das Weiß am Halse nach oben dem Kopfe zu mit einer scharfen Linie abschneidet, während es nach unten successive verläuft und mit dem weißen Bauche bei der

*) Diesen Fall habe ich bei Tümmlern und gemönchter Perücke erlebt. Er kommt häufig bei Nürnberger Bagdetten vor.

**) Die Benennung „Elster der Modeneser" dürfen wir nicht acceptiren. Wir würden hierdurch nur zu Verwirrungen den Anlaß geben.

***) Le variazioni dei colombi domestici di Modena.

blauen Farbe zusammenfällt. Wir sehen also, daß eine natürliche Grenzlinie für die Färbung des Kopfes bei der blauen Farbe schon vorhanden ist. Wir kommen indessen noch zu weiteren Beweisen.

Eine nahe verwandte Zeichnung ist einer gleichfalls nahverwandten Art, eigentlich nur Varietät, eigen. Diese beschränkt sich ebenfalls auf diese Varietät allein, nämlich die Zeichnung der „Huhnschecke". Bei dieser sind außer dem weißen Rumpfe auch die Schwingen weiß und die Farbe des Kopfes zieht sich am Halse tiefer an die Brust herunter. Aber außerdem zieht sich auch noch ein weißer Strich von der Nasenwurzel über den Kopf, hinten nach dem Halse, dort breiter werdend herunter und vereinigt sich hier mit dem von der Brust und dem Rücken herkommenden Weiß. Hier stoßen wir zum ersten Male auf eine Zeichnung, zu deren Erklärung uns die blaue Farbe keine Anhaltspunkte bietet. Aber wie ist diese Strichzeichnung? wer hat sie je rein gesehen, ohne daß sie künstlich durch die Scheere hergestellt gewesen wäre? Und selbst angenommen, sie käme einmal rein vor, wie steht es mit der Vererbung? Grade an dieser Zeichnung sieht man die Richtigkeit meiner Theorie: „alle Zeichnungen entsprechen den bei der blauen Farbe gezeichneten Federtheilen oder Federgruppen." Obige und einige andere nenne ich deshalb „Zufallszeichnungen".

Eine weitere verwandte Zeichnung und wiederum nur auf eine Spezies der Gemeinen Taube beschränkt, ist die Zeichnung der „Schwalbentaube". Zwar gibt es verschiedene Untervarietäten, die ihrerseits eine Verschiedenheit in der Zeichnung aufweisen, aber doch einen gemeinschaftlichen Zeichnungscharakter haben, nämlich den der Flügel. Rumpf nebst Schwanz, Hals und Brust sind weiß, nur die ganzen Flügel sind gefärbt und nur bei einer Spezies die ganze Kopfplatte, bei einer zweiten nur ein Fleckchen über der Nasenwurzel, bei der dritten ist der ganze Kopf weiß. Die farbigen Flügel sind von den Schulterfedern in derselben Herzform, aber weiß überdeckt, wie wir es bei der Elsterzeichnung in umgekehrter Weise gesehen haben. Die Entstehung dieser Form habe ich bei letzterem Falle bereits nachgewiesen. Hauptsache bleibt, daß, wie auch bei jener Zeichnung die Farben nicht in einander greifen, sondern durch eine scharfe Linie, die Form des Herzens regelmäßig darstellend, getrennt sind. Da, wo die gefärbte Kopfplatte vorhanden, gilt von ihr in Betreff der Zeichnungslinie dasselbe, wie ich es bei der weißen Kopfplatte der Blaß- oder Pfaffentaube geschildert habe. Die Zeichnung des Fleckchens über der Nasenwurzel der anderen Spezies werde ich bei einer anderen Zeichnung besprechen. Ebenso die aus der Schwalbenzeichnung hervorgegangene Schwingenzeichnung, welche sich gleichfalls nur auf eine Subspezies der Gemeinen Taube beschränkt.

Wir kommen nun zu einer, mit vorstehender scheinbar nahe verwandten Zeichnung, nämlich der „Schild-, Dach-, Deckel- oder Mantelzeichnung". Diese ist wiederum einer

größeren Anzahl Arten gemeinschaftlich. Wir finden sie bei mehreren Spezies der Gemeinen Taube, dem Mövchen und der Pfautaube. Ob wir es bei dieser Zeichnung mit Weißwerden von Federgruppen oder mit Wiedererscheinen von Farbe zu thun haben, bleibt eine offene Frage, doch neigt meine Ansicht ersterem Falle zu. Als Grund hierfür nehme ich an, daß die Neigung zur Vermehrung der weißen Farbe auch bei dieser Zeichnung noch fortwirkt, indem häufig bei der Nachzucht nur einseitig gezeichnete und ganz weiße Tauben auftreten. Die Entstehung der Zeichnung ist gleichfalls durch die blaue Farbe begründet. Nur derjenige Körpertheil, welcher bei der blauen Farbe ohne Striche allein den reinsten blauen Ton annimmt, nämlich die Flügeldecken oder der Schild, ist noch gefärbt. Alles Uebrige ist weiß. Ich habe soeben gesagt, die Zeichnung sei nur scheinbar mit der vorher beschriebenen Schwalbenzeichnung verwandt. Ich begründe dies damit, daß die Schwalbenzeichnung ganz anders variirt und niemals in die Schildzeichnung übergeht, und ebenso umgekehrt. Ferner, daß die letztere leichter von weißen Schwingen ihren Anfang nimmt, daß, wenn eine Verwandtschaft beider Zeichnungen bestünde, erstere sich bereits auch auf andere Arten übertragen hätte. Der wesentlichste Unterschied zwischen beiden Zeichnungen liegt darin, daß bei der Schwalbenzeichnung die Schulterfedern weiß, bei der Schildzeichnung dieselben farbig sind. In Betreff der weißen Schwingen bei dieser gilt ganz dasselbe, was von der Weißschwingen-Zeichnung überhaupt gilt. Es dürfen weder mehr als zehn noch weniger als acht Schwingen weiß gefärbt sein. Die drei bis vier Daumenfedern müssen farbig sein, damit die weiße Kante der Schwingen bei geschlossenem Flügel gedeckt wird. Die Schild- und Flügelzeichnungen liefern abermals einen Beweis von der Richtigkeit meiner Theorie, der Begründung aller Zeichnungen auf die blaue Farbe. Dieselben kommen nicht nur in allen Grundfarben, sondern auch in allen aus der blauen Farbe herzuleitenden Zwischenfarben vor und ebenso in allen aus der Strichbildung hergeleiteten Zeichnungsformen. Bei der Schildzeichnung sowohl als der Schwalbenzeichnung und dem Flügel der Modeneser Elster, sehen wir alles Das wieder erscheinen, was überhaupt an Zeichnung und Färbung auf dem Flügel einer blauen Taube vorgehen kann: Verschwinden der Striche; schwarze, gelbe, rothe und weiße Striche; schwarz- und weißgeschuppte, rothgelb und rothmelirte, gelerchte, genagelte und gehämmerte Decken.

Weit verschieden von den eben beschriebenen Zeichnungen tritt nun eine Reihe anderer auf, die meistens auf einzelne Varietäten der Gemeinen Taube beschränkt bleiben. Eine gemeinschaftliche Eigenschaft besteht in der Färbung des Kopfes. Bei der weitestgehenden Form ist Kopf, Hals bis hinten an den Nacken, Brust bis an den Bauch, gefärbt; das übrige Gefieder weiß. Bei der zweiten Form ist Kopf, Hals nur von vorn, Brust nur bis zur Mitte gefärbt. Bei einer dritten Form ist zu diesen Theilen auch noch der Schwanz

farbig. Bei diesen drei Formen haben wir es unstreitig wieder mit dem Weißwerden des ungefärbten Gefieders zu thun, denn im Jugendkleide ist bei allen das Gefieder noch nicht vollständig weiß, sondern es sitzt an den Federspitzen immer noch etwas Farbe vom Ton der gefärbten Theile, die nach dem ersten Federwechsel erst gänzlich verschwindet. Auffallend ist es, daß bei dieser Zeichnung wohl die Hauptfarben Schwarz, Roth und Gelb vorkommen, aber nicht reines Blau. Tritt dieses doch auf, was schon an und für sich selten ist, so ist es derselben Modulation unterworfen wie die blaue Farbe an Hals und Brust der einfarbigen Taube auch, d. h. es ist graublau, grünschillernd.

Eine dieser nahestehende, innigverwandte Zeichnung besteht in gefärbtem Kopfe, Vordertheil des Halses bis zum Anfange der Brust und gefärbtem Schwanze. Ungeachtet der nahen Verwandtschaft mit vorhergehender Zeichnung kommt letztere doch fast ausnahmslos nur in Schwarz, mitunter noch in Blau und nur äußerst selten in Roth und Gelb vor. In Schwarz findet sie sich bei der Gemeinen Taube, der Mähnentaube und bei zwei Tümmler-Varietäten; dagegen in Blau, Roth und Gelb nur bei der Gemeinen Taube.

Eine andere, in einigen Punkten ganz ähnliche, aber trotzdem aus dieser nicht hervorgegangene Zeichnung ist die des „Nönnchens“. Kopf, Vorderhals und Schwanz sind bei derselben gleichfalls gefärbt, dazu aber noch die Schwingen. Diese Zeichnung ist wieder nur auf die eine angeführte Tümmlerrace beschränkt. Sie kommt hauptsächlich in Schwarz vor, selten in Roth, noch seltener in Gelb, in Blau fast nie oder doch nur fehlerhaft. Sollte die Zeichnung in letzterer Farbe mit der Zeit durch sorgfältige Zucht verbessert werden, so werden die Schwingen doch niemals blau werden, vielmehr immer graublau bleiben, weil es überhaupt keine weiße Taube mit blauen Schwingen gibt, noch je geben wird. Die Entstehung dieser Zeichnung werde ich an anderer Stelle besprechen.

Wieder eine Zeichnung, die nur einer, dem Nönnchen nahestehender Tümmlerart eigen, ist die „Plattenzeichnung.“ Nur der Oberkopf (Platte) mit durch den Schnabel und die Augen durchgehender Grenzlinie, auf dem Hinterkopf abschließend, ist nebst dem Schwanze gefärbt; das ganze übrige Gefieder ist weiß. Die Zeichnung des Kopfes findet sich zwar bei der einen Form der Schwalbenzeichnung wieder, beide sind sich vollständig gleich. Außerdem haben sie aber nichts miteinander gemein. Die Plattenzeichnung kommt in allen Haupt- und einigen Zwischenfarben vor. Die Taube, auf welche sie allein beschränkt ist, heißt: der „Plattentümmler“ oder die „Calotte“.

Eine sehr ähnliche, ja beinahe dieselbe Zeichnung kommt bei einer Varietät der Gemeinen Taube vor. Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß bei dieser die Zeichnung nie den ganzen Oberkopf einnimmt, sondern auf die Stirn, mitunter noch den Scheitel, beschränkt bleibt. Man nennt die Zeichnung „Schnippe“ und die Taube, welche sie ausschließlich trägt,

„Schnippen- oder „Maskentaube". Die Zeichnung findet sich in Schwarz und Roth häufig, höchst selten in Gelb und fast nie in Blau. Zusammengesetzt mit einer anderen Zeichnung, nämlich der geelsterten, kommt die Zeichnung auch bei der Holländischen oder Sächsischen Kropftaube vor.

Mit dieser Zeichnung sind wir bei dem völligen Verschwinden jedweder Farbe an dem Kopfe angelangt. Wir haben gesehen, wie die Färbung, von Brust und Hals ausgehend, allmählich nach dem Kopfe, später nach der Platte und schließlich bis zur Nasenwurzel (Oberschnabelwurzel) heraufgestiegen ist, um hier nachträglich auch zu verschwinden. Ist dies geschehen, so bleibt nur noch der gefärbte Schwanz übrig und wir stehen im umgekehrten Verhältniß an dem Punkte, von welchem wir ausgegangen sind, der der weiße Schwanz war.

Der farbige Schwanz kommt bei der Gemeinen Taube nur als Ausartung, dagegen bei mehreren anderen Arten als wirkliche Zeichnung vor. So bei dem Mövchen, der Pfautaube, dem Pommerschen Kröpfer. Bei dieser Zeichnung sowohl, als auch bei der Schnippen-, Platten- und Kopf-Zeichnung scheint es, daß wir es nicht mit dem Verschwinden von Farbe an den übrigen Körpertheilen zu thun haben, sondern mit dem Wiederauftreten von Farbe an früher weiß gewordenen Körpertheilen. Als Grund hierfür gilt mir, daß bei Tauben mit farbigem Schwanze stets das Bestreben beobachtet werden kann, die Farbe nach dem Kopfe zu übertragen, ebenso wie wir es beim weißen Schwanze gesehen haben. Ferner, daß sobald einmal Farbe am Kopfe vorhanden ist, diese viel häufiger sich ausdehnt, als sie wieder verschwindet. Wir können deshalb die Kopfzeichnungen ebensogut, mit der Schnippe anfangend, als eine Zunahme der Färbung, als mit einer Abnahme derselben erklären. Möglich, daß beide Kräfte in Thätigkeit waren und sind.

Zur Vollständigkeit der Zeichnungen fehlen jetzt nur noch wenige. Um deren Entstehung jedoch gleichzeitig mit ihrer Beschreibung erklären zu können, müssen wir uns erst die sogenannten „Schecken" betrachten.

---

6. Die scheckige oder gescheckte Zeichnung.

Manchem Leser mag es vielleicht wie eine Ungeheuerlichkeit klingen, wenn ich von einer scheckigen Zeichnung spreche, und doch liegt auch System im Scheckigwerden, wie wir gleich sehen werden.

Man kann füglich vier Formen von Geschecktsein unterscheiden. Die erste Form entsteht entweder durch natürliche Ausartung einer gezeichneten Taube, wie z. B. häufig bei der Englischen Kropftaube, oder durch Paarung zweier verschieden gezeichneter Tauben. Auf

diese Form paßt der Ausdruck „bunt" am besten. Wir haben aber mit derselben durchaus nichts zu thun.

Hauptsächlich interessirt uns die zweite Form und wir müssen uns eingehender damit beschäftigen, da sie uns den Schlüssel zur Erklärung einiger regelmäßigen Zeichnungen liefert. Diese Form besteht darin, daß weiße Federn nach einem gewissen System und einer gewissen Regelmäßigkeit zwischen den gefärbten auftreten. Auch dieses System beruht auf dem der blauen Farbe innewohnenden Triebe, nur auf den Flügeldecken reines Blau erscheinen zu lassen, während alle übrigen Körpertheile dunkel gefärbt bleiben. So sehen wir bei dieser Art Schecken auf den Flügeldecken das meiste Weiß erscheinen, während Kopf, Hals, Brust, Schwingen und Schwanz mehr farbige Federn zeigen. Merkwürdig ist es, daß trotz dem Gesetze der blauen Farbe, das in der scheckigen Zeichnung noch wirkt, diese Farbe selbst am seltensten zum Vorschein kommt, daß überhaupt die Scheckenzeichnung bei der Gemeinen Taube selten ist, die Zeichnung vielmehr im tiefen Schwarz, Roth und Gelb mit Weiß meistens bei anderen Arten erscheint. Diese sind: Tümmler, Trommler, Malteser und Kropftauben.

Der Umstand also, daß Weiß hauptsächlich auf den Flügeldecken erscheint, hat durch Auswahl zu der sehr difficilen Zeichnung der weißen Schilde geführt. Es findet sich diese Zeichnung bei sämmtlichen oben angeführten Arten, wenn auch nur äußerst selten rein. Aber auch auf einem anderen Wege entsteht die weißschildige Zeichnung und gleichzeitig auch die gescheckte, wie ich in meiner Praxis erfahren habe. Rothe und gelbe Trommeltauben zeugten Junge mit weißen Binden. Bei der ersten Mauser verschwanden die Binden, die Flügeldecken wurden weißscheckig. Bei dem zweiten Federwechsel entstanden weiße Schilde. Bei späteren wurde Weiß noch mehr vorherrschend. Dieser Fall steht nicht vereinzelt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß scheckige Zeichnungen nicht stabil bleiben, sondern mit jedem Federwechsel variiren. Es kann dabei ebenso gut mehr Farbe, als mehr Weiß erscheinen. Nehmen wir an, Weiß schreitet nach und nach von den Flügeldecken aus vor, so führt dieser Fall zu einer weiteren Zeichnung, die wir bei allen jenen Arten finden, welche ich oben als scheckig vorkommend angeführt habe, nämlich zu der „gestorchten" Zeichnung. Am häufigsten findet sich dieselbe bei den kleinen Kröpfern und den Tümmlern. Bei letzteren hat sie zur Erzeugung des Nönnchens geführt. Das Nönnchen ist nichts anderes, als ein regelmäßig gestorchter Tümmler, dessen Stammverwandte noch heute neben ihm existiren, und in dessen Eigenschaften es ebenso häufig wieder zurückschlägt. Die Gemeine Taube, welche unter dem Namen „Storchtaube" bekannt ist, habe ich mit der Benennung „Schwingentaube" bereits angeführt.

Die dritte Form des Geschecktseins unterscheidet sich von der vorgehenden dadurch,

daß nicht wie bei dieser einzelne ganz weiße und einzelne ganz farbige Federn neben einander stehen, sondern, daß die einzelne Feder auf farbigem Grunde dunkle, gewöhnlich schwarze Flecken, Spritzer, hat. Dabei kommt Weiß nicht vor, der Grund ist vielmehr schmutziges Hellgrau oder Gelb. Diese Form von scheckig findet sich bei der Römertaube, dem Berber (Indianer), dem kleinen Malteser, dem Tümmler, selten bei der Gemeinen Taube. Eine symmetrische Zeichnung kann aus dieser Form nicht abgeleitet werden. Ebenso wenig aus der vierten Form, die eigentlich die beiden ersteren in sich vereinigt. Neben den schwarzen Spritzen auf grauem oder gelbem Grunde erscheint auch noch Weiß sowohl in ganzen Federn, als auch als Flecken auf der einzelnen Feder in Gemeinschaft mit anderen Farben. Diese Form ist ausschließlich den Tümmlern eigen und findet sich in höchster Vollkommenheit bei den Almonds.

Obwohl nicht zu den Schecken gehörend, können wir eine Färbung hier noch füglich besprechen, nämlich die „schimmelige". Diese ist eine Ausartung der blauen Farbe und deren nächststehenden Unterfarben, wie Roth- und Gelbfahl. Sie besteht darin, daß die äußersten Federgrannen des größten Theils des Gefieders weiß werden, wodurch dasselbe wie verschimmelt oder schimmlig aussieht. Diese Färbung kann nicht grade als schön betrachtet werden, doch findet auch sie ihre Verehrer. Man trifft sie häufig bei der Lockentaube, den Tümmlern, seltener bei Mövchen und der Gemeinen Taube.

Hiermit ist nun die ganze Reihe der Zeichnungen, bei welchen Weiß den Ausschlag gibt, erschöpft.

Bis jetzt war es immer Weiß in Verbindung mit einer Farbe, welche zusammen die Zeichnung bildeten. Außer Blau und Schwarz, wie es die blaue Färbung aufweist, haben wir nie zwei andere Farben eine Zeichnung bilden sehen.

Wir kommen nun zu solchen, wo es der Fall ist.

Die Art dieser Zeichnungen ist indessen eine von den vorgehenden völlig verschiedene. Bei diesen haben wir die gefärbten Federn, sowohl bei Weiß, als bei der Farbe selbst, vollständig, sammt dem Flaum, bis zur Wurzel gefärbt gefunden. Bei den kommenden Zeichnungen finden wir nur die äußeren Federgrannen gefärbt, während der Flaum der Feder grau bleibt, da sämmtliche hierher gehörende Zeichnungen nur roth oder gelb, auf schwarzem oder blauem Grunde vorkommen. In dieser Hinsicht stehen dieselben den zuerst beschriebenen Zeichnungen, wobei Weiß noch nicht aufgetreten ist, näher, und in der That sind sie auch, als von diesen ausgehend, zu erklären.

Ich habe schon bei der blauen Farbe darauf aufmerksam gemacht, daß Schwarz willig in Roth, schwarze Striche in rothe übergehen. Da aber auch schwarze Striche die Neigung haben, sich auf den Flügeldecken auszubreiten, so unterliegen auch rothe Striche

diesem Gesetze. Ferner haben wir erfahren, daß, je metallisch glänzender die schwarze Farbe ist, um so häufiger verwandelt sie sich in Roth. Nach diesen Gesetzen ist eine Taube entstanden, welche auf blauschwarzem, metallisch glänzenden Rumpfe kupferrothe Flügeldecken trägt. Eine solche Zeichnung findet sich unter den Gemeinen Tauben bei den Schnippen oder Weißschwänzen und der Modeneser Taube.

Gleich wie aber Weiß, wenn einmal erschienen, sich gerne weiter ausdehnt, so auch Roth. Das auf den Federgrannen der Flügel aufgetretene Roth greift um sich und bemächtigt sich aller übrigen Körpertheile, nur an den äußersten Enden der Extremitäten wird es aufgehalten. An Kopf, Schwanzende und Flügelspitzen bleibt noch etwas von der schwarzen Farbe zurück. Wir haben die Zeichnung des „Brandertümmlers".

Verschwindet auch dieser letzte Rest von Schwarz, so sind wir zu einer Färbung der Gemeinen Taube, nämlich der „Feuertaube" gelangt.

Kupferflügeliger Weißschwanz, Feuertaube und Brandertümmler haben ein und denselben Entwicklungsgang durchlaufen. Jede dieser Arten, sobald sie dahin ausartet, daß sie von ihrem rothen Lüstre verliert, neigt dahin, wieder grauschwarz zu werden.

Noch eine auf denselben Prinzipien beruhende Zeichnung wird gebildet durch Entstehen von starkem metallischen Glanz auf dem ganzen Gefieder, ebenso wie bei den Vorstehenden. Aber nicht auf den Flügeldecken erscheint die rothe Färbung, sondern der Metallschiller des Halses und der Brust nehmen die rothe Färbung an, welche sich bis über den Kopf und den Bauch ergießt. Es ist dies die Zeichnung der „Gimpeltaube" und auf diese allein beschränkt.

Alle unter dieser Rubrik beschriebenen Zeichnungen oder Färbungen, obwohl zum größten Theil der Gemeinen Taube zustehend, weichen doch bedeutend ab von den gewöhnlich auftretenden Gesetzen der blauen Farbe. Der Umstand, daß die Entstehung jener enge mit dem gleichzeitigen Erscheinen von bedeutendem Metallglanz verbunden ist, erinnert vielmehr an eine Erscheinung der tropischen Tauben, bei welchen die Färbung ebenfalls innig mit dem metallischen Glanze zusammenhängt.

Hiermit sind nun alle Formen der Zeichnungen und Färbungen der Hauptsache nach besprochen. Es mögen wohl hin und wieder noch andere vorkommen, die, soweit sie untergeordneter Natur sind, oder zu den schon erwähnten Zufallszeichnungen gehören, bei den vorangegangenen Spezialbeschreibungen der einzelnen Arten der Haustaube aufgeführt sind.

Der Körperbau der Taube.

1. Das Skelett.

Die Tauben zeigen, nach Dr. Hartwig, dem Verfasser dieses Abschnittes des Illustr. Mustertauben-Buchs, in mehreren Bildungsverhältnissen, zumal in der Form des Brustbeins, der Furkuln, des Vorderarms, des Beckens, des Magens, der Luftröhre ꝛc. eine nicht geringe Aehnlichkeit mit der Familie der Hühner, anderseits aber weichen sie auch in vielen Punkten ganz merklich von jener Gruppe ab. In der mikroskopischen Textur und in der chemischen Zusammensetzung sind die Knochen denen der Säugethiere im Wesentlichen gleich, aber in der Struktur findet sich bei ihnen die auffallende Verschiedenheit, daß die Knochen der erwachsenen Taube kein Mark enthalten, mit Ausnahme der peripherischen Knochen, namentlich der des Fußes. Was das Knochengerüst betrifft, so zeichnet sich die poröse Hirnschale durch Breite und Wölbung des vorderen Stirntheils ganz besonders und namentlich auch vor der aller Hühner aus; wie denn überhaupt grade das Kopfgerüst, wenn man die Schnabelpartie der Kiefer ausnimmt, keineswegs huhnförmig ist. In die Knochen des Kopfes dringt die Luft theils durch die Nasenhöhlen, theils durch die Eustach'schen Röhren ein, in die Knochen des Rumpfes und der Gliedmaßen gelangt sie aus den der Klasse der Vögel eigenthümlichen Luftsäcken, die mit den Lungen in unmittelbarer Verbindung stehen und in der Brust- und Bauchhöhle sich ausbreiten.

Im Skelette der verschiedenen Taubenraçen weicht die Entwickelung der Gesichtsknochen in Länge, Breite und Krümmung außerordentlich ab. Die Form sowohl als die Breite und Länge des Unterkieferastes ändern in sehr merkwürdiger Weise. Die Zahl der Heiligenbein und Schwanzwirbel und der Rippen, die verhältnißmäßige Breite der letzteren und Anwesenheit ihrer Querfortsätze variiren ebenfalls. Sehr veränderlich sind ferner die Größe und Form der Lücken im Brustbein, sowie der Oeffnungswinkel und die relative Größe der zwei Schenkel des Gabelbeins. Die verhältnißmäßige Weite der Mundspalte, die verhältnißmäßige Länge der Augenlider, der äußeren Nasenlöcher und der Zunge, welche sich nicht immer nach der des Schnabels richtet, die Größe des Kropfes und des oberen Theils der Speiseröhre, die Entwickelung oder Verkümmerung der Oeldrüse, die Zahl der ersten Schwung- und der Schwanzfedern, die relative Länge von Flügeln und Schwanz gegen einander und gegen die des Körpers, die des Beines und des Fußes, die Zahl der Hornschuppen in der Zehenbekleidung, die Entwickelung von Haut zwischen den Zehen, dies Alles sind abänderungsfähige Punkte im Körperbau der Tauben.

a) Knochen des Kopfes.

Der Kopf wird in den Schädel- und Gesichtstheil eingetheilt. Die Zahl der Schädelknochen, so lange sie noch trennbar sind, ist 9, nämlich 2 Stirnbeine, 2 Scheitelbeine, 2 Schläfenbeine, 1 Hinterhauptsbein, 1 Keilbein und 1 Siebbein. Die Schädelknochen verwachsen sehr früh, daher fehlt am Hirnschädel der erwachsenen Taube in der Regel jede Naht. Der Schädel ist rund, breit, eckig, dreieckig oder platt; der Scheitel flach, hoch, gewölbt, die Stirn breit, flach, hoch, steil, überhängend; Vorderkopf und Schnabel heißen Gesicht. Die Gesichtslänge wird vom Centrum des Auges bis zur Schnabelspitze gemessen und die Taube heißt darnach kurz- oder langschnabelig ꝛc.

An dem Hinterhauptsbeine, Os occipitis s. occipitale, welches die Form einer flachen Muschel zeigt und aus 4 Theilen besteht, dem Körper, den beiden Seitentheilen und der Schuppe, ist nur ein Knopffortsatz vorhanden, welche daher in der Mittellinie unter dem großen Hinterhauptsloche liegt, aber durch einen schwachen Eindruck eine Andeutung zur Theilung in zwei seitliche Hälften gibt.

An der untern Fläche des Keilbeinkörpers, Corpus ossis sphenoides, welcher dreieckig und vorn spitz ist, kommen 2 seitliche Gelenkflächen vor, mit welchen die beiden Flügelbeine artikuliren. An der Uebergangsstelle in die Spitze des Keilbeinkörpers münden die beiden Eustach'schen Trompeten gemeinschaftlich und die Spitze selbst trägt zur Bildung der Schädelhöhle nicht mehr bei, sondern sie trägt die senkrechte Platte des Siebbeins, welche die beiden Augenhöhlen trennt. Der Keilbeinkörper bildet den Haupttheil der Schädelbasis und stellt einen ziemlich plattgedrückten Knochen dar mit oberer und unterer Fläche. Sein hinterer Rand ist grade, sein vorderer läuft in den Keilbeinschnabel aus. Dieser ist ein schlanker, seitlich komprimirter Fortsatz, dessen vorderes zugespitztes Ende über die Schnabelwurzel hinaus in das Cavum narium hineinragt. Er ist mäßig lang und fast ganz grade.

Die Scheitelbeine, Ossa parietalia, bilden das hintere Schädeldach und bedecken die hintere Partie vom großen Gehirn und zum Theil auch des kleinen. Sie sind nicht sehr groß, leicht gewölbt, und zwar nach außen konvex, und haben im Umriß die Form eines Vierecks, dessen vier Ränder und vier Winkel dieselben Namen führen wie beim Menschen. Die verschiedenen Raçeschädel weisen nicht unerhebliche Differenzen hinsichtlich der Neigung der Ossa parietalia zur Schädelbasis auf. Eine ziemlich steile Stellung zu derselben nehmen sie bei dem Berber (Indianer), dem Aegyptischen und Chinesischen Mövchen, dem langschnabeligen Tümmler und der Lachtaube ein, während sie bedeutend schräg gegen dieselben abfallen bei der Montauban- und Englischen Brieftaube, namentlich aber bei der Römischen Taube.*)

*) Vergleiche: Untersuchungen über den Schädelbau domesticirter Tauben. Von L. Carl in Pirna.

Die Stirnbeine, Ossa frontalia, sind, abgesehen von dem bei einigen Raçen größeren Zwischenkiefer, die größten Knochen des Hirnschädels; sie bilden den oberen Rand der Augenhöhle. Die vereinigten Stirnbeine erscheinen als ein langgestreckter, nach Außen konvexer Knochen, der den größten Theil der obern Schädeldecke bildet. Er streckt sich von vorn bis zur Schnabelwurzel, wo er sich auf die breite obere Platte des Siebbeins legt und mit den Nasenbeinen, sowie den aufsteigenden Aesten des Zwischenkiefers in Verbindung steht. Bei den verschiedenen Taubenraçen finden sich, nach den ausführlichen Untersuchungen Carl's, beträchtliche Schwankungen in der Größe der Stirnbeine. Auffallend breit im Vergleich mit den übrigen Dimensionen sind sie bei dem Berber, dem Aegyptischen und Chinesischen Mövchen, während sie verhältnißmäßig schmal bei dem Brünner Kröpfer, der Englischen Botentaube, dem langschnabeligen Tümmler und der Lachtaube sind. Die Stirnbeine der Gimpeltaube zeigen eine sehr bedeutende Einschnürung der Pars nasalis, wie sie sich bei keiner anderen Taubenraçe vorfindet. Auch der Abfall, die Neigung des Stirnbeins nach der Schnabelwurzel hin, ist bei den verschiedenen Raçen verschieden. Während der Abfall bei der Berbertaube, sowie dem Aegyptischen und Chinesischen Mövchen ziemlich steil ist, nimmt man mehr eine Gleichlegung des Stirnbeins mit der Schnabelwurzel bei der Brieftaube, der Pfautaube und dem langschnabeligen Tümmler wahr.

Die Schläfenbeine, Ossa temporum, verschmelzen schon frühzeitig mit ihren Nachbarknochen. Jedes derselben zerfällt in eine Schläfenschuppe und ein Felsenbein, welches letztere in der Schädelhöhle versteckt liegt und von anderen Knochen bedeckt ist. Der Schuppentheil des Schläfenbeins enthält die Gelenkgrube für das Quadratbein (statt des Gelenkfortsatzes des Unterkiefers) und hat einen mehr oder weniger starken Jochfortsatz. Die Schläfenschuppe bleibt längere Zeit hindurch ein einzelner Knochen, welcher sich mit anderen Knochen durch Nähte verbindet.

Die Flügelbeine, Ossa pterygoidea s. omoidea, sind zwei freie, schmale, kurze, stabförmige Knochen, welche mit dem hinteren Ende am Quadratbein, mit dem vorderen am Gaumenbein eingelenkt sind. Jedes Ende trägt eine nicht ausgehöhlte, sondern mehr fächerartige Facette.

Das Riech- oder Siebbein, Os ethmoides s. ethmoideum, liegt zwischen Schädel- und Knochengerüst, den Zusammenhang beider vermittelnd; es dient dem Kieferapparate zur Stütze und trägt zur Bildung der Augenhöhlen bei. Das Siebbein erscheint als ein schmaler Knochen und ist sehr ausgebildet, namentlich sind die horizontalen Platten groß; sie liegen zwischen den Stirn-, Nasenbeinen und den Nasenfortsätzen des Zwischenkieferbeins mit den Stirnbeinen in einer Ebene, daher sind sie von oben frei; statt der Siebplatte ist nur ein Kanal zum Durchtritt des Riechnervens vorhanden.

Das Oberkieferbein, Maxilla s. Os maxillare (superius), besteht aus kleinen Knochen, die besonders an den Seiten den Boden der Nasenlöcher bilden. Der Oberkiefer bildet den hinteren Theil des unteren Kieferrandes des Oberschnabels, und zwar so, daß er sich hauptsächlich nach innen ausdehnt und erst wahrgenommen wird, wenn man den Oberschnabel von unten betrachtet. Beträchtlicher als die Oberkieferbeine ist das unpaare

Zwischenkieferbein, Os intermaxillare, von dessen vorderem Theile zwei starke Gaumenfortsätze und zwei dünnere Nasenfortsätze, die zwischen beiden Nasenbeinen liegen, abgehen. Dieser Knochen ist der größte am Oberschnabel und bestimmt auch seine Form. Seine Verschmelzung mit den anderen Gesichtsknochen erfolgt verhältnißmäßig spät, meist erst dann, wenn die an der Basis gelegenen Schädelknochen schon verwachsen sind.

Die Nasenbeine, Ossa nasalia, sind fast größer als die Oberkieferbeine, längliche, schmale Knochen, sie verbinden sich vorn mit den Nasenfortsätzen des Zwischenkieferbeins und den Oberkieferbeinen, hinten mit dem horizontalen Theile des Siebbeins und den Thränenbeinen und sind durch die Nasenfortsätze des Zwischenkieferbeines in der Mittellinie von einander getrennt.

Die Thränenbeine, Ossa lacrymalia, liegen am vorderen und äußeren Rande der Augenhöhlen, zu deren Bildung sie beitragen, und krümmen sich etwas nach außen und unten. Es sind nicht unbedeutende, stets mit einem Loch versehene Knochen, die mit dem Stirnbein in sehnigem oder knöchernem Zusammenhange stehen, sie bilden jedoch keinen oberen lancellenartigen, die Stirn verbreiternden Vorsprung.

Der Jochbogen, Arcus zygomaticus, ist ein langes, dünnes, elastisches Knochenstäbchen, welches die Verbindung zwischen Oberkiefer und Quadratbein herstellt. Nach den Wahrnehmungen C. Carl's setzt es sich bei den Tauben aus drei Stücken zusammen. Die Gestalt und Richtung des Jochbogens ist walzenförmig und verläuft, etwas nach außen gerichtet, grade nach hinten.

Die Gaumenbeine, Ossa palatina, sind beträchtliche Knochen, die nach dem harten Gaumen zu mehr oder weniger ausgehöhlt und vorn von einander getrennt sind. Sie bilden den größeren Theil des harten Gaumens, umschließen die hinteren Nasenöffnungen und verbinden sich vorn mit den Oberkiefer-, hinten mit den

Flügelbeinen, Ossa pterygoidea s. omidea. Es sind dies zwei an der unteren Fläche des Keilbeinkörpers liegende freie, schmale, kurze, stabförmige Knochen, welche mit dem hinteren Ende am Quadratbein, mit dem vorderen am Gaumenbein eingelenkt sind. Jedes Ende trägt eine Gelenkfläche, Facette, die bei den Tauben nicht ausgehöhlt, sondern mehr flächenartig erscheint. Auch in der Mitte findet sich eine ovale Facette, die durch eine Sehne mit den an der Basis des Keilbeinschnabels entspringenden Flügelfortsätzen in Verbindung steht.

Das Pflugscharbein, Os vomeris, ist wie gewöhnlich im ausgewachsenen Taubenschädel ein unpaarer, sehr kleiner Knochen und liegt in der Mittellinie zwischen den beiden Gaumenbeinen, dem Zwischen- und Oberkiefer, ohne jedoch mit ihnen zu verschmelzen. Es hat die Gestalt eines dünnen Stäbchens.

Das Quadratbein, Os quadratum, entspricht dem Gelenkfortsatze des Unterkiefers bei den Säugethieren; es stellt einen kurzen, gedrungenen Knochen dar, welcher die Verbindung des Unterkiefers wie des Oberkieferapparates mit dem Schädel herstellt. Es ist bei den Tauben vor der äußeren Ohröffnung in zwei Gelenkgruben der Schläfenschuppe eingelenkt. Das Quadratbein ist platt gedrückt und von unregelmäßig viereckiger Form. Die eine Fläche desselben schaut nach vorn und innen, die andere nach hinten und außen. Es artikulirt oben mit dem Schläfenbein durch den Schläfenfortsatz, dessen Gelenkfläche in zwei durch einen Einschnitt getrennte Gelenkflächen getheilt ist. Nach innen sendet es einen Fortsatz, der, vor den Flügeln des Keilbeins liegend, in die Augenhöhlen hineinragt. Er dient zum Ansatz von Muskeln und wird daher wohl auch Muskelfortsatz genannt. Dieser Muskel- oder Augenhöhlenfortsatz ist ein ziemlich breiter, blattförmiger, dreieckiger Knochenstab. Nach unten endlich geht ein dritter Fortsatz ab, der untere Gelenkfortsatz für den Unterkiefer, der sich wieder in verschiedene andere theilt, und zwar geht nach außen ein kurzer Höcker, der an seinem Ende mit einer kleinen runden Pfanne zur Aufnahme des Jochbogens versehen ist; nach unten bildet er die Gelenkfläche für den Unterkiefer, an welche sich zwei durch eine seichte Grube gesonderte, neben einander liegende Gelenkflächen wahrnehmen lassen; nach innen treibt er einen kleinen Knochenvorsprung, der die Ansatzfläche des Flügelbeins bildet. — Das Quadratbein ist nicht solid, sondern ebenfalls pneumatisch.

Der Unterkiefer, Os maxillare inferius, ist von V-förmiger Gestalt und besteht bei der erwachsenen Taube aus einem Stück, ist aber ursprünglich wie bei den Amphibien, aus 11 Stücken zusammengesetzt, die aber so frühzeitig verwachsen, daß selbst bei der jungen Taube eine Trennung in alle einzelnen Theile meist nicht mehr gelingt.

b) Knochen des Rumpfes.

Es sind dies die Knochen der Wirbelsäule, die Rippen, das Brustbein und das Becken.

Die Wirbelsäule ist dadurch ausgezeichnet, daß ihr vorderer Theil lang und leicht beweglich, der hintere kurz und in seinen Theilen unbeweglich ist, mit Ausnahme des Schwanzes, dessen Wirbel wieder leicht beweglich sind.

Halswirbel hat die Taube 12, mit Ausnahme der Columba coronata, welche deren 13 hat. Der erste Halswirbel (Atlas) ist der kleinste, denn er ist nur ein niedriger Ring mit einfacher Gelenkhöhle für den einfachen Knopffortsatz des Hinterhauptbeins. Die



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

SCHILDIGE PFAUTAUBEN. (C. laticaudae.)

Specialzüchtung des Herrn BERNH. MÜLLER—Bremen.



Körper der Wirbel sind am hintern Ende schwach konvex, am vorderen koncav, ihre schiefen oder Gelenkfortsätze sind am meisten entwickelt, denn die Dornfortsätze kommen nur bei den vorderen und hinteren Halswirbeln vor, die Querfortsätze sind kurz, bilden den Kanal für die Wirbel-Arterie, Vene und den aufsteigenden Theil des sympathischen Nervens. An den letzten Halswirbeln kommen außer den Querfortsätzen und an ihnen befestigt kurze griffelförmige Fortsätze vor, die in der Jugend beweglich sind und falschen Rippen gleichen.

Die Zahl der **Rückenwirbel** ist weit geringer als die der Halswirbel, sie beträgt 7, welche untereinander verwachsen sind. Jeder Wirbel ist kürzer als ein Halswirbel, der Körper ist schmal, von den Seiten zusammengedrückt. Die Bogen sind dicht aneinander gerückt, ohne Lücken, so daß auch die oberen Dornfortsätze gewöhnlich verschmolzen sind. Die Querfortsätze sind sehr entwickelt, breit, flach und horizontal, bisweilen der vordere mit dem folgenden hinteren verwachsen; an jeden heftet sich der Höcker der Rippe.

Die **Lendenwirbel** bestehen bei der erwachsenen Taube nicht mehr als trennbare Knochen, sondern sie verwachsen stets mit dem Kreuzbein zu einem Stück; übrigens sind hier nur 1 bis 2 vorhanden.

Das **Kreuzbein** besteht nur bei der jungen Taube aus einzelnen Wirbeln, bei der rwachsenen ist ein zusammenhängender Knochen, an welchem die einzelnen Wirbel durch die Fortsätze und Zwischenwirbellöcher nur schwach zu unterscheiden sind. Seine obere Fläche ist hinter den Darmbeinen ausgehöhlt und ohne Dornfortsätze, zwischen den Darmbeinen sind verschmolzene Dornfortsätze vorhanden.

Schwanzwirbel kommen gewöhnlich 7 vor, von welchen der letzte der stärkste und fast dreikantig ist, sie besitzen starke Fortsätze und sind beweglich.

Die Zahl der **Rippenpaare** beträgt 7; 4 oder 5 von ihnen haben den eingelenkten fortsetzenden Knochen, welcher den Rippenknorpeln der Säugethiere analog ist. Sie haben vorn zwei kurze, falsche Rippen, die das Brustbein nicht erreichen. Die Verbindung der wahren Rippen mit dem Brustbeine geschieht nicht durch Knorpel, sondern durch Knochen (Ossa sterno costalia), welche den Rippen gleichen und mit welchen sie in einem ab- und rückwärts gekehrten Winkel beweglich verbunden sind. An dem Brustbeinende ist jeder dieser Knochen etwas breiter, er spaltet sich in zwei kleine Gelenkköpfe, die mit zwei Gelenkgrübchen am Seitenrande des Brustbeins artikuliren. Am obern Ende haben die meisten Rippen ein Köpfchen und einen Höcker. Eigenthümlich sind der zweiten falschen und den meisten wahren Rippen kleine, rückwärts und aufwärts gekehrte Fortsätze (Processus uncinati), die von der Mitte des hinteren Randes einer Rippe über die äußere Fläche der nächsten folgenden Rippe sich erstrecken und mit ihr durch Bänder verbunden sind. Durch diese Einrichtung erhält der Brustkasten größere Festigkeit.

Das Brustbein ist im Verhältniß sehr lang und überhaupt groß, es ragt nach hinten über die eigentliche Brustgegend hinaus, und hat in der Mittellinie einen sehr hohen Längskamm oder Kiel, der den starken Brustmuskeln als Anheftungsfläche dient. Am vorderen Rande des Brustbeines befinden sich zwei längliche Gelenkgruben zur Verbindung mit den Schlüsselbeinen, und zwischen beiden in der Mitte ein scharfer Fortsatz. Jeder Seitenrand enthält vom vorderen Theile so viel Doppelgrübchen, als sich wahre Rippen durch ihre Ossa sterno costalia mit ihm verbinden. Das vordere Ende des Seitenrandes geht in einen dem Schlüsselbein parallelen Fortsatz aus, welcher Rippenfortsatz (Processus costalis) heißt. Der hintere Theil des Seitenrandes ist durch einen dünnen, langen Fortsatz gebildet, welcher vom Mittelstück des Brustbeins durch einen tiefen, von einer Membran ausgefüllten Ausschnitt getrennt ist. Das Brustbein ist dem des Huhnes sehr ähnlich. Es ist wie dieses ausgezeichnet durch einen sehr zum Becken hin vorspringenden elliptischen Hinterrand, an welchem jederseits zwei mit Haut gefüllte Buchten sich befinden, wodurch eben so viele Knochenfortsätze abgetheilt werden. Aber um andere Unterschiede zu geschweigen, so ist die hintere oder innere nach dem Becken zu liegende Bucht sehr klein und die kleinste, die äußere bei weitem die größte, was bei Gallinaceen sich grade umgekehrt verhält. Form, absolute und relative Größe dieser Buchten variiren indeß nicht unbedeutend, besonders bei den Raçetauben. Die hintere oder innere Bucht wird übrigens oft zu einem Loche, indem die ausfüllende Haut am Abdominalrande verknöchert. Der Kamm des Brustbeins ist ungemein hoch, und es dürften die Tauben in der Ausbildung und Größe dieser Knochenleiste nur von der verwandten Gattung Pterocles, den Mauerschwalben oder Seglern Cypselus und den Colibris Trochilus übertroffen werden.

Das Becken besteht aus den beiden seitlichen Beckenbeinen (Ossa innominata) und dem Kreuzbeine. Es ist sehr lang, breit, flach und horizontal und dadurch ausgezeichnet, daß es unten offen ist, indem die Schambeine in der Mittellinie sich nicht erreichen, ein Umstand, der jedenfalls dem Eierlegen zu gut kommt. Die Muskelgruben sind sehr flach, die der Rückenmuskel offen.*) Jedes Beckenbein besteht aus dem Darm-, Sitz- und Schambeine, die in der nach innen nicht geschlossenen Gelenkpfanne zusammenstoßen.

Das Darm- oder Hüftbein ist die größte Abtheilung; es reicht nach vorn bis über die letzte Rippe hinaus und bedeckt sie, verbindet sich an seinem Innenrande vorn mit den Dornfortsätzen und dem gleichnamigen Rande des andern Darmbeins (eine Brücke bildend), und ist in seiner vordern Hälfte oben seicht, in seiner hintern Hälfte unten tief ausgehöhlt.

*) Bei der Krontaube sind sie so geschlossen und überdeckt, wie gewöhnlich bei Hühnern.

Das Sitzbein ist kürzer, aber breiter als das Darmbein; es enthält hinter der Gelenkpfanne statt des Sitzbeinausschnittes (Incisura ischiadica) ein großes ovales Loch, welches nur vorn von dem Darmbeine begrenzt wird und dem Hüftnerven zum Durchtritt dient.

Das Schambein ist ein dünner, schmaler, rippenartiger Knochen, welcher mit dem untern Rande des Sitzbeines parallel läuft.

c) Knochen der Gliedmaßen.

Die Knochen der Vorderglieder zeigen eine auffallend huhnartige Bildung in der bedeutenden Krümmung der Ellenbogenröhre, welche dadurch weit vom Radius entfernt wird. Aber der Handtheil der Flügel ist länger als der Vorderarm, und dieser länger als der Oberarm, was niemals bei echten Gallinaceen der Fall zu sein scheint. Auch fehlen die Krallen des Flügeldaumens. Die Hinterglieder der Tauben sind freilich denen der Hühnerfamilie in keiner Hinsicht unähnlich, übrigens aber durch nichts ausgezeichnet. Der Laufknochen, Os metatarsi, hat nur bei der Kronentaube die Länge des Oberschenkelknochens, bei andern ist er mehr oder weniger kürzer.

Die kleinen sonst so häufigen Nebenknochen, welche den Hühnern fehlen, als das Röhrenbeinchen (Siphonium), das Metagnathium (ein einfaches oder doppeltes in den hintern, vom Jochbogen zum Unterkiefer gehenden Bande bei allen Passerinen und vielen anderen Vögeln befindliches Knöchelchen) das Nebenschulterblatt, die Armpatelle (welche zumal alle Passerinen in der Sehne des langen Armstreckers haben), das Epicarpium, das Hypocarpium (an welches sich die erste Armschwinge bei allen Singvögeln anlegt) und andere, werden auch bei den Tauben durchgängig vermißt.

Das Schultergerüst für den Flügel besteht aus dem Schulterblatte, dem Schlüsselbeine und dem Gabelknochen.

Das Schulterblatt ist ein langer, schmaler, säbelförmig gebogener Knochen, welcher an der Rückenseite quer auf den Rippen liegt und vorn mit dem Schlüsselbeine und dem Gabelknochen durch Faserknorpel verbunden ist. In Gemeinschaft mit dem Schlüsselbeine bildet das Schulterblatt die Gelenkgrube für den Oberarm.

Das Schlüsselbein oder das Hakenschlüsselbein (Clavicula s. Os coracvideum) ist der stärkste Knochen des Schultergerüstes; es steigt schräg von oben und außen (vom Schulterblatte) nach unten und innen zum Brustbein herab, ist hier am breitesten und schwach beweglich verbunden.

Die Gabelknochen oder das zweite Schlüsselbein (Furcula) ist ein Vförmiger, unpaariger Knochen, welcher an seinem unteren einfachen Ende durch ein Band mit der

Spitze des Brustbeinkieles und durch seine beiden oberen Enden mit den beiden Schultergerüsten verbunden ist.

Der Flügel besteht aus dem Oberarm, Vorderarm, der Handwurzel, Mittelhand und den Fingern.

Das Oberarmbein (Os humeri) hat statt des runden Gelenkkopfes eine längliche, wenig abgesetzte Gelenkfläche, es ist am obern Ende am stärksten, mit Knochenleisten, zur Muskelanheftung, und mit einem großen Luftloche versehen, das untere Ende dem der Säugethiere ähnlich.

Der Vorderarm besteht aus der dünnen Speiche und dem dickeren Ellenbogenbeine, welches oben (hinten) einen kurzen Ellenbogenhöcker (Olecranon) hat.

Die Handwurzel besteht aus zwei Knochen, der vordere (Os carpi ulnare) liegt in der Biegung zwischen dem Ellenbogenbeine und der Mittelhand.

Die Mittelhand besteht aus zwei, oben und unten verwachsenen, in der Mitte getrennten Knochen; der größere liegt vorn und hat oben einen Höcker für den Daumen; der kleinere liegt hinter jenem. Die Vögel haben die Anlage zu drei Fingern, der Daumen sitzt am vorderen Flügelbuge und besteht bei der Taube aus einem Gliede; der Mittelfinger ist der längste und stärkste, er ist an beide Mittelhandknochen befestigt und besteht aus zwei Gliedern, wovon das erste breit, das zweite spitz zulaufend ist. Der dritte Finger besteht nur aus einem Gliede und liegt unter den dünnen Mittelhandknochen, dicht an dem Mittelfinger.

Die Hinterextremität besteht aus dem Oberschenkel mit der Kniescheibe, dem Unterschenkel, dem Mittelfuß und den Zehen.

Ober- und Unterschenkel haben die meiste Aehnlichkeit mit den gleichen Theilen der Säugethiere; der Unterschenkel besteht aus dem starken Unterschenkelbeine (Tibia), welches mit dem großen Mittelfußknochen artikulirt, und dem nach unten dünn auslaufenden Wadenbeine (Fibula).

Der Mittelfuß besteht aus dem großen und kleinen Mittelfußknochen, der große spaltet sich unten in drei Fortsätze, zur Artikulation mit den drei größeren Zehen, auch hat er am Mittelstück vorn und hinten eine Längsfurche zur Aufnahme der Streck- und Beugesehnen. Der kleine Mittelfußknochen liegt am untern Ende und innern Rande des großen und ist nur für die innerste Zehe bestimmt. Von den vier Zehen besteht die innerste aus 2 Gliedern, die zweite aus 3, die dritte (längste) aus 4 und die vierte (äußere) aus 5 Gliedern. Das Endglied an jeder Zehe ist rund und trägt die Kralle.

2. Die Muskeln.

Die Textur der Muskeln ist von der bei den Muskeln der Säugethiere nicht verschieden, aber die langen Sehnen der Beine und auch einzelne Sehnen an den Flügeln sind mehr oder weniger verknöchert. Im Allgemeinen ist wenig lockeren Zellstoffes zwischen den einzelnen Muskeln, daher liegen sie dichter aneinander. In der Muskulatur der Tauben ist manche Huhnähnlichkeit begründet. Wie bei Hühnern, zeichnen sich auch hier die Muskeln, welche die Vorderglieder im Ganzen und in ihren Theilen bewegen, zumal auch die am Vorderarm liegenden großen Theile durch enorme Stärke ihrer Bäuche und Kürze ihrer Sehnen aus, was im Verein mit den schon bezeichneten knochengerüstlichen Eigenthümlichkeiten die Tauben zum kräftigen und ausdauernden Fluge befähigt, in welchem sie nur von wenigen Vogelsippen erreicht und übertroffen werden. Der vom M. biceps brachii zur großen Flughautsehne gehende Muskel (M. communicans patagii N.) ist auch hier vorhanden und sehr breit und stark. Den schlanken Schenkelmuskel (M. femoris gracilis Tidennema), welcher so vielen Vögeln fehlt, haben die Tauben ebenfalls mit den Hühnern gemein, doch ist er hier sehr schwach.

Die Muskeln der Tauben bestehen in: 1) Hautmuskeln, 2) Muskeln des Kieferapparates*), 3) Muskeln des Zungenbeins, der Zunge, des oberen Kehlkopfes und der Luftröhre, 4) Muskeln der Augen, 5) Muskeln des Kopfes, 6) Muskeln des Halses und Rückens, 7) Muskeln des Schwanzes und Afters, 8) Muskeln der Rippen und des Bauches, 9) Muskeln der Flügel: a) der Schulter und des Oberarms, b) des Vorderarms, der Flughäute und des übrigen Flügels, 10) Muskeln der Beine: a) am Becken und Oberschenkel, b) am Unterschenkel, c) am Mittelfuße.

3. Die Eingeweide.

1. Die Verdauungs-Eingeweide.

Statt der mit Zähnen versehenen beiden Kiefer der meisten Säugethiere (Wirbelthiere) ist der Ober- und Unterschnabel der Tauben nur mit hornigen Scheiden überzogen, und diese richten sich im Hinblick auf ihre Form ganz nach den Knochen; die zwischen der Hornscheide und den Knochen liegende gefäßreiche Lederhaut sondert das Horn ab, wie in allen anderen Körpertheilen, wo Hornbildung vorkommt, und das durch Abnutzung verminderte Horn wird von hier aus wieder ergänzt. Der hornige Schnabel ist (wie überhaupt bei den körnerfressenden Vögeln) hart, die Ränder sind etwas scharf, aber eben. Er ist entweder spindelförmig — Spindelschnabel — und ungleichhälftig, d. h. der Oberkiefer stärker

*) Gesichts- und Lippenmuskeln haben die Vögel nicht.

und etwas länger als der Unterkiefer, wie bei den Feld- und Farbentauben, oder gleichhälftig und mehr oder weniger kegelförmig — Finkelschnabel — bei den meisten kurzschnabeligen Raçen, oder cylindrisch — Büchsenschnabel — bei den Carriers. Wegen des Fehlens des Kauens ist auch die Speichelabsonderung sehr beschränkt, und es kommen weniger Speicheldrüsen, die überdies noch im Verhältniß klein sind, vor.

Die sehr schmale, gedrückte Zunge hat meist die Form des Unterschnabels, zwischen dessen beiden Aesten sie liegt. Sie ist vorn spitzig und mit hornigem Epitheleum überzogen, mit einspringendem, fein gezähnten Hinterrande, hinten pfeilförmig und mit weicher Schleimhaut versehen; außer den beiden seitlichen Pfeilspitzen hat sie in der Mitte noch kleine, nach hinten gerichtete Papillen.

Das Zungenbein bildet die Grundlage der Zunge. Es besteht aus den vier Stücken: 1. Aus dem Körper oder der Basis; es ist ein länglicher Knochen, unten mit einem Kiel, vorn mit einer Gelenkfläche versehen; hinter der Mitte ist er am breitesten und hat zwei seitliche Gelenkflächen zur Verbindung mit den Hörnern, und hinten geht er in einen spitzigen Fortsatz aus, welcher gewöhnlich zur Unterstützung des oberen Kehlkopfes dient. 2. Der Zungenknochen (Os linguale s. Os entoglossum) liegt vor dem Körper, mit dessen vorderer Gelenkfläche er eingelenkt ist; er gibt der Zunge hauptsächlich die Gestalt, indem er in der Mittellinie von den Muskeln und der Haut verdeckt wird. 3. und 4. Das linke und rechte Horn oder die großen Zungenbeinäste, an den Seiten des Körpers eingelenkt, sind lang und erreichen immer das Hinterhaupt; ihre hinteren spitzig zulaufenden Enden sind knorpelig. Der Zungenkern besteht nur aus Knorpelsubstanz; der hintere unpaare Stiel des Zungenbeins ist ein eigenes bewegliches Stück.

Der Gaumen hat schwache Querwülste, die mit Wärzchen besetzt sind, er hat nach hinten in der Mittellinie eine Längenspalte, welche durch das Pflugscharbein halbirt ist und wodurch die beiden hinteren Nasenöffnungen oder Choanen gebildet sind. Die Gaumenfläche ist wie gewöhnlich hinten durch eine gezähnte Leiste begrenzt.

Der Schlund fängt mit seiner vorderen Wand am oberen Kehlkopfe, mit der hinteren an der Grundfläche des Hirnschädels an. Er ist sehr weit, liegt theils über, theils neben der Luftröhre an der rechten Seite und besteht aus der Muskel- und Schleimhaut, jedoch hat die erstere äußerlich Zirkelfasern und nach innen Längenfasern. Unmittelbar vor dem Eintritt in die Brusthöhle bildet der Schlund den Kropf (Prolobus s. Ingluvies). Er besteht aus zwei seitlichen ovalen Erweiterungen, dessen Wände zur Brutzeit sich verdicken und netzartige Falten und Zellen auf der inneren Oberfläche bekommen, um unter erhöhter Thätigkeit der erweiterten Blutgefäße einen milchartigen Stoff abzusondern, womit die Jungen anfänglich allein, nachher zugleich mit anderer in den Kropf aufgenommener Nahrung von

beiden Eltern gefüttert werden. Der nächste Nutzen des Kropfes besteht darin, daß die verschluckten Sämereien durch die von ihm abgesonderte Flüssigkeit und auch wohl durch das aufgenommene Getränk erweicht, aufgequellt und so zur Verdauung vorbereitet werden. Aus ihm gelangen sie nun nach und nach durch den zwischen beiden Lungen fortlaufenden Theil des Schlundes unmittelbar in den Vormagen. Er ist länglich, sehr drüsenreich, ohne deutliche Juga. Diese Drüsen stehen gürtelförmig.

Der eigentliche oder Muskelmagen (Ventriculus), ohne henkelartige Lösung der seitlichen Sehnenschichten, liegt hinter dem Vormagen, auf dem Brustbeine und dem Darmkanal, und wird oben von der Leber bedeckt. Er ist von den Seiten etwas platt und besteht außer dem Bauchfellüberzuge aus zwei seitlichen, dicken, rothen Muskeln (m. m. laterales), die am oberen und unteren Rande durch zwei starke Sehnen verbunden sind; am vorderen und hinteren Ende liegen zwei dünnere Muskeln (m. m. intermedii), und die enge Höhle wird von einer Schleimhaut, die an den Seiten ein dickes, horniges Epithelium mit zwei Wulsten hat, ausgekleidet. Dieses dicke Epithelium ist mit der dünnen Schleimhaut durch viele fadenförmige Fortsätzchen verbunden. Am vorderen Ende und oberen Rande mündet der Vormagen in eine dünnere, sackartige Erweiterung, und dicht daneben nach rechts entspringt aus derselben der Zwölffingerdarm; das hintere Ende ist ein Blindsack. In diesem Magen werden die Nahrungsmittel durch die Kraft der dicken Seitenmuskeln zerquetscht, wozu die absichtlich verschluckten Steinchen, der enge Raum und die vorragenden Wülste des hornigen Epitheliums sehr förderlich sind. Die beiden an den Enden liegenden dünneren Muskeln verkürzen den Magen und befördern die zerquetschten Nahrungsmittel in den Zwölffingerdarm.

Der Darmkanal ist etwa 6—8 Mal so lang als der Rumpf. Er besteht aus dem Dünn- und Dickdarme und ist aus drei Häuten zusammengesetzt, jedoch sind an der Muskelhaut die Zirkelfasern die äußeren, die Längenfasern die inneren, wie am Schlunde. Die Schleimhaut enthält im Dünndarme größere Darmzotten, als bei manchen Säugethieren, aber kleine Schleimdrüschen.

Der Dünndarm ist der bei weitem längste Theil des Darmkanals. Der Zwölffingerdarm geht vom Pförtner nach hinten, kehrt nach vorn um und bildet so eine lange Schlinge, in welcher die Bauchspeicheldrüse liegt, und in den vorderen Theil der letzteren Lage münden die Bauchspeicheldrüsen-Gänge. Von hier aus hängt der übrige Dünndarm an einem längeren Gekröse und macht daher viele unregelmäßige Windungen, die überall hinter der Leber im Bauche verbreitet sind. Der Uebergang des Dünndarms in den Dickdarm ist äußerlich nicht scharf bezeichnet, besonders da der Dickdarm in derselben Richtung fortläuft. Er fängt da an, wo die beiden Blinddärme an den Seiten aus ihm hervorgehen,

ist sehr kurz und endigt in der Kloake. Das blinde Ende eines jeden Blinddarms liegt meist nach vorn und ist etwas weiter als das andere mit dem Dickdarm verbundene und in ihn mündende Ende. Die Blinddärme sind sehr klein (3—4 Linien lang) und bei einigen, z. B. Columba palumbus, so winzig, daß sie sehr leicht übersehen werden können, während die Blinddärme der Gallinaceen immer lang sind.

Die Kloake ist eine kleine Höhle, die mit einer quer-ovalen Oeffnung nach hinten sich öffnet und den eigentlichen After bildet; in der Kloake endigt der Dickdarm (Mastdarm) mit einer klappenartigen Kreisfalte und in sie münden die Harn- und Geschlechtsorgane, sowie der Frabicische Beutel (Bursa Fabricii). Dieser ist ein kleiner, unpaariger, über dem Mastdarme liegender Beutel, dessen vorderes Ende blind ist, dessen hinteres Ende aber über dem Mastdarme mündet. Seine Verrichtung ist unbekannt.

Da in der Kloake der Koth und Urin zusammentreffen und gewöhnlich zugleich entleert werden, so unterscheidet man an den Exkrementen den dunkelfarbigen Koth und den weißlichen, mit vielem kohlensauren und phosphorsauren Kalk vermischten Urin, der jedoch nicht so wässerig ist, wie der Urin der Säugethiere.

Die Leber hat eine dunkelbraune Farbe und besteht aus zwei sehr ungleichen, tief getheilten, spitzen Hauptlappen, einem linken kleineren, welcher den vorderen Rand des Magens umfaßt und einem rechten größeren, und beide Lappen sind durch seichtere Einschnitte wieder in mehrere Lappen getheilt. Ihre Lage hat sie hinter dem Herzen, welches auch mit seiner Spitze zwischen den beiden Hauptlappen liegt, und sie wird durch Verdoppelungen der Bauchhaut an die benachbarten Theile so befestigt, daß die konvexe Fläche der Bauchwand, die unebene, mit der Leberpforte versehene Fläche den Eingeweiden zugewandt ist.

Die Gallenblase fehlt gänzlich. Von den beiden Gängen, welche die Galle in den Darm ergießen, inserirt sich der eine ganz ungewöhnlicher Weise in der Nähe des untern Magenmundes in die absteigende, der andere aber sehr weit davon in die aufsteigende oder vorwärts gehende Strecke der Darmschlinge, in welcher das Pankreas liegt. Dieses ist wie bei so vielen Vögeln in zwei zerfallen; das eine kürzere, welches bis in den Winkel der Darmschlinge reicht, hat zwei dicht neben einander einmündende Ausführungsgänge, das zweite längere, bis zur Milz sich hinaufstreckende aber hat nur einen langen Ausführungsgang, welcher nach der Insertion des zweiten Gallenganges in das Duodenum mündet.

Die Bauchspeicheldrüse ist verhältnißmäßig groß, besonders lang und liegt in der Schlinge, die von den beiden Lagen des Zwölffingerdarms gebildet ist. Sie füllt den Raum in dieser Schlinge sowohl der Länge als Breite nach aus und ragt noch oben darüber



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

WEISSSCHWANZ-PFAUTAUBEN. (C. laticaudae.)
Specialzüchtung des Herrn BERNH. MÜLLER — Bremen.



hinaus. Sie hat eine weißliche Farbe, etwas derbe Konsistenz und besteht meist aus zwei Lappen, aus welchen vom vordern Ende drei Ausführungsgänge vorkommen, von denen der vorderste Gang abgesondert in die vordere Umbiegung der Schlinge dringt.

Die Milz ist im Verhältniß zur Leber und Bauchspeicheldrüse klein, von braunrother Farbe, meist platt und oval. Sie liegt an der rechten Seite des Vormagens, da, wo er in den Muskelmagen übergeht und wird von der Leber bedeckt.

2. Die Harn- und Geschlechtsorgane.

Die Nieren stimmen sehr mit denen mancher Hühner, ganz besonders mit denen der Waldhühnergattung überein, indem sie eben so weit von einander weichen, eben so deutlich in vordere, mittlere und hintere Lappen getheilt sind, und von vorn nach hinten so an Größe und Breite zunehmen, daß die hinteren Lappen viel breiter und voluminöser als die vorderen sind. Ihr Bau ist insofern etwas verschieden gegen den der Säugethiere, daß bei jenen die Oberfläche wie das Gehirn gewunden erscheint und dadurch viele Läppchen gebildet werden. Die Nieren sind von brauner Farbe, lang, reichen von den Lungen bis in das Becken und füllen die Vertiefungen unter den letzten Rückenwirbeln, dem Darmbeine und Kreuzbeine aus. Sie sind durch die Wirbelkörper getrennt und zwischen, zum Theil unter ihnen, verlaufen die hintere Aorta und Hohlvene. Jede Niere besteht aus drei Hauptlappen. Die untere Fläche ist ziemlich eben, hat aber von den querüberlaufenden Blutgefäßen Eindrücke; die obere dagegen ist sehr uneben. Die oberflächlichen Harnkanälchen sind oft mit dem weißlichen, kalkhaltigen Urin gefüllt und werden dann leichter erkennbar. Da ein eigentliches Nierenbecken fehlt, so endigen die Nierenpyramiden in die Zweige des Harnleiters. Dieser läuft an der unteren Fläche der Niere nach hinten, nimmt die einzelnen Aeste aus der Niere auf, ist gewöhnlich von dem in ihm enthaltenen Urin gelblich-weiß, und mündet mit einer kleinen runden Oeffnung in der Kloake an einer Querfalte der Schleimhaut, dem gegenüberliegenden nahe, es fehlt demnach die Harnblase.

Die Nebennieren sind klein, bräunlich und liegen an vorderen Ende und inneren Rande jeder Niere, bei den Täubern stehen sie mit den Nebenhoden, bei der Taube mit dem linken Eierstock in Verbindung.

Die männlichen Geschlechtstheile bestehen aus den Hoden und den Samenleitern.

Die Hoden sind paarig, liegen am vordern Ende der Nieren und sind mit den Nebenhoden, von welchen übrigens nur eine Andeutung vorhanden ist, verbunden. Sie sind in der Begattungszeit größer und weißer als außer derselben, haben eine längliche Gestalt mit schwachem Ausschnitt am innern Rande und können ihre Lage nicht verändern, weil sie

durch Zellstoff und durch das unter ihnen hinweggehende Bauchfell an dem bestimmten Orte festgehalten werden.

Jeder Samenleiter kommt aus den kleinen Nebenhoden, ist in seinem ganzen Verlaufe geschlängelt, und begleitet den Harnleiter seiner Seite, so daß er in der vordern Hälfte an der innern, in der hintern Hälfte an der äußern Seite des Harnleiters liegt, folglich kreuzen sich beide ungefähr in der Mitte ihrer Länge. Vorn ist der Samenleiter eng, nach hinten wird er weiter und kurz vor seinem Ende bildet er eine kleine blasenartige Erweiterung, die man mit der Samenblase der Säugethiere vergleicht. Er endigt in der Kloake mit einer kleinen Papille, nach außen neben dem Harnleiter. Ueber der blasig erweiterten Stelle des Samenleiters, und zwar nach außen zu, liegt ein röthlicher Körper, welcher aus einem Gefäßknäuel besteht und den man den schwammigen Körper nennt.

Die Samenthierchen (oder Samenfäden) sind von denen der Säugethiere insofern etwas verschieden, daß das dickere Ende länglich cylinderisch und nicht oval ist, und daß es in das dünne Ende unmerklich übergeht.

Die Geschlechtstheile der ausgebildeten Taube bestehen nur aus dem linken Eierstock und dem linken Eileiter, denn obgleich ursprünglich die Geschlechtsorgane paarig sind, so schwindet doch der rechte Eierstock und rechte Eileiter schon früh, und es ist daher nur eine Ausnahme von der Regel, wenn bei der erwachsenen Taube noch erkennbare Ueberreste von ihnen vorhanden sind. Der linke Eierstock liegt am vordern Ende und an der untern Fläche der linken Niere; er hat zwei häutige Platten, zwischen welchen die Dotter als kleine weiße Bläschen entstehen. Wenn diese Bläschen wachsen, so bekommen sie nach und nach die gelbe Farbe des Eidotters, treten immer mehr über die Fläche hervor, indem sie die Hauptplatten ausdehnen, hängen dann an häutigen Stielen und der Eierstock erhält dadurch das Ansehen einer Traube, mit Dottern von sehr verschiedener Größe. Die größeren und reifen Dotter hängen mehr in die Bauchhöhle herab, ihre umhüllende Haut und die ursprüngliche eigene Haut des Dotters sind gefäßreich, und diese bekommen gegenüber vom Stiel eine glänzende, den Dotter bogenförmig unten umgebende Linie (Narbe, Stigma), wo sie sich trennen, und den Dotter, noch von der feinen Dotterhaut umgeben, heraustreten lassen. Die am Eierstock zurückbleibende Hülle hat nun ein kelchförmiges Ansehen, weshalb man diesen Theil auch den Kelch (Calyx) nennen sollte, obgleich man die noch geschlossene Haut Kelch nennt. Dieser leere Kelch verkümmert nach und nach und verschrumpft.

Der linke Eileiter ist eine mehr oder weniger gewundene häutige Röhre, welche an einer Verdoppelung der Bauchhaut, wie der Dünndarm an seinem Gekröse, hängt und sie entspricht dem breiten Mutterbande (Mesometrium) der Säugethiere. Man theilt den Eileiter in drei Abtheilungen, in den eigentlichen Eileiter, den Eihalter und in die Scheide. Der eigentliche

Eileiter (Oviductus) entspricht der Muttertrompete der Säugethiere, und ist daher die dem Eierstock zunächst anfangende mit ihm verbunden, und zugleich die längste Abtheilung. Sein freies, nach dem Eierstock hingewandtes Ende hat eine Oeffnung, die als schiefer Längsschlitz anfängt und zu einem dünnwandigen Behälter, dem Trichter (Infundibulum) führt, welcher zur Aufnahme des abgelösten Dotters bestimmt ist, und von dem folgenden sich allmählich verengenden Theile durch einen Querstreifen geschieden ist. Er besteht, wie auch die übrigen Abtheilungen, aus dem serösen Ueberzuge von der Bauchhaut, aus der Muskel und Schleimhaut. Die letzte ist gefäßreich, besitzt viele geschlängelte Falten und sondert das Eiweiß ab, welches den Dotter einschließt.

Der Eihalter (Uterus) ist die mittlere Abtheilung des ganzen Eierganges, die unmittelbare Fortsetzung des eigentlichen Eileiters, jedoch beträchtlich weiter als dieser. Er hat auch dickere Wände, seine Schleimhaut hat meist blattförmige Falten, und sie sondert eine weiße, milchige Flüssigkeit ab, aus welcher die Eischale entsteht.

Die Scheide (Vagina) ist die letzte Abtheilung, welche wieder enger als der Eihalter ist und in die Kloake an der äußern Seite des linken Harnleiters mit einer weiten Oeffnung mündet, wenn die Täubin Eier legt; zu anderer Zeit ist die Oeffnung eng. Die Eier der Tauben sind die kleinsten von allen Hausvögeln. Die Eischale besteht aus kohlensaurem Kalk, und wird ursprünglich aus vielen kleinen vieleckigen Stücken zusammengesetzt, welche endlich durch dazwischen abgesetzte Kalkmasse verschmelzen, aber keine Poren zum Eintritt der Luft und zum Verdunsten des Wassers übrig lassen. Unmittelbar innerhalb der Eischale liegt die Schalenhaut, ein dünnes, zähes Häutchen, welches das Eiweiß umschließt. Das Eiweiß besteht aus drei verschiedenen Lagen, die äußere oder das erste Eiweiß ist am dünnflüssigsten, die zweite Lage oder das zweite Eiweiß ist schon dickflüssiger, und das dritte Eiweiß umgibt den Dotter und nach jedem Ende des Eies zu einem gedrehten Strang, der Hagel oder Hagelschnüre (Chalazae) heißt, und dieses Eiweis ist am dicksten. An dem stumpfen Ende des Eies ist ein Theil von Eiweis frei, und dieser enthält Luft. Der Dotter ist eine gelbe Kugel, vom Eiweiß und einer zarten Haut (Dotterhaut) eingeschlossen, und besteht auch aus drei Schichten, die sich durch die Farbe unterscheiden; die innere und äußere Schicht sind blasser gelb, die mittelste dunkler gelb. Im Centrum des Dotters ist noch etwas Eiweiß eingeschlossen, welches das centrale Eiweiß heißt, und nahe an der Oberfläche des Dotters, an der Dotterhaut innen anhängend, befindet sich der Hahnentritt. Dieses ist ein Bläschen, welches ein noch kleineres (das Purkingesche oder Keimbläschen) einschließt, das letzte verschwindet aber bald, und aus dem ersten entwickelt sich bei befruchteten Eiern das Fötus, denn der Hahnentritt ist auch am unreifen und nicht befruchteten Dotter vorhanden.

3. Die Stimm- und Athmungsorgane.

Die Stimm- und Athmungsorgane der Tauben bestehen aus dem oberen Kehlkopf, der Luftröhre, dem untern Kehlkopfe, den Lungen und den damit zusammenhängenden Luftsäcken oder Luftzellen. Der obere Kehlkopf (Larynx superior s. trachealis) besteht aus 6 Stücken, die theils knorpelig, theils verknöchert sind.

Die Luftröhre besteht aus einer Zahl von Knorpelringen. Sie ist fast cylindrisch und im Verhältniß ziemlich weit. Ihr oberes Ende ist mit dem oberen Kehlkopfe verbunden, das untere theilt sich in der Brusthöhle in die beiden Luftröhrenäste, die zu den beiden Lungen führen, und hier im Theilungswinkel befindet sich

der untere Kehlkopf (Larynx inferior s. bronchotrachealis). Gebildet wird er durch das untere Ende der Luftröhre und die Theilung in die beiden Luftröhrenäste, indem die letzten Luftröhrenringe durch eine Längsleiste untereinander verbunden sind. Die Ringe der Luftröhre sind vorn ziemlich hart, hinten aber, wo sie den Schlund berühren, sehr weich und dünn, übrigens in der größten Strecke der Trachea von gewöhnlicher Bildung. Die letzten 5—7 Ringe aber, welche hinten und an den Seiten, indem sie häutige Räume zwischen sich lassen, bedeutend von einander entfernt bleiben, stoßen vorn durch eine Art Riegel artikulirend zusammen; eine Bildung, welche der bei vielen Hühnergattungen vorkommenden sehr ähnlich ist. Die Bronchien haben, wie gewöhnlich, knorpelige Halbringe. Die eigentlichen Unterkehlkopfmuskeln gehen an eine äußere membrana tympaniformis, welche den Raum zwischen den beiden letzten durch einen dünnen Riegel vorn verbundener Trachealringe ausfüllt.

Die merkwürdigste Eigenthümlichkeit des Stimmapparates aber besteht in dem Ursprung der beiden von dem untern Theil der Trachea zu den vordern Seitenfortsätzen des Brustbeins gehenden Muskeln, insofern beide Muskeln hier von einer und derselben, nämlich der rechten Seite der Trachea, entspringen, wiewohl ihre Inserzion am Brustbein die ganz gewöhnliche ist, und der eine zur rechten, der andere zur linken Seite des Brustbeins geht. Die Kontraktion dieser Muskeln muß nothwendig nicht blos ein Hineinziehen der Luftröhre in die Brusthöhle und eine Erschlaffung der Bronchien, sondern zugleich eine solche Drehung der Trachea zur Folge haben, daß die vordere Fläche derselben zur linken, die hintere zur rechten Seitenfläche wird. So ist es bei beiden Geschlechtern.

Die Lungen liegen nicht frei in geschlossenen Brustfellsäcken, sondern sind an der äußern hintern Fläche durch Zellstoff mit den Rippen so verbunden, daß sie die hohlen Zwischenräume zwischen den Rippen ausfüllen und Eindrücke von ihnen haben; daher ist diese Fläche sehr uneben. Die untere Fläche dagegen ist eben, von der Brusthaut überzogen und läßt zwischen sich und dem Brustbeine einen Raum frei, der theils vom Herzen,

theils von Luftsäcken eingenommen wird, und wo das Brustfell einen dreieckigen Raum (Cavum Media stini) für das Herz bildet. Jede Lunge nimmt den Raum ungefähr vom zweiten Rückenwirbel bis zum vorderen Rande der Niere ein, und ist von den Baucheingeweiden durch ein unvollkommenes Zwergfell geschieden; dieses ist durch muskulöse Bündel an mehrere Rippen, in der Gegend, wo sie sich mit dem Brustbein-Rippenknochen verbinden, angeheftet, wird aber in der Mitte durch die Luftsäcke unterbrochen. Die Lungen haben eine hochrothe Farbe, die Luftröhrenäste und die Lungengefäße senken sich ungefähr im vordern Drittheile in der Mitte der Breite an der unteren Fläche ein. Jeder Luftröhrenast läuft von hier in Parenchym nach dem Seitenrande der Lunge zu, und dann rückwärts, wo er am hintern Rande in den Bauchluftsack führt. In seiner Höhle zeigt sich eine Zahl größerer und kleinerer Oeffnungen, die hintereinander liegen und zu weiten und engen Kanälen führen. Die weiteren Kanäle verzweigen sich in Kanäle zweiter und dritter Ordnung und kommen so der Oberfläche immer näher. Alle diese Kanäle erscheinen siebförmig durchlöchert, und diese kleinen Löcher führen in orgelpfeifenartig gestellte Röhrchen, die unter sich kommuniciren, und an deren innerer Fläche sich vieleckige, nach innen offene Zellen befinden; die größeren Zellen schließen kleinere ein.

Die Luftzellen sind sackartige Verlängerungen der dünnen Bronchialschleimhaut, welche mit Flimmerepithelium innen bekeidet sind, und in der Brust- und Bauchhöhle äußerlich mit der serösen Haut verbunden sind. Sie gehen aus 6—7 Oeffnungen, die sich an der untern Fläche jeder Lunge zeigen, hervor. Aus der ersten Oeffnung, die nahe am inneren Rande des Luftröhrenastes liegt, wird die vordere Herz-Zelle (Cella cordis anterior) gefüllt, aus welcher wieder die Schulter-, Schlüsselbein- und Achselzelle die Luft erhalten; die letzte führt die Luft in die Höhle des Oberarmknochens. Die zweite und dritte Oeffnung liegen am äußern Rande des Luftröhrenastes; jene führt in die hintere Herz- und Luftröhren-Zelle die Luft, diese in die Hals-Zelle, welche in die Hals- und Rückenwirbel die Luft leitet. Die vierte Oeffnung befindet sich ganz am vordern Rande der Lunge und führt in die Schlund-Zelle. Die fünfte, sechste und siebente Oeffnung liegen nahe am hintern und äußern Rande der Lunge und führen in die großen Bauch-Zellen, aus welchen Luft in kleinere Becken- und Oberschenkel-Zellen, und zwischen die Muskel dringt, wo sich ebenfalls Zellen befinden. Die Luftzellen des Rumpfes anlangend, so ist keine eigentliche Sternal Zelle da, die vorderen und hinteren Seitenzellen, sowie die Darm- und Becken-Zellen haben gewöhnliche Verhältnisse. Die wie immer nicht Luft führenden und nur durch Abtheilung der übrigen wirklichen Luftzellen übrigbleibenden Leberzellen sind ungemein lang und viel länger als die Leberlappen, indem sie wohl bis zu den Schambeinen reichen.

4. Das Gefäßsystem.

a. Das Herz.

Das Gefäßsystem besteht aus dem Blut- und Lympfgefäß-System, das erstere aus dem arteriellen und venösen Systeme. Diese beiden sind an der Peripherie allerdings verbunden; aber im Herzen vollständig geschieden, daher besitzt das Herz zwei, durch eine vollkommene Scheidewand getrennte Herzhälften.

Das Herz ist in einem Herzbeutel eingeschlossen, liegt aber mit diesem so frei in der Brusthöhle, daß es von den Lungen nicht, wohl aber von den Luftsäcken bedeckt wird, und da ein vollkommenes Zwergfell nicht vorhanden ist, so ragt es mit seiner Spitze zwischen die Leberlappen. Die Gestalt gleicht der des Säugethierherzens, denn es ist ebenfalls kegelförmig, mit der Basis nach der Wirbelsäule, mit der Spitze nach unten und hinten gewandt.

Jeder Vorhof hat zwar ein äußerlich angedeutetes Herzohr, aber es fehlt ihm der freie, gekerbte Rand, daher ragt es nicht so über den Vorhof hervor, wie bei den Säugethieren, obgleich es im Innern eben solche netzförmig verbundene Muskelbündel enthält.

In den rechten Vorhof münden zwei vordere Hohlvenen und eine hintere mit drei gesonderten Oeffnungen, vor welchen halbmondförmige, häutige, nur schwach muskulöse Klappen liegen, und durch die letzten wird der Rückfluß des Blutes in die Venen verhindert. Die Kreuzvene des Herzens mündet nicht in den Vorhof, sondern in die linke vordere Hohlvene. In der Scheidewand der Vorhöfe befindet sich eine deutliche eirunde Grube, also bei dem Fötus ein eirundes Loch.

Die rechte Herzkammer reicht nicht bis zur Spitze des Herzens herab, ihre Seitenwand ist dünn, die Scheidewand so stark in die Höhe vorspringend, daß sie fast wie eine runde Fleischsäule erscheint. Die Oeffnung zum Vorhofe ist ein schiefer Schlitz, indem die dreizipfligen Klappen fehlen, und statt dieser nur eine ganz eigenthümliche, mehr oder minder fleischige Klappe vorhanden, die zur Schließung dieser Oeffnung bestimmt ist. Diese Klappe geht nämlich oben von dem am stärksten hervorragenden Theile der Scheidewand an die Seitenwand, an dieser schief herab und verbindet sich unten wieder mit der Scheidewand, da, wo diese mit der Seitenwand zusammenstößt. Sie hat nur einen nach der Scheidewand gerichteten freien Rand, weshalb auch die Oeffnung zum Vorhofe nur wie ein Schlitz erscheint. Im Uebrigen sind die inneren Wände dieser Kammer eben und ohne Warzenmuskeln. Die arterielle Oeffnung, nämlich die zur Lungenarterie führende, befindet sich vorn, und ist durch drei halbmondförmige Klappen verschließbar.

In den linken Vorhof münden die beiden Lungenvenen mit einer gemeinschaftlichen Oeffnung, vor welcher ein derber, klappenartiger Vorsprung, dessen freier Rand der Höhle des Vorhofes zugekehrt ist, liegt und den Rückfluß des Blutes in die Lungenvenen hindert.

Die linke Herzkammer reicht bis zur Spitze des Herzens herab, ihre Seitenwand ist viel dicker, als die der rechten Kammer, und zwischen ihr und dem Vorhofe befinden sich die Mützenklappen, die eine dem Säugethierherzen ähnliche Einrichtung haben.

Die Arterien und Venen, die denen der Säugethiere im Wesentlichen gleichen, übergehen wir, weil für unsern Zweck nur nebensächlich.

b. Die Lymphgefäße.

Das Lymphgefäß der Tauben unterscheidet sich von dem der Säugethiere besonders dadurch, daß eigentliche Lymphdrüsen nur einzeln am Halse und am Eingange der Brusthöhle vorkommen; überdies sind diese Lymphdrüsen auch sehr klein. Der Milchbrustgang (Ductus thoracicus) geht aus der Magengegend, zwischen Schlund und Aorta liegend, mit zwei Aesten nach vorn, die in den beiden Drosselvenen oft mit mehreren Zweigen endigen.

Die Lymphgefäße des Kopfes und Halses begleiten die Drosselvene, auch gehen einzelne am Schlunde herab.

Die des Flügels laufen an den Blutgefäßen hin, und diese, sowie die vorigen, gehen nur durch Lymphdrüsen.

Die aus den Verdauungsorganen kommenden Lymphgefäße (welche keine Lymphdrüsen haben) begleiten die Arterien, bilden viele Geflechte und endigen in dem Milchbrustgange, der eine eigentliche Lendencisterne nicht hat.

Die Lymphgefäße der hintern Gliedmaßen gehen an den Venen herauf, bilden besonders an dem Fersengelenk Geflechte, begleiten die Schenkelvene in die Bauchhöhle, wo sie sich mit den Lymphgefäßen der Nieren und Geschlechtstheile verbinden, um endlich auch zum Milchbrustgange zu gehen.

5. Das Nervensystem.

Das Gehirn- oder Rückenmark.

Das Gehirn wird von den Hirnhäuten eingeschlossen, und die zarte Hirnhaut bildet einen Sichelfortsatz und ein Hirnzelt, in welchen die betreffenden Blutleiter enthalten sind.

Nur aus drei Haupttheilen besteht das Gehirn, nämlich dem großen und kleinen Gehirn und dem verlängerten Marke, denn der Hirnknoten oder die Varolsbrücke fehlt.

Das große Gehirn ist der größte Theil des Gesammtgehirns, besteht aus zwei Halbkugeln, hat aber keine Gehirnwindung (gyri), sondern die Seitenfläche und die dem Hirnspalt zugewandte innere Fläche sind glatt und eben. Nur eine schwache Andeutung der Sylvi'schen Grube kommt vor. Der mittlere Hirnspalt geht tief hinab, denn der Hirnbalken ist nur in feinen, querlaufenden Markstreifen angedeutet, welche überdies mit dem vorderen Mark-

bändchen in gleicher Höhe, mithin also sehr tief und hinter jenem liegen. Die halbdurchsichtige Scheidewand fehlt auch, und die Seitenkammern werden durch die sehr dünne innere Seitenwand der Halbkugeln hier von einander geschieden. Das Gewölbe fehlt auch zum größten Theile, namentlich die Ammonshörner, und es ist nur die Andeutung zu den vorderen Schenkeln vorhanden, wo eben durch das vordere Markbändchen die beiden Seitenhälften des Gehirns verbunden werden.

Die Seitenkammern liegen weit nach innen; in jeder zeigt sich ein beträchtlicher Hügel, der dem gestreiften Körper der Säugethiere entspricht, auch findet sich das Adlergeflecht.

Das kleine Gehirn ist fast pyramidenförmig und besteht eigentlich nur aus dem mittleren Theile oder Wurme, hat also keine Seitenlappen. Auf der Oberfläche zeigen sich querlaufende Blätter, die durch senkrechte Einschnitte getrennt sind, und im Innern ist der Lebensbaum vorhanden. Es gehen nur zwei Paar Markschenkel von dem kleinen Gehirn ab, nämlich ein Paar zu den Vierhügeln, zwischen welchen die Hirnklappe ausgespannt ist, und ein Paar zum verlängerten Marke; die Schenkel zum Hirnknoten fehlen, weil dieser selbst fehlt.

Das verlängerte Mark geht nach vorn ohne Unterbrechung in die Schenkel des großen Gehirns über; hinten ist es ziemlich scharf bei dem Uebergange in das Rückenmark abgesetzt, denn es bildet mit ihm einen nach vorn vorspringenden Winkel. Die vierte Hirnkammer ist vorhanden und in ihr befinden sich kleine Anschwellungen, in welchen die Hörnerven entspringen, und welche zugleich die Höhle in einen vordern und hintern Raum abtheilen.

Das Rückenmark liegt in dem von den Bogen und Körpern der Wirbel gebildeten Kanale, ist cylinderisch und besitzt zwei Anschwellungen, nämlich eine vordere, wo die Nerven der Flügel, und eine hintere, wo die Nerven der Beine entspringen. An der hintern Anschwellung weichen die obern Stränge auseinander und lassen den Sinus rhomboidalis zwischen sich.

Die bei den Säugethieren angenommenen zwölf Nervenpaare sind auch bei den Tauben vorhanden, jedoch gehört von diesen das elfte Paar (Beinnerv) eigentlich dem Rückenmarke an.

6. Die Sinnesorgane.

a. Die Sehwerkzeuge.

Sie werden in die Schutzorgane und in den Augapfel eingetheilt. Zu den ersten gehören die Augenlider und die Thränenorgane mit der Harderschen Drüse.

Die beiden Augenlider sind aus der Haut, der Bindehaut und dem Kreismuskel zusammengesetzt; die Meibomschen Drüsen, wie überhaupt die Talgdrüsen der Haut fehlen.



Lithogr. u. Druck v. J. F. Richter. Hamburg.

SCHILD- ODER DECKELTAUBEN.

(C. clypeata.)



Das untere Augenlid hat einen kleinen Knorpel, und ist dieses auch beweglicher als das obere. Statt der Augenwimpern stehen dünne Federn an den Rändern. Die Nickhaut oder das dritte Augenlid ist zwar von keinem Knorpel unterstützt, aber sie ist um so beweglicher und wird durch die ihr eigenthümlichen beiden Muskeln über den Augapfel vorgezogen, was sowohl am Tage, vielleicht zur Reinigung der Hornhaut, als auch dann geschieht, wenn die Taube schlafen will.

Die Thränendrüse ist klein, liegt wie gewöhnlich am äußern Augenwinkel; die Thränen fließen durch die beiden, im Verhältniß weiten Thränenpunkte und Thränenröhrchen in den häutigen Thränenkanal, der in der Nase mündet.

Die Harder'sche Drüse ist ziemlich groß; sie liegt in der Augenhöhle am innern Augenwinkel und hat einen Ausführungsgang, der unter der Nickhaut mündet.

Der Augapfel ist im Verhältniß groß, er besteht zwar aus denselben Gebilden, wie bei den Säugethieren, hat aber doch auch Eigenthümliches. Die undurchsichtige Hornhaut (Tunica sclerotica) ist in ihrer hinteren Hälfte dünn, dagegen enthält die vordere Hälfte einen aus mehreren Reihen von Schuppen bestehenden Knochenring; die Schuppen liegen in 12 bis 15 Reihen, die sich ziegeldachförmig decken. Durch diesen Knochenring wird dem Augapfel größere Festigkeit verliehen, und da die Sehnen der Augenmuskeln hinter dem Ringe an die Sclerotica sich befestigen, so kann der Augapfel dort, wo der Ring liegt, nicht zusammengedrückt werden.

Die durchsichtige Hornhaut ist an der inneren Fläche des Knochenringes befestigt und hat an ihrer hinteren Fläche die Haut der wässerigen Feuchtigkeit; sie ist stark gewölbt, daher ist auch die vordere Augenkammer sehr geräumig und enthält viel wässerige Feuchtigkeit.

Die Regenbogenhaut umschließt gewöhnlich eine runde Pupille; die vordere Fläche ist mit einer Pigmentschicht versehen, an der hintern Fläche befindet sich die Traubenhaut. Die Regenbogenhaut ist sehr beweglich, und wie es scheint, sind die Bewegungen auch willkürlich.

Die Adlerhaut enthält reichlich schwarzes Pigment, hat aber keine Tapete; der Falkenkranz enthält viele Fältchen, die mit dem Strahlenplättchen verbunden sind, wodurch der Glaskörper mit der Crystall-Linse in der Lage erhalten wird.

Das Strahlenbändchen, welches äußerlich da liegt, wo die vier vorher genannten Häute zusammenstoßen, enthält Muskelfasern, den sogenannten Crampton'schen Muskel und schließt den Fontana'schen Canal ein.

Die Netzhaut gleicht im Wesentlichen der bei den Säugethieren.

Die Crystall-Linse ist mit ihrer hinteren, stärker konvexen Hälfte in den Glaskörper eingesenkt, die vordere freie Fläche ist mehr glatt. Sie ist von der Linsenkapsel eingeschlossen.

Der Glaskörper ist, im Vergleich zu der größeren Menge der wässerigen Feuchtigkeit, klein.

b. Die Gehörorgane.

Da das äußere Ohr fehlt, so ist nur der äußere Gehörgang, die Paukenhöhle und das Labyrinth vorhanden.

Der äußere Gehörgang ist kurz und mit einer schwachfaltigen Fortsetzung der äußern Haut ausgekleidet. Am Grunde desselben befindet sich das Paukenfell, das in einem unvollständigen Ringe ausgespannt und nach außen gewölbt ist. Es besteht aus mehreren Platten.

Die Paukenhöhle ist unregelmäßig, nicht scharf begrenzt, weil sie durch mehrere Oeffnungen mit den Zellen der Schädelknochen in Verbindung steht. Durch die Eustachische Röhre, die zunächst der Paukenhöhle knöchern, vorn knorpelig ist, steht sie mit der Rachenhöhle in Verbindung, und die vereinigte Oeffnung beider Röhren befindet sich hinter den hinteren Nasenöffnungen. In der Paukenhöhle befindet sich nur ein Gehörknöchelchen, Säulchen genannt. Dasselbe besteht aus einem Stiel, an dessen äußerem Ende drei knorpelige Fortsätze vorkommen, die zur Verbindung mit dem Paukenfell bestimmt sind, und die man für Rudimente des Hammers und Amboses hält. An dem inneren Ende des Stiels ist ein rundliches Knochenplättchen, welches in das eirunde Fenster des Felsenbeines eingreift. Für diesen einzigen Gehörknochen ist auch nur ein Muskel vorhanden, welcher am Hinterhaupte entspringt uud mit seiner Sehne an die knorpeligen Fortsätze und das Paukenfell befestigt ist, um dieses nach der Höhle hinzuziehen, also eigentlich zu erschlaffen. An der innern Wand der Paukenhöhle sind die zwei zum Labyrinth führenden Oeffnungen, nämlich das eirunde (jedoch mehr runde) Fenster, welches durch das Plättchen des Säulchens, und das runde Fenster, welches durch das zweite Paukenfell verschlossen wird.

Das Labyrinth besteht aus dem Vorhofe, der Schnecke und den halbzirkelförmigen Kanälen und liegt im Felsenbeine in lockerer Knochensubstanz; die knöchernen Theile schließen häutige ein.

Der Vorhof ist eine kleine, unregelmäßige Höhle, die zwischen der Schnecke und den halbzirkelförmigen Kanälen liegt, und in der Flüssigkeit desselben sind einige kleine, aus kohlensaurer Kalkerde bestehende Konkremente enthalten.

Die Schnecke ist sehr einfach, nicht schneckenförmig gewunden, sondern sie ist eine stumpfkegelförmige, bisweilen etwas gekrümmte Röhre. Ihr Inneres ist theils knorpelig, theils häutig. Zwei gekrümmte Knorpel, wovon der eine Pauken-, der andere Vorhofsknorpel heißt, sind durch eine dünne Membran verbunden und diese bildet am freien Ende der Schnecke eine Anschwellung, welche man die Flasche (Lagena) nennt. Zwischen beiden Knorpeln, von welchen der Vorhofsknorpel an einem Rande Zähnchen hat, ist eine Membran enthalten, auf welcher sich ein Theil des Schneckennervens ausbreitet; der andere Theil des Nervens geht in die Flasche, in welcher auch in Wasser Kalkkrystalle enthalten sind.

Die drei halbzirkelförmigen Kanäle liegen so, daß der äußere mit dem hinteren sich kreuzt. Die häutigen Kanäle fangen mit Erweiterungen (Ampullen) an, von welchen die des oberen und hinteren im Innern mit einer kreuzförmigen Scheidewand versehen ist.

c. Das Geruchsorgan.

Eine eigentliche äußere Nase fehlt, wie bei allen Vögeln, den Tauben, zwei Nasenlöcher, die von beiden Seiten, ungefähr in der Mitte liegen, meist oval sind und kleine Muskel haben, führen zu zwei Nasenhöhlen, welche durch eine knorpelige Scheidewand getrennt sind, die hinteren Nasenöffnungen (Choanen) sind nur schmale Spalten.

Das Innere jeder Nasenhöhle enthält knorpelige, gewundene Muscheln, aber kein Siebbeinlabyrinth. Es findet sich eine obere, mittlere und untere Muschel; sie haben drei Nasengänge zwischen sich, so daß der untere zwischen dem Boden der Nase und der unteren Muschel, der mittlere ganz zwischen der unteren und mittleren Muschel, und der obere zwischen der mittleren und oberen Muschel liegt. Die ganze Nasenhöhle ist mit der Schleimhaut bekleidet, in welcher sich der Riechnerv und der Nasenast vom ersten Aste des dreigetheilten Nerven (N. trigeminus) verbreitet.

d. Das Geschmacksorgan.

Die Zunge, als das vorzüglichste Geschmacksorgan, ist schon bei den Verdauungsorganen beschrieben worden. Der einzige in die Zunge gehende Geschmacksnerv ist der Zungenast vom Zungenschlundkopf-Nerven. Der Gaumen erhält vom ersten und zweiten Ast des fünften Nervens ziemlich ansehnliche Zweige, die sehr wahrscheinlich das Schmecken befördern.

7. Die Haut und die Federn.

Die Haut besteht aus der Oberhaut (Epidermis) und der Lederhaut (Corium); die letzte ist reich an Gefäßen und Nerven.

Die Oberhaut ist an allen befiederten Stellen sehr dünn, aber trocken und beständig abschuppend, weil wegen des Mangels der Schweiß- und Talgdrüsen keine Einölung und Befruchtung stattfindet. Die einzige Drüse, welche die Talgdrüsen vertritt, aber nicht ersetzt, ist die völlig nackte Bürzeldrüse (Glandula uropygii). Sie liegt über den letzten Schwanzwirbeln auf den Spulen der Steuerfedern und besteht aus zwei seitlichen, dünnwandigen Hälften oder Lappen, deren Ausführungsgänge in eine kleine, kegelförmige Hervorragung münden. Sie sondert eine ölige, gelbliche Flüssigkeit ab, die zum Einölen der Federn dient, damit sie nicht naß werden. An verschiedenen Stellen kommen unter der Haut auch Haut-Schleimbeutel (Bursae mucosae subcutaneae) vor, durch welche die Verschiebung der Haut über hervorragende Knochen erleichtert wird.

Die Federn sind hornige Erzeugnisse der Haut; sie wurzeln in dem Unterhaut-Zellgewebe, weil die Lederhaut zu dünn ist. Man unterscheidet an jeder Feder den Kiel oder Schaft und die Fahne.

Am Kiel (Scapus) unterscheidet man die Spule (Calamus) und den Schaft (Rhachis). Die Spule ist der in der Haut befestigte, meist runde Theil, welcher mehr oder minder über die Haut hervorragt und in seiner Höhle eine schwammige Masse, die sogenannte Seele, enthält. Diese besteht aus tutenförmig in einandersteckenden Stückchen, welche als abgeschnürte und vertrocknete Theile der Federpulga aufgefaßt werden müssen. Bei noch nicht fertig gebildeten Federn enthält sie Blut. Der Schaft ist meist viereckig, über seinen Rücken verlängert sich die Spule als horniger Ueberzug; die untere Fläche hat in der Mitte eine Längsrinne und das Innere ist ein weißes, leichtes Mark.

Die Fahne (Vexillum) ist an beiden Seitenrändern des Schaftes befestigt, indem sie aus gefiederten Seitenästchen des Schaftes besteht. Diese Seitenästchen haben nämlich jedes an zwei Seiten kleine Fortsätze, die Strahlen (Radii), wodurch sie eben das gefiederte Ansehen erhalten, und diese Strahlen haben wieder sehr feine Seitenästchen, welche nach ihrer Form Wimpern (Cilia) oder Häkchen (Hamuli) heißen. Durch sie wird die Fahne an jeder Seite des Schaftes zu einer dicht anschließenden Masse, damit die Luft beim Fliegen nicht zwischen den Aestchen der Fahne hindurchgeht.

Man unterscheidet dreierlei Federn: Conturfedern, Dunen und Fahnenfedern.

Die Conturfedern (Pennae) bilden das eigentliche Gefieder, sie sind am zahlreichsten, denn es gehören nicht allein alle Deckfedern, sondern auch die Schwungfedern an den Flügeln und die Steuerfedern am Schwanze hierher. Gebildet sind sie in der oben beschriebenen Art. Sie haben keinen Afterschaft und stehen dicht gedrängt, kräftige Fluren bildend. Dunen bemerkt man nicht zwischen ihnen, auch fehlen sie an den meisten Rainen, nur am unteren Flügelrain und an den Rumpfseitenrainen befinden sich einige. Selbst die jungen, noch im Nest liegenden Tauben haben keine Dunen, sondern einfach gelbe Borstenbüschel, welche auf den Spitzen der Conturfedern aufsitzen. Sie stimmen darin ganz mit den Passerinen überein. Die Form der Fluren ist auf der Rückenseite bei allen Arten dieselbe, zeigt also immer einen kräftigen, gabeligen vorderen Theil der Spinalflur und einen Anfangs und am Rande geschwächten, durch einen schmalen Längsrain gespaltenen hinteren Theil, von dem übrigens die breiten Lendenfluren ziemlich deutlich getrennt sind. Ersteres ist durch den beinahe bis zum Kopfe aufsteigenden Halsseitenrain recht deutlich von der Unterflur geschieden. Diese beginnt breit an der Kehle, theilt sich unten am Halse und hat in der Regel einen allgemein verbreiterten, selten einen schmäleren, mit einem deutlichen Außenast versehenen Brustzug. Die sehr breite, kräftige Unterflur nimmt die ganze untere

Seite des Halses ein, spaltet sich dicht vor dem Gabelbein, und tritt dann, noch breiter werdend, auf die Brust, bildet aber hier keinen Außenast, sondern geht, sich allgemein verbreitend, bis zum hinteren Rande des musculus pectorales major fort und verschmälert sich dann, indem sie an dessen Rande forfläuft, zum Bruchtheil. Letzterer ist kurz, halb so breit wie der Brusttheil und endet neben dem After. Die Gegend des Außenastes ist am Brusttheil sehr kräftig und sendet vorne einige Federreihen aus, welche zum Hypopterum sich begeben. Oben findet man neben der Spinalflur eine breite, nach hinten zugespitzte, kräftige Schulterflur.

Die Dunen oder Flaumfedern (Plumulae) werden von den Deckfedern bedeckt und haben die dünnsten Kiele und die feinsten Fahnen. Die den sogenannten Staub absondernden Dunen sind von ganz merkwürdiger Bildung, da ihr Schaft an seinem untersten Ende niemals fertig wird, sondern beständig aus dem bleibenden Balge hervorwächst, während die oberen Enden der Aeste abgestoßen werden. Diese Dunen werden Puder- oder Staubdunen genannt, weil sie fortwährend einen weißen oder bläulichen Staub aus dem oberen offenen Ende des Balges, welcher den Schaft umgiebt, ausschütten, der ohne Frage der Rest der Flüssigkeit ist, aus welcher die Feder gebildet wird, oder durch Zerbröckelung der Haut entsteht, welche zwischen Matrix und Feder liegt, und die in dem Maße, wie letztere sich vergrößert, vertrocknet und abgestoßen wird. Solche Dunen, die man gewissermaßen für Sekretionsorgane halten könnte, finden sich besonders in der Hüftengegend und an den Seiten des Rückens, aber auch an anderen Stellen.

Die Fahnenfedern (Filoplumae) haben eine sehr dünne, starre Spule, und einen marklosen, durchscheinenden, schlanken Schaft, in der Fahne sehr feine, runde Seitenästchen mit kurzen, fadenförmigen Strahlen ohne Wimpern und Häkchen.

Am deutlichsten kann man die Federfluren, aus denen das Gefieder der Taube zusammengesetzt ist, bei ihrer Entstehung beobachten; etwa bei einer 10 Tage alten Taube anfangend, bis zu ihrer vollständigen Entwicklung.

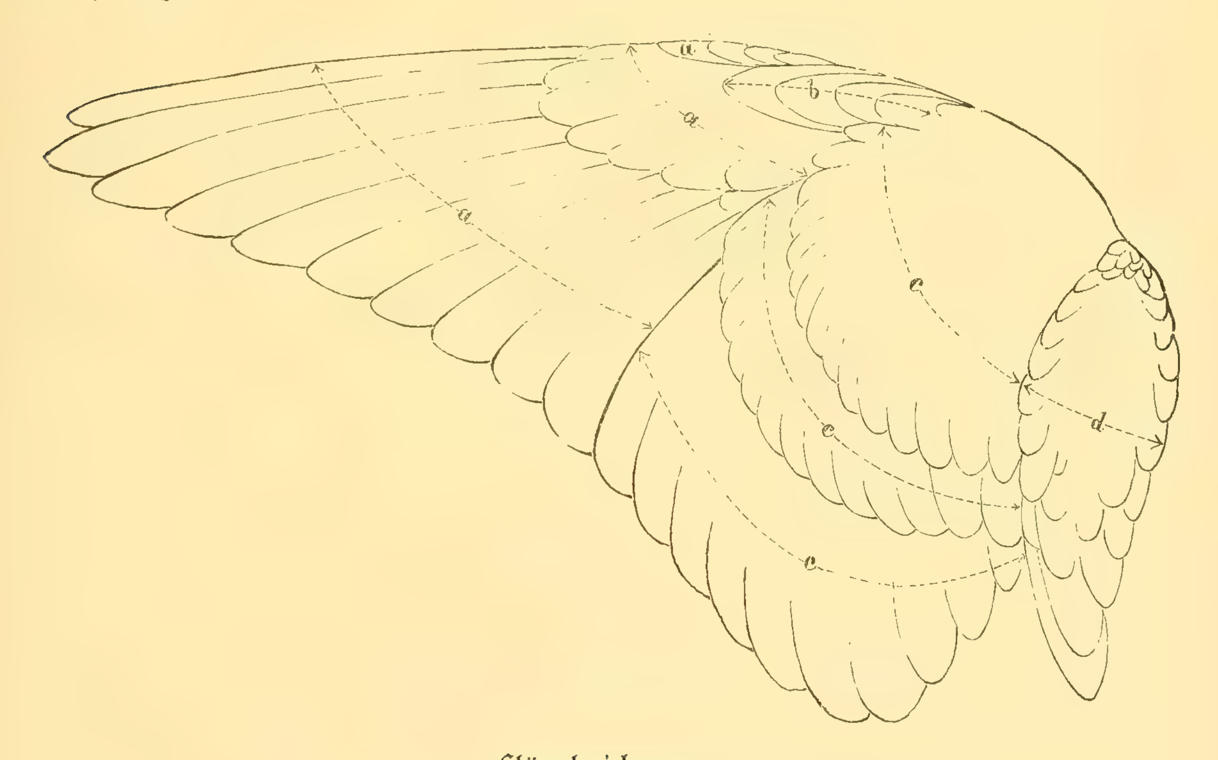
Am Kopfe sehen wir eine Federgruppe, die sich auf den ganzen Oberkopf (Platte) erstreckt. Sie beginnt mit der Oberschnabel- oder Nasenwurzel und endigt nach hinten mit dem Genick. Mehr hervortretend ist die Grenzlinie bei breitgehaubten, als bei glattköpfigen Tauben. Seitwärts wird diese Gruppe begrenzt von einer Scheitelung, die vom Mundwinkel ausgehend sich nach der Mitte des Auges zieht. Vom Auge nach dem Hinterkopfe ist die Grenze weniger markirt, wird aber von einer zweiten Federgruppe, die das Ohr bedeckt, doch angedeutet. Von dem Genick aus laufen auf beiden Seiten der Halswirbel und des Rückgrades zwei Reihen stärkerer Federn, die sowohl nach rechts und links mit den kleineren Federn des Rückgrades und Rumpfes sich vereinigen. Diese Federn liegen in der

Regel nach hinten, mitunter aber auch stehen sie im Genick den verkehrten Weg, sie sind nach oben gerichtet; hierdurch werden die Hauben gebildet. In dem Bürzel stehen die zwölf Schwanzfedern. Zwischen dem After und Bürzel, durch zwei Falten oder Scheitel von beiden getrennt, befindet sich ein kleines Federfeldchen, das den Schwanzkeil enthält; diejenige Federgruppe, welche den Schwanzfedern als Stütze dient. Da, wo das Rückgrad in den Bürzel übergeht, an der Basis des letzteren, quer über die Bürzeldrüse laufend, wurzelt eine Federgruppe, welche die Drüse und die Schwanzfedern von oben deckt, Schwanzdeckfedern genannt. Am Hals, der Brust, dem Bauch sind weniger bestimmte Grenzlinien nachzuweisen; doch sind auch an diesen Theilen die Federn nach einem System geordnet. An Kinn und Unterschnabel beginnend, wo sie gleichfalls ganz klein und eng zusammenstehen, verlaufen sie immer größer werdend und in weiteren Zwischenräumen stehend, diagonal über die bezeichneten Theile. An der Gurgel herunter besteht gleichfalls eine Scheitelung, wenn auch äußerlich nicht sichtbar. Auch zu beiden Seiten dieser stehen, wie an dem Rückgrad, zwei Reihen Federn, in der Regel nach unten gerichtet, mitunter aber auch aufrecht stehend, wodurch der Jabot — die Halskrause bei den Möventauben — gebildet wird.

Das größte Interesse und die größte Wichtigkeit für das Verständniß und die Erklärung der verschiedenen Zeichnungen bei den Tauben liegt in der Bildung des Flügels. Der Flügel ist den Vögeln das, was dem Menschen der Arm ist. Er ist reich gegliedert, entwickelt; zu der hervorragendsten Fähigkeit des Vogels, dem Fluge eingerichtet. Dieser Gliederung entsprechen ebenso viele Federgruppen. Wir sehen auch im Allgemeinen bei den Vögeln, sowie speziell bei unseren Haustauben, auf den Flügeln die meisten und mannigfaltigsten Zeichnungen auftreten.

Der Flügel der Taube zerfällt, wie der Arm des Menschen, in drei Haupttheile, Oberarm, Unterarm und Hand. Letztere ist abermals gegliedert, sehr lang und schmal und besteht außer den schon in der Jugend verwachsenen fünf Handwurzel- und Mittelhandknochen aus drei Fingern: dem äußerlich kaum bemerkbaren kleinen Finger, dem die äußerste Flügelspitze bildenden großen Finger und dem Daumen, an welchem die Federn des Afterflügels sitzen. In der Hand und den Fingern stecken die größten und längsten Schwingfedern, zehn an der Zahl, mithin die meiste Kraft und Beweglichkeit. Die Schwingfedern in den Fingern können für sich bewegt, gedreht werden, wodurch schiefe Ebenen gebildet werden, die den Tauben wie anderen Vögeln das „Schweben" ermöglichen. Der Unterarm ist zwar stärker im Knochenbau, reicher an Muskeln, aber schwächer in der Befiederung. Er enthält gleichfalls zehn Federn, welche die Schwingfedern zweiter Ordnung heißen. Diese sind weniger lang und weniger stark, nach unten etwas hohl ausgebaucht, breiter und mehr nach hinten gerichtet, während die Schwingen erster Ordnung grade stehen. Sie

scheinen dazu bestimmt, die während des Fluges mit den Handschwingen gedrückte Luft aufzufangen und zu halten. Der Oberarm ist am stärksten im Knochen- und Muskelbau, am schwächsten in den Federn. Letztere scheinen keine weitere Bestimmung mehr zu haben, als die unter dem Flügel angesammelte Luft nicht entweichen zu lassen. Dieser Knochen und die Muskeln haben beim Fliegen die stärkste Funktion zu verrichten, sie dienen als Hebel, der die Kraft auf die andern Theile des Flügels überträgt. Die Hauptfedergruppen des Flügels sind von anderen kleineren Federn überdeckt, die außer den Federn des Daumens keinen weiteren Zweck haben, als die mit dem Flügel aufgefangene Luft zu halten und die Muskelpartieen zu decken. Der Daumen aber sammt seinen Federn, welche kurz und steif und deshalb sehr kräftig sind, unterstützt den Flügel im ruhenden Zustande und hilft ihn tragen.



Flügelzeichnung.

(1/2 natürl. Größe mit den Konturen der einzelnen Federfelder.)

Wir sehen also, daß auf dem Flügel vier verschiedene Federgruppen, dem Knochenbau entsprechend, vorhanden sind. Auf vorstehender Zeichnung sind diese mit den Buchstaben a, b, c, d gezeichnet.

a. Umfaßt die Federn der Hand — die zehn Schwingen erster Ordnung, nebst ihren Deckfedern;

b. die vier größten Federn des Daumens;

c. die Federn des Unterarmes — die zehn Schwingen zweiter Ordnung, nebst den Flügeldecken;

d. die Federn des Oberarms — die Schulterdecken.

Alle diese Federgruppen besitzen die Fähigkeit, sowohl einzeln, als im Zusammenhange mit anderen ihre Farbe zu wechseln. Hierzu tritt noch der Umstand, daß den Flügelfedern auch der Trieb innewohnt, einzelne Federtheile durch Färbung auszuzeichnen (Strich- oder Bindenbildung). Es ist mithin erklärlich, warum wir auf den Flügeln die mannigfaltigsten, reichsten und zierlichsten Zeichnungen erscheinen sehen.

Die Krankheiten der Tauben.

Die Krankheiten des Federviehes und namentlich der Tauben sind bei der bis vor Kurzem in Deutschland so arg vernachlässigten Geflügelzucht in fast allen Thierheilkunden mit Stillschweigen übergangen, und daher kommt es denn wohl auch, daß die Züchter bei eintretender Krankheit ihres Geflügels zu Hausmitteln mancherlei Art greifen. Die Veranlassung zu den meisten Krankheiten liegt allerdings in den Verhältnissen, unter denen unser Hausgeflügel gehalten wird, denn in Folge der angewendeten künstlichen Mittel, um Tauben oder Hühner zu züchten, entstehen häufig Uebel, die im natürlichen Zustande nicht vorkommen. Es ist hinlänglich bekannt, daß alle Hausthiere einer größeren Zahl Krankheiten unterworfen sind, als die im wilden Zustande lebenden, denn je mehr sich ein Thier von seinem wilden Naturzustande entfernt, desto empfänglicher wird es auch für äußere Einflüsse, durch Witterungs- und ähnliche Umstände veranlaßt, nicht minder aber wird das Futter, das Wasser, verändertes Klima ꝛc. auf sein Befinden einwirken. Wie schon bemerkt, läßt die Thierheilkunde der Wissenschaft noch ein weites Feld zur Forschung offen, und nur die äußeren Symptome bieten einigermaßen einen Anhalt. Die meisten sogenannten Arzneibücher haben den Geflügelhaltern mehr geschadet als genützt; sie geben zwar zahlreiche und vielfach auch richtige Rezepte zur Heilung dieser oder jener Krankheit, aber über den schwierigsten Theil, die Diagnose, d. h. über das richtige und schnelle Erkennen der eingetretenen Krankheit und das jeweilige Stadium derselben lassen sie im Dunkeln. Eine Ausnahme macht das von Prof. Dr. F. A. Zürn in Leipzig herausgegebene wissenschaftliche Werk: „Die Krankheiten des Hausgeflügels", Weimar, bei Bernh. Fr. Voigt, und das namentlich allen Geflügelhaltern sehr zu empfehlende populäre Buch von Dr. med. v. Tresdow: „Krankheiten des Hausgeflügels und deren Heilung", bei Herm. Kayser in Kaiserslautern.





Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

DIE VICTORIATAUBE. (C. Victoriae.)
DIE SCHWEIZERTAUBE. (C. Helvetiae.)

Obgleich zwar die Tauben eine Halbfreiheit genießen und man alle Vorsicht anwendet, sie gesund zu erhalten, so werden sie doch von einer ganzen Reihe von Krankheiten heimgesucht, von denen häufig viele mit dem Tode enden. Im Allgemeinen kann man jedoch annehmen, daß Taubenkrankheiten in den gewöhnlichsten Fällen leichter zu verhüten als zu heilen sind. Hält man Tauben in gut geschützten Schlägen, wo für Lüftung, Reinlichkeit, gutes, passendes Futter und reines Wasser stets gesorgt ist, so wird man selten über Verluste zu klagen haben und den meisten Krankheiten vorbeugen.

In den meisten Fällen ist das beste Heilmittel die Wärme, noch vermehrt durch einige Tropfen heißen Weins. Dadurch wird man wenigstens die Verdauung wieder herstellen, die vielfach durch Erkältung gestört wird. Sobald die ersten Krankheitssymptome auftreten, ist der Patient abzusondern und in einem möglichst warmen, gut ventilirten Raum unterzubringen. Die vorbeugenden Mittel sind jedenfalls die besten: Angemessene Diät, ein trockener, gut ventilirter Raum als Wohnung und ein gesundes, gutes Futter. Wenn die Einwirkung der Wärme, geeignetes Futter und die zur Anwendung gelangenden Arzneien nach Verlauf einiger Tage keine Besserung hervorbringen, so ist wenig Hoffnung für die Herstellung des Patienten.

Folgende Symptome lassen auf das Vorhandensein einer Krankheit schließen: H e r a b h ä n g e n d e F l ü g e l, e n t z ü n d e t e o d e r t r i e f e n d e A u g e n, A u s f l u ß a u s S c h n a b e l u n d N a s e, H i t z e i m K o p f e, g e ö f f n e t e r S c h n a b e l, u n r e g e l m ä ß i g e r o d e r s c h n e l l e r A t h e m, H u s t e n, R ö c h e l n, P f e i f e n, T r o c k e n h e i t u n d b l a s s e F a r b e d e r Z u n g e n s p i t z e o d e r v e r s c h i e d e n a r t i g e F ä r b u n g d e r g a n z e n Z u n g e, h e f t i g e r H e r z s c h l a g, w ä s s e r i g e K o n s i s t e n z d e s A u s w u r f s, g r ü n l i c h e F a r b e d e s s e l b e n, H a r t l e i b i g k e i t o d e r V e r s t o p f u n g.

Bevor wir zu den einzelnen Krankheiten übergehen, wird es gut sein, einige Begriffe, die oft gebraucht werden, mit denen aber unsere Geflügelhalter häufig ganz verschiedene Vorstellungen verbinden, klar zu stellen.

In dem schon erwähnten v. T r e s c k o w'schen Buche heißt es darüber:

„Eine **Entzündung** entsteht durch Einwirken von irgend einem Reize auf eine bestimmte Körperstelle. Dieser die Entzündung verursachende Reiz kann von der verschiedensten Art sein, immer hat er aber als Folge zunächst einen vermehrten Blutzufluß nach der gereizten Stelle, es entsteht die e n t z ü n d l i c h e H y p e r a e m i e, die man mit Katarrh bezeichnet, wenn sie ganze, oder Theile von Schleimhäuten betrifft. Infolge dieses vermehrten Blutzuflusses entsteht eine Ernährungsstörung in den betreffenden Stellen, und infolge des vermehrten Blutdruckes entsteht das E x s u d a t, das sich theils in die erkrankten Zellen, theils zwischen die Gewebe, theils auf freie Flächen ergießen kann. Ein solches Exsudat ist z. B. der

schleimige Ausfluß aus der Nase bei der katarrhalischen Entzündung der Nasenschleimhaut.

Das Exsudat besteht also aus den Bestandtheilen des Blutes, denen sich — die meist wässerig — nun die vermehrten Absonderungen der durch den Entzündungsprozeß zu vermehrter Thätigkeit angeregten Drüsen hinzugesellen. Je nach den verschiedenen Bestandtheilen kann das Exsudat reinwässerig, blutig, schleimig, faserstoffhaltig oder eiterig sein. Ist das Exsudat faserstoffhaltig, kann es aus netzförmigen verfilzten Fasern bestehen, die sich auf oder in die Gewebe der Schleimhäute lagern und deren Zerstörung herbeiführen können.

Eiter besteht aus dem farblosen Blutserum, in dem mehr oder weniger Eiterkörperchen suspendirt sind. Die Eiterkörperchen entstehen aus den weißen Blutkörperchen und werden durch den vermehrten Blutdruck durch die Gefäßwandungen gedrückt. Außer diesen weißen Blutkörperchen besteht das Blut aus einer salzigen, serösen Flüssigkeit, in der der beim Austritt gerinnende Faserstoff gelöst ist, und den eisenhaltigen rothen Blutkörperchen. Lagert sich ein faserstoffhaltiges Exsudat nur auf die Schleimhäute, wird es abgestoßen und zerstört nur die oberste Epithelschicht der angegriffenen Partie (Krup); lagert es sich dagegen zwischen die Gewebe, führt es deren Absterben herbei, es zerfällt schließlich zu einer fettigen Masse, es entsteht ein mißfarbiger Schorf, der, sobald er abgestoßen wird, ein Geschwür hinterläßt (Diphtheritis).

Eiter kann entweder resorbirt werden, die Eiterzellen gehen in Fett über und werden wieder von den Blutgefäßen aufgenommen, er kann alles Wasser verlieren und eine käsige Masse bilden, schließlich kann er verjauchen, indem sich aus ihm eine übelriechende, dünne, je nach dem verschiedenen Blutzusatze zufolge verschieden gefärbte Flüssigkeit bildet. Wenn diese Jauche nun vom Blute wieder aufgenommen wird, entsteht die Blutvergiftung. Wird einem Körpertheile durch äußere oder innere Gründe auf längere Zeit die Ernährungszufuhr, das Blut, abgeschnitten, entsteht Brand, der lokale Tod des betreffenden Theiles. Das Abschneiden der Ernährung kann auch durch Entzündung hervorgerufen werden. Dieser lokale Tod kann sich dadurch äußern, daß der betreffende Theil in Fäulniß übergeht, oder indem die Theile allen Wassergehalt verlieren und zu einer trockenen Masse zusammenschrumpfen, sie mumifiziren. Durch den Reiz, den der abgestorbene Theil verursacht, bildet sich im normalen Theile eine entzündliche Reaktion und so gewissermaßen eine Grenze, die häufig die Resorption der fauligen Flüssigkeit des abgestorbenen Theiles in das Blut verhindert. Trifft ein irritativer Prozeß eine oder mehrere Zellen, so können diese anfangen zu wuchern. Die Folge einer solchen Wucherung ist eine Geschwulst, eine Neubildung. Da es nun sehr viele Arten von Zellen gibt, kann auch das Konstituens der Geschwulst ein sehr verschiedenes sein, und richtet sich die Festigkeit der Geschwulst eben nach diesem

Konstituens. Ein Bindegewebe, eine Fettgeschwulst, also eine solche, die aus dem Wuchern von Bindegeweben, von Fettzellen hervorgegangen, wird nie die Festigkeit einer Knorpelgeschwulst, einer solchen, die aus dem Wuchern einer Knorpelzelle hervorgegangen ist, erreichen. Die Geschwulst kann in ein Organ hineinwachsen, ohne bestimmte Begrenzung, oder sie hat bestimmte Grenzen, ist kuglig, flach, gestielt, ungestielt. Die Geschwulst kann entweder unschädlich weiterwachsen, oder wieder zum Zerfall neigen und geht dann in der Regel das Muttergewebe mit zu Grunde.

Solche Geschwulste, die wahrscheinlich vom Bindegewebe ausgehen, sich also auch überall da finden können, wo Bindegewebezellen sich in den verschiedenen Organen finden, sind z. B. die Tuberkeln. Diese Tuberkeln, also zunächst Neubildungen des Bindegewebes, bilden gern Konglomerate, kleinere, größere Knoten, die eine große Neigung haben, käsig zu entarten oder fettig zu zerfallen. Nach Abstoßung dieser fettig degenerirten Massen bilden sich Geschwüre, Lungengeschwüre, Darmgeschwüre, Lungentuberkulose, Darmtuberkulose. Aber auch verkalken kann die Tuberkel. Unter Verkalkung versteht man die Ablagerung von Kalksalzen (phosphorsaurer kohlensaurer Kalk) in ein Gewebe oder in einzelne Zellen. Die Tuberkel z. B. wird nun hart, verliert die Lebensfähigkeit und wird entweder, wenn sie nahe der Oberfläche liegt, ausgestoßen, oder es bildet sich eine Kapsel von festem Bindegewebe um sie, sie wird eingekapselt, oder sie wirkt als fremder Körper reizend, Entzündung erregend.

In der Regel liefert eine gereizte Zelle, die zu wuchern anfängt, dasselbe Gewebe wieder, es kann aber auch von der Norm abweichen, Bindegewebe, z. B. Narbengewebe bilden. Jede Wunde, mit oder ohne Substanzverlust, fängt am 4. oder 5. Tage, nachdem alles Abgestorbene abgestoßen ist, an, sich mit kleinen, leicht blutenden Wärzchen zu bedecken, es bilden sich Granulationen. Diese verwachsen mit einander und verwandeln sich in ein Bindegewebe, das sich später mit einer Epithelschicht bedeckt. Jede so entstandene Narbe hat die Neigung sich zusammenzuziehen und dadurch können leicht Deformitäten, Mißbildungen, und wenn die Narbe in einem elastischen Kanal sitzt, Verengerungen, ja Verschließungen entstehen.

Wildes Fleisch entsteht, wenn die Granulationen übermäßig wuchern, wenn mehr Substanz da ist, als zur Narbenbildung erforderlich. Wenn man daher in der ersten Zeit die Bildung der Granulationen möglichst begünstigt, hat man später ihr übermäßiges Wachsen im Zaume zu halten, ja man ist öfters sogar durch Arzneimittel (Höllenstein) gezwungen, die Granulationen wieder zu zerstören.

Gleich nachdem die Blutung aufgehört, sondert eine reine Wunde eine helle seröse Flüssigkeit aus, die, wenn sie nicht in Eiterung übergeht, die Wunde wieder verklebt und

so ohne Granulationsbildung wieder zum Heilen bringt. Man sagt in diesem Falle: die Wunde ist per primam intentionem geheilt (Bestreben der modernen Wundbehandlung). Gelingt es eine Wunde per primam intentionem durch Abschluß von Luft zu heilen, so gewinnt man nicht allein bedeutend an Zeit, man entzieht auch dadurch, daß man die Eiterung vermindert, die Gefahr der Aufnahme von Jauche ins Blut, die Gefahr der Eitervergiftung."

Die bekanntesten Taubenkrankheiten sind folgende:

Schlechte Verdauung (Indigestion).

Es gibt zweierlei Arten schlechter Verdauung (Verdauungsschwäche), und zwar rührt die eine von der Qualität und die andere von der Quantität der genossenen Nahrungsmittel her. Bei der ersteren Art hilft die Natur sich selbst, da die Taube, durch die Ernährungsweise der Jungen geleitet, sich mit großer Leichtigkeit schlechter Substanzen entledigt, und hat diese Indigestion dann keine üblen Folgen. Die schlechte Verdauung, welche aus der Quantität der im Kropfe vorhandenen Nahrungsmittel hervorgeht, ist meist viel gefährlicher, und häufig, wenn man nicht für schleunige Hülfe sorgt, sogar tödlich. Der Grund dieser Krankheit besteht darin, daß die Taube nach längerer Enthaltung des Futters soviel zu fressen erhält, als sie nur irgend mag. Sie verzehrt dann eine solche Menge Körner, daß der Kropf stark ausgedehnt wird, und der überschwere Kropf unter seiner Mündung in den Magen herabsinkt. Die Unbequemlichkeit vermehrt sich durch das Anschwellen der Körner, die Ausdehnung wird auf den höchsten Punkt gebracht und paralisirt die Kropfmuskeln vollständig. Die Taube kommt nicht zum Brechen, ja mitunter ist es unmöglich die Nahrung mit dem Drucke des Fingers nach oben zu bringen. Das Eingeben von Oel, wie es vielfach empfohlen wird, ist zu unterlassen, dahingegen nehme man 1 bis 2 Tropfen Salzsäure, füge ihr einen Kaffeelöffel voll Wasser oder Pfeffermünzthee zu und gebe diese Dosis täglich 3 bis 4 mal, oder man füge 60 g Kalmuswurzelthee 10 Tropfen Salzsäure zu und gebe dem Patienten täglich 3 bis 4 mal einen Kaffeelöffel voll. Helfen die angegebenen Mittel nicht, so kann dem Patienten nur Erleichterung durch eine Operation (Oesophagotomie) verschafft werden. Diese besteht darin, daß man die obere und die Schleimhaut des Kropfes spaltet, und zwar an einem Punkte näher dem oberen als dem unteren Theile; dann drückt man so vorsichtig als möglich die Nahrung heraus, oder entfernt sie mit einem kleinen Löffel, dessen Stiel am ausgehöhlten Theil in einem Winkel nach aufwärts gebogen ist; fremde Körper, die sich eingestochen haben, werden mit der Pinzette gefaßt und hervorgezogen. Hierauf folgt ein Aussprayen des Kropfinnenraums mit einer 1/2prozentigen Salicylsäurelösung. Die Wunde in der Kropfwand wird dann mit 5 bis 6, etwa 1/2 cm von einander entfernt stehenden Heften genäht. Man bedient sich am besten zum Nähen dieser Wunde der Katgutfäden,

die man später nicht herauszunehmen braucht, oder benutzt Doppelfäden von gedrehter Seide. Die Nadel muß möglichst fein sein; die gekrümmte chirurgische Nadel ist der graden vorzuziehen. Auf der rechten Seite sticht man etwa 5 mm vom Wundrande entfernt ein und zwar von außen nach innen, auf der linken Seite aber kommt man, ebenfalls etwa 5 mm vom Wundrande entfernt, wieder heraus, nachdem man die Nadel von innen nach außen durch die Kropfwand gestochen hat. Man macht mit den Fäden eine Schlinge, zieht diese behutsam zusammen — nachdem man darauf gesehen hat, daß die Wundränder mit keinem fremden Körper (Federn) beklebt sind — und knüpft seitlich von der Wundspalte, nicht auf ihr, den Knoten, ohne scharf anzuziehen, doch müssen die Ränder der Wunde sich dicht berühren. Die Wunde der äußeren Haut näht man mit drei, etwa 1 cm von einander entfernt stehenden Nähten, zu denen man gewichsten Hanfzwirn verwendet. Ist der Kropf mit Seidenfäden genäht worden, so muß man darauf sehen, daß die inneren Nähte nicht unter einer in der äußeren Haut befindlichen Naht stehen; man läßt auch die Enden der Seidenfäden hervorhängen aus der Wundspalte der äußeren Haut, deren Lefzen nicht ganz dicht an einander genähet werden dürfen; dies kann nur geschehen, wenn man zur Vereinigung der Kropfwunde Katgutfäden, die nach einiger Zeit aufgelöst werden und von selbst verschwinden, benutzt hat. Nach vollendeter Heilung, was in 6 bis 8 Tagen geschehen sein kann, werden die Nähte durch Aufschneiden der Fäden und Herausziehen derselben entfernt.

Der Grund, warum der, mittelst einer scharfen Scheere zu vollführende Schnitt am oberen Kropfe geschieht, ist einfach der, zu verhindern, daß Wasser beim Saufen über die Wunde fließt oder gar wieder durch die feinen Oeffnungen der Naht zu Tage tritt. Ein anderes, viel einfacheres Mittel bei dem sogenannten weichen Kropf (Katarrh der Innenhaut) ist folgendes: Die Taube wird senkrecht, mit den Füßen zuerst, in einen Frauenstrumpf gesteckt, den man mit einem Bindfaden locker bindet, so daß die Taube nur so weit heruntersinken kann, bis der Schwanz auftrifft. Nun läßt man den Kopf ein wenig aus dem Strumpfe heraussehen, bindet den Strumpf hinter dem Kopfe und Nacken der Taube so zusammen, daß der Strumpf an den Hals, ohne zu drücken, anschließt und schiebt das im Kropfe befindliche Futter mit der Hand behutsam nach der Kehle der Taube in die Höhe, um damit zu bezwecken, den mit Futter überladenen Kropf durch den Strumpf so fest zu halten, daß der Kropf nicht nach dem Brustknochen herunterhängt und sämmtliches im Kropfe befindliche Futter nach und nach bequem in die Speiseröhre geht. Hierauf wird der Strumpf mit Inhalt senkrecht an die Wand an einen Nagel gehängt, das Gesicht der Taube nach vorn. Man muß nun dem Patienten mehrmals Wasser geben, ihn in vorbezeichnete Stellung aber zurückbringen. In ca. 10 bis 15 Stunden ist das Thier genesen. Bei Kröpfern, die

häufig an Ueberfüllung des Kropfes leiden, nimmt man ein Kästchen oder Körbchen, so lang als das Thier und nur wenig weiter, als sein Körper. Dieser Behälter wird mit Häcksel oder weichen Lappen rings um die Taube so ausgefüllt, daß der Kropf in die richtige Lage kommt, und der Deckel so angepaßt, daß sich der Vogel wenig oder garnicht bewegen kann. Vor seiner Einsperrung gibt man ihm zwei Ricinuskapseln und stellt das Körbchen 24 Stunden nahezu senkrecht. Sollte dann der Inhalt des Kropfes nicht, mindestens theilweise, in den Magen übergegangen sein, so gibt man etwas Milch zum Trinken und noch eine Kapsel, drückt und knetet vorsichtig den Kropf mit den Fingern und bringt den Patienten auf weitere 12 Stunden in die vorige Lage. Hilft auch das nicht, fühlt sich der Kropf ganz kalt und hart an, kann das Thier nicht mehr stehen ohne vornüberzufallen, so gibt man ihm warme Milch mit einem halben Kaffeelöffel Leberthran vermischt; wenn es nicht trinken kann, durch eine kleine Spritze oder Trichter, und wenn auch dadurch kein günstiges Resultat erzielt wird, noch mehr warme Milch mit etwas Jalappe. Der Patient wird jedesmal wieder in das Körbchen oder Kästchen gepackt und dies muß im Winter warm gestellt werden.

Die Thiere sind meist bei diesem Leiden traurig, isoliren sich, hocken in eigenthümlicher Weise am Boden, der Appetit ist verringert oder ganz aufgehoben. Von Zeit zu Zeit bemerkt man am Patienten eine Art Würgen oder Aufstoßen, man sieht dann eine graue, sauer oder faulig riechende Flüssigkeit aus der Schnabelöffnung oder den Nasenlöchern hervordringen.

Zuweilen ist der Kropf auch mit Wasser überfüllt oder auch mit Luft. Um dem abzuhelfen, öffnet man den Schnabel, führt den Finger hinein und hält die Taube mit dem Kopfe nach unten, um das Wasser auslaufen zu lassen; im zweiten Falle drückt man den luftgefüllten Kropf vorsichtig, um die Luft durch den geöffneten Schnabel entweichen zu lassen.

Der Aussatz.

Bekanntlich werden die jungen Tauben während der fünf oder sechs ersten Tage nach dem Ausschlüpfen von den Alten mit einer Art milchähnlichem Brei gefüttert. Schon vor dem Ausschlüpfen aus den Eiern dehnen die Schleimdrüsen, welche die innere Seite des Kropfes bekleiden, sich aus, schwellen an und sondern in Ueberfluß diese Flüssigkeit ab. Wenn nun aus irgend einem Grunde die Alten ihre Jungen nicht füttern können, so wird diese Absonderung nicht benutzt und bleibt im Kropfe zurück; sie häuft sich an, verdichtet und verhärtet sich bis zu dem Punkte, daß man sie durch Berühren fühlen kann. Es ist leicht begreiflich, daß dieses konkrete Produkt die Verdauung des Futters erschwert und die Absonderung der Magensäfte verhindert. Man kann diesen Zustand mit dem Ausdrucke

„verschlagene Milch“ bezeichnen. Die Taube bleibt unbeweglich, die Kehle ist geschwollen, sie frißt nicht, die Federn sträuben sich und das Thier kommt endlich um. Aufmerksame Beobachter behaupten, daß sich im Verlaufe der Krankheit über den ganzen Körper ein Ausschlag entwickelt, theils äußerlich, theils innerlich, der unmittelbar den Untergang der Taube herbeiführt.

Ich selbst habe diesen Ausschlag niemals beobachtet, ihn aber oft bestätigen gehört und häufig beschrieben gefunden. Daß er sich im Laufe der Krankheit bilden kann, ist nicht zu bezweifeln, bei größeren Thieren unter ähnlichen Bedingungen ist die Erscheinung hinlänglich konstatirt. Solche Anhäufungen sind aber sehr oft auch bei Entzündungen anderer Art zu finden, namentlich bei der Gicht, und wir werden bei ihrer Beschreibung sehen, unter welchen Umständen sie sich entwickeln. Wie dem nun auch sei, es steht fest, daß die Taube durch das Nichternähren ihrer Jungen krank wird und an dieser Krankheit sterben kann; ihr vorzubeugen, ist viel leichter, als sie zu heilen, denn in der Regel rührt sie von einer Unaufmerksamkeit oder Nachlässigkeit des Züchters selbst her. Ich möchte daher allen Liebhabern edler Raçetauben empfehlen, sich den Tag des Eierlegens genau zu notiren, um danach die Geburt der Jungen zu bestimmen. Am Abend vor dem Auskriechen prüfe man dann die Eier vorsichtig; wenn die Jungen gebildet und lebend sind, so beginnt die Schaale sich zu spalten, und in diesem Falle lasse man der Natur ihr Recht. Wenn man aber nichts von dieser Spaltung bemerkt, und, indem man das Ei schüttelt, eine Flüssigkeit darin bemerkt, so sind die Jungen nicht gebildet, und muß man in diesem Falle, um der Krankheit vorzubeugen, dafür Sorge tragen, den Alten ein fremdes Junge zu geben. Man nimmt dazu ein ganz kleines von einem anderen Paare, höchstens ein paar Tage alt, und legt es mit Eintritt der Dunkelheit, wenn das Weibchen mit dem Brüten beschäftigt ist, zu den Eiern. Indem man genau diese Methode befolgt, ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Alten das fremde Junge adoptiren werden. Um die Brüterin so wenig als möglich zu stören und sie die vorgegangene Veränderung nicht gleich merken zu lassen, läßt man je nach Umständen die Eier noch ein oder zwei Tage liegen, nachher kann man sie ohne Gefahr entfernen. Es kann sich aber auch zufällig treffen, daß man grade kein passendes disponibles Junge hat, oder daß es die Alten nicht annehmen wollen, oder endlich, daß sie mit dem Brüten aufhören, weil die Zeit des Ausschlüpfens vorbei ist. In solchem Falle entfernt man das alte Paar und sperrt es besonders in einen Verschlag. Während der ersten 24 Stunden gebe man ihnen keine Nahrung, sondern nur frisches Wasser, und am nächsten Tage kann man den Täuber, wenn er gesund scheint, wieder frei in den Schlag lassen, die Taube dagegen behalte man noch einen Tag abgesperrt und gebe ihr nur wenig Weizenfutter. Wenn sie nach zwei oder drei Tagen munter erscheint, gebe man sie

der Freiheit und dem Täuber wieder. Im entgegengesetzten Falle, d. h. wenn sie ihre Munterkeit verloren und die Nahrung verschmäht, ist dies ein Zeichen, daß sie von der Krankheit befallen ist, und ist es dann noch Zeit, dieselbe im Keime zu ersticken. Man entziehe dem Patienten alle Nahrung und gebe sofort ein leichtes Purgirmittel, sei es durch ein wenig Olivenöl oder durch zwei Pillen Rhabarberpulver. Da man die Tauben leicht dazu bringt, solche Pillen zu verschlucken, und man sie ohne nachtheilige Folgen geben kann, so muß man deren immer bei der Hand haben. Nachfolgend ihre Zusammenstellung: Man reibe ein Stück Rhabarberwurzel, mische dieses Pulver mit etwas Brotkrume und Gummiwasser, knete Alles gehörig untereinander und mache aus diesem Teige Pillen in Erbsengröße. Solche Pillen sollte jeder gewissenhafte Züchter auf seinem Taubenschlage haben, da sie in sehr vielen Fällen von vorzüglicher Wirkung sind.

Scheitern diese Mittel und bleibt die Taube traurig, so muß man ihren Kropf befühlen; bemerkt man darin trockene Klümpchen, unverdaute Nahrungsmittel, so bleibt noch eine Hülfe, die Operation (Oesophagotomie), wie sie bei der Beschreibung der schlechten Verdauung geschildert ist. Wenn man den Kropf dann entleert und gut gereinigt hat, so wasche man die Schleimhaut mit einer ganz dünnen Lösung Alaun, um die Störungen und Entzündungen zu verhindern, von denen die Absonderungsdrüsen der Sitz sind.

Die gelbe Mundfäule, Knöpfchen, Diphtherie, Rotz, Schnörgel.

Da diese Krankheit eine der gefährlichsten ist und am häufigsten vorkommt, die Ansichten der Liebhaber und Forscher jedoch über ihren Ursprung und ihre Heilung sehr verschieden sind, so lasse ich in Nachstehendem verschiedene Beschreibungen dieser Seuche folgen, und wird der aufmerksame Züchter daraus sehr bald diejenige Methode zur Heilung des Uebels zu finden wissen, die ihm eintretenden Falls am geeignetsten erscheint.

Herr Röttiger-Göttingen schreibt in der „Columbia", Jahrg. 1878, No. 24:

„Diese allgemein bekannte, verheerende Taubenkrankheit, welche selbst die Böden der sorgsamsten Züchter heimsucht, ist vielfach eingehend beschrieben worden. Auch ein Aufsatz aus der Feder eines namhaften Taubenzüchters, des Herrn Greuter in Basel, in No. 9 der „Blätter für Geflügelzucht" (1878) hat wesentliche Aufschlüsse über die Krankheit und die pathologischen Veränderungen, welche sie sowohl in den Respirations-Organen, wie im Darm ꝛc. der Patienten hervorbringt, an der Hand sorgfältig ausgeführter mikroskopischer Untersuchungen und Sektionsbefunde gebracht. Diese Abhandlung läßt die Annahme, daß thierische oder pflanzliche Parasiten, hier namentlich die letzteren, zu denen in erster Reihe die Schizomiceten oder Schimmelpilze gehören, die Träger und Verbreiter der Krankheit seien, gerechtfertigt erscheinen. Diese Ansicht, zu der ich nach den hierorts gemachten



Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

SCHWINGEN- ODER STORCHTAUBE.

(C. remigalis.)



Beobachtungen und Erfahrungen mich bekenne, findet auch ihre weitere Bestätigung in den von der „Süddeutschen Geflügel-Zeitschrift" mitgetheilten, höchst interessanten Sektionsberichten des Herrn Professor Dr. Bollinger. Es heißt daselbst unter Sektion No. 327: „Blaue Pfautaube, weiblich. Diagnose: Hochgradige herdförmige Entzündung beider Lungen, sowie beider Bauchluftsäcke und der Halsluftsäcke, bedingt durch einen Schimmelpilz (Aspagillus glaucus). Obwohl uns schon viele Fälle zur Untersuchung gekommen sind, in welchen bei Vögeln Schimmelpilze als Krankheitserreger auftraten, so haben wir doch eine so hochgradige Pilzwucherung im lebenden Körper noch nie beobachtet. Der Pilzrasen war stellenweise bis zu zwei Millimeter dick. Die Infektion des Thierchens mit den Pilzen kann durch schimmeliges Futter geschehen sein, vielleicht ist auch der Schlag feucht und der Entwickelung von Schimmel günstig u. s. w." Dieser Sektionsbefund bestätigt meine vorhin ausgesprochene Ansicht, daß durch eingedrungene Pilze in die Lungen und Athmungsorgane, Entzündungen derselben mit letalem Ausgange hervorgebracht werden können, wie auch, daß diese Mycose (Pilzkrankheit) sowohl durch Schimmelpilze enthaltende Nahrung, als auch durch Inhalirung jener schädlichen Stoffe hervorgerufen werden können. Viele Autoritäten unserer Taubenzucht finden die Ursache der verheerenden Krankheit in fehlerhafter Ernährung, namentlich durch Mangel an Salz, sodann im Mangel an freier Bewegung, öfterem Ausstellen der Tauben, sowie endlich im Blute der durch Inzucht degenerirten Raçen. Daß eine einfache Erkältung infolge widriger Witterung, ohne Hinzutreten anderer Ursachen, diese Krankheitsform anzunehmen imstande sein sollte, halte ich nicht für wahrscheinlich. Wohl aber bin ich überzeugt, daß die eben angeführten Ursachen beim Auftreten der Krankheit eine Rolle mitspielen. Daß zunächst fortgesetzte Inzucht auf die Konstitution unserer Raçetauben nicht ohne schädigenden Einfluß geblieben ist, wird zugestanden werden müssen, folgeweise ist eine erhöhte Disposition zu katarrhalischen Affektionen bei widrigen Witterungsverhältnissen, scharfen, trocknen Ostwinden ꝛc., bei unseren zarten Raçetauben wohl anzunehmen. Treten nun infolge von Erkältung dergleichen katarrhalische Affektionen der Respirationsorgane ein und nehmen während dieses krankhaft gereizten Zustandes der Schleimhäute die Patienten jene Pilzstoffe, durch Inhalation oder auch mit der Nahrung in sich auf, so finden diese auf der gelockerten Schleimhaut die geeignetsten Angriffspunkte für ihre Ausbreitung. Bei völlig gesunden Thieren hat die Aufnahme von Pilzstoffen keineswegs diese zerstörende Wirkung, dieselben werden vielmehr einfach durch den Verdauungs-Prozeß ausgeschieden; sind aber durch vorhergegangene katarrhalische Affektionen die Schleimhäute gelockert und stellenweise wund geworden, so gelingt es den Pilzen, sich in diesen wunden Stellen festzusetzen und fortzuwuchern. Hiernach dürfte es wahrscheinlich sein, daß die gelbe Mundfäule eine kombinirte Krankheitsform ist, welche entsteht, sobald eine am Schnupfen erkrankte

Taube gleichzeitig, sei es durch Inhalation oder durch schimmelige Nahrung, jene schädlichen Pilze in sich aufnimmt. Daß die Krankheit in derselben Form sich durch Ansteckung rapide weiter verbreitet, daß selbst völlig gesunde Thiere von ihr ergriffen werden, liegt in der Natur der Sache. Fast jede Schnupfenform ist ansteckend, sobald die Auswurfsstoffe kranker Thiere von den gesunden aufgenommen werden, und so vermag eine einzige kranke Taube den ganzen Schlag zu infiziren. Auf diese Weise erklärt es sich auch, daß durch Fütterung von Stoffen, welche wirklich Pilze enthalten, sämmtliche Tauben völlig gesund bleiben können, höchstens an vermehrten, weniger konsistenten Ausleerungen leiden, vorausgesetzt, daß keine Prädisposition durch Schnupfen oder Erkältung für die Mundfäule vorhanden ist. Eine eigentliche Mycose (Pilzkrankheit), wie solche allerdings bei den Säugethieren, namentlich den Kaninchen, vorkommt, dürfte bei den Tauben deshalb seltener sein, weil sie vermöge ihrer engen Respirations-Organe weniger geeignet erscheinen, durch Inhalation dergleichen Pilzstoffe in solcher Menge einzuathmen, daß die Schleimhäute dieser Organe dadurch krankhaft gereizt werden.

Erscheint nun nach dem bisher Gesagten die Krankheit sammt ihren Ursachen erklärt, so stehen wir doch mit unserer Heilpraxis derselben ziemlich rath- und resultatlos gegenüber und können nur in geeigneter Vorbeuge ihr Erscheinen zu verhindern, durch sofortige Entfernung etwa davon befallener Tauben, die zur Zeit noch gesunden zu schützen suchen. Vor einigen Jahren machte die scheußliche Krankheit auf fast allen Schlägen der hiesigen Taubenbesitzer die Runde, und hatte ich damals sowohl bei meinen eigenen Tauben, wie auch bei denen meiner Bekannten vielfach Gelegenheit, dieselbe zu beobachten und alle möglichen Heilversuche zu machen, indeß leider ohne wesentlichen Erfolg. Als wir dann zur ultima ratio griffen, sämmtliche nur irgend krank scheinende Tauben beseitigten und zu einer richtigen Vorbeuge unsere Zuflucht nahmen, gelang es uns, die Krankheit nicht allein zu bannen, sondern auch unsere Tauben bislang vor derselben zu schützen. Diese Vorbeuge bestand oder besteht in Folgendem: Trockner, gut ventilirter, aber zugfreier Taubenboden; Vermeidung einer Ueberfüllung desselben. Verabreichung völlig gesunder Futterstoffe, darunter möglichst viel Körnerfutter; wenig Hülsenfrüchte. Oefteres Füttern mit Leinsamen und Hanf; vor Allem aber gesundes Trinkwasser, in welchem etwas schwefelsaures Eisen aufgelöst ist. Tägliche Bewegung der Tauben im Freien, wobei ihnen Gelegenheit geboten wird, durch hingestellte Gefäße eine Mischung von Flußsand und Salz, sowie etwas Kümmel, zu fressen. Oeftere Reinigung des Schlages und Tünchen der Wände mit Kalklauge, vermischt mit Karbol- oder Salicylsäure. Sofortige Entfernung jeder kranken Taube vom Schlage und größte Vorsicht beim Ankauf fremder Thiere." —

Dr. Fr. Chapuis sagt in seinem Werke „Le pigeon voyageur belge": „Diese

Krankheit, welche von mehreren Forschern, die sich mit den Krankheiten der Tauben, Hühner und Volierenvögel beschäftigt haben, beschrieben und von ihnen Chanker genannt wird, ist sehr alt. Die Bezeichnung Chanker scheint mir geändert werden zu müssen, erstens weil sie zu undelikat ist, und zweitens weil sie auf so verschiedene krankhafte Zustände, sowohl in der Pflanzen-Pathologie, wie in der Pathologie der Menschen und Thiere, angewendet wird, daß man nicht mehr den Sinn kennt, welchen man an dieses Wort zu knüpfen hat oder vielmehr, weil das Wort Chanker im Allgemeinen eine Krankheit schlechter Art bedeutet, die in der Ornithologie in diesem Sinne nie vorkommt. Im vorgerückteren Stadium der Krankheit zeigen sich auf den Schleimhäuten des Schnabels und des Mundes einzelne gelbe Auswüchse, die sehr schnell wachsen, sich an ihren Rändern berühren, und die damit enden, daß sie einen hervorragenden Fleck auf jeder Seite am Vereinigungspunkte des Schnabels bilden. Zu gleicher Zeit fließt beständig ein übelriechender dickflüssiger Eiter, der mit gelben Flocken vermischt ist, aus dem Schnabel und beschmutzt die Kehlfedern. Oeffnet man den Schnabel, so sieht man, soweit das Auge dringen kann, daß der ganze Schlund mit diesen Produkten bekleidet ist, sie existiren im Kropfe und mehr oder weniger auch in den Eingeweiden, und sind mitunter so zahlreich, daß sie sich loslösen, in Gestalt von mehr oder minder harten, kleinen Kugelgebilden die Eingeweide passiren und mit den Exkrementen abgesondert werden. Es ist leicht begreiflich, daß die Taube den Folgen eines solchen Zustandes nicht lange widersteht, die Verdauung fehlt ganz, das Uebel vermehrt sich mit der zunehmenden Schwäche, und sie muß umkommen. Das charakteristische Symptom dieser Krankheit, diese Art gelbes Gewächs, ist nicht immer sichtbar, es kann sich auch innerlich entwickeln und den Tod der Taube zur Folge haben, und zwar so schnell, daß man nicht Gelegenheit hat, die Erscheinung im Innern des Schnabels zu bemerken. Viele Forscher halten diese Krankheit für ansteckend und Boitard und Corbié finden ihre Ursache in einer unvollständigen oder in einer falschen Mauser. Diese beiden Annahmen erscheinen bestreitbar. Was die letztere betrifft, so scheinen mir die unvollständige Mauser sowohl, als auch die falsche Mauser mehr ein Resultat der Krankheit zu sein; denn da das Uebel so gefährlich ist, um den Tod des Thieres herbeizuführen, so ist es ja auch natürlich, daß alle Funktionen, und unter anderen auch die Mauser aufgehalten oder aufgehoben werden. Daß die Entwickelung der Krankheit häufiger während der Zeit der Mauser stattfindet, erklärt sich durch die Schwäche, in welcher sich die Taube grade zu dieser Zeit befindet. Die wirkliche Ursache der gelben Mundfäule ist nicht leicht zu erkennen. Ich bin sehr geneigt, sie als das Resultat schlechter Gesundheitsverfassung zu betrachten, besonders von einer schlechten Nahrung herrührend, denn die Krankheit ist selten in gut gehaltenen Schlägen, wo das Salz nie fehlt, und wo eine gute wechselnde Nahrung mit Maß und Regelmäßig-

keit gewährt wird. Wenn man der Mundfäule diese Ursache beilegt, wird man nicht erstaunt sein, sie sich gleichzeitig auf mehrere Individuen entwickeln zu sehen, denn wenn das Uebel von einer schlechten Nahrung herrührt, müssen alle Tauben, die ein und derselben Wartung unterworfen sind, mehr oder minder ihre schädlichen Wirkungen fühlen. Noch mehr, Alte, welche von der gelben Mundfäule befallen werden, theilen sie in kurzer Zeit ihren Jungen mit. Diese vollkommen bestätigten Thatsachen rufen natürlich den Glauben hervor, die Krankheit sei ansteckend. Dieser Beweis ist jedoch nicht entscheidend; um ihm die Eigenschaft der Gewißheit zu geben, müßte man eine von der Mundfäule befallene Taube in einen andern Schlag bringen, dessen Bewohner ganz gesund wären. Diese so leicht zu machende Beobachtung ist bisher noch nicht versucht worden. Woher nun auch die Ursache und die Ansteckung der gelben Mundfäule rühren, sehen wir, was man dagegen thun muß, um sie zu heilen. Wenn die gelblichen Auswüchse sich im Schnabel und im Schlunde zeigen, so muß man sie mit einem kleinen, mit etwas Leinwand bewickelten Holzstiele beseitigen, und über alle wunden Theile mit einem in einer starken Essig- oder Alaun-, oder noch besser Höllensteinlösung getränkten Pinsel hinwegfahren. Für die Theile, welche dem Auge unzugänglich sind, wie der Schlund, muß man eine Flügel- oder Schwanzfeder anwenden, die man in die eine oder die andere Lösung taucht, sie entschlossen in den Mund hineinschiebt und ihr eine rotirende Bewegung gibt. Indem man dieselbe Operation mehrere Tage hintereinander wiederholt, werden diese Auswüchse zu erscheinen aufhören. Unglücklicherweise sitzt in den meisten Fällen das Uebel aber tiefer, und man kann es vermöge dieser Prozedur nicht erreichen. Dann ist es gut, den Patienten zu purgiren, sei es, daß man ihm zwei oder drei Rhabarberpillen gibt, sei es, daß man einen Theelöffel Englisch Salz in einem Löffel Wasser auflöst und in das Trinkgefäß gießt; nach drei oder vier Stunden haben alle Kranken davon getrunken, und man kann ihnen wieder reines Wasser geben. Die leichte Purgation wird am andern Tage wieder vorgenommen. Als Nahrung gebe man ihnen die Hälfte ihrer gewöhnlichen Ration einer guten Qualität Wicken und einige Hände voll Rübsen. Wenn ihnen gewöhnliches Salz fehlt, so beeile man sich, es ihnen zu verabreichen, etwas Grünes, frisch und klein gehackt, wie Zeisigkraut, Nesseln, Salat und besonders Sauerampfer, wird die Behandlung vollenden. Befinden sich nur zwei oder drei Tauben krank, so wird es gut sein, sie aus dem Schlage zu entfernen, und sie abgesondert dieser Behandlung zu unterziehen. Aus Klugheit jedoch treffe man einige Vorsichtsmaßregeln den anderen Tauben gegenüber, und forsche nach der Ursache, welche die Krankheit hat entwickeln können." —

Die Belgischen Züchter wenden mit vielem Erfolge die arsenikhaltigen Präparate des Dr. Amand an. Man nimmt 30—60 gr arsenikaures Natron und ebensoviel arsenikaures

Eisen und gibt von beiden Theilen zusammen zur Zeit ein Milligramm in Wasser aufgelöst. Daneben erhalten die Patienten trockenes, gutes Futter und ein mit wenig Eisenvitriol versetztes Wasser zum Saufen. Zur Bereitung des letzteren nimmt man vier Gramm Eisenvitriol und löst sie in einem Liter Wasser auf. Diese Mischung setzt man des Morgens anstatt des Trinkwassers vor; am Mittag vertauscht man sie mit reinem Trinkwasser. Der Kropf und die Nasenöffnungen werden vermittelst einer Feder, die man in Rothwein oder Alaunwasser getaucht hat, gereinigt. Nach vier Tagen gibt man nur noch eine der beiden Mischungen, nämlich arsenikaures Eisen in gleicher Verdünnung; nach Verlauf von weiteren sechs Tagen ist die Kur vollendet.

Ferner kennt man als gut wirkendes Heilmittel chlorsaures Eisen. 30 Tropfen in einem Liter Wasser aufgelöst und täglich zwei Theelöffel voll eingegeben; an homöopathischen Heilmitteln hält man Mercurius solubilis (aufgelöstes Quecksilber) mit sechs Theilen Wasser versetzt, dann Bella Donna, ebenfalls in sechsfacher Verdünnung, und zwei Tage später Chinin in dreißigfacher Verdünnung mit Wasser, für heilsam wirkend. Von diesen Arzneien gibt man den kranken Thieren zwei Gramm täglich, namentlich dann, wenn der Koth von sehr wässeriger Konsistenz ist.

Prof. Dr. Zürn, der dieser Krankheit den Namen: Diphtheritisch-krupöse Schleimhautentzündung beilegt, beschreibt sie, unter Zugrundlegung der vortrefflichen Arbeit von Friedberger (Deutsche Zeitschrift für Thiermedizin und vergl. Pathologie, 1879) folgendermaßen:

„Die diphtheritisch-krupöse Schleimhautentzündung ist eine in der Regel seuchenartig auftretende, höchst ansteckende, langsam verlaufende Infektionskrankheit, welche oft lange Zeit (9 bis 10 Monate) in ein und demselben Schlage andauern kann. Das Ansteckungsgift ist fix, hauptsächlich an die Se- und Exkrete der Patienten geknüpft; durch das nahe Beisammensein kranker und gesunder Thiere wird die Seuche auf letztere weiter getragen. Durch geflissentliche Impfung ist, wie die von Siedamgrotzky, Perroncito und Friedberger angestellten Versuche lehren, die Krankheit nur schwer oder gar nicht gesunden Vögeln mitzutheilen, während Cornevin und Nicati sie durch Impfung nicht nur auf gesundes Geflügel, sondern auch auf Kaninchen übergeführt haben wollen (Journ. d. medec. vétér., Lyon 1879), und Trinchera, der die Seuche mit dem Namen Coryza contagiosa belegte, gibt an, daß die Weiterimpfung der Krankheit von krankem auf gesundes Geflügel häufig gelingt, daß die latente Periode, also die Zeit von der Impfung bis zum offenbaren Ausbruch der Seuche, 7 bis 20 Tage währe (La clinica vet. 1880).

Für die Krankheit sind besonders die besseren und zarteren Raçen der Tauben disponirt;

durch den Handelsverkehr und durch die Geflügelausstellungen wird insbesondere für weitere Verbreitung derselben gesorgt.

Kennzeichen. Das erste Zeichen ist in der Regel verändertes Athmen bei den krank gewordenen Thieren. Sie halten den Kopf und Hals meist gestreckt und den Schnabel fortwährend etwas geöffnet oder wenn dies nicht der Fall, so schnappen sie von Zeit zu Zeit nach Luft, indem sie den Schnabel plötzlich in ungewöhnlicher Weise öffnen, dabei meist einen leisen, singenden Ton ausstoßend. Später wird die Athemnoth größer, das Athmen geschieht angestrengt, besonders wird tief eingeathmet, dabei wird der Schnabel immer weit offen gehalten, zuweilen aber derselbe trotzdem periodisch in ganz auffallender Weise aufgesperrt; dann kann man ein pfeifendes Geräusch hören, auch nebenbei ein Rasseln, wie man es bei heftigen Katarrhen der Respirationswege sonst wohl wahrnimmt. Die Temperatur am Kopfe und an den Füßen wechselt; die innere Körpereigenwärme ist fast in allen Fällen um 0,4 bis 1,2° C. gesteigert. Bei herannahendem Tode ist die innere Temperatur um 2° etwa unter die Norm gesunken. Verfasser erwähnt dieses ausdrücklich, da Friedberger (l. c.) angegeben hat, daß die Temperatur der Kranken „wenig verändert“ sei. Freßlust im Anfang noch vorhanden, in geringem Grade manchmal sogar längere Zeit; bei Destruktionen, die das Fressen verbieten, natürlich aufgehoben; Durst häufig vorhanden. Die kranken Vögel sind matt und hinfällig, isoliren sich gern von den übrigen Thieren, sitzen am Boden, schläfrig, lassen die Flügel hängen, und wenn die Augen vom Krankheitsprozeß ergriffen sind, schließen sie die Lider der bestehenden Lichtscheu wegen. — Abzehrung und Anämie lassen sich wahrnehmen, sobald die Krankheit 1 bis 2 Wochen gedauert hat.

Außer den Athmungsbeschwerden kann man bei den Patienten ein öfteres Husten und Niesen beobachten, auch ein Schlenkern mit dem Kopfe, wobei ein zäher, glasiger Schleim, der süßlich riecht, ausgeworfen wird. Ebenso sieht man manchmal Schlingbeschwerden bei Thieren, die noch fressen. Etwa vorhandene Luftröhren- und Lungenkatarrhe können sich bis zur Luftröhren-, Bronchien- und Lungenentzündung steigern; dann werden die pfeifenden und rasselnden Geräusche sehr stark. Katarrhalische Lungenentzündung ist nicht sehr selten die eigentliche Ursache, welche den letalen Ausgang bewerkstelligt. Die kranken, schwer athmenden Tauben zeigen sich sehr ausgeprägt mit Katarrh der Nase, der Trachea und der Lungen versehen. Sie niesen und husten viel und schnarchen (woher die vulgäre Bezeichnung: Schnörgel). Zugleich ist fast immer bei ihnen ein Darmkatarrh vorhanden, der sich durch die oft abgesetzten und wässerig schleimigen Ausleerungen kundgibt. Die kranken Tauben fiebern offenbar schon bald nach dem Eintreten der Krankheit, manchmal sehr heftig, was durch Zittern und Schüttelfrost gekennzeichnet wird, dann durch das Matt-

und Traurigsein der Thiere, durch das Verkriechen derselben in dunkle Winkel des Schlages; durch das Dichtnebeneinandersetzen mehrerer kranker Tauben wird das empfundene Frostgefühl kundgegeben. Die kranken Tauben versagen die Futterannahme, zeigen aber Durst.

Der Sitz der diphtheritisch-krupösen Schleimhautentzündung ist bei den Tauben besonders die Schleimhaut des Maules und der Rachenhöhle; ferner sind es die Maulwinkel und die äußere Haut in der Umgebung derselben, welche die Krankheit aufsucht.

Aber auch die Schleimhaut des Kehlkopfes, der Luftröhre und der Bronchien und des Darmes kann getroffen sein.

Wenn das Uebel beginnt, so sehen wir an den sichtbaren Schleimhäuten des kranken Thieres begrenzte, mehr oder weniger umschriebene Stellen, nach welchen hin vermehrter Blutzufluß statthat, an welchen Hyperämie sich einfand. Bald zeigt sich die stark geröthete Stelle mit einem dünnen, leicht abnehmbaren Belag versehen, der weiß oder weißgelb, sehr durchfeuchtet und leicht zerfließlich ist. Schnell nimmt dieser Belag an Dicke zu, wird hell- oder dottergelb, glänzend, konsistenter, Anfangs festem Quark ähnelnd, endlich eine feste zusammenhängende Masse bildend; dieselbe wird häufig bis zu 1—1½ mm dick und sitzt fest auf ihrer Unterlage. Oftmals sind keine 24 Stunden vergangen, daß die Anfangs dünne, zerfließliche Ausschwitzungsmasse in den festeren zähen Belag umgewandelt ist. Selten wird der Belag, und zwar nur an denjenigen Stellen, welche fortwährend von der äußeren Luft berührt werden, zu einer dunkelgelben, oben bräunlichen, trockenen Kruste. Letzteres kommt vor in den Maulwinkeln, außen auf den Backen; auch der Schnabel wird zuweilen knotig und verdickt, der Zungengrund und die Zungenspitze, die Backenschleimhaut und ganz besonders die Maulwinkel sind ergriffen. Der gelbe Belag, kleinen Inseln gleichend, sitzt — wie erwähnt — sehr fest auf der Unterlage. Wird er mittels einer Pinzette weggenommen, so finden sich unter ihm wenig vertiefte, mehr oder weniger zackige Erosionen, die in der Regel bluten. Siedamgrotzky wies zuerst nach, daß feinzottige Granulationen, die in den Belag hineinwuchern, das Festhalten des letzteren auf seiner Unterlage ermöglichen. Das Exsudat in der Maul- und Rachenhöhle ist leicht abziehbar; häufig findet man unter ihm weder Erosionen noch Geschwüre. — Bei lange bestehender Krankheit oder wenn das Leiden unrichtig, namentlich roh, behandelt worden ist, finden wir unter der Ausschwitzungsmasse auch nach Fläche und Tiefe sich verbreitet habende Ulcerationen, welche den Chankergeschwüren entfernt ähnlich sind. Substanzverluste durch Geschwüre sind oft zu sehen, wie solche in der Backenschleimhaut, in den Mundwinkeln und neben diesen außen am Kopfe in der Hautdecke wahrgenommen werden können; zuweilen sind sogar die Maulwinkel eingerissen, durch die fressenden Geschwürsbildungen viel länger geworden, als der Norm entspricht. Dann ist das Schnabelschließen erschwert und damit

auch die Futteraufnahme. Auf der Außenfläche der Backen und in den Maulwinkeln dann, die zu bräunlichen Krusten eingetrocknet, schwer abziehbaren Exsudate. Die Schleimhaut, welche die mit den diphtheritisch-krupösen Massen belegten Stellen umgibt, ist stark katarrhalisch affizirt und sondert einen trüben, zähen, stark fadenziehenden Schleim ab. Bei den der Krankheit erlegenen Tauben findet man zuweilen die Luftröhre mit den gelben Massen besetzt oder gar die Bronchien von solchen vollgefüllt, dann ist auch in der Regel starkes Lungenödem zu beobachten.

Die Nasenlöcher erscheinen befeuchtet, wenn die Nasenschleimhaut erkrankt ist. Eine schleimige, gelbe, schmierige Flüssigkeit fließt aus den Nasenlöchern, trocknet auch zum Theil an den Nasenlochrändern zu gelben Krusten ein; dieselbe festwerdende, Anfangs schmierige Masse verstopft auch die Nasenlöcher.

In der Gaumenspalte sitzen oft ziemlich starke gelbe Belagmassen, die die Ränder derselben auseinandertreiben; hartnäckig kehren sie zuweilen wieder, wenn sie künstlich weggenommen und der Schleimhautgrund auch geätzt wurde; sozusagen über Nacht regeneriren sie sich.

Ist die Nasenhöhle erkrankt, so wird sehr häufig in Mitleidenschaft gezogen die Schleimhaut der mit der Nasenhöhle kommunizirenden Unteraugenhöhlenzelle, und zwar kann dieses auf einer oder auf beiden Seiten des Kopfes geschehen. Ist das der Fall, so findet man unter dem inneren Augenwinkel der einen oder der beiden Kopfseiten, kurz hinter der Schnabelbasis, eine vermehrt warme, beim Drücken schmerzende Geschwulst; drückt man einigermaßen erheblich an ihr, so fließt ein dicker, eitriger Schleim aus den Nasenlöchern. Die Geschwulst wird nach und nach größer, sich unter dem Auge hinziehend; die Knochendecke der erweiterten Infraorbitalzelle schwindet, reißt wohl auch ein. Ist die Geschwulst weich, so öffnet man sie meist; dann fließt eine dicke, milchrahmähnliche Flüssigkeit aus, oder man findet eine konsistentere gelbe, käsige Masse in der Höhle, die ausgelöffelt werden muß. Ist die Geschwulst groß geworden, so wird der Kopf verunstaltet, häufig kann auch der Schnabel des Patienten nicht geschlossen werden, dies besonders, wenn durch die Vergrößerung der Infraorbitalzelle der harte Gaumen nach der Maulhöhle zu herausgetrieben worden ist.

Die Erkrankung der Nasen-, Rachen- und Maulhöhle ist nun häufig kombinirt mit Kranksein eines oder beider Augen. Schwellung der Bindehaut und Hyperämie derselben ist das Nächste, was an dem Auge zu sehen ist. Außerdem wird von den Patienten ein durch Schließen der Lider gekennzeichnete Lichtscheu kundgegeben. Die Lider zeigen sich dann bald geschwollen und vermehrt warm, ihre Ränder verkleben, beim gewaltsamen Öffnen derselben läuft aus dem Auge eine gelbliche, in der Konsistenz dem Sperma



Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

SCHLESISCHE FLÜGEL-, SCHWALBEN- ODER FEENTAUBE.
(C. sterninae.)



ähnliche Flüssigkeit; später findet man unter den Lidern, die nun auf ihrer Außenfläche auch dünne gelbe Krusten von eingetrocknetem Schleim oder gar geschwürige Zustände wahrnehmen lassen, eine käsige oder eine fast trockene, krümelige, gelbe Masse, die ganz besonders auch im Konjunktivalsacke, der deshalb vergrößert ist, angesammelt ist. Durch den Druck des geschwollenen Konjunktivalsackes kann der Augapfel aus seiner Lage geschoben und auch zum Schwund gebracht werden. Ebenso ist die Nickhaut entzündet, oft vorgeschoben und durch Ausschwitzungsmassen mit der vorderen Fläche des Augapfels verklebt.

Die undurchsichtige und die durchsichtige Hornhaut kann in den krankhaften Prozeß hineingezogen werden. Kleine begrenzte Trübungen, kleine Wölkchen auf der Kornea zeigen an, daß dieses bezüglich der durchsichtigen Hornhaut der Fall ist; manchmal ist auch die ganze Kornea undurchsichtig und trübe, zuweilen mit Exsudaten besetzt, nicht selten Geschwüre oder durch solche hervorgerufene Perforationen wahrnehmen lassend. Im letzteren Falle findet man auch die gelben käsigen Massen im Augeninnern.

Bei den Tauben ist fast immer ein Darmkatarrh Begleiter der diphtheritisch-kruppösen Entzündungszustände der Kopfschleimhäute und zwar ruht derselbe auf demselben Boden wie jene. Der Darminhalt ist röthlichgrau oder röthlichgelb, dünn abgestoßene Darmepithelzellen und Eiterzellen enthaltend; er riecht sehr übel. Die Darmschleimhaut ist stark kapillar infizirt, geschwellt, trägt punktförmige Blutaustretungen; außerdem finden sich, namentlich im Enddarm, in der Kloake u. s. f. zackige Erosionen oder gar Ulcerationen, die mit gelben, fast weichen, oder mehr trockeneren diphtheritischen Belagmassen versehen sind. Auch im Kropfe der Tauben finden sich die diphtheritischen Plaques. Die Erkrankung der Luftwege führt häufig den Erstickungstod herbei.

Die hier in Rede stehende Krankheit verläuft in der Regel sehr langsam, innerhalb 2 bis 3 Wochen, kann aber auch Monate (60 bis 70 Tage z. B.) währen. Oft sind im Anfange nur ganz geringgradige Krankheitserscheinungen vorhanden, welche von dem Geflügelzüchter leicht übersehen werden, die Thiere scheinen Anfangs noch gesund und lassen nur ein etwas erschwertes Athmen, manchmal Husten oder Niesen wahrnehmen. Solche Vögel sind es auch zumeist, die in den Handel gebracht oder auf die Geflügelausstellung geschickt, die gefährliche Krankheit verbreiten.

Scheinbar wieder genesenes Geflügel verfällt zuweilen wieder in den früheren Krankheitszustand, mit anderen Worten Recidive sind bei Rekonvaleszenten nicht selten.

Sektion. Sie ergibt die Veränderungen, welche wir auch bei den lebenden Thieren sehen, und ferner solche, wie sie bereits bei der Schilderung der Kennzeichen erwähnt wurden. Gesagt sei hier nur noch, daß Siedamgrotzky vollkommen Recht hat, wenn er behauptet, der betreffende Krankheitsprozeß sei mit als ein kruppöser zu bezeichnen, da das

dicke, auf den begrenzten Schleimhautstellen aufgelagerte Exsudat, wenn es namentlich trocken wird, durch Druck auf seine Unterlage zerstörend wirkt und ebenso — wie auch Friedberger will — ist es richtig bei dieser Krankheit von einer Diphtherie zu sprechen, da die Einlagerung eines zelligen Exsudates in die Schleimhaut vieler erkrankter Stellen wirklich stattfindet, daselbst aber durch Druck auf die ernährenden Gefäße es zur Erosionbildung, zur Ulceration, zur diphtheritischen Verschorfung kommt.

Was nun die mikroskopische Untersuchung der erkrankten Gewebe, der unteren Schichten der Belagmassen angeht, so ist hier zunächst hervorzuheben:

a) Daß die hier geschilderten Krankheitszustände thatsächlich und nachweislich unter dem Einfluß kleiner, wahrscheinlich pflanzlicher Lebewesen, die wir Gregarinen oder Psorospermien nennen, hervorgerufen werden;

b) daß die nackten Gregarinen, wenn sie in wässerigen Flüssigkeiten, in Schleim u. dergl. gelangen, ihr Leibesplasma in kleine runde Zellenmoleküle zerfallen lassen; diese Zellenmoleküle sind aber von Mikrokokken nicht zu unterscheiden.

Nun kommen bei den diphtheritisch-krupösen Schleimhautentzündungen häufig in den erkrankten Geweben, in den Exsudaten u. s. w. nur Mikrokokken und aus solchen Hervorgegangenes, nämlich Reihen von Mikrokokken, vor. Ob diese Mikrokokken von den Gregarinen stammen, oder Spaltpilze eigener Art sind, das soll hier nicht weiter untersucht werden, sondern es sollen nur Mittheilungen gemacht werden über diejenigen organisirten Dinge, welche die verschiedenen Forscher in Zusammenhang mit der in Rede stehenden Krankheit gebracht haben. Friedberger fand Gregarinen bei kranken Tauben (l. c. S. 179) mit diphtheritischer Maulwinkelentzündung. Sonst sah Friedberger, wie gleich ausführlicher mitgetheilt werden wird, nur Mikrokokken und eigenthümliche Zellen. Andere Forscher fanden in den krupösen Belagmassen, oder den diphtheritischen Geweben gar keine organisirten Dinge. Das beweist durchaus nicht, daß Lebewesen nicht als Ursache der Krankheit thätig waren, sondern nur, daß solche von dem betreffenden Untersucher nicht gefunden worden sind und hat man hierbei immer zu bedenken, daß niedere Pilze u. dergl. Krankheitsprozesse veranlassen, infolge des angeregten Prozesses aber selbst zu Grunde gehen und spurlos verschwinden können.

Friedberger (l. c. 172) sagt über den mikroskopischen Befund des Exsudates Folgendes:

„Das leicht zu untersuchende, frischgesetzte, weiche, käseähnliche Exsudat aus den Lidsäcken besteht der Hauptsache nach aus Rundzellen, die sich von weißen Blutkörperchen in keiner Weise unterscheiden. Dieselben haben eine Größe von 0,008 bis 0,009 mm und

nur selten sah ich solche von 0,01 mm Durchmesser*); sie zeichnen sich durch ihre Tendenz zum raschen Zerfalle aus. Deswegen trifft man auch in ganz frisch gesetztem Exsudate massenhaften Detritus. Außerdem sind sehr viel Spaltpilze zugegen. Von letzteren entweder nur Mikrokokken, in der Regel aber zugleich auch Achterformen (also sogen. Diplokokken), Bacillen von der ungefähren Länge der weißen Blutkörperchen, etwas längere, rundgliederige oder rechteckig gegliederte Ketten, alles in lebhaftester Bewegung. Selbst Mycelfäden eines höheren Pilzes habe ich gefunden."

Ähnliche Resultate ergab die Untersuchung der jüngeren Auflagerungen bei der diphtheritisch-krupösen Entzündung der Schleimhaut des Mundes und des Rachens, der Entzündungsprodukte in den Luftwegen u. s. f.

Siedamgrotzky (Sächs. Veterinärbericht 1872, 87) fand Mikrokokken und eigenthümliche rechteckige Zellen in den Belagmassen. Der Güte des Prof. Siedamgrotzky verdankte Zürn Untersuchungsmaterial im Jahre 1873. Die Resultate seiner Untersuchung sind in Zürns Werk „die pflanzlichen Parasiten auf und in dem Körper unserer Haussäugethiere (II. Band der Schmarotzer ꝛc., Weimar 1874, S. 343)" angeführt. Außer Plattenepithelien und eingeschrumpften Rundzellen hielten die diphtheritisch-krupösen Belagmassen aus der Maulhöhle breite stäbchenförmige, Gliederhefezellen ähnliche Körper, die 0,002 bis 0,008 mm lang, 0,001 bis 0,004 mm breit waren, isolirt vorkamen und zu drei Stück kettenartig zusammenhingen, meist in der Form eines reinen Rechteckes erschienen, oder viereckig sich zeigten, aber mit runden Ecken versehen waren, oft auch flach halbmondförmig gebogen sich darstellten. 24 Stunden lang in schwache Ätzkalilösung gelegt, quollen diese Organismen ziemlich stark, so daß die stäbchenförmigen Körper 0,0083 bis 0,0150 mm lang und 0,0041 bis 0,0082 mm breit erschienen. Außerdem fanden sich zahlreiche Mikrokokken, namentlich auf dem Platenepithel.

Nach dem Gesagten bleibt also kaum etwas Anderes anzunehmen übrig als:

a) es gibt entweder nur eine durch Gregarinen hervorgerufene diphtheritisch-krupöse Schleimhautentzündung des Geflügels und die in den Belagmassen der kranken Vögel gefundenen Mikrokokken, Stäbchen, Fäden, stabhefeähnliche Zellen sind aus den Gregarinen hervorgegangen; oder

b) es gibt eine durch Gregarinen und eine durch Mikrokokken und stabförmige Bakterien (besser Glieder- oder Stabhefe, denn für Stabbakterien sind die Gebilde zu breit) erzeugte Diphtherie der Schleimhäute der Vögel; oder endlich

---

*) Also durch die Größe von gewöhnlichen Blutkörperchen der Vögel unterschieden.

Anmerkung des Verfassers.

c) alles das von Lebewesen, was man in den bei der in Rede stehenden Krankheit vorkommenden Belagmassen findet, hat gar nichts mit der Hervorbringung der Krankheit zu thun, sondern ist ein rein zufälliges Vorkommniß.

Ad a kann hier schon angegeben werden, daß auf dem Wege des Experimentes sich nachweisen läßt, wie Gregarinen derartige Krankheitsprozesse, wie die diphtheritisch-kruppösen Schleimhautentzündungen es sind, hervorzubringen vermögen; ferner, daß noch nicht eingekapselte oder nackte Gregarinen unter Umständen thatsächlich ihr Leibesplasma in Mikrokokken zerfallen lassen.

Ad b mag beigefügt sein, daß durch viele Forscher, namentlich in neuerer Zeit durch Oertel (über Ätiologie der Diphtheritis; vergl. Zur Ätiologie der Infektionskrankheiten, München 1881), festgestellt worden ist, wie bei der Diphtheritis des Menschen ein Spaltpilz als Ansteckungsgift figurirt, deshalb wohl auch als Ursache dieser gefährlichen Krankheit angesehen werden muß. Derselbe ist von ovaler Form; wenn viele zusammenliegen, zeigt er eine bräunliche Farbe; seine Länge beträgt nach Oertel, 0,001 bis 0,0015 mm, seine Breite 0,0003 mm im Mittel. Es gibt aber auch größere von 0,0042 mm Länge und 0,0011 mm Breite. Wo diese Spaltpilze einzeln liegen, sieht man sie häufig paarig verbunden, seltener findet man längere Ketten. In größeren Massen zusammengelagert bilden sie, durch ausgeschiedene Gallerte zusammengehalten, Rasen und Ballen (Zooglöa). Die zu zwei Stück geeinten scheinen stäbchenartige Bildungen einzugehen. Diese Diphtheritis-Spaltpilze haben eine Eigenbewegung. Durch Impfung derselben auf Gewebe (durchsichtige Hornhaut z. B.) gesunder Thiere ist ihre Diphtheritis erzeugende Macht hinreichend und exakt bewiesen worden.

Nun ist die diphtheritische Schleimhautentzündung des Geflügels in früherer und neuerer Zeit häufig beobachtet worden, wenn Diphtheritis bei Menschen häufig war. Nachdem Ruß 1861 die Hühnerdiphtheritis zuerst beschrieb, schilderte Darrach bald darauf solche, die er bei zwei Hühnern, welcher einer Familie, deren Kinder an Diphtheritis litten, gehörten, beobachtet hatte. Desmartis (Abeille médicale 1868) betont ganz besonders, daß die Krankheit unter Hühnern häufig auftrat, wenn Diphtheritis unter Menschen herrschte.

Die Vermuthung wird also wohl erlaubt sein, daß die diphtheritisch-krupöse Schleimhautentzündung außer durch Gregarinen, auch durch echte Spaltpilze eigener Art verursacht wird.

Ad c muß gesagt werden, daß man in den Belagmassen oft Organisirtes gefunden hat, was gewiß nur als zufälliges Vorkommniß aufgefaßt werden kann.

Schimmelsporen, von krankem Geflügel eingeathmet, finden auf den Exsudatmassen willkommenen Boden, um zu keimen und Mycelfäden u. s. w. treiben zu können. Auch vollständig entwickelte Schimmelpflanzen hat man, namentlich bei kranken Tauben, auf den

kranken, mit Exsudaten besetzten Schleimhautstellen gefunden. Diese Schmarotzerpflanzen haben ebensowenig mit der Ätiologie der Krankheit etwas zu thun, als jene Infusorien, die Revolta einmal in den Belagmassen gesehen hat und die er mit dem Namen Cercomonas gallinarum belegt. Es sollen das kleine bewegliche ovale Zellen gewesen sein, mit einem stumpfen Ende, an welchem eine lebhaft peitschende Cilie angeheftet war, und mit einem spitzen Ende, an dem manchmal eine in drei Fasern gespaltene Borste beobachtet werden konnte.

Wenn nun auch bis jetzt nicht mit aller Exaktheit bewiesen worden ist, daß die diphtheritisch-krupöse Schleimhautentzündung des Geflügels durch specifische Mikrokokken wirklich hervorgerufen wird, so kann man es doch aus Gründen der Analogie annehmen.

Vorbeuge, welche bei dieser Krankheit inne zu halten ist.

1) Halten von Kontumazställen, in welche neugekauftes Geflügel untergebracht wird;

2) scharfe und genaue Kontrole jedes einzelnen Vogels, der auf eine Geflügelausstellung geschickt wird, durch einen tüchtigen Veterinär. Geflügelausstellungen ohne solche Kontrole sollten seitens der Veterinär-Polizei nicht gestattet werden;

3) man wende sich der Zucht der härteren heimischen Rassen zu und züchte nicht vorwiegend die feineren, durch den Geflügelsport eingeführten Taubenrassen, bei denen, meist infolge zu weit getriebener Inzucht, Verlust an konstitutioneller Kraft und große Disposition zu Krankheiten zu beklagen ist;

4) besonders vorsichtig sei man bei dem Import ausländischen Geflügels, namentlich wenn solches aus Italien oder Frankreich geschieht;

5) Isoliren des kranken Geflügels, strenge Separirung der gesunden von den kranken Thieren; Sorge dafür, daß der Ansteckungsstoff nicht durch Zwischenträger verschleppt wird;

6) Vernichtung der krepirten Thiere durch Feuer;

7) Desinfektion der Schläge;

8) Zusatz von Karbolsäure und Salicylsäure zu dem Saufen der gesund gebliebenen aber mit Kranken zusammen gewesenen Vögel; soviel Karbolsäure (karbolsaurer Kalk) oder Salicylsäure (weniger gut salicylsaures Natron), daß das Saufwasser 1/2 Prozent der genannten Stoffe enthält; auch Lösungen von Alaun 3g auf 1 l Wasser, oder 2prozentige Eisenvitriollösung leisten manchmal gute Dienste; ebenso der Zusatz der Diphtheritis-Tinktur des Hofapotheker Richard in Bockenheim, zu 1 bis 2 Kaffeelöffel bis 1 Eßlöffel voll für das Saufen eines Geflügelstammes von 5 bis 6 Stück, nützt entschieden als Vorbeugemittel.

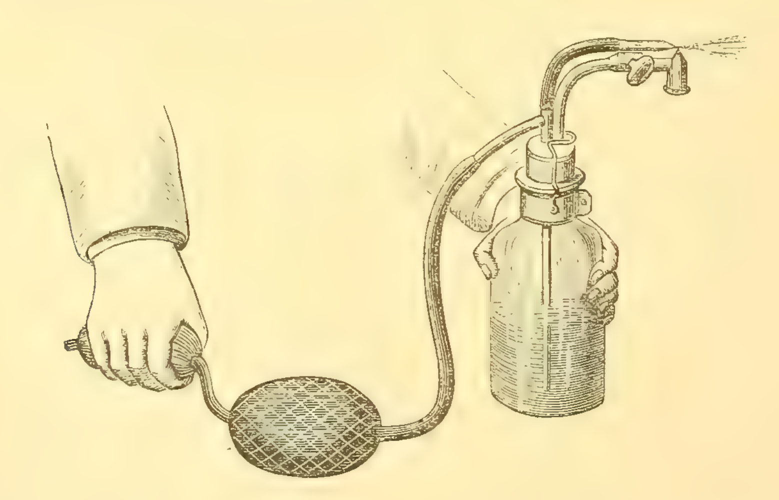
Behandlung. Dieselbe ist von verschiedenen Thierärzten sehr verschiedenartig vorgenommen worden. Prof. Zürn wendete früher alle die Mittel an, welche nachher genannt werden, hat durch einige auch manchmal einen recht guten Erfolg erzielt. Nachdem

er aber, infolge der Aufforderung verschiedener Geflügelzüchter das gegen Diphtheritis anzuwendende Remedium des Hofapotheker Richard in Bockenheim bei Frankfurt a. M. sehr vielfach versucht, und dieses außerordentlich probat gefunden hat, hat er seine Scheu gegen Geheimmittel überwunden, und braucht fast ausschließlich dieses Mittel, welches in folgender Weise anzuwenden ist. Täglich müssen dreimal die kranken Stellen des Rachens und der Nase ausgepinselt werden, außerdem ist täglich zweimal je ein Kaffeelöffel voll einzugeben.

Das Eingeben von diesem Remedium, oder die innere Anwendung anderer adstringirender Mittel (Weidenrindenabkochungen; 2 Prozent Alaun-, Eisenvitriol-, Tanninlösungen) beugen besonders den diphtheritischen Darmkatarrhen vor, denen das Geflügel so leicht erliegt.

Karbolsäure, innerlich verabreicht, bringt nur ausnahmsweise Nutzen, selbst wenn man alle zwei Stunden die Abkochung eines adstringirenden Mittels, dem auf den Eßlöffel 2 Tropfen einer 5 prozentigen Karbolsäurelösung zugefügt sind, (einen Eßlöffel pro Dosis) gibt.

Die erkrankten Stellen der Schleimhaut des Rachens und Maules, die Nasenhöhle durch die Nasenlöcher, die kranken Augen und namentlich die Konjunktivalsäcke bekommen das Mittel nur ausnahmsweise gehörig aufgepinselt oder auf- und eingestrichen, meist wird es als Spray mittels Verstäubers gründlich angebracht. Beim Aufpinseln wird ein sehr guter Pinsel, der die Haare nicht ausgehen läßt, oder der Bart einer Feder benutzt. Das



Einsprühenlassen wird durch einen sogen. Sprayapparat (Staubspritze) ermöglicht, den kein Taubenzüchter entbehren kann. Seine Konstruktion und Anwendung ist bekannt, sollte es nicht der Fall sein, so erläutert solches vorstehende Abbildung. In jeder Gummiwaarenhandlung ist er käuflich.

Mechanisch gelöst werden nur diejenigen Belagmassen von der kranken Schleimhaut, welche sich, ohne rohe Gewalt anwenden zu müssen, leicht fortnehmen lassen mit Hilfe eines feinen, an den Rändern nicht scharfen Spatels; das gewaltsame Abreißen des Exsudates und das starke Ätzen des geschwürigen Grundes mit Höllenstein in Substanz oder starken Lösungen desselben ist durchaus zu meiden; nie soll es beim Wegnehmen des Belages bluten. Die außen auf den Lidrändern, an den Nasenöffnungen am Schnabel, auf der äußeren Backenhaut sitzenden, zu Krusten eingetrockneten, gelben Massen sind mit mildem Fett zu erweichen (Vaseline) und dann mit der Pinzette zu entfernen. Von dem Wegnehmen der Belagmassen mit Gewalt und von dem Ätzen der Erosionen oder Ulcerationen habe auch ich früher Gebrauch gemacht, aber wie Friedberger (l. c. S. 181) haben mich spätere Erfahrungen belehrt, daß dieses Verfahren nicht zweckentsprechend ist, unter Umständen den Übelstand sogar recht verschlimmert.

Die gefüllten Lidsäcke werden vorsichtig ausgedrückt und dann ausgesprayt oder die Richard'sche Tinktur wird mittels eines feinen Federbartes eingestrichen; die kranke Konjunktiva und die Nickhaut, sowie die mit Trübungen oder mit Geschwürchen besetzte Hornhaut bekommt nur den Staubregen.

Energische Kühlung der kranken Augen mit kaltem Wasser nützt nebenbei sehr.

Geschwülste an der Außenfläche des Kopfes, die durch Veränderungen der Infraorbitalzelle erzeugt werden, werden mittels einer kleinen, scharfen Lanzette geöffnet, der käsige gelbe Inhalt wird ausgedrückt oder ausgelöffelt und der Belag mit der Richard'schen Tinktur ausgespritzt und tüchtig ausgepinselt; unter Umständen wird jedoch hier auch von dem Ätzstift Gebrauch gemacht. Etwaige Blutungen beim Öffnen der Geschwülste werden durch Einschieben eines Tampons der gelben, blutstillenden Watte beseitigt.

Die Mittel, welche man früher brauchte, waren 2 bis 3prozentige Karbolsäurelösungen in Wasser, oder stärkere Lösungen der letzteren in Spiritus. So wendete Bloebaum, zum Bepinseln der Belagmassen oder des Geschwürgrundes unter diesen, 5 g Karbolsäure an, welche in 30 g Alkohol gelöst worden war. Auch reine Karbolsäure ist gebraucht worden.

10prozentige Lösungen von Höllenstein empfahl zu gleichem Zwecke zuerst Siedamgrotzky, mit Nachpinseln von Kochsalzlösungen.

Ebenso ist, angeblich mit großem Nutzen, das chlorsaure Kali angewendet worden; in 5prozentiger Lösung zum Bepinseln, gleichzeitig zur inneren Anwendung eine ½prozentige Lösung, täglich zwei- bis dreimal einen Kaffee- bis Eßlöffel voll dem kranken Vogel, je nach seiner Größe und Art und je nachdem er mehr oder weniger stark erkrankt war, zu verabreichen.

Friedberger sah einigemale rasche Heilung durch das Bepinseln des Belages mit offizineller oder verdünnter Jodtinktur erzielt; in anderen Fällen ließ es in Stich.

Als Ätzmittel sind Stifte aus Höllenstein, Ätzkali, Kupfervitriol gebraucht worden. Zugespitzte Stücken von reinem, schwefelsaurem Kupferoxydul wendet man, wenn einmal geätzt sein soll, noch am besten mit Vortheil an, ebenso Alaunstifte, namentlich bei Entzündungszuständen der Augenbindehaut.

Lösungen von Salicylsäure (1 : 300) in Wasser; Lösungen von Alaun oder Kupferalaun (1 bis 2 Prozent), von Kupfervitriol (3 Prozent) brauchte man zum Bepinseln der erkrankten Augen. Ebenso 2prozentige Tanninlösungen. Die adstringirenden Mittel sind zur Behandlung der von der Krankheit befallenen Augentheile auch passender, wie ätzende Medikamente.“ —

In den „Blättern für Geflügelzucht“ befindet sich folgender auf diese Krankheit bezügliche Artikel:

„Es ist in diesen Blättern wiederholt die Aufforderung ergangen, über das Wesen der sogenannten „Schnarche-Krankheit“ der Tauben Mittheilungen zu veröffentlichen, und die Mittel anzugeben, wodurch die verheerende Krankheit mit Erfolg bekämpft werden könnte.

Ich stellte in Folge dessen aufmerksame Beobachtungen und Untersuchungen an, und will nun die dadurch gewonnenen Resultate hier mittheilen:

Wiederholt brach diese verheerende Krankheit unter meinen Tauben aus, und hatte ich namentlich in diesem Jahre große Verluste an Jungen, besonders im Hochsommer. Die Krankheit ergriff die Jungen zumeist erst, wenn sie bereits selbst das Futter nahmen und schon ausgeflogen waren. Die Wahrnehmung brachte mich auf den Gedanken, daß die Ursache im Futter liegen könnte. Ich hatte lange Zeit blos Wicken gefüttert, und versuchte nun gemischtes Futter, gab neben den Wicken Gerste und Weizen. Es schien, als ob die Krankheit an Bösartigkeit verlieren wollte, doch kam sie immer wieder zum Vorschein. Ich gab dann blos früh Wicken und Nachmittags Gerste, der Erfolg war kein durchgreifender; es erkrankten doch noch mehr oder weniger Thiere, besonders jene, die ich aus der Ferne erhielt; es blieben davon auch die Alten nicht verschont, ein Theil starb, ein anderer genas; allein die Jungen davon erkrankten fast ohne Ausnahme an derselben Krankheit und starben. — Da ich durch dieses Verfahren keinen gehofften Erfolg erzielte, schlug ich einen anderen Weg ein: ich separirte die Kranken sogleich, wenn sich Husten einstellte, ätzte die Häute im Schnabel und Schlunde mit Höllenstein weg und sah durch diese Methode wenigstens bei Beginn der Epidemie einige genesen. Dem ungeachtet griff die Krankheit immer mehr und rascher um sich, je heißer der Sommer wurde, wo dann fast alle Erkrankten auch starben. Diese Erfahrungen hatte ich



Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

VOLLPLATTIGE ODER NÜRNBERGER SCHWALBENTAUBE.
(Schmalzfeen.)



Jahre hindurch gemacht, und bei aller Aufmerksamkeit so zu sagen, Nichts erreicht. Ich nahm mir endlich die Mühe, eine größere Anzahl der an dieser Krankheit gestorbenen Thiere zu seciren.

Ich fand auf der Schleimhaut des Schnabels und des Schlundes gelbliches Exsudat, welches größtentheils zu Häuten organisirt war und in Fetzen abgezogen werden konnte. Die Schleimhaut der Luftwege, des Kehlkopfes, der Luftröhre und deren Verästelungen, waren katarrhalisch erkrankt, ebenso auch die der Verdauungsorgane, nur im erhöhten Grade; die Schleimhaut zeigte sich bedeutend geschwollen, aufgelockert, verdickt, geröthet und dicht mit Schleim bedeckt. Im Mastdarm war die Erkrankung am heftigsten, denn die Schleimhaut war zerfallen, wie macerirt, und mit Eiter zu einem dicken Brei vermengt. Bei Einzelnen hatten sich im Zellengewebe, welches den After umhüllt, ziemlich umfangreiche Abscesse gebildet, die eingedickten Eiter enthielten. Dabei waren die Thiere außerordentlich abgemagert.

In mehreren Leichen bemerkte ich im Kehlkopfe und der Luftröhre, in den Lungen und am Eingange des Magens dunkle grauröthliche Punkte und Flecke, die auf der Schleimhaut ziemlich fest auflagen und die Größe eines Hirse- bis Hanfkornes hatten. Ich nahm diese Flecke unter eine scharfe Loupe und fand deutlich ausgeprägte Schimmelbildung. Die einzelnen Pilze ließen sich genau unterscheiden und auch deren Gruppirung. Dies war der Befund mit der alleinigen Ausnahme, daß nicht in allen Thierleichen die Schimmelbildung nachgewiesen werden konnte.

Es drängt sich nun die Frage auf: Wie und wodurch sind denn diese vorgefundenen krankhaften Erscheinungen hervorgerufen worden?

Ich will versuchen, die Erklärung hierauf zu geben. Bekanntlich müssen alle Hülsenfrüchte eine Art Nothreife theilweise durchmachen, weil die Schoten sich ungleich entwickeln, so daß ein Theil derselben bereits vollkommen ausgebildet ist, während der andere, kleinere Theil in der Entwickelung zurückgeblieben. Die ganz ausgebildeten reifen naturgemäß auch früher und müssen geerntet werden, ehe noch die Schoten aufspringen und die Körner herausrollen; dadurch kommen mit den reifen Körnern auch unreife in die Scheuer. Diese letzteren schrumpfen, wenn sie trocken liegen, zusammen und sehen runzlich aus. Wird jedoch dieses Austrocknen durch eine oder die andere Ursache gestört oder verhindert, so setzen sich an diesen weichen Körnern Schimmelpilze an. Da eine Ausscheidung der schlechten Wicken von den guten nicht wohl möglich ist, werden sie mit den reifen vermengt auf den Markt gebracht. Bei der raschen Vermehrung dieser Schimmelpilze — auch Sporen genannt — bei feuchter Luft und in feuchten Räumen setzen sich die Pilze nach und nach auch an den ausgereiften Körnern fest und verderben das ganze Futter. Hat

man nun die kranken Körner nicht gleich bemerkt und füttert die Tauben damit, so erkranken sie. Dies hat wohl jeder Züchter schon erfahren. Ich will versuchen, hier die Entwickelung zu erklären.

Das kranke Korn kommt zunächst mit der Schleimhaut des Schnabels und Schlundes in Berührung, wodurch leicht einige Schimmelpilze abgestreift werden, die sich auf der Schleimhaut festsetzen und sich rasch vermehren. Die nächste Wirkung ist jedenfalls eine Reizung der Schleimhaut, wie sie durch fremde Körper mehr oder weniger an lebenden Organismen hervorgebracht wird; es tritt Katarrh der Schleimhaut ein, nämlich: Anschwellung und Auflockerung mit vermehrter Schleimsekretion. Natürlich entwickelt sich der Katarrh zuerst auf der Nasen-Schleimhaut und jener des Kehlkopfes und der Luftröhre, ergreift dann die Lungen — die Thiere husten und schnarchen —. Fast zugleich wird die Schleimhaut des Schlundes und der Gedärme krank, es tritt „Diarrhoe" ein. Dabei bleibt jedoch der Krankheitsprozeß nicht stehen, denn die Pilze vermehren sich außerordentlich rasch, dringen bis in die Lungen und in den Verdauungskanal, wo ich sie bei der Sektion fand; es werden dann Exsudate auf den Schleimhäuten abgelagert, vornehmlich im Schnabel, Schlunde und Darm; die Schleimhaut wird stellenweise macerirt, es bilden sich Geschwüre und Abscesse im Mastdarme. Alsdann treten auch bei diesem Krankheitsprozesse Fiebererscheinungen ein, die Thiere werden traurig, bauschen sich auf, verkriechen sich gern in die Winkel des Schlages und setzen sich meist nahe aneinander. Die Füße fühlen sich kalt an, die Thiere sind sehr matt und hinfällig, taumeln und schütteln sich oft — es friert sie —, die anfängliche Freßlust nimmt ab, der Durst hingegen vermehrt sich, die Kranken trinken oft und suchen gierig das Wasser auf; der Athem wird kurz und schwer, mitunter schnarchend, die ausgeathmete Luft ist heiß, dabei die Abmagerung groß — das Hitzestadium ist eingetreten. Bei abwechselnder Kälte und Hitze schwinden die Kräfte immer mehr, während die Diarrhoe zunimmt und das Thier endlich stirbt.

Es ist gewiß, daß die Krankheit nicht immer genau diesen Verlauf nimmt; denn manche Thiere tödtet sie in wenigen Tagen, andere erst nach Wochen, je nachdem die Vergiftung des Blutes eine größere oder geringere ist.

Durch das Zusammenleben der Thiere unter gleichen Verhältnissen — Schlag, Futter und Wartung — nimmt die Krankheit, wenn sie einmal ausgebrochen, rasch überhand, sie ergreift fast alle Tauben, meist aber die zartesten und feinsten Raçen zuerst — sie wird epidemisch —. Die Erklärung dieser Wahrnehmung ist nicht schwer zu geben, denn von den Exsudaten am Schnabel, Schlunde und Luftröhre werden theils durch das Ausathmen, Husten und Schleudern mit dem Kopfe Theilchen losgerissen, der Luft mitgetheilt und auch von den Gesunden eingeathmet, die Pilze setzen sich am Halse und den

Luftwegen fest, die zweite Taube erkrankt an der gleichen Krankheit wie die erste. — Es haben in der Regel die Thiere auch gemeinschaftliches Trinkwasser, welches von den Kranken verunreinigt und zu einem Ansteckungsherde wird. Bei den meisten Liebhabern ist es ferner üblich, die Tauben im Schlage zu füttern; dadurch wird ein Theil des Futters, mit den Exkrementen der Kranken verunreinigt, zum Träger des Ansteckungsstoffes. Auf diese Weise entsteht eine Epidemie im Taubenschlage. — Wenn nun aus solchen Schlägen Thiere abgegeben werden und diese bereits angesteckt oder krank sind, so bringen sie die Krankheit auch in andere Schläge, wo sie sich auf gleiche Weise und oft rasch ausbreitet und festsetzt. Besonders leicht geschieht dies im heißen Sommer, weil die Wärme der Entwickelung und Vermehrung der Sporen sehr günstig ist. So ist es erklärlich, daß die Krankheit endlich einen epidemischen Charakter annimmt, und so ist es auch gekommen, daß sie sich fast über ganz Deutschland ausgebreitet hat.

Faßt man nun alle Erscheinungen dieser Krankheit sowohl an Leichen als an Lebenden, ihre Entstehung, ihre Entwickelung und Ausbreitung in's Auge, so haben wir hier eine ganz große Gruppe von Symptomen, wie wir sie bei Diphtherie der Menschen finden, die nach den neuesten Forschungen auch durch Sporenbildung entsteht und sich nicht selten bis zur Epidemie steigert. In Berücksichtigung aller dieser angeführten Wahrnehmungen muß man die sogenannte Schnarche richtiger Diphtherie bezeichnen.

So wichtig nun die Klassifikation der Krankheit erscheint, ebenso nothwendig ist die erfolgreiche Behandlung derselben. Die Behandlung zerfällt in zwei Theile:

a) die Vorbeugungskur,

b) die Anwendung von Arzneien.

ad a. Vor allem ist die ganze Aufmerksamkeit auf die Schädlichkeiten zu lenken, welche die Krankheit erzeugen. In erster Reihe ist das Futter zu berücksichtigen; es muß aus vollkommen gereiften Körnern bestehen. Da aber solches Futter schwer vom Händler zu bekommen ist, erscheint es zweckmäßig und sicherer, ein Futter zu wählen, welches gleichmäßig reift und selten oder nie vom Schimmel verdorben wird, wie Gerste, Weizen, Kukuruz. Dagegen sind Wicken und Erbsen aus den angeführten Gründen gänzlich zu beseitigen und nicht als Futter zu verwenden. Der Einwurf, daß die Tauben bei dem anempfohlenen Futter nur wenige Junge aufbringen, weil die Gerste namentlich spitze Enden besitzt und die Alten damit schlecht füttern können, ist durch die Erfahrung schon längst widerlegt; die Thiere gewöhnen sich an die Gerste sehr bald, ziehen damit auch die Jungen auf und diese bleiben gesund. Davon habe ich mich schon selbst und auch andere Züchter und Liebhaber sich überzeugt. Mischt man unter die Gerste etwas

gesunden Weizen, oder noch besser Kukuruz, so werden die Thiere bei diesem Futter noch besser gedeihen. Dabei muß selbstverständlich das Trinkwasser stets rein gehalten werden, am besten durch Ueberdeckung, so daß die Tauben nur seitwärts den Zugang haben. Nicht minder muß der Schlag oft gereinigt und mit trockenem Sande bestreut werden. Wenn die Feldtauben nur selten oder nie von dieser Krankheit befallen werden, so liegt der Grund darin, daß diese Tauben vielartiges Futter finden, nur die gesunden Körner aufpicken und sich mehr Bewegung machen, daß das Futter nicht mit den Exkrementen der Thiere verunreinigt ist, und sie höchst selten gemeinschaftliches Wasser haben, da sie meistentheils fließendes Wasser trinken. Wenn jedoch trotz der angerathenen Vorsicht die Krankheit sich zeigt, wenn die Tauben husten, darf es nie unterlassen werden, sogleich die Erkrankten auszumitteln und abzusondern.

ad b. Bemerkt man bei der Untersuchung solcher Thiere, daß die Schleimhaut des Schnabels geröthet und aufgelockert ist, oder sich bereits Exsudat vorfindet, so bestreiche man die kranken Schleimhautpartien mit Höllenstein und zerstöre damit das Exsudat, in dem sich die Sporen festsetzen. Nach ein oder zwei Tagen fällt der so gebildete Schorf ab, und mit ihm die todten Sporen. Wiederholt sich dieser Krankheitsprozeß, so muß auch das Bestreichen wiederholt werden und dies so lange, bis die Schleimhaut wieder normal aussieht. Nimmt trotz dieser energischen Behandlung die Krankheit nicht ab, trifft die Ausbreitung derselben auch den Darmkanal, stellt sich Diarrhoe ein, dann setze man dem Trinkwasser Alaun zu, etwa eine Messerspitze voll in ein Maß Wasser.

Von Nutzen wird es auch sein, in den Schlag etwas trockenen Chlorkalk in einer Schale und wohl versichert zu stellen; die Chlordämpfe entwickeln sich auf diese Art nur langsam und reinigen die Luft durch Zerstörung der Sporen.

Soll endlich diese verheerende Krankheit aus den Schlägen verschwinden, so müssen alle Liebhaber in gleicher Weise vorgehen, ihr Haupt-Augenmerk auf die Vorbeugungskur richten und kein Thier aus der Hand geben, das nicht vollkommen frei von der Krankheit ist. So nur kann der Verbreitung der Krankheit gesteuert und die sporadisch (vereinzelt) auftretende mit besserem Erfolg bekämpft werden."

Herr L. Martin in Stuttgart veröffentlicht in der „Gefiederten Welt" *) Jahrgang 1873 Nr. 21 und 22 Folgendes: „Die Entzündung und Eiterung der Schleimhäute bei Hühnern, Tauben und anderen Vögeln, auch Mundfäule oder gelber Knopf genannt, deren Verhütung und Heilung.

*) Die Gefiederte Welt. Zeitschrift für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler. Herausgegeben von Dr. Karl Ruß.

Je mehr die Hühner- und Taubenzüchtung sowie die anderer Vögel sich ausbreitet und immer zahlreichere Freunde gewinnt, desto häufiger tritt auch die oben genannte Krankheitsform bei diesen Vögeln auf, die unter Umständen sehr niederschlagend für einzelne Besitzer werden und für das große Ganze gleichfalls nicht ohne Einfluß bleiben kann. Dieses erwägend, komme ich um so lieber der freundlichen Aufforderung des Herrn Dr. Ruß nach, meine Untersuchungen und Erfahrungen über die gedachte Krankheit hier zu veröffentlichen, als mein Beruf und meine Neigung mich in vielseitigen Verkehr mit derselben haben treten lassen und mir deren Heilung auch in den meisten Fällen geglückt ist. Da ich aber nicht Arzt, sondern nur Naturhistoriker von Fach bin, so darf eine medizinische Diagnose (Beschreibung) derselben nicht erwartet werden, vielmehr will ich mich bemühen, den ganzen Krankheitsverlauf in möglichster Einfachheit zu schildern und glaube so auch am besten verstanden zu werden.

Die Krankheitserscheinung ist in Kürze folgende: die Entstehung geht anscheinend langsam vor sich und wird erst bemerkbar, wenn faden- oder rotzartiges Gerinnsel in der Nasenhöhle sich zeigt, welches die Mundwinkel unsauber erscheinen läßt. Häufig, aber nicht immer, wird auch die Nasenhöhle mit davon befallen, wodurch ein schnupfenartiger Ausfluß der Nasenlöcher und häufiges Niesen erfolgt.

Im zweiten Stadium dieser Krankheit bilden sich anfänglich käsige Vereiterungen, welche, zuerst noch weich, sich leicht entfernen lassen, wodurch die Krankheit aber nicht gehoben ist, wenn nicht dabei durch andere Mittel eingegriffen wird. Gewöhnlich werden die Mundwinkel zuerst davon befallen, worauf sich aber im Verlauf der Krankheit auch etwas abwärts in der Speiseröhre harte gelbe Geschwüre bilden, die derselben den Namen gelber Knopf verliehen haben. Die davon befallenen Thiere sind anscheinend noch ganz gesund und fortpflanzungsfähig, stecken aber regelmäßig ihre Jungen damit an, so daß diese gewöhnlich bald oder nach einigen Wochen daran sterben. Als deutlich erkennbares Zeichen dieses Stadiums tritt ein leises Röcheln auf, wozu sich ein häufiges Husten gesellt, um die Geschwüre auszustoßen. Im noch weiteren Verlauf wird auch der Magen angegriffen, was unter Abnahme der Freßlust zuletzt mit dem Tode endigt.

Im dritten Stadium der Krankheit werden auch die Schleimhäute der Augen davon befallen und es bilden sich kleine Geschwüre, deren Zahl immer schneller zunimmt, und die in kurzer Zeit die Augen vollständig überwuchern und somit gänzliche Erblindung herbeiführen können, oder diese Sekretionen erhalten einen krebsartigen Charakter, wonach der Tod unausbleiblich die langen Leiden beschließt. In manchen Fällen ist auch Tuberkulose der Lungen und der Leber oder sogenannte Hypertrophie der Nieren in Begleitung dieser Krankheit anzutreffen.

Die Ursache der Krankheit liegt zunächst im Blute und wird in erster Linie durch fortgesetzte Inzucht begünstigt, wie alle sogenannten feineren Raçen, welche am meisten davon befallen werden, es genugsam bekunden. Sodann ist der zweite Grund in fehlerhafter Nahrung und im Mangel an genügender Bewegung zu suchen, worüber ich mich etwas näher aussprechen werde.

Bekanntlich muß jede vernünftige künstliche Pflege, der ja alle Tauben (mit Ausnahme der Feldtauben) und sonstigen eingesperrten Vögel nothwendig unterliegen, ihre ganze Aufgabe dahin richten, den Thieren alle diejenigen Stoffe zuzuführen, die sie zur Erfrischung des Blutes und zur Ernährung des ganzen Körpers bedürfen. Nun ist aber grade die Lösung dieser Aufgabe eine so äußerst schwierige und erfordert die unausgesetzte und nie zu ermüdende Aufmerksamkeit eines Züchters, daß es nur Wenige gibt, bei welchen von einem lohnenden Erfolge ihrer Mühen dauernd gesprochen werden kann.

Eine möglichst mannichfaltige Ernährung muß die Hauptaufgabe in der künstlichen Züchtung sein, ohne welche alle andere Pflege ganz nutzlos bleibt. Dieser Ernährungssatz muß uns als oberste Richtschnur stets eingedenk bleiben und als Beweis der Richtigkeit derselben will ich an die Eier unserer Landhühner und freien Vögel überhaupt, im Vergleiche zu denen unserer künstlichen Züchtung erinnern. Vergleichen wir die Dotter der Eier von Landhühnern mit solchen einer jahrelang eingesperrten Hühnerart, ferner die des Sperlings mit denen unserer Kanarienvögel, so werden wir finden, daß erstere schön gelb (das heißt blutreich), letztere oft zum Erschrecken blaßgelb (mithin blutarm) zu nennen sind. Dieser große Unterschied liegt natürlich einzig und allein in der verschiedenen Ernährung und hierauf basirt sich der weitere Erfolg. Die Eier der freilebenden Vögel sind fast alle entwickelungsfähig; diejenigen unserer gefangenen aber nur theilweise und in den schlimmsten Fällen gar nicht, und was da noch etwa scheinbar Gutes auskommt, ist schwächlich und stirbt während der weiteren Entwickelung. Ich glaube, daß diese einfache Beweisführung genügen wird, um die großen Fehler, die durch die ausgedehnte Inzucht und schlechte Ernährung begangen werden, hinlänglich dargethan zu haben. Als dritte Ursache der Verbreitung dieser Krankheit hätte ich nur noch unser Schooßkind, die gegenwärtig so beliebten Geflügel-Ausstellungen zu erwähnen, welche in nicht geringem Grade dazu beitragen, das vorhandene Uebel eher zu vermehren als zu verhindern. Wir haben in Deutschland gegenwärtig an fünfzig verschiedene Ausstellungen jährlich, deren jede wenigstens ein Drittheil kranker Thiere beherbergt, wobei die meisten mit der in Rede stehenden Krankheit befallen sind. — Bedenken wir, daß die Mehrzahl der Ausstellungen während der Fortpflanzungszeit der Thiere stattfinden, wodurch eine Menge natürlicher Triebe unterdrückt werden, daß ferner während des Transportes von 1 bis 2 Tagen die größten Entbehrungen

namentlich an Trinkwasser zu ertragen sind, bedenken wir endlich, daß es eine große Anzahl Händler und spekulativer Inzüchter gibt, welche ihre Hühner und Tauben so lange nach allen möglichen Ausstellungen schicken, bis sie dieselben verkauft haben, so wird es zuletzt erklärlich, wie ausgebreitet diese Krankheit werden muß und in der That schon ist. — Ich mache außerdem noch auf einen andern Umstand aufmerksam, welcher darin besteht, daß eine Anzahl wirklich gesunder Thiere, durch diese widernatürliche Einwirkung dergestalt organisch herabgestimmt werden können, daß ihre Fortpflanzung, bezw. ihr Eierlegen, in demselben Jahre entweder gar nicht oder nur sehr unbedeutend stattfindet, welche Erfahrung schon viele Züchter zu dem Entschlusse gebracht hat, keine Ausstellungen mehr zu beschicken.

Die Verhütung der Krankheit liegt in einer möglichst naturgemäßen Verpflegung und beruht darauf, seinen Pflegebefohlenen alle diejenigen Stoffe zu reichen, die zur Erhaltung ihres Organismus nothwendig sind. Dieselben bestehen: in möglichst ausgedehnten Räumen für die Bewegung, in Zugang zu frischer Erde, Lehm, Sand, Kalk und den ganz unentbehrlichen Salzen; in möglichster Abwechselung und Mannigfaltigkeit des Körnerfutters und in stets reinem und gesundem Trinkwasser und Gelegenheit zum Baden.

Aber fragen wir uns, wie es mit dieser Verpflegung bei vielen sonst ganz tüchtigen Züchtern aussieht? Wie oft leiden die eingesperrten Hühner und Tauben an dem so unentbehrlichen Trinkwasser durch schmutziges und oft stinkendes Wasser Noth? Besteht nicht bei Vielen der wahnsinnige Glaube, daß stinkendes Wasser den Tauben nichts schadet, und geben nicht Viele derselben den Tauben sogar Urin zu saufen? [!?] Andere füttern entweder nur Erbsen oder Wicken u. dergl. Jahr aus Jahr ein, und bedenken nicht, daß eine so einseitige Nahrung auch nur einseitig ernährt. Wer jemals sich Gelegenheit nimmt, eine geschossene Feldtaube zu untersuchen, der wird nicht blos Wicken und Erbsen, nein, er wird auch eine große Menge Wolfsmilch-, Winden-, Mohn- und anderen Samen mehr in ihrem Kropfe finden, die alle ihre besonderen Nahrungsstoffe liefern. Hat man in den Strafanstalten doch längst erkannt, daß die Ernährung bei Wasser und Brod die Lebensdauer beeinträchtigt, weshalb man eine größere Abwechselung in den Küchenzettel gebracht. Um wie viel mehr müssen wir auch den Küchenzettel unserer Lieblinge vervielfältigen! — Um mich also im rationellen Sinne auszudrücken, müssen wir Sand, Erde und Salze für die Erhaltung des Skeletts und die Bildung der Eierschale, möglichst verschiedenes Futter für die Bildung des Blutes und der Fleischfasern; thierische Nahrung für die Erhöhung der Fortpflanzung und Entwickelung der Jungen; ölhaltige Samen für die Erhöhung der Farben; ferner stets reines Wasser, möglichste Bewegung und frische Luft in hinreichender Menge darbieten, und ich mache nochmals ganz besonders auf die nie fehlen dürfende Darreichung von Kochsalz bei allen gefangen gehaltenen Vögeln aufmerksam.

Die Heilung der Krankheit ist nur in den vorerwähnten beiden ersten Stadien möglich, und es kann höchstens noch im Anfange des dritten Stadiums, wenn sich einzelne kleine Geschwüre an den Augen bilden, ein günstiger Erfolg erwartet werden. Sobald man die Krankheit gewahr wird, sperre man solche Tauben in einen kleineren, rein gehaltenen Raum, mit Sand ausgestreut und mit einer nicht hoch angebrachten Sitzstange, ein. Schwerkranke Thiere bleiben am Boden sitzen und deshalb ist große Reinlichkeit durchaus erforderlich, während das Aufsitzen auf die Stange schon als Zeichen geringer Erkrankung oder des Besserwerdens anzusehen ist. Am ersten Tage der Kur reiche man das bisher gewohnte Futter mit frischem Wasser im reinlich gehaltenen Geschirre. Auf die Wahl des letzteren ist besonders Gewicht zu legen und sind die leider so beliebten Zinkgefäße entschieden zu vermeiden, weil nach meiner Ueberzeugung das Zink unheilvoll auf das Wasser einwirkt. Die besten Gefäße sind gußeiserne oder solche von Glas, Porzellan und Thon.

Am zweiten Tage der Kur gebe man ein etwas abgeändertes Futter und an Stelle des reinen Wassers solches, worin eine ziemliche Menge Kochsalz aufgelöst ist. Am dritten Tage verändere man das Futter noch weiter und gebe gleichfalls stark gesättigtes Salzwasser, am vierten Tage gebe man dasselbe Futter, aber Trinkwasser ohne Salz, sowie etwas Grünes und eingeweichte Körner. Mit diesem Kurverfahren, das heißt also möglichster Abänderung des Futters und Abwechselung des Salzwassers mit reinem Wasser, fahre man in aufmerksamer Weise fort, bis eine Besserung erzielt ist, was je nach dem Grade der Krankheit, in 8, 14 bis 20 Tagen erfolgt sein wird. Von vornherein achte man auf die Exkremente, welche Anfangs klein und hart zu sein pflegen, bei richtiger Behandlung aber größer und weicher werden, und bei schwer kranken Vögeln einige Tage lang sogar durchfallartig werden müssen. Wenn solches erreicht, ist die Krankheit als gehoben zu betrachten und die Besserung tritt sichtbar ein. Haben die erkrankten Thiere Junge, so setze man auch diese der Kur mit aus, was vom besten Erfolge ist. Nach dieser Kurmethode, welche also nur auf Veränderung des Blutes berechnet ist, habe ich bereits glänzende Erfolge und fast gar keine Verluste gehabt und ich kann sie daher allen Züchtern bestens empfehlen."

Die Pseudo-Diphtheritis.

Unmittelbar der Diphtheritis schließt sich nach den Beobachtungen des Herrn Beill-Stanislau eine ähnliche Infektions-Krankheit an. Glücklicherweise raubt sie nicht so viel Opfer wie die obengenannte. Den Anfang dieser Krankheit bildet schleimige Absonderung aus der Nasenhöhle, also das, was man kurzweg Katarrh nennt. Ein paar Tage später



Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

DEUTSCHES SCHILDMÖVCHEN.

(C. turbita.)

Hamburger Schlag.



zeigen sich in den Mundwinkeln gelbliche käsige Massen, die nachträglich auf alle Falten der Schleimhaut der Mundhöhle übergehen. Die Massen werden immer größer, affiziren den tiefen Rachen und die Luftröhre, welche sie zuweilen verstopfen. Sie lassen sich leicht abnehmen, trocknen an der Luft zu einer halbdurchsichtigen, hornigen Kruste. Die Schleimhaut, an der sie sich befinden, ist nicht geröthet. Auch finden sich niemals Geschwüre oder Wölbungen auf derselben. Mikroskopisch untersucht, zeigen die abgesonderten Massen bei Vergrößerung von 800 bis 1200 mal eine Menge von bakterienartigen Spaltpilzen, die theils kugelige, theils elliptische Form haben und in Gruppen geordnet sind.

Um den Unterschied zwischen Diphtheritis und der in Rede stehenden Krankheit, die ich kurzweg „Pseudo-Diphtheritis der Tauben" nennen will, eingehender zu zeigen, theile ich hier die betreffende Untersuchung Dr. R. Emmerich's („Deutsche med. Wochenschrift", Jahrg. 1884) mit. Bei der Sektion einer an Diphtheritis gestorbenen, einen Monat alten Taube fand er Folgendes:

Die linke Gaumenhälfte war zerstört und in einen gelbweißen Schorf umgewandelt. Am linken Schnabelwinkel war die Haut bohnengroß hervorgewölbt. Dieser Stelle entsprechend saß in der Schleimhaut ein bohnengroßes, tiefgehendes Geschwür mit welligen dicken Rändern, mit gelben bröckeligen Massen bedeckt, welche, aus verschorftem Gewebe bestehend, bis auf die verdeckten Kieferknochen in die Tiefe gehen und der infiltrirten Umgebung fest anhaften. Die Luftröhre war mit einem dottergelben, bröckeligen Exsudat belegt, welches sich aus der aufgeschnittenen Luftröhr in continuo als 3 cm lange wie aus Wachs gegossene Röhre herausnehmen ließ.

Da bei dieser Krankheit die tiefgehenden Geschwüre und die Röthung der Schleimhaut gänzlich fehlen, kann sie mit Diphtherie durchaus nicht verwechselt werden. Die von der Pseudo-Diphtheritis befallene Taube sitzt schwerathmend da, zieht den Hals zusammen, hustet sehr oft und stark, aus der Nase fließt eine zuerst durchsichtige, später immer mehr milchige Flüssigkeit, dieselbe Flüssigkeit zeigt sich auch im Munde, nachher zeigen sich Krusten unter der Zunge, endlich werden Rachen und Luftröhre affizirt.

Die Vorhersage (Prognose) ist weit besser als bei der eigentlichen Diphtheritis. Indem die letzte in ein paar Tagen die Taube tödtet, dauert die erstere monatelang und nicht selten kommen die Tauben ohne jegliche Hülfe zur Genesung.

Auf diesen Fall kann man sich aber nicht verlassen. Am besten läßt man sich eine Lösung von Argentum nitricum, 1 g auf 25 Aqua destillata, machen, und bepinselt damit die Nasenlöcher und die ganze Mundhöhle, sobald man die ersten Symptome der Krankheit wahrnimmt. Man muß nur geduldig sein und regelmäßig, je nach dem Grade der Krankheit ein-, zwei- bis dreimal des Tags einpinseln, dann ist man des sicheren

Erfolges gewiß. Bemerkt man gelbliche Krusten, so werden dieselben mit einer Pinzette vorsichtig abgenommen.

Die Krankheit befällt am meisten die junge Brut und ist höchst ansteckend. In einem von meinen Taubenschlägen wurden alle sich in demselben befindlichen Tauben (über 20) von dieser Krankheit befallen, wovon drei gestorben. Die Pest war den ganzen Sommer hindurch in fast allen Taubenschlägen Stanislau's vorhanden."

Die Schnipp.

Das Wort „Schnipp" ist wahrscheinlich aus dem Wort Schnupfen (Schleimhaut-Katarrh) entstanden, denn das erste in die Augen fallende Krankheitssymptom des erkrankten Thieres ist Husten (d. h. eine stoßweise Ausathmung), wodurch der eigenthümliche Ton, gleich als ob ein Hinderniß in den Luftwegen vorhanden und zu überwinden sei, hervorgebracht wird. Die Krankheit ist bald schnell, bald langsam verlaufend, was wohl von der Intensität und dem Sitze des Krankheitsprozesses abhängig ist, und so verheerend, daß mancher Züchter fast sämmtliche Thiere verliert. Erkrankte junge Tauben sterben fast sämmtlich, und habe ich nur einen Fall, welcher günstig verlief, zu verzeichnen, während alte, deren Widerstands-kraft vielleicht eine größere ist, die Krankheit eher überstehen, doch trauern auch diese sehr lange Zeit und bekommen zuweilen erst nach Ablauf eines Jahres ihre frühere Stimme wieder. Die erwähnte Krankheit ist unzweifelhaft kontagiöser Natur, d. h. ansteckend, und scheint ziemlich schnell auf andre gesunde Thiere übertragen werden zu können. Der Träger des Ansteckungsstoffes scheint der aus der Nase abgesonderte Schleim, vielleicht auch die Entleerungen aus dem Rumpfe und die Exkremente, wenn solche mit dem Futter oder Wasser in Berührung kommen, zu sein. Auch ist eine direkte Uebertragung von dem kranken auf das gesunde Thier z. B. beim Füttern, beim Beißen u. dergl. sehr wohl möglich.

Die Krankheit beginnt unter folgenden Erscheinungen:

Das infizirte Thier wird traurig, frißt weniger wie gewöhnlich und fängt an von Zeit zu Zeit zu husten. Das Husten geschieht stoßweise mehrmals hinter einander und macht auf den Beobachter den Eindruck, als ob ein fremder Körper in die Luftwege gerathen und dieser zu entfernen versucht würde. Es entsteht derselbe offenbar durch die Reizung im Kehlkopfe und in der Luftröhre, sowie durch den in denselben sich ansammelnden Schleim. Die Stimme wird heiser und der Täuber ist schließlich nicht mehr fähig zu rucksen. Allmälig beginnt nun das Stadium des Frostes. Die Federn stellen sich in die Höhe (das Thier macht sich dick), der Kopf wird in die Federn versteckt, und die Temperatur des ganzen Körpers ist eine geringere wie gewöhnlich. Der Frost geht nach einiger Zeit in das Stadium der Hitze über, das kranke Thier säuft mit Hast das vorgesetzte Wasser

und athmet viel schneller wie gewöhnlich, Schnabel und Beine fühlen sich heiß an. Nicht selten wird auch bald der Verdauungskanal in hohem Grade in Mitleidenschaft gezogen, was sich durch Erbrechen und sekundär durch Bildung von gelblichem Belag, welcher an den innern Seiten des Schnabels auftritt, sich nach dem Schlundkopf ausbreitet und endlich die Luftwege ergreift, manifestirt. Der Husten wird immer häufiger und anhaltender, die Absonderung der Schleimhaut der Luftwege besteht Anfangs in gelblich weißem, später grünlichem Schleim und entleert sich zum Theil in nicht unbedeutenden Quantitäten durch die Nasenlöcher nach außen. Das Athmen wird schließlich rasselnd, eine Folge von Ueberfüllung der Luftwege mit Schleim.

Zu dem häufig auftretenden Erbrechen gesellt sich Durchfall; es entsteht infolge der gestörten Ernährung und der ganz besonders fehlerhaften Blutbildung bald sehr große Abmagerung und das Thier stirbt endlich unter den Erscheinungen der Schwäche.

Untersuchungen von verschiedenen an dieser Krankheit gestorbenen Tauben ergaben Auflockerung und Erweichung der Schleimhaut der Luftwege, Ansammlung von Schleim in denselben und geringe Quantitäten Blut in den Lungen, dem rechten Herzen und großen Blutgefäßen. Die mikroskopische Untersuchung des im Schnabel vorhandenen Belages, welcher wie bemerkt, zuweilen sowohl bis in die Luftwege sich verbreitete, erwies sich als zerfallenes Gewebe, bisweilen mit Pilzbildung durchsetzt.

Was die Ansteckungsfähigkeit der Krankheit anlangt, so sprechen die in dieser Beziehung gemachten Versuche entschieden für eine solche, und führe ich hier einige Beispiele an.

Eine schöne flinke, kräftige, junge, schwarze Schlesische Flügeltaube, von ganz gesunden Aeltern stammend, fing eines Tages an zu husten, sie wurde sofort in einem reinen guten Behälter separirt und sehr aufmerksam gepflegt. Nach einigen Tagen erkrankte die andere von dem Nestpaar unter gleichen Erscheinungen, auch diese wurde getrennt an einem andern Ort aufbewahrt und gepflegt. Die erstere starb nach acht Tagen, letztere etwas später. Der Verlauf der Krankheit war der geschilderte, nur muß ich bemerken, daß die zuerst erkrankte ungewöhnliche große Mengen grünlichen Schleimes durch die Nasenlöcher entleerte, ohne eine Affektion des Schnabels und Schlundkopfes zu zeigen, während sich bei der später erkrankten gegen das Ende der Krankheit gelblicher Belag der Mundhöhle entwickelte.

Nachdem beide Behälter sehr gründlich gereinigt und desinfizirt waren und etwa acht Tage an der Luft gestanden hatten, wurden in dieselben zwei gesunde junge, schon allein fressende Tauben gethan. Schon nach wenigen Tagen fingen sie an zu husten, die erwähnte Krankheit entwickelte sich sehr schnell und führte in kurzer Zeit den Tod herbei.

Die Prognose, d. h. die Vorhersage der in Rede stehenden Krankheit ist eine ungünstige, denn die seither gemachten Erfahrungen über den Verlauf und Ausgang dieser noch nicht lange beobachteten Krankheit haben gelehrt, daß eine sehr große Menge von Tauben an derselben zu Grunde geht, und diejenigen, welche sie glücklich überstehen, für längere Zeit dann kränkeln und brutunfähig bleiben.

Was das Wesen der Krankheit anbelangt, so ist die erste in die Augen fallende Krankheitserscheinung Husten, welchem alsbald mehr oder weniger Absonderung von Schleim sich zugesellt. Es ist also eine empfindliche Reizung der die Luftwege bekleidenden Schleimhaut mit spezifischem Charakter vorhanden. Zugleich erkrankt auch konsensuell die Schleimhaut des Nahrungskanals, wie wir dies auch beim Menschen zu beobachten häufig Gelegenheit finden. Durch die anhaltend entzündliche Reizung der Schleimhaut der Luftwege verändert sich das Gewebe derselben, die kleinen Drüsen schwellen an, sondern kogiös ab und erweichen, die Permeabilität der Bläschen der Lunge wird zum Theil aufgehoben, es wird hierdurch der zum Leben nothwendige Austausch von Gasen in der Lunge gestört, mithin die Blutbildung quantitativ und qualitativ verändert, d. h. es entsteht eine fehlerhafte Blutmischung, wozu dann in zweiter Linie wohl auch die gestörte Verdauung mit beitragen mag.

Die Ansicht mancher Beobachter, wonach die Ausschwitzung und Bildung von krupösen Stoffen und sogenannten Pseudomembranen in der Mundhöhle die Ursache der Krankheit sei, ist nach meinen Erfahrungen nicht zutreffend, denn dieser meist gelbliche Belag ist Krankheitsprodukt und nicht das die Krankheit veranlassende Moment, denn immer entwickelte sich derselbe erst im Verlauf des Krankheitsprozesses.

Die Behandlung der von der Krankheit ergriffenen Thiere anlangend, so sind verschiedene Mittel, meist jedoch zur Bekämpfung einzelner Krankheitssymptome, empfohlen worden, dahin gehören z. B. leichte Eisenpräparate, welche man zur Verbesserung des Bluts (wie bei der Rachenbräune der Menschen) gibt, ferner die örtliche Anwendung von Aetzmitteln, z. B. Höllensteinlösungen behufs Zerstörung des Belags im Munde, und manche andere Mittel, welche indeß nicht viel nützen, aber auch nicht schaden. Leider besitzen wir bis jetzt noch kein spezifisches Heilmittel gegen diese perniciöse Krankheit, und müssen uns weitere Beobachtungen und Erfahrungen mit der Zeit die entsprechenden Heilmittel finden lassen.

Eine rationelle Behandlung dürfte vielleicht folgende sein: Im Anfang der Krankheit, im Stadium der Reizung, verfahre man kühlend einhüllend, gebe Neutralsalze, z. B. Salpeter in Wasser gelöst, bei zunehmender Schleimabsonderung gehe man, um denselben zu lösen und eine lokale Krise herbeizuführen, zu einer Salmiaklösung über. Beide Mittel lieben

außerdem die Tauben sehr. Dabei ist das Thier an einem warmen Ort aufzubewahren man gebe ihm Hirse, geschälte Gerste u. dergl. zu fressen und als Getränk nicht zu kalte dünnschleimige Abkochungen, z. B. solche von Hafer, Gerste, Reis u. s. w. Daß der Behälter, worin sich das Thier befindet, sehr sauber gehalten wird, versteht sich von selbst. Treten während des Krankheitsverlaufes anderweitige Folgeerscheinungen, z. B. die krupöse Ausschwitzung im Munde auf, alsdann suche man diese durch eine nicht zu schwache Höllensteinlösung, aber nur rechtzeitig, zu zerstören. Man nehme hierzu eine Lösung von 0,12 (Centigramm) salpetersaurers Silber (argentum nitricum) auf 1,0 (Gramm) destillirtes Wasser, tauche einen Malerpinsel hinein und bestreiche, indem man mit der linken Hand den geöffneten Schnabel vorher fixirt, die kranken Stellen, tauche alsdann den Pinsel in eine Kochsalzlösung und überstreiche die kranken Stellen damit nochmals, hierdurch wird ein Anätzen der gesunden Stellen der Schleimhaut am besten verhütet.

Wenn wir nun auch, so viel mir bekannt, kein spezifisches Heilmittel besitzen und uns daher auf spätere Zeiten vertrösten müssen, so können wir doch indirekt gegen diese Krankheit dadurch ankämpfen, daß wir bei dem geringsten Verdacht der Infektion das Thier isoliren und beobachten, ferner, daß die allergrößte Reinlichkeit in dem Taubenschlage gehandhabt wird (ich zähle hierher auch das häufige Reinigen der herauszunehmenden Nester mit kochendem Wasser und dergl.), und endlich, daß man auf eine gehörige Auswahl des Futters besonders Bedacht nimmt. Dasselbe muß nicht nur von Qualität gut sein, sondern es muß den Thieren auch die nöthige Abwechselung bieten.

Es empfiehlt sich außerdem sehr, daß man das Futter nicht auf den Boden des Schlages wirft, weil es sehr leicht durch die Exkremente der Thiere verunreinigt wird. Um dies zu verhüten, stelle man nur während der Fütterung Kästchen mit flachen Seitenwänden, welche stets sehr sauber gehalten werden müssen, auf den Fußboden, streue das Futter hinein und entferne dieselben, sobald die Tauben die Körner aufgelesen haben.

Auch ist auf die Saufgeschirre besonderes Augenmerk zu richten. Als die beste Qualität dürften sich die bekannten aus Eisen nach Englischem Muster bereiteten empfehlen. Dieselben müssen ebenfalls sehr rein gehalten und täglich wenigstens zweimal mit frischem Wasser gefüllt werden.

Der Durchfall (Diarrhöe).

Diese Krankheit bemerkt man ziemlich häufig in den Schlägen, namentlich werden die jungen Tauben viel leichter davon befallen, als die alten und unterliegen ihr oder werden für lange Zeit dadurch hinfällig. Der Durchfall ist leicht erkennbar an dem häufigen Abgange der Exkremente in flüssiger Gestalt und den besudelten und gleichsam zusammen-

geleimten Federn am After. Das Leiden entsteht gewöhnlich durch allzureichliche aber ungesunde Nahrung, oder von einer Erkältung des Magens bei naßkalter Witterung, wodurch eine Erschlaffung der Gefäße erfolgt. Man beobachte den Durchfall erst einige Tage, um zu sehen, wie er sich gestaltet, ob er von einem Verdauungsfehler herrührt, bei dem man nicht sogleich stopfende Mittel anzuwenden nöthig hat, oder ob er eine ruhrartige Krankheit ist, was sich schon beim Abgange der Exkremente zeigt, die sehr klebrig sind und die Afterfedern so verkleben, daß der volle Abgang nicht gehörig geschehen kann. Ist dies der Fall, wobei sich leicht bei der Schärfe der Exkremente der After entzündet, so müssen die Federn um den After herum abgeschnitten und die stehen gebliebenen öfter mit warmem Wasser abgewaschen werden, damit der Abgang des flüssigen Kothes frei bleibt, was die Behandlung sehr erleichtert, auch das Bestreichen des Afters mit Leinöl trägt sehr dazu bei. In das Trinkwasser lege man eiserne Nägel oder etwas Hammerschlag, oder gebe einen Absud von Eichenrinde. Mit dem bisherigen Futter halte man beim Beginn der Krankheit sofort inne und gebe kleine Gerste oder Reis, mit Kalmus oder Kümmel vermischt. Ein Klystier von Leinöl, welches man mit einem Abguß von Kalmus, gestoßenem Kümmel und Tormentillwurzel (5 bis 10 : 120) vermischt, wird die Kur vollenden. Erst zuletzt nehme man Opium, entweder als reines Opium (0,06 bis 0,08 g mit Eibischwurzelpulver und Wasser zur Pille gemacht) oder als Opiumtinktur (5 Tropfen pro Dosis, täglich einmal). Täglich ein oder zwei Male erfolgendes Eingeben einer 1 prozentigen Höllensteinlösung (jedesmal einen halben Kaffeelöffel voll) ist als allerletztes Hilfsmittel anzusehen. Feldtauben werden häufig im Monat August vom Durchfall befallen, da das neue Korn, welches die Tauben bei der Ernte finden, fast immer die Krankheit herbeiführt, sie hört aber genau mit dem Gewohntwerden dieser Nahrung wieder auf und ist nicht weiter gefährlich.

Die Verstopfung oder Obstruktion.

Diese entsteht von dem Genusse einer zu großen Menge trockener und erhitzender Nahrungsmittel, oder vom Mangel an Bewegung, von schlechtem, kothigem Getränke und aus Schwächung des Magens. Die Zeichen der Krankheit sind, wie bei allen ähnlichen, Traurigkeit, Sträuben der Federn und Mangel an Freßlust; allein das charakteristische Merkmal ist der fortwährende Drang zum Misten, ohne Abgang desselben. Die Heilung geschieht, indem man dem Patienten Kleie mit gestoßenen Sennesblättern, Butter und Weißbrot, zu kleinen Kügelchen geformt, eingibt und den After und Unterleib mit erwärmtem Baumöl oder Fett, in das man etwas Muskatnuß gerieben hat, einschmiert; auch sorge man täglich für frisches Wasser und genügende Bewegung. Sand und Lehm darf dabei niemals im Schlage fehlen. 0,40 g Rhabarberpulver mit Honig zu mehreren Pillen

gemacht, ist vorzüglich wirkend. Kaltwasserklystiere sind sehr zu empfehlen; doch darf das Wasser nicht eiskalt sein. Bei dem Setzen der Klystiere mittels einer kleinen Gummiballonspritze muß man streng darauf achten, daß man bei den Täubinnen sich nicht in der Ausgangsöffnung des Eileiters und des Mastdarmes irrt.

Der Darmkatarrh.

Die Ursache dieser fast stets einen tödtlichen Verlauf nehmenden Krankheit liegt gewöhnlich in der zu sehr beschränkten Freiheit unseres domesticirten Geflügels, namentlich habe ich gefunden, daß sowohl Hühner wie Tauben, wenn sie krank von einer Ausstellung zurückgekommen waren, an Verdauungsstörungen und Darmkatarrh litten. Die äußeren Kranheitserscheinungen sind etwa folgende: Mangel an Freßlust, voller Kropf, Schlaffheit in allen Bewegungen. Die Abgänge sind infolge völliger Verdauungslosigkeit dünn und schleimig, anfänglich von weißlicher, später von grüner Farbe. Sich selbst überlassen, gehen die meisten Patienten an dieser Krankheit zu Grunde, dagegen ist mir eine völlige und baldige Heilung stets gelungen, wenn die Kur in den ersten Stunden der Krankheit angewendet wurde. Das Verfahren ist folgendes. Man kocht etwa eine Handvoll Leinsamen in $^1/_2$ Liter Wasser so lange, bis sich eine gallertartige Masse aus demselben ausgeschieden hat, und flößt von dieser dem Patienten täglich zwei- bis dreimal einen Theelöffel voll ein. Zur Fütterung verwendet man Hafergrütze und vermeidet alle sonstigen Körner- oder Hülsenfrüchte. Nach Verlauf von wenigen Tagen wird der oft steinharte Kropf völlig entleert sein und der Patient Freßlust zeigen, man gibt dann neben der erwähnten Hafergrütze etwas gekochten Leinsamen und erst nach Verlauf von acht bis zehn Tagen Körner und später Hülsenfrüchte. Verschiedene sehr werthvolle Tauben eines hiesigen Taubenbesitzers, welche auf Ausstellungen an Darmkatarrh erkrankt waren, habe ich in der vorerwähnten Weise behandeln lassen und zwar mit vollständigem Heilerfolge. Sind viele Bandwürmer im Darme vorhanden, so bildet sich je nach der größeren oder geringeren Zahl der Schmarotzer ein mehr oder minder starker Darmkatarrh aus.

Innere Würmer.

Außer den Schmarotzern, welche sich im Gefieder vorfinden, gibt es noch Parasiten in den Eingeweiden, die sehr gefährlich sind. Daß eine Taube an Würmern leidet, gibt sich dadurch zu erkennen, daß die Augen trübe, wässerig und blaß sind, und daß der abgehende Koth übel riecht. Die Hauptkennzeichen der Krankheit sind ferner folgende: Trägheit, Appetitmangel, periodenweise auftretender schleimiger Durchfall, bei längerer Dauer der Krankheit immer ein hochgradiger Schwund der Brustmuskel. Doch trügen mitunter

auch diese Zeichen und können ebensowohl auch andere Ursachen zum Grunde haben. Das einzig sichere Zeichen von dem übermäßigen Dasein der Würmer besteht in dem Abgange derselben. Ihrer Ursache liegt meist eine krankhaft veränderte Schleimabsonderung oder eine Verdauungsschwäche zu Grunde. Die hauptsächlichsten Würmer bei Tauben sind folgende: 1. Der Bandwurm (Faenia crassula), im Darm vorkommend. Das beste bandwurmabtreibende und dabei gefahrloseste Mittel ist die Arekanuß. Die Nüsse müssen möglichst frisch sein. Man pulverisirt sie und gibt 1 g des Pulvers, mit Butter zu Pillen gemacht, die man dem Patienten einsteckt. 2. Der Spulwurm (Heterakis maculosa) in den Därmen, zuweilen sogar im Magen und Vormagen. Viele Hunderte dieser Würmer finden sich oft in einer Taube, den ganzen Darmkanal einer solchen vollständig ausfüllend. Im Koth der kranken Tauben lassen sich Unsummen von Eiern der Spulwürmer nachweisen. Wenn gesunde Tauben solche Eier aufpicken, gehen aus letzteren die Spulwürmer hervor und die Tauben sind infizirt. 3. Der Fadenwurm (Filaria clava) in dem die Knorpelringe der Luftröhre zusammenhaltenden Bindegewebe. 4. Der dünne Haarhalswurm (Trichosoma tenuissimum), häufig und zuweilen in großer Zahl im Dünndarm.

Bei dem Gewahrwerden von Bandwürmern, die im Darm des Geflügels ihren Sitz haben, greift man zunächst zu einem Abführmittel, bestehend in Kalomel, oder Rhabarber, oder Rhabarbertinktur, oder Aloe, oder Oel u. s. w., doch nur, wenn sehr wenige Bandwürmer im Darm des Geflügels schmarotzen, ist man imstande sie durch solche Abführmittel abzutreiben. Dann ist das Kalomel am besten am Platze zu 0,006 g pro Dosis für eine Taube, mit Butter zu Pillen gemacht. Nematoden vertragen die ätherischen Oele, wie Anisöl, Rosmarinöl u. dergl. m. nicht. Mit fünf Tropfen ätherischen Anisöles, welchem man einen Kaffeelöffel voll Tafelöl zusetzt, kann man die bei einer Taube befindlichen Bandwürmer zum Abgehen bringen. Dann ist das Benzin ein Vertreiber der runden Darmschmarotzer. Man gebe einen Löffel von Leinsamenschleim oder Schleim von Eibischwurzel oder einen Löffel voll Provenceöl mit einem Zusatz von vier Tropfen Benzin.

Außer diesen Heilmittel sei noch erwähnt die Granatwurzelrinde (Cortex radicis Punicae Granati), wovon nach Belgischer Vorschrift vier Unzen in einem Liter Wasser eingeweicht werden. Nach etwa 24stündigem Ziehen kocht man die Flüssigkeit zur Hälfte ein, flößt dem Patienten einen Theelöffel davon ein und wiederholt dies Verfahren nach drei Tagen. Beim Eingeben von flüssigen Medikamenten beachte man im Allgemeinen folgendes Verfahren. Man hält den Patienten mit dem linken Ellenbogen auf dem Schooße fest, so daß man mit dem Daumen und Zeigefinger den Schnabel öffnet, reckt den Hals des Thieres aus und hält den Kopf desselben in die Höhe. In dieser Lage gießt man dann mittelst eines in der rechten Hand zu haltenden Theelöffels die einzugebende





Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

SATINETTE. (Atlasmövchen.)

(C. sericatae.)

Arznei langsam in den Schlund und sorgt für das Verschlucken derselben von Seiten des Patienten. Es ist dabei aber nicht einmal immer unbedingt nöthig, daß das Thier die Flüssigkeit verschluckt, indem häufig die Arznei schon durch die Berührung der Schleimhäute wirkt, ja selbst ihr Dunst wirkt schon in vielen Fällen auf die Nerven des Thieres ein und stimmt die Lebenskraft auf die mildeste und doch kräftigste Weise heilsam um.

Bezüglich der Arzeneigaben halte man fest, lieber eine kleine Gabe, und wenn die erwünschte Wirkung nicht eintritt, wiederholt eine solche zu verabreichen, als eine große, mit der man möglicherweise dem Patienten mehr schaden kann, als es die Eingeweidewürmer thun.

Der Husten.

Der Husten ist entweder nur ein Anzeichen eines vorübergehenden angegriffenen Zustandes oder aber das Symptom einer ernstlichen Krankheit. Im ersten Falle gleicht der Husten einem wiederholten Niesen und erfolgt, wenn die Taube Rauch oder einen beißenden Geruch eingeathmet hat, oder er entsteht auch durch begieriges Fressen von vorgeworfenem, staubigem, unreinem Futter, wenn ein fremder Körper in die Stimmritze gedrungen ist, oder ein Weizenbart sich in die hintere Oeffnung der Nasengruben festgesetzt hat; auch eine Unreinlichkeit des Magens und der Gedärme kann ihn herbeiführen. Wenn eine Taube anfängt zu husten, muß man die Nasenlöcher untersuchen, sowohl außerhalb als innerhalb des Schnabels. Das beste Mittel ist das Eingeben von Butter; hat jedoch der Husten schon einige Tage angehalten, so gebe man Honig in das Trinkwasser gemischt. Ist der Husten jedoch das Symptom einer tieferen Krankheit, so dauert er viel länger und ist von ganz anderen Zeichen begleitet, wie von Röcheln und Zuckungen, die Taube kann den Flug nicht lange aushalten und wenn sie in den Schlag zurückkehrt, ist sie, wie man zu sagen pflegt, außer Athem. Man kennt übrigens auch die Krankheit nicht, die diese Art Husten hervorruft, jedoch heilt sie sehr schwer.

Das Röcheln.

Man sagt: die Taube röchelt, wenn man bei jedem Athemzuge ein eigenthümliches inneres Krachen hört; dieses Geräusch wird hervorgerufen beim Durchgange der Luft durch den angehäuften Schleim in der Stimmritze oder in der Luftröhre. In der Zeit, wo die Taube röchelt, fühlt sie sich beklemmt, d. h. die Athmung ist beschleunigt, und damit der Luftdurchgang leichter geschehe, öffnet sie gewöhnlich den Schnabel. Man könnte vermuthen, in diesem Röcheln die Anzeichen eines katarrhalischen Zustandes der Athmungswerkzeuge zu sehen, oder vielmehr es als die Folge eines solchen halten, denn er ist nicht selten chronisch, und nur im günstigsten Falle wird die Taube vollständig davon geheilt.

Man gebe dem Patienten leicht reizende Getränke, als: Lindenblüthen-, Ehrenpreis- oder Ysop-Thee und von Zeit zu Zeit zwei bis drei Rhabarberpillen in der beschriebenen Weise.

Das Asthma.

Das Asthma erkennt man am kurzen und abgebrochenen Athemholen. Da das Röcheln von einer ähnlichen Art des Athemholens begleitet ist, so werden fast immer beide Krankheiten mit einander verwechselt; jedoch kommt das Asthma auch ohne Röcheln vor, was also eine verschieden geartete Krankheit andeutet. Das Asthma ist für gewöhnlich nicht beständig, denn wenn sich die Taube in Ruhe befindet, so erscheint das Athmen normal, wenn sie aber erschreckt ist, oder wenn sie geflogen hat, was sie in dem leidenden Zustand nicht gern thut, so erscheint die Krankheit mit einer mehr oder minder großen Heftigkeit. Man glaubt, daß diese Krankheit am häufigsten durch großen Schreck hervorgerufen wird. Das Erscheinen einer Katze in dem Schlage oder die Verfolgung durch den Habicht können die Tauben asthmatisch machen; es kann aber auch die Folge von Erschöpfung sein, wie solche häufig entsteht, wenn das Thier eine große Anzahl junger Tauben aufgefüttert hat. Wenn eine Taube eben ihre Jungen gefüttert hat und diese schon eine ziemliche Größe erreicht haben, so bemerkt man, daß sie ermattet ist, indem sie sich von ihnen entfernt, um Athem zu schöpfen, woraus unzweifelhaft hervorgeht, daß das Wiedervonsichgeben des Futters nicht ohne bedeutende Anstrengung geschieht. Außer der Muskelerschlaffung, welche gleich darauf erfolgt, üben diese Anstrengungen ihre Wirkung besonders auf die Lungen aus, und es ist leicht begreiflich, daß diese zu häufig wiederholte Funktion dahin führt, das Asthma zu entwickeln. Als unmittelbare Folgerung dieser häufig gemachten Beobachtung haben viele Liebhaber werthvoller Tauben, denen an ihrer Erhaltung gelegen ist, die Gewohnheit, nie mehr als ein Junges aus jeder Brut nähren zu lassen. Ich möchte sogar rathen, auch dieses Junge zu entfernen, sobald es das Nest verläßt und anfängt für sich selbst zu sorgen, da die Täubin dann gewöhnlich wieder zur Brut schreitet und der Täuber allein mit den Nahrungssorgen für die Jungen belastet ist, was ihn zu sehr abmattet.

Was nun die Behandlung des Asthma anbelangt, so suche man zuerst zu erforschen, durch welche Ursache es hervorgerufen ist. Ist die Krankheit aus Erschöpfung entstanden, so entziehe man alle erhitzende Nahrung und versuche dem Patienten Bisquit in Milch eingetaucht beizubringen, gebe von Zeit zu Zeit etwas Grünes und füttere mit guter, gesunder Nahrung, hat die Taube später Junge, so lasse man ihr nur eines, das man selbst nach zehn oder zwölf Tagen, wenn man die Entstehung des Aussatzes nicht mehr zu befürchten braucht, einem anderen Paare unterlegen kann.

Das Asthma, welches durch einen Schreck hervorgerufen wird, und dasjenige, welches aus Altersschwäche entsteht, müssen den Anstrengungen der Natur überlassen bleiben; ersteres kann mit der Zeit verschwinden, letzteres ist unheilbar.

Pneumatosis (Windgeschwulst).

Die Windgeschwulst (Haut-Emphysem) ist eigentlich keine Krankheit, sondern nur ein zufällig krankhafter Zustand, der sich bei Tauben nach großen Anstrengungen zu entwickeln pflegt. Bekanntlich sind bei den Vögeln im Allgemeinen und besonders bei denen mit sehr schnellem Fluge die Knochen hohl und enthalten nur Mark. Die Höhlungen der Knochen sind mit großen Zellen oder Taschen, die mit Luft angefüllt sind, bekleidet. Diese Luft, welche sich beständig erneuert, befindet sich in direkter Verbindung mit derjenigen, die permanent in die Lungen eintritt. Außer diesen Knochenzellen gibt es noch andere unter der Haut, die sich zwischen den Organen verzweigen.

Während des krankhaften Zustandes ist der Körper der Taube vollständig aufgeschwollen, und die Geschwulst zeigt sich besonders auf den Flanken und der Brust. Wenn man die Federn beseitigt, erscheint die Haut erhaben und von den Knochen losgelöst, sie ist elastisch, und wenn man einen Theil herunterdrückt, so geht der andere hoch. Kleine Blutadern treten sichtbar hervor, und es scheint, daß die Geschwulst bei der Fütterung, wenn nicht grade schmerzt, doch hinderlich ist, wie die Unbehülflichkeit zeigt, mit welcher die Taube die Nahrung zu sich nimmt. Man gebe dem Patienten einige Tropfen Ammoniak oder Salmiak, welche Mittel einsaugen und Luft machen; daneben kann man auch Franzbranntwein und Baumöl anwenden; oder man nehme einen Löffel voll ungelöschten Kalk, feuchte ihn an und tröpfle dem Vogel einige Tropfen in den Hals. Gewöhnlich aber vergeht oder leert sich die Geschwulst, sowie man mit einer Nadel eine kleine Oeffnung in dieselbe macht und ganz gelinde drückt, damit die angesammelten Gase ausströmen. Diese Nadelstiche sind nicht von Blutverlust begleitet. Die Ausdehnung der Haut ist mitunter auf's Aeußerste gestiegen, so daß die Luft durch die Poren mit einem laut hörbaren Pfeifen entweicht. Nach dem Ausdrücken verklebt man die Oeffnung mit einem Häutchen von einem Ei oder mit Kollodium. Daneben füttere man mit abführenden Stoffen oder gebe Wasser, in welches man rostiges Eisen gelegt hat.

Die Erklärung dieses Windgeschwulstes erscheint vermöge der oben besprochenen Luftzellen sehr natürlich. Die Taube, welche mit allen Kräften fliegt, sei es, um einem Raubvogel zu entgehen, oder sei es, um ihren heimathlichen Schlag wieder zu gewinnen, treibt ihre Lungen instinktartig mit Luft auf, um den Anstrengungen, die sie macht, mehr Kraft zu verleihen. Diese Luft verbreitet sich nun in den Luftzellen. Der Zustand der Ueber-

anstrengung, in dem sich die Taube befindet, führt eine Blutströmung nach den umliegenden Organen herbei; zu gleicher Zeit vermehrt sich die innere Hitze und die Luft zertheilt sich. In dieser Lage können die Verbindungen der Luft der Zellen mit denen der Luft der Lungen mehr oder weniger verstopft sein und die Luft sich eingeschlossen befinden. Diese schwellt in einer konstanten Art und Weise die Luftzellen an und verbreitet sich unter der Haut, die sich übermäßig ausdehnt. Solche Vorfälle könnten aller Wahrscheinlichkeit nach von selbst heilen, das anzuwendende Mittel ist jedoch so gelinde, daß man nicht zögern sollte, der Taube dadurch Erleichterung zu verschaffen.

Kanariensucht und Legenoth.

Erstere Bezeichnung leitet sich von dem Worte: verschlucken, hinabgehen, hinabsteigen her, und hat die Krankheit den Namen Kanariensucht erhalten infolge der Ansicht der alten Liebhaber von Schlagvögeln, Tauben oder Hühnervögeln, von denen nämlich vermuthet wurde, daß der Kropf der Vögel herunter gefallen sei und die Eingeweide nach hinten dränge. Allerdings zeichnet sich die Krankheit durch das Anschwellen und Hervortreten des Unterleibes aus, und das Berühren läßt eine harte Beule von der Größe eines Eies erkennen. Man hat diese Krankheit besonders bei den Weibchen bemerkt, und so bald sie davon betroffen werden, hören sie auf zu legen. Noch viel häufiger zeigt sie sich jedoch bei den im Neste befindlichen Jungen und entwickelt sich bei ihnen mit deutlich sichtbaren Merkmalen. Der Bauch ist angeschwollen und von Federn entblößt, die Haut heiß und glänzend, die Adern sind widernatürlich angeschwellt und mit Blut überfüllt, die aufgeschwollenen Eingeweide verdrängen fast die Lungen. Das Athmen ist schwierig und abgebrochen, die vorhergegangene Diarrhöe verschwindet, die trockenen Exkremente kleben in der Umgegend des Afters und umschließen seine Oeffnung; die Taube muß umkommen. Die Kanariensucht, welche die Weibchen befällt, sollte sie verschieden sein von der der jungen Tauben? Es ist nicht recht wahrscheinlich, und man begreift sehr wohl, daß ein schon krankes Weibchen nicht mehr legen kann. Daraus geht hervor, daß das Männchen es ohne Aufhören verfolgt und ihm keinen Augenblick Ruhe läßt, es kann daher nicht fressen und hungert, und infolge dessen macht die Krankheit so schnelle Fortschritte, daß die Taube ihr sehr bald unterliegt.

Viele Liebhaber glauben, daß ein zu feuriges Männchen die Krankheit bei einem Weibchen entwickeln kann.

Ich würde eher geneigt sein zu glauben, daß eine Täubin, die in ihrer Jugend in einem gewissen Grade damit behaftet war, zum zweiten Male von dieser Krankheit befallen werden kann, wenn aus irgend welchem Grunde sie sich rasch auf einander folgenden Eierlegens

ausgesetzt findet. Man weiß, daß ein von der Kanariensucht befallenes Weibchen nicht legen kann, da die Eingeweide des Unterleibes angeschwollen und entzündet sind, einen Druck auf den Eierkanal ausüben und so den Durchgang des Eies nicht erlauben. In diesem Falle muß man der Natur zur Hülfe kommen. Eine vorsichtige Einspritzung von lauwarmem Wasser mit etwas Olivenöl in die Kloake und den Eileitermund — am besten mit einer kleinen biegsamen Spritze, allenfalls auch mit einem in Oel getauchten Federbarte — und ein gelindes Vorwärtsschieben des Eies mit den Fingern, bis es aus dem Eileitermunde in die Kloake und aus dieser heraustritt, ist meist genügend. Führt indeß diese Manipulation nicht zum Zwecke, so ist es probat, zwei reine, lange Haarnadeln — eine oben, die andere unten — zwischen das im Eileiter festgeklemmte Ei und die Eileiterwand einzuschieben, die umgebogene Mitte der Nadeln nach oben; man schiebt dann das Ei nach dem Ausgange hin und es gleitet in der Regel sehr rasch auf den glatten Schienen nach außen. Ist die Schale zu schwach und zerbricht im Eierkanale, so ist die Operation fehlgeschlagen, und der Miserfolg hat den Tod der Taube zur Folge. Ist die Operation jedoch geglückt, so darf man die Taube vor der Hand keinem neuen Eierlegen aussetzen, und dürfte es gerathen sein, sie vom Täuber zu trennen, worauf man das Paar erst dann wieder zusammen läßt, wenn sich die Anschwellung des Unterleibes unter vernünftiger Pflege zertheilt hat; gute reife Wicken, Erbsen, zeitweise Grünes, frisches Wasser und von Zeit zu Zeit einige leichte Laxire mittelst einiger Glaubersalz-Krystalle müssen die dazu verhelfenden Bestandtheile sein. Ein anderes sicheres Mittel ist folgendes. Sobald die Taube das Ei nicht los werden kann, nehme man sie in die flache Hand, den Bauch nach oben gekehrt, ergreife ein Gefäß mit frischem, kaltem Wasser und lasse dasselbe etwa in der Höhe von 15—30 cm auf den After und demnächst auf den ganzen Bauch fallen, bis er ziemlich durchnäßt ist. Dann setze man sie auf das Nest, bis sie sich erholt hat und wieder munter ist. Durch dieses Verfahren wird das Ei, welches nicht abgehen kann, wieder zurückgedrängt und es erfolgt die Legung des Eies ohne Schwierigkeiten am nächsten Tage. Man hüte sich aber, daß man die Taube, während man das Wasser auf den After und Leib fallen läßt, nicht mit dem Kopfe zu weit nach unten hält, weil durch den Druck des Wassers das Blut nach oben gedrängt wird und zum Schnabel herausfließt, was leicht einen Schlagfluß herbeiführen kann.

Das Eierlegen ohne Schale.

Ein Ei ist schallos, wenn es nicht mit einer harten, festen, brechenden Schale, sondern von einer häutigen, pergamentartigen Umhüllung bekleidet ist, die an der Oberfläche mit kalkartigen Körnchen bedeckt ist. Es gibt einzelne Tauben, die nie andere Eier legen, und

besteht in diesem Falle eine organische Misbildung des Theiles des Eierkanales, der den Kalkstoff, welchen die Eierschale bilden soll, absondert. Dieser Fehler ist gewöhnlich nicht zu heilen, wenn man jedoch viel auf die Taube hält, welche damit behaftet ist, so versuche man sie zu heilen, indem man in ihre Nähe ein Gefäß setzt, welches groben Sand, Salz, Kalk und zerbrochene Eierschalen von nicht gekochten Eiern enthält. Es ist dies ein Versuch, den man erst machen muß, ehe man die Taube ausmustert, und umsomehr, als sie nur zufällig von dieser Krankheit befallen sein kann, z. B. wenn sie durch mehrmaliges rasch aufeinander folgendes Legen oder durch eine andere vorhergegangene Krankheit erschöpft ist. In diesem Falle ist das Mittel leicht zu finden und besteht darin, daß man die Taube absperrt und ihr Zeit zur Erholung gönnt. Zur Beruhigung gebe man zehn Tropfen Opiumtinktur in einem Kaffeelöffel voll Schleim täglich einigemal. Mitunter finden sich jedoch schallose Eier, ohne daß die Taube, welche sie gelegt, krank erscheint. Untersucht man die Sache, so findet man gewöhnlich, daß ein Element der Nahrung fehlt, wie Kies, Sand, Kalk oder zerbröckelte Eierschalen. Häufig kommt dies bei den Tauben vor, die ihrer Freiheit beraubt sind, denn frei umherfliegende Tauben wissen sehr gut das zu finden, was ihnen Noth thut. Dr. Chapuis erinnert sich in dieser Beziehung einer Thatsache, die sehr zu Gunsten des Instinktes und des guten Gedächtnisses der Tauben spricht. Ein Züchter hatte einem Freunde eine Täubin gegeben, die, obgleich sie sich in ihrem neuen Schlage sehr gut zu gefallen schien, zu gewissen Zeiten an ihren alten Wohnort zurückkehrte. Bei der nächsten Wiederkehr wurde sie aufmerksam beobachtet, und stellte es sich nun heraus, daß das Wiederkommen nur einzig und allein darin seinen Grund hatte, das Gefäß zu besuchen, in welchem ein Gemisch von Sand, Lehm, Salz, Kalk und Eierschalen aufbewahrt war. Es wurde außerdem festgestellt, daß die Besuche genau mit dem Eierlegen zusammenfielen, und daß die Taube an ihrem alten Wohnorte das suchte, was sie am neuen nicht gefunden hatte.

Die Drehkrankheit.

Boitard und Corbié betrachten diese Krankheit als einen Erbfehler und bezeichnen als ihren Grund eine große Gesichtsschwäche, weil, wenn die Tauben davon befallen werden, die Augen eine rothe durchsichtige Farbe annehmen. In dieser Krankheit, welche sich besonders bei jungen Tauben kurz nach dem Verlassen des Nestes zeigt, dreht sich der Hals unaufhörlich ruckweise und mit konvulsivischer Bewegung nach rechts und links. Dieser Zustand nimmt sehr schnell zu, so daß die Taube den Kopf manchmal so weit nach hinten dreht, als dies überhaupt nur möglich ist, wobei sich sehr starke epileptische Krämpfe einstellen, in welchen die Taube bald verendet. Alle diese verschiedenen Erscheinungen und

der ganze Gang der Krankheit zeigen eine tiefe Hirnverletzung; die Schwäche der Augen, welche sie oft begleitet, kann zwar nicht als Ursache, wohl aber als Folge, als ein Symptom der Gehirnverletzung betrachtet werden. Zürn fand bei der Sektion von an dieser Krankheit zu Grunde gegangenen Tauben nicht selten eine vergrößerte, zuweilen durch Einlagerung von Kalk verhärtete Zirbeldrüse. Er glaubt annehmen zu können, daß wenn eine solche verhärtete Zirbeldrüse im Innern des Gehirns vorhanden ist und die Taube nur eine leichte Verletzung am Schädel acquirirt (durch das Anstoßen an festen Gegenständen, wenn sie in gar zu schnellem Fluge, z. B. bei Verfolgung durch einen Raubvogel, befindlich ist), starke Gehirnentzündung entsteht. Aber auch ohne solche hinzukommende Krankheit kann eine arg vergrößerte und verhärtete Zirbeldrüse zu Störungen der Gehirnfunktionen Veranlassung geben.

Sowie Symptome des vermehrten Blutzuflusses nach dem Gehirn der Taube wahrgenommen werden, oder wenn schon Schwindel, Taumeln, Drehbewegungen kundgegeben werden, ist es nöthig, sofort kaltes Wassers auf den Kopf des Patienten aufträufeln zu lassen. Am einfachsten geschieht dies durch alle halbe Stunde zu wiederholendes Auspressen eines Schwammes, der vorher in Eiswasser getaucht ist. Sodann ist ein rasch wirkendes Abführmittel am Platze. (Kalomelpillen 0,02—0,05 g.)

Eine ähnliche Krankheit, die Drehsucht, kommt häufig bei Lämmern vor. Die Ursache liegt hier in einem Bandwurm, dessen jugendliche Form sich in der Schädelhöhle des Thieres findet, während der ausgebildete, geschlechtsreife, sehr kleine Bandwurm im Darme der Hunde vorkommt.

Die Eier des Wurmes gerathen durch den Koth der Hunde mit dem Grase in den Magen der Lämmer. Dort entwickeln sich die Embryonen, die sich bis in die Blutgefäße durchbohren und dann mittels des Blutstromes in die Schädelhöhle gelangen. Hier setzt sich der Blasenwurm fest, treibt eine Menge von Bandwurmköpfen aus seiner Blase und erreicht hierdurch oft eine sehr bedeutende Größe. Die mit Wasser gefüllte Blase bedingt durch ihren Druck auf das Gehirn die Krankheitserscheinungen. Die Krankheit ist selten heilbar und gewöhnlich endet das Thier an Entkräftung. Das einzige Hülfsmittel besteht in der Zerstörung der im Kopf enthaltenen Wurmblase durch einen Stich. Diese Operation ist sehr mislicher Natur und bleibt es immer das Beste, solches Thier zu schlachten.

Warzen.

Diese Hautgebilde zeigen sich auf den nackten Theilen an der Vereinigung des Schnabels, auf den Nasen- und den Augenhäuten und an den Füßen. Sie entwickeln sich mitunter

so stark, daß sie das Gesicht verdecken und die Tauben am Fressen hindern. Die von der gelben Mundfäule befallenen Theile scheinen mehr disponirt diese Entzündung der Haut hervorzurufen, als andere. Die Warzen vermehren sich und wachsen mit einer großen Geschwindigkeit, deshalb muß man nicht säumen, die Taube davon zu befreien. Die Operation ist sehr einfach, es genügt, die Warzen zu unterbinden und auszureißen; man muß dabei jedoch mit Vorsicht zu Werke gehen, wenn sie sich auf den Augenlidhäuten befinden. Nach dem Ausreißen beize man mittels eines Pinsels die Wunde mit Höllenstein, oder noch besser mit einer starken Lösung von Schwefelkupfer.

Die Pocken oder Blattern.

Es ist dies eine mit starkem Fieber verbundene Ausschlagkrankheit, die sich in perlartigen Pusteln (Blattern), die mit einer entzündlichen Röthe umgeben sind, kennzeichnet. In den Pusteln entwickelt sich ein ansteckender Stoff, so daß oft ein ganzer Flug Tauben von diesem Uebel heimgesucht wird, das dann nicht selten große Verheerung anrichtet. Bei alten Tauben treten die Pusteln zuweilen schon am Ursprunge des Schnabels hervor; bei den jungen zeigen sie sich besonders an den Ohren und unter den Flügeln. Ungünstige Witterungsverhältnisse dürften dieses Leiden am häufigsten hervorrufen; ferner liegt der Grund in der Ansteckungsfähigkeit desselben, und geschieht die Fortpflanzung am leichtesten durch unmittelbares Berühren eines pockenkranken Exemplares, wodurch sehr leicht etwas von der Pockenfeuchtigkeit an die Haut des gesunden Vogels kommt. Aber auch durch die bloße Ausdünstung kranker Thiere kann die Seuche verbreitet werden, so daß, wie schon erwähnt, oft ein ganzer Flug Tauben von derselben befallen ist. Auch das Fressen von frischem, erst eingeerntetem Getreide, unreifem Korn, jungen Erbsen, öligen Sämereien, z. B. Lein, Hederich u. s. w., sowie Läuse, die gerne wunde, feuchte Stellen aufsuchen und diese aufreizen, können die Krankheit entwickeln. Man sondere die kranken Thiere von den gesunden sofort ab, damit diese nicht auch angesteckt werden, und bestreiche die Pocken mit frischer ungesalzener Butter, oder mit frischer Sahne, frischem Provenceöl und dergleichen milden Mitteln. Verdünnte Myrthentinktur, welche trocknet und heilt, soll gute Dienste leisten. Man suche ferner das Geblüt zu reinigen, indem man eisenhaltiges, rostiges Wasser, etwas Doppelsalz, Spießglanz dazugethan, vorsetzt. Blatterkranke Tauben sind übrigens für die Küche unbrauchbar.

Die mikroskopische Untersuchung des Blutes erkrankter Tauben ergab, daß dieses eine Unmenge kleiner mikroskopischer Wesen enthält. Diese Blutveränderung findet sich bei allen erkrankten Tauben, sei es, daß die Krankheit spontan oder durch Einimpfung entstanden ist. Die Erscheinung dieser kleinen Organismen geht stets dem Auftreten der anderen





Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

WEISSSCHWÄNZIGE DEUTSCHE MÖVCHEN (STICKEN).

Krankheitserscheinungen vorauf. In der That bemerkt man, wenn man die Krankheit den Thieren durch Einimpfung mittheilt, zunächst während der ersten zwei Tage, ja oft noch am dritten Tage, nichts Abnormes im Blute derselben; aber am Ende des dritten Tages läßt sich durch eine aufmerksame, genaue Untersuchung das Vorhandensein jener mikroskopischen Organismen konstatiren, welche sich in den folgenden Tagen ungeheuer vermehren, und wenn die Taube erst deutliche Symptome der Krankheit zeigt, so ergibt die mikroskopische Untersuchung Myriaden derselben. Diese Periode entspricht der Periode der sogenannten Ausbrütung (Inkubation), welche ein charakteristisches Merkzeichen der ansteckenden Krankheiten bildet. Der Beginn der Krankheit tritt ein, wenn jene Organismen sich vermehrt haben und entweder in diesen oder in den dem Ausbruch der Blattern unmittelbar folgenden Zeitpunkt fällt der Höhepunkt in der Entwickelung der Bakterien. Die dritte Periode, der Ausbruch der Krankheit, fällt mit ihrer allmäligen Abnahme zusammen. Der Hautausschlag ist nur eine Art Giftausscheidung, aber bei manchen Tauben fehlt er vollkommen; nichtsdestoweniger verläuft auch bei diesen die Krankheit oft tödtlich. Die Autopsie zeigt in diesem Falle einen Ausschlag in den Eingeweiden.

Bei den Tauben scheint also, wie gesagt, das Blut der Mittelpunkt der Bakterienentwickelung zu sein, während sich bei anderen von dieser Krankheit ergriffenen lebenden Wesen (Mensch, Schwein) eine relativ nur geringe Anzahl dieser Organismen im Blute findet. Ebenso finden sich bei der Schafräude nur wenig Bakterien im Blute, selbst im Momente des Todes. Die Ursache dieser Erscheinung ist, daß sich bei diesen Thieren die Bakterien nicht im Blute, sondern in der Lymphe entwickeln, während dies infolge des wenig entwickelten Lymphsystems bei den Tauben nicht der Fall ist.

Fulton beschreibt unter dem Namen „Small-pox“ — kleine Pocken — eine Krankheit, die besonders kurz vor dem Eintritt der Mauser vorkommt; ebenso nach dem Einsperren in eine andere Lokalität, bei verändertem Futter, durch schlechtes Trink- und Badewasser, durch zu schnelles Wachsthum 2c. und eine Folge von Blutstockung zu sein scheint. Die kleinen Pocken sind eine schreckliche und die ansteckendste Krankheit, deren erstes Symptom ein rothes, warzenartiges Bläschen am Rande der Augen-, zuweilen auch der Schnabelwarzen ist. Es schwillt allmälig an bis zu einer mit fast trockener Materie gefüllten Geschwulst, welche, geöffnet, voll von sehnenartigen Wurzeln mit ein wenig Eiter ist. Schließlich werden die ganzen, unförmig aufgeschwollenen Augenwarzen mit diesen Pocken bedeckt, wenn man der Krankheit nicht rechtzeitig Einhalt thut.

Sobald man das erste Bläschen entdeckt, sperre man das Thier in einen besonderen Käfig, um jede Infektion zu verhüten. Zuvor muß der angegriffene Theil bis auf das gesunde Fleisch ausgeschnitten, die Wunde gut ausgewaschen und mit Höllensteinlösung sorgsam

bepinselt werden. Ebenso verfährt man sofort, wenn die Krankheit an einer andern Stelle ausbricht, was nicht unwahrscheinlich ist. Nach der Operation gebe man zwei Kapseln Rizinusöl und verändere auf einige Zeit die Nahrung. Fulton hat selten Miserfolge bei diesem Verfahren gehabt, während er vor seiner Bekanntschaft damit „schreckliche Verluste" gehabt hat.

Der Grind.

Grind, welcher nur durch Milben hervorgerufen wird, ist meistens bei Feldfliegern zu finden. Man erkennt ihn, wenn die Tauben um den Schnabel und um die Augen ganz nackt und schäbig werden, und er entsteht von scharfen Sämereien, z. B. der Wolfsmilch. Als Heilmittel ist Chlorkalk, in Wasser aufgelöst, sehr zu empfehlen. Man wäscht die kahlen Stellen der erkrankten Thiere damit täglich einmal, und die Heilung wird sehr bald erfolgen.

Der Schlagfluß.

Mitunter kommt es vor, daß eine sonst ganz gesunde Taube plötzlich wie vernichtet erscheint, die Flügel hängen halb geöffnet herab, die Füße können sie nicht tragen, sie wackelt und fällt von einer Seite zur andern; der Kopf neigt sich und oft fließt Speichel mit Blut untermischt aus dem Schnabel; der Tod erfolgt darauf einen Augenblick früher oder später. Sobald man einen derartigen Zustand wahrnimmt, beeile man sich, der Taube sofort an jedem Fuß einen Nagel ziemlich nahe an der Wurzel abzuschneiden, damit Blutverlust eintritt. Um das Bluten zu erleichtern, stecke man die Füße in lauwarmes Wasser. Bleibt die Taube am Leben, so halte man sie diät und gebe ihr nur frisches Wasser. Einen solchen Zustand nennt man Schlagfluß. Aber wo ist der Sitz und was ist die Ursache eines solchen? Ist es Lungenschlag oder Gehirnschlag? Es läßt sich dies schwer feststellen, da unsere Kenntnisse der Krankheiten des Federviehes noch sehr geringe und die große Mehrzahl der Liebhaber wenig geneigt sind, sich umfassenden Beobachtungen hinzugeben.

Die Gicht.

Man unterscheidet zwei Arten von Gicht bei Tauben und zwar a) die eiternde Gelenkentzündung, b) die gichtische Gelenkentzündung.

Die erstere ist eine der gefährlichsten Krankheiten für Flugtauben, da sie in kurzer Zeit einen ganzen Schlag entvölkern kann. Sie tritt ganz plötzlich auf und haftet sich in der Regel an einen Fuß der Taube und macht sie hinkend, oder an einen Flügel und macht ihn zu jeder Bewegung unfähig, so daß sich das Thier kaum zu $1/2$ Meter Höhe erheben kann. Forscht man nach dem Sitze des Uebels, so findet man einen Punkt, wo die Hitze stärker, die Röthe lebhafter ist und die Arterien heftiger schlagen; in kurzer Zeit folgt

Verstopfung und es entsteht eine harte Beule, die sich bald zur Größe eines Taubeneies entwickelt. Oeffnet man dieselbe, so findet man darin eine gelbe, durchsichtige Flüssigkeit, die den angrenzenden Knochen und die Sehnen umgibt und die sich in die naheliegenden Theile ergießt. Später verdickt sich diese Feuchtigkeit und wird undurchsichtig, sie scheint am Knochen festzusitzen und läßt sich nur mit Schwierigkeit entfernen. Tuberkelbacillen sind darin häufig nachzuweisen. Diese Beule hat gewöhnlich ihren Sitz an den Gliedern oder wenigstens an dem äußersten Gliede der langen Knochen; man findet sie häufiger am Flügel als am Fuße und sie ist am ersteren umfangreicher als am letzteren, ja häufig nimmt sie solche Größe an, daß der Flügel ganz an der Erde schleppt.

Bleibt die Krankheit sich selbst überlassen, so kann sie auch ohne weiteres Zuthun heilen, der Flügel erlangt nach und nach seine Bewegung wieder; hat das Uebel seinen Sitz am Fuße, so bleibt die Taube oft hinkend. Häufig kommt es jedoch vor, daß die Krankheit solche Fortschritte macht, daß die Taube nur kurze Zeit kränkelt und ihr dann unterliegt. Man hat eine Menge Mittel zur Heilung der Gicht vorgeschlagen und nichts unversucht gelassen, man hat Blutegel an die Beule gesetzt, man hat ein Haarseil durchgezogen, man hat sie geschnitten und gebeizt, jedoch vergeblich. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn das Uebel eine gewisse Höhe erreicht hat, es unmöglich ist, es zu heilen. So bald sich das erste Symptom der Krankheit zeigt, muß man sich beeilen, helfend einzuschreiten. Zürn empfiehlt vor allen Dingen Schutz vor Erkältung und Sorge für einen trocknen Stall, denn in feuchten Ställen wird die Krankheit von den Vögeln am meisten geholt. Hält man die Thiere trocken und warm, dann tritt am leichtesten von selbst die Heilung ein.

Gründlichste Desinfektion des Taubenschlages ist nicht zu unterlassen. Dieselbe geschieht auch hier am zweckmäßigsten und mit sicherstem Erfolge mit einer wässerigen Quecksilbersublimatlösung (1 : 500 bis 1000), wobei aber auch nach mehrstündiger Einwirkung derselben ein nachfolgendes Abwaschen alles Desinfizirten mit Schwefelwasserstoffwasser geboten ist, da das sonst haften bleibende, sehr giftige Sublimat für die Tauben schädlich werden könnte. Während des Desinfizirens dürfen natürlich die letzteren nicht im Stalle bleiben und auch nicht unmittelbar nachher wieder in denselben eingelassen werden.

Zunächst hüte man sich vor einem zu frühen und unnöthigen Einschneiden der Geschwulst. Man weiß es wohl, daß grade im Beginn des Uebels der schwappende Inhalt der Anschwellung reizt, durch Einstechen den Inhalt zu entleeren. Wer aber in dieser Beziehung die nöthigen Erfahrungen gemacht hat, der wird wissen, daß es besser ist, nicht die operative Eröffnung der Anschwellung vorzunehmen. Freilich kann solches unter Umständen nöthig werden, besonders dann, wenn die gleich anzugebende Behandlungsweise nicht Heilung herbeigeführt hat und dann, wenn die Geschwulst unter dem Mittelfußzehengelenk,

also an der sogenannten Fußsohle sitzt, auch den einfacheren Behandlungsmethoden nicht weichen will, sondern im Gegentheil sich vergrößert, und wenn man findet, daß deutlich ein weicher breiartiger Inhalt in der Anschwellung befindlich ist; durch Einschneiden, Ausdrücken und unter Umständen auch Auslöffeln ist dann der Inhalt zu entfernen, zunächst hierauf die Blutung durch Einlegen eines Bäuschchens blutstillender Watte zu beseitigen; später bedient man sich zum Bepinseln und zwar außen und innerhalb der vorhandenen Höhle der verdünnten Jodtinktur (1 : 10), ausnahmsweise wohl auch der reinen Jodtinktur; seltener nimmt man den Höllensteinstift in Gebrauch.

Die hauptsächlichste Behandlung besteht darin, daß gleich im Anfang den Kranken innerlich Salicylsäure gegeben wird (0,1 g Salicylsäure wird in Spiritus gelöst, mit Mehl oder Eibischwurzelpulver und etwas Wasser zur Pille gemacht; täglich werden zwei solche Pillen dem kranken Thiere gegeben); dann werden die örtlichen Entzündungszustände an den angeschwollenen Körpertheilen durch Kühlen behandelt (Umlegen von Werg, Watte, Lappen, die in Bleiwasser getaucht sind; Aufstreichen eines aus Lehm, Wasser und Essig bestehenden Breies und Begießen des Aufstriches mit gleichen Theilen Essig und Wasser, wenn er trocken geworden ist).

Sind die Anschwellungen etwas fester geworden, haben sie geringere Wärme bekommen und schmerzen sie beim Drücken nicht mehr so sehr als früher, reibe man leicht reizende spirituöse Mittel, wie Kampferspiritus, sehr verdünnte Jodtinktur (1 : 20 bis 40 Spiritus) täglich einmal ein. Dann sind auch trockne Umwicklungen der leidenden Gelenke mit Werg, Jute u. dergl. am Platze.

Die **gichtische Gelenkentzündung** ähnelt sehr der vorigen, nur leiden vorzugsweise die Fußgelenke, ausnahmsweise die Gelenke der Flügelknochen. Auch bei ihr entstehen Anschwellungen an den Gelenken der Extremitäten, die Anfangs sehr vermehrt warm und schmerzhaft sind, die auch den Gebrauch der Füße resp. Flügel hindern, weshalb die Patienten Geh- und Fliegversuche nach Möglichkeit vermeiden; die kranken Vögel können nicht gut gehen und stehen, sie heben die Füße oft und zeigen beim Gehen zuckende Bewegungen, sie legen sich endlich lieber und zwar anhaltend, oft so viel, daß sie an der Brust sich wund liegen. Die Geschwulst an den Gelenken vergrößert sich allmälig und wird schließlich durch Einlagerung von krystallinischen Massen sehr hart; nur ausnahmsweise findet man, daß die Geschwulst im Anfang weich ist oder gar ein wenig fluktuirt, fast immer ist und bleibt sie hart und wird fest, wenn jene erwähnten Einlagerungen statthaben. Ob dieselben immer aus Harnsäurekrystallen oder aus Kalksalzen bestehen, ist noch nicht nachgewiesen worden; da aber die massenhafte Ausscheidung von Harnsäure in oder auf den Geweben der Vögel hinreichend beobachtet worden ist, so kann man mit größter

Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es eine wirkliche Gicht, eine Arthritis uratica, gibt. Die beschriebenen Geschwülste werden manchmal zurückgebildet, unter Umständen durch Auseiterung oder Abstoßung nicht grade kleiner Fragmente. Auch hier kann es zu geschwürigen Zerstörungen, zur Nekrose der Gelenkenden der Knochen kommen. Ebenso zur Ankylose und Verkrüppelung der Zehen.

Nicht nur die feste Beschaffenheit der Gelenkgeschwülste, nicht allein durch das nach und nach Sehrhartwerden derselben unterscheidet sich die gichtische Gelenkentzündung von der eitrigen, sondern auch noch durch ihren sehr langsamen Verlauf; ist der eine Fuß erkrankt, so folgt der andre oft in $1/4$ bis $1/2$ Jahre erst nach; später tritt auch in der Regel erst eine allgemeine Störung deutlich hervor, nämlich Verlust des Appetites, Abmagerung, Blutmangel, endlich starke Diarrhöe und dadurch bedingte hochgradige Erschöpfung, durch welche letztere der Tod herbeigeführt wird.

Ebenso kann man bei Arthritis uratica krampfhaftes Einziehen der Zehen, ein nach innen und hinten Gekrümmtsein derselben nicht selten beobachten.

Behandlung. Warmer trockner Stall. Oertliche Umwicklung erwärmter wollener Lappen oder erwärmten Werges. Wenn die Schmerzhaftigkeit der Anschwellungen vorüber, gelinde Einreibungen von ein wenig Kampfer- oder Ameisenspiritus. Innerlich Salicylsäure in denselben Gaben wie bei der eitrigen Gelenkentzündung. Man hat auch zur inneren Anwendung das kohlensaure Lithion in Lösung versucht, aber keine rechte Wirkung erfahren können. Eher noch scheint die aus der Herbstzeitlose gewonnene Tinktur (Tinctura Colchici) zu zwei bis fünf Tropfen, täglich mehrere Male zu verabreichen, gewirkt zu haben.

Das von Englischen Geflügelzüchtern empfohlene Umwickeln der gichtischen Stellen bei den kranken Vögeln mit in Franzbranntwein getränkten wollenen Lappen nützt nach den Erfahrungen Zürn's nichts oder nur wenig.

Die Flügellähme.

Die meisten Taubenzüchter kennen aus eigenen betrübenden Erfahrungen die Thatsache, daß zuweilen eine Taube plötzlich ohne erklärbare Veranlassung flugunfähig wird, eine Erscheinung, die zwar jedem Taubenbesitzer unwillkommen ist, am schwersten aber doch stets den Brieftaubenzüchter trifft, dessen werthvollste, vielmals sieggekrönte Seglerinnen sie für immer den Wettkämpfen entreißen kann. Häufig kennt der Besitzer einer solchen flugunfähigen Taube den örtlichen Sitz des Uebels nicht; es entgeht ihm in der Regel, was beim Flatternlassen des Thierchens aus geringer Höhe nicht schwer zu beobachten ist, daß die Bewegungshemmung nur den einen Flügel betrifft, während der andre normal fungirt, daß sie keine vollkommene ist und nur im Schultergelenk sitzt. Während der gesunde Flügel sich ohne Hinderniß

senkrecht über den Rücken erheben läßt, fühlt man am kranken Flügel bei derselben Bewegung einen Widerstand, welcher nicht erlaubt, in der Aufwärtsbewegung die wagrechte zu überschreiten. Leider, und diesen Seufzer würden die armen Patienten, wenn sie reden könnten, gewiß aus tiefster Brust wiederholen, leider sind bei diesem Uebel chirurgische Heilungsversuche sehr beliebt! Was man gewöhnlich nicht zu beachten pflegt, daran findet man, sobald sich die Aufmerksamkeit darauf richtet, leicht etwas Abnormes, und so geschieht es zuweilen, daß Jemandem die gelblich durch die Haut schimmernden Gelenkhöcker des Ellenbogens seiner flügellahmen Taube auffallen, und obgleich hier die Bewegung frei ist, wird doch mit einem Messerchen eingestochen, um den vermeintlichen Absceß zu öffnen. In der That entleert sich an der Stelle eine Flüssigkeit, die für Eiter angesprochen wird, es ist aber nur die normale Gelenkschmiere (Synovia), und das ganze Verfahren bringt dem Patienten neue Leiden, aber keine Besserung.

Andere, schärfere Beobachter, jedoch nicht minder kühne Chirurgen entdecken richtig den Sitz des Uebels am Schultergelenk und nehmen den operativen Eingriff da vor. Noch haben wir aber keinen Bericht vernommen, der von einem glücklichen Erfolg, Wiederherstellung des Flugvermögens, bei diesem, wenigstens die richtige Stelle betreffenden Verfahren gemeldet hätte.

Wie die meisten Angaben und Schlüsse über Wesen und Ursache von Geflügelkrankheiten sowohl in Werken über Geflügelzucht, als in Zeitschriften, stützen sich auch diejenigen unserer Züchter weder auf pathologische, durch Sektion am Kadaver gewonnene Befunde, noch auf mikroskopische, eventuell chemische Untersuchungen oder Ansteckungsversuche, sondern nur auf den klinischen Befund, die am kranken Thiere beobachteten Erscheinungen. Daher kommt es auch, daß man an dem populären Namen Gicht, welchen man der Flügellähme beilegt, keinen Anstoß nimmt und ihn nicht bestreitet, wie man es doch müßte, wenn unsern Züchtern der pathologische Charakter der Flügellähme klar geworden wäre. — Echte, wahre Gicht, die sich durch Ablagerung von Uraten (Harnsäure und harnsauren Salzen) in die Gelenke und Gewebe charakterisirt, kommt bei den Vögeln wohl vor und zuweilen außerordentlich stark ausgebildet und zwar mit Ablagerungen in den Gelenken aller vier Extremitäten, wie auch als visceral Gicht mit Ablagerungen in der Haut, dem Bauchfell und am Herzen. — Die Flügellähme aber, wie sie bisher beschrieben ist, und diejenige, welche wir selbst beobachteten, ist keine Gicht, es fehlt ihr vor allem das Charakteristikum derselben — die Ausscheidung von Uraten in dem kranken Schultergelenk.

Man nennt die Flügellähme ansteckend (was dem Wesen der Gicht widersprechen würde) und führt an, daß sie „unter Umständen ganze Schläge zu decimiren imstande sei“.

Wir haben immer nur vereinzelte Fälle beobachtet, auch nie von Jemandem vernommen, daß mehrere oder gar viele Tauben eines Schlages gleichzeitig oder nacheinander von diesem Uebel heimgesucht worden seien, stellen die Möglichkeit dazu jedoch nicht in Abrede. Daß Tauben flugunfähig werden, beobachtet man öfter auch als Folge entkräftender Krankheiten; in solchen Fällen ist aber die Ursache Schwäche, während bei der einseitigen Flügellähme krankhafte Vorgänge im Schultergelenk die Bewegung des Flügels beschränken. Wir erwähnen dies, weil manchmal solch' eine durch Schwäche bedingte Flugunfähigkeit das einzige Symptom ist, das der Besitzer an seinem Thiere beobachtet hat und das er dann, obgleich es nur Folgeerscheinung einer schweren inneren Erkrankung ist, für die Hauptsache nimmt.

Der krankhafte Vorgang bei der Flügellähme beruht in einer eiterigen Entzündung des Gelenkes. Wie der Eiter bei den Vögeln überhaupt eine besondere Neigung zeigt, schnell zu käsigen Massen einzutrocknen, so geschieht dies auch bei der eiterigen Schultergelenk-Entzündung, und es entsteht eine Art Gelenkmaus in der Gelenkhöhle, welche die Aufwärtsbewegung des Oberarmknochens mechanisch hemmt. Zugleich können infolge der Entzündung Verkürzungen der Bänder um das Gelenk stattfinden und die Entzündung auch die Gelenkenden des Schulterblattes und des Oberarmknochens ergreifen und diese Knochentheile selbst zerstören. Infolge Nichtgebrauchs schwinden (atrophiren) endlich auch die Muskeln der Schultergegend. Die aufgezählten Veränderungen lassen es begreiflich erscheinen, daß, ist einmal der Prozeß soweit gediehen, von einer Wiederherstellung des Flugvermögens nicht mehr die Rede sein kann, denn solche Zerstörungen und Aenderungen sind nicht mehr rückgängig zu machen.

Allein meistens gedeiht eben der Prozeß so weit, ehe der Besitzer es merkt. Indeß, würde auch die Wahrnehmung frühzeitig darauf gelenkt und die Diagnose richtig gestellt, so wäre von einer Therapie dennoch wenig für Wiederherstellung des Flugvermögens zu hoffen; nur noch größere Nachtheile aber wären zu erwarten von einem Verfahren, wie es häufig vorgeschlagen wird: Einschneiden und Auspinseln mit Petroleum! Das Ausfließen der Gelenkschmiere, der Eintritt der Luft in das entzündete Gelenk könnten infolge der dadurch hervorgerufenen Veränderungen sogar den Tod des so mishandelten Patienten nach sich ziehen.

Anders und etwas günstiger gestaltet sich die Sache, wenn die Entzündung nicht innerhalb der Gelenkhöhle, sondern in der äußern Umgebung auftritt, was Professor Friedberger gleichfalls beobachtet hat. In diesem Falle kann durch Wucherung des Bindegewebes um das Gelenk dieses auch gesperrt, aber durch Oeffnung des Abscesses und geeignete Behandlung die Taube möglicherweise wieder flugfähig gemacht werden.

Wollen wir in Kürze unsere Erfahrung resumiren, so ist Folgendes das Ergebniß: Es gibt eine bei Tauben ziemlich häufig vorkommende, wirkliche Flügellähme, welche in den von uns beobachteten Fällen stets im Schultergelenk bald rechts, bald links ihren Sitz hatte und immer einseitig war. Sie rührt nicht von Gicht her, sondern von einer eiterigen Entzündung in der Gelenkhöhle, manchmal auch von einem Absceß außerhalb im aufliegenden Bindegewebe. Eine Heilung, Wiederherstellung des Flugvermögens, ist im ersteren Falle so gut wie unmöglich, im letzteren dagegen kann sie unter günstigen Umständen stattfinden. Die Ursache der Entzündung ist unbekannt. (Dr. Pauli.)

Herr Silvain Wittouck-Vergote aus Hulste, eine hervorragende Autorität auf dem Gebiete der Taubenzucht in Belgien, äußert sich folgendermaßen über die genannte Krankheit:

„Bis zum Monat Oktober des letzten Jahres waren alle meine Tauben von der Flügellähme verschont geblieben, seit dieser Zeit aber hielt sie auch in meinem Taubenschlage ihren Einzug; ich fand eines Morgens eine meiner besten Tauben mit herabhängendem Flügel, still und zusammengekauert in einer Ecke des Schlages. Während ich sie untersuchte und über die Ursache der Krankheit nachdachte, entdeckte ich, daß sich unterhalb und in den Flügelgelenken eine starke Hitze fühlbar machte, auch machte sich der Sitz des Uebels durch nervöses Zittern des betreffenden Gliedes und durch heftiges Klopfen der kleineren Pulsadern bemerkbar; sonst war weder eine Anschwellung noch Beule sichtbar. Der Fall mußte mich um so mehr befremden, als die Taube vollständig abgefiedert hatte, auch seither sich der besten Gesundheit erfreuete. Eine Frühbrut, im April geboren, hatte sie die Reisetouren von Clermont und Paris abgeflogen, sogar in jedem dieser Wettflüge einen Preis davongetragen. Die Ursache lag also nicht in einem Uebermaß von Anstrengungen, da beide Touren nicht sehr lang waren, ebenfalls hatte die ihr verabreichte Nahrung nicht schädlich auf sie einwirken können, da die Qualität des Futters durchaus trocken und gesund war. Im Taubenboden herrschte stets eine gesunde Luft, er war geräumig und gut ventilirt, auch keine Erschöpfung hinsichtlich der Aufzucht von Jungen konnte stattfinden, da sie während der ganzen Saison nur ein einziges Junge groß gezogen hatte.

Worin lag nun die Ursache der Krankheit, wodurch konnte eine Flügellähmung eingetreten sein? Da ich wohl voraussetzen durfte, daß innere Krankheiten und Fehler, die im Organimus der Ältern schlummern und nach der Vererbung auf die Nachzucht erst hier zum Ausbruch kommen, so konnte ich nicht länger zweifeln, daß auch hier ein solcher Fall vorliegen müßte. Die Mutter der Patientin war schon früher von der Flügellähme befallen worden, auch an der Schwester meiner Patientin zeigten sich einen Monat später die ersten Symptome der beregten Krankheit. — Ein Freund in Harlebeck, welcher bis dahin ebenfalls diese Krankheitserscheinungen in seinem Schlage nicht gekannt hatte, züchtete



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

ORIENTALISCHE MÖVCHEN.

Schnippen- oder Ohren-Mövchen. Helm-Mövchen (C. turbitinae.)



zwei Junge von dem Sohne derselben Täubin, von der meine Täubin stammte, auch hier, also im dritten Gliede, zeigte sich dasselbe Auftreten der Krankheit. Wie konnten anders vier Junge, in zwei verschiedenen Schlägen von je 50 Tauben gezüchtet, unter einer so großen Zahl einzig und allein von demselben Uebel befallen werden, wenn nicht schon die Stamm-Mutter, von der sie fielen, den Keim zu der Flügelkrankheit in sich trug und so dieselbe auf sie vererbt hätte. Der Besitzer dieser Täubin, ein hervorragender Züchter in Gent, der mir das betreffende Thier später zum Geschenk machte, hat mir versichert, daß zwei Junge, die er selbst von ihr aufzog, und die sich auf Wettflügen ausgezeichnet hätten, ebenfalls von der Flügellähme ereilt wären. Angesichts so vieler Thatsachen bleibt kein Zweifel übrig: die Erblichkeit der Flügellähme ist konstatirt. Nach meiner Ansicht gibt es indessen eine Menge von Ursachen, welche das Uebel fördern helfen, namentlich: Anstrengungen, durch lange Reisetouren veranlaßt, allgemeine Körperschwäche, von schlechter unzureichender Nahrung herrührend; in zu kurzen Zwischenräumen wiederholtes Legen, zu vieles Aufziehen der Jungen, zu frühes Anpaaren der noch nicht mannbaren Thiere, schlechte Ventilation des Taubenbodens, Unreinlichkeit, Kälte, Nässe und starker Nervenreiz, verursacht durch Erschrecken. Eine große Zahl von Thatsachen, die sich auf vorgenannten Behauptungen stützen, ständen mir zur Verfügung, wollte ich alle damit belegen. — Von bedeutenden Züchtern wurden mir mehrfach Brieftauben gezeigt, die infolge langer Flugtouren, zumal bei schlechter Witterung, sich die Flügellähme zugezogen hatten; außerdem sah ich Tauben, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, die erst von der Krankheit ereilt wurden, nachdem der Keim dazu jahrelang in ihnen geschlummert, nachdem sie jahrelang gezüchtet hatten. — Uebermaß jeglicher Art führt zur Erschöpfung und hat Lähmungen zur Folge. Ich erhielt einmal eine Täubin von bewährter Race, die während Jahresfrist in einen dumpfigen, nassen Boden eingesperrt worden war. Die natürliche Folge davon war Flügellähmung und Wassersucht, sie konnte nicht zwei Fuß hoch sich über den Boden erheben. — In welcher Weise der Schreck auf Tauben einzuwirken vermag, beweist folgende Thatsache. Im August des Jahres 1875 zählte einer meiner Freunde eines Morgens nicht weniger als achtzehn Täubinnen in seinem Boden, die alle an Flügellähmung litten, trotzdem er bis dahin diese Krankheit nicht kannte. In der Nacht vorher war nämlich eine Ratte von riesiger Größe in den Schlag eingedrungen und hatte außerdem mehrfaches Unheil auf dem Boden angerichtet. Sie fand sich am andern Morgen todt vor, wahrscheinlich war sie einer Katze in die Krallen gerathen. — Ich bin geneigt zu glauben, daß ein Ueberreiz der Nerven hier seinen Theil zum Auftreten der Flügellähmung beitrug. — Im Monat November vergangenen Jahres sperrte ich, um ein Paar Tauben umzupaaren, die Täubin in eine Voliere. Es war kaltes und regniges Wetter eingetreten, und als ich

kurze Zeit darauf meine Taube traurig und unbeweglich in einer Ecke sitzen sehe und sie untersuche, werde ich zu meinem größten Erstaunen gewahr, daß die Flügel gelähmt sind. — Einige Worte jetzt über die von mir angewandten Heilmittel; die besten Resultate hat mir folgende Methode geliefert. Ich hatte einen Aderlaß als das beste Mittel rühmen hören und wandte ihn zuerst bei einem recht starken Täuber an, dem ersten, welcher bei mir von der Krankheit befallen war. Anstatt aber das kranke Gelenk des Flügels zu öffnen, machte ich an jedem Fuße unterhalb des Nagels an der Mittelzehe einen Längsschnitt mit einem feinen Messer und steckte darauf beide Füße in einen Behälter mit warmem Wasser, um die Blutung zu befördern. Ungeachtet dieser Vorsicht hörte die Blutung bald auf. Hierauf setzte ich den Patienten in einen trockenen warmen Raum und gab ihm zwei Aloepillen ein. Einige Tage später erhielt er zwei Rhabarberpillen von je 20 Centigrammes. Außerdem wandte ich schon von dem Augenblicke an, wo ich mit Gewißheit konstatiren konnte, daß es die Flügelkrankheit sei, einen Extrakt an, der von dem Apotheker J. Garnier erfunden ist und in ganz Belgien zu solchem Zwecke angewandt wird. Nach Verlauf von vierzehn Tagen war der Patient vollständig geheilt. Dieser Täuber entwickelt gegenwärtig eine Kraft in den Flügeln, als wenn die Flügelkrankheit niemals in denselben ihren Sitz gehabt hätte. In Betreff seiner kranken Schwester und der Täubin, welche sich in der Voliere bei naß-kalter Witterung dieselbe Krankheit zugezogen hatte, kann ich versichern, daß ich diese nach derselben Methode behandelt und auch geheilt habe, obgleich ihr Gesundheitszustand wenig Hoffnung zur Heilung bot. Trockenes und verschiedenartiges Futter, das Wasser im Saufnapf mit eisenhaltigen Stoffen versetzt, sowie Anwendung des vorerwähnten Extraktes zum Vertheilen des sich noch etwa ansammelnden Fluidums vollendete die Kur."

Nach meiner Ansicht sind besonders solche Tauben zur Flügellähme inklinirt und auch thatsächlich mehr von dem Uebel befallen worden, die vorzugsweise schädlichen klimatischen Einflüssen ausgesetzt waren, z. B. Brieftauben, infolge der bei schlechter Witterung durchflogenen Reisetouren. Ich bin auch geneigt zu glauben, daß eine Ansteckung möglich ist, wenngleich ich nicht behaupten will, daß grade von Belgien aus thatsächlich eine Einschleppung stattfand. Ein solcher Fall ereignete sich im Jahre 1865. Ein aus Belgien importirter Täuber brachte die beregte Krankheit, die vorher unbekannt war, mit und infizirte mehrere Taubenböden nacheinander, in einem derselben ist noch heutigen Tages die seltsame Krankheit von Zeit zu Zeit zu finden.

Im Falle man wahrnimmt, daß eine Taube hinkt, soll man sofort die Flügel untersuchen. Gewöhnlich findet man daselbst eine oder mehrere kranke Schlagfedern, deren Unreife durch eine unvollständige Mauser verursacht war. Sie werden Blutfedern genannt. Man hüte sich wohl, diese kranken Federn auszuziehen, wie es manche Züchter zu thun

pflegen. Um eine sichere Heilung zu erzielen, mache man vielmehr einen Einschnitt in den mit Blut gefüllten Federkiel möglichst dicht am Vorderarm und lasse das Blut etwas abfließen. Hierauf gebe man der Taube zwei Aloe-Pillen von 20 Centigramm, zwei Tage später zwei Rhabarber-Pillen gleichen Gewichts ein. Findet man im Gegentheil nach vorgenommener Untersuchung keine Blutfedern und ist auch sonst keine äußere Verletzung wahrnehmbar, so mache man einen Einschnitt von 1 Centimeter Länge und 3 Millimeter Tiefe unterhalb des Mittelzehens und möglichst nahe an der Kralle des kranken Fußes, den man daran von dem gesunden unterscheidet, daß das Thier mit letzterem fester auftritt. Dieser Aderlaß befördert nicht allein die Heilung, sondern ist ebensowohl ein wirksames Mittel gegen Flügellähmung. Es ist selbstverständlich, daß eine Taube auch aus anderen Ursachen als organischer Schwäche flügel- oder fußlahm werden kann, ein solcher Fall kann hierauf selbstredend keinen Bezug haben.

Bemerkt man das Uebel erst, nachdem sich im Gelenk eines Flügels schon eine Geschwulst gebildet hat, so schneide man sie in keinem Falle auf. Ein Aderlaß am Vorderarm ist hier am Platze. Das Ablassen einer kleinen Portion Blut und Zunähen der entstandenen Wunde leistet bessere Dienste. Alles Uebrige, außer der schon erwähnten Purgation, welche nebenbei noch angewendet werden muß, überlasse man der Natur. Manche Züchter setzen einen Blutegel auf die Eiterbeule selbst und heften nachträglich ein Zugpflaster darauf; auch diese Kur soll von vorzüglicher Wirkung sein.

Von homöopathischen Heilmitteln, besonders in schon vorgeschrittenem Krankheitsstadium, soll Calcarea carbonica, auch Calcarea phosphorica in sechsfacher Verdünnung in kleinen Quantitäten dem Patienten eingeflößt, heilsam wirken. Diese Kur muß so lange fortgesetzt werden, bis eine bemerkbare Besserung eintritt. Auch hepar sulfuris, in sechsfacher Verdünnung am Morgen und Abend eine kleine Dosis eingegeben, leistet gute Dienste. Sollte die Beule sich trotzdem nicht sichtbar vermindern, was man daran erkennt, daß die Haut schlaffer wird, ist ferner das in der Geschwulst enthaltene Fluidum noch in flüssigem Zustande vorhanden und hat noch einen bläulichen Schein, so durchsteche man die Haut mit dem bekannten Instrument, eine inwendig hohle stählerne Spitze. Nach der Einführung in die Geschwulst bleibt es in derselben stecken und man läßt die Flüssigkeit durch dieselbe ablaufen, ohne zu drücken. Hierauf spritzt man Jodtinktur mit vier Theilen Alkohol verdünnt durch das Instrument ein und zieht es hernach aus der kleinen Wunde heraus. Diese Einspritzungen muß man täglich wiederholen, bis sichtbare Genesung eintritt. In ganz hartnäckigen Fällen vertauscht man die Jodtinktur mit einer Flüssigkeit, genannt Acide phénique (Purpurschwefelsäure), in zehn Theilen destillirten Wassers aufgelöst. Nach Verlauf

von einigen Tagen ist der Wasserzusatz auf fünf Theile zu reduziren, gleichzeitig sind Umschläge, getränkt mit demselben Fluidum mit vier Theilen Wasser verdünnt, von Nutzen.

Allerdings soll auch schon einmal eine Taube dadurch gerettet worden sein, daß man ein Haarseil durch die Beule zog, durch Hin- und Herziehen das Zuheilen der Wunde verhinderte, dagegen das Ausfließen des Eiterstoffes aus der Blase bewirkte, während die Natur die völlige Genesung zu vollenden hatte.

Herr Karl Petermann-Rostock schreibt in der „Columbia" (Jahrg. 1878 No. 30): „Welcher ältere Taubenzüchter hat nicht schon die keineswegs beneidenswerthe Bekanntschaft mit der Flügellähme gemacht, die unter Umständen ganze Schläge zu decimiren imstande ist, weshalb die Sorge und der Schreck der Belgischen Brieftaubenzüchter bei ihrem Erscheinen begreiflicherweise vollkommen gerechtfertigt erscheint, indem vorzugsweise durch sie unter den geflügelten Luftboten große Verheerungen angerichtet werden, worunter häufig genug die vorzüglichsten und bewährtesten Siegerinnen für immer aus dieser Kategorie gerissen werden, so daß daselbst s. Z. für die Herausfindung eines wirksamen Gegenmittels eine namhafte Prämie ausgeboten worden.

Diese übertragbare (ansteckende) Krankheit kann aus verschiedenen Ursachen entstehen, worunter vorzugsweise feuchte, nicht gut ventilirte Schläge, ferner mangelnde Flugbewegung, noch häufiger aber, wie beispielsweise bei den Brieftauben, durch übermäßige Muskelanstrengungen, namentlich während der Mauser, mit schwerer Erkältung (durch Nässe, Zug oder dergl.) im Gefolge, vielleicht auch noch verdorbenes, nicht zuträgliches Futter; doch dürfen hierfür die direkten Beweise erst noch näher erbracht werden. Vor allen Dingen aber durch naßkalte Witterung während der Mauser bei zugigen Schlafstätten, falls die Tauben nicht für beständig an letztere gewöhnt sind.

Die Krankheit selbst hat in der Regel ihren Sitz in den Flügelgelenken, seltener in den Fuß- und Kniebiegungen oder in diesen und Flügeln zugleich, ausnahmsweise an den Flügelknochen in kurzer Distanz von den Gelenken, wo sie Knochen und Sehnen umknotet. Die ersten Symptome kennzeichnen sich zuerst durch Kraftlosigkeit, fast bis zur gänzlichen Lähmung des davon ergriffenen Flügels ꝛc., Appetitlosigkeit und Verstopfung bei sichtlich empfindlichen Schmerzen und sie haben bald eine Abmagerung, sowie Verminderung der Kräfte zur Folge, die bei weniger kräftigen Körperkonstitutionen im weiteren Verlauf der Krankheit leicht den Tod nach sich ziehen. Sobald man im Anfang den schmerzhaften Flügel einer genauen Prüfung unterzieht, wird man in dem Gelenk, wo sich die Geschwulst bilden will, eine auffallende Wärme bei verstärktem Pulsschlag wahrnehmen, auch tritt hier häufig eine hellrothe, blau durchscheinende Arterie sichtbar hervor. Der fleischige Theil zwischen den Ober- und Unterarmgelenken erscheint straff und wie angeschwollen.

Nach Verlauf von einigen Tagen sondert sich in dem kranken Gelenke eine dünnflüssige, wachsfarbene Masse ab, die als hervortretende blasenartige Beule täglich mehr an Umfang gewinnt und oftmals zu der ansehnlichen Größe einer Haselnuß hervortritt. Sobald die Absonderung beendet, mithin der Höhepunkt, die Krisis der Krankheit eingetreten, tritt, jedenfalls vermittelst der Blutwärme, eine ziemlich schnelle Verdickung des eingeschlossenen flüssigen Stoffes ein, so daß derselbe schon im weiteren Verlauf von acht bis zehn Tagen eine gummiartige, dickflüssige Masse bildet, die sodann in ähnlicher Zeit schon bis zur festen knorpeligen Masse kondensirt und Knochen und Sehnen gleichsam wurzelfest umschlossen hält. Hiermit hat dann die Krankheit ihren Endpunkt erreicht, deren Nachwehen sich allerdings noch lange bemerkbar machen.

Die Folgen dieser Krankheit nehmen nach Umständen und in Anbetracht der verschiedenen Körperkonstitutionen auch einen verschiedenen Verlauf. Während einzelne Thiere dieser Krankheit erliegen, erholen sich andere allmälig wieder, jedoch unter dem Nachtheil, daß der mehr oder weniger schleppend getragene Flügel resp. hinkende Fuß nie wieder seine Flug- resp. Gehkraft erlangt. Der größere Theil überwindet auch ohne unser Dazuthun diese Krankheit, so daß selbst das Flugvermögen zurückkehrt, nichtsdestoweniger sind sie doch für alle Zeiten als Jagetauben unbrauchbar. Mitunter folgt aber auf die so scheinbar gehobene Krankheit späterhin ein neuer Ausbruch, wie ich dies verschiedene Male beobachtete.

Im Sommer 1867 hielt diese Krankheit zuerst bei mir ihren Einzug und konnte einzig und allein nur durch die Ansteckung eines damit behafteten kurz vorher erworbenen Carrier-Täubers hergeleitet werden.

In kurzer Zeit wurde auffallenderweise ein größerer Theil der Täubinnen davon ergriffen, worunter, wie so oft bei dgl. Unfällen, sich die werthvollsten befanden, die eingingen, so daß meine erzielten Erfolge mit der Nönnchenzucht wiederum auf einige Jahre nach rückwärts verlegt wurden. Es traf hier auch ferner die gewöhnliche Erscheinung zu, daß manche Thiere sich durchaus nicht zur Aufnahme des Krankheitsstoffes empfänglich zeigten, indem von manchem Paare das eine gänzlich unversehrt blieb, dafür aber der oder die oberen oder unteren Nest-Nachbaren davon heimgesucht wurden. Während der Mauser im darauffolgenden Sommer kam sie wieder bei einem während der obigen Periode davon kurirten Nönnchentäuber zum Ausbruche und zur Weiterverbreitung, so daß in kurzer Zeit meine Krankenkammer mit Patienten besetzt war. Nachdem ich eine Reihe von Mitteln, jedoch ohne nennenswerthen Erfolg angewandt hatte, nahm ich zur Bekämpfung derselben meine Zuflucht zum Petroleum, welches mich vor der Hand auch zufrieden stellte, da es vor den früher angewandten Mitteln gar manche Vorzüge in sich barg.

Die Anwendung war folgende:

Sobald die bekannten Symptome mich nicht mehr über das Wesen der Krankheit im Zweifel ließen, bestrich ich die inneren, fast federlosen Flächen des Ober- und Unterarms nebst oberem Gelenk mit Petroleum, da mir dies außer den sonstigen beizenden Eigenschaften den wichtigen Erfolg gewährte, daß ich hierdurch die fernere Flügellage in meiner Gewalt behielt, indem sich schon am nächsten Tage auf der so bepinselten Fläche eine starke Ablagerung oder Aussatz, der sogen. Schorf gebildet, durch welchen dem Flügel jede Bewegung entzogen wurde, so daß er gewissermaßen wie von einem Verbande gehalten, der keine andere Lage mehr gestattete, und somit den nachtheiligen Folgen eines Schleppflügels vorgebeugt wurde. Um Luft zu schaffen und die Thätigkeit der Federbildung an der kranken Stelle neu anzuregen und zu beleben, entfernte ich die Schwungfedern (Flügelfedern 1. Ordnung) bei dem kranken Gelenke, ebenso die gleichen noch mit Blut gefüllten, wenn die Schichtung noch nicht gänzlich durchgeführt war. Sobald die bekannte Beule sich gebildet, machte ich vermittels eines scharfen Feder- oder Sezirmessers in dieselbe einen tiefen Schnitt, jedoch mit der Vorsicht, daß die Sehnen dadurch nicht verletzt wurden, drückte die hervorquellende Flüssigkeit stark aus, wobei zuletzt etwas Blut mit unterlief, und reinigte die Wunde vermittels eines Schwammes und Löschpapiers. So vorbereitet, träufelte ich mit Pinsel oder Federfahne Petroleum in die klaffende Wunde. Nach Verlauf von ca. fünf Tagen hatte sich dann in der Regel eine weitere Absonderung zur Blase gebildet, die in gleicher Weise behandelt wurde. Gewöhnlich tritt noch im Verlaufe von weiteren acht Tagen eine ebenso zu behandelnde letzte geringe Ansammlung ein, womit die Krankheit ihr Ende erreicht und als gehoben zu betrachten ist, obwohl die Beweglichkeit in dem Flügel erst nach und nach wieder zurückkehrt. Durch die Anwendung dieses Mittels blieb ich für die Folge von Totalverlusten verschont, doch glückte es mir durch weitere Experimente nachträglich noch ein anderes Mittel ausfindig zu machen, welches mir durch die damit angestellten Versuche noch größere Vortheile gewährte. Es ist dies Dr. Airy's Pain Expeller, womit allerdings viel Humbug getrieben sein soll, da es als Universalmittel für eine lange Reihe von benannten und unbenannten Krankheiten, sowohl innerlich wie äußerlich anzuwenden, angepriesen wird. Soviel steht jedoch fest, daß es für unsere Zwecke als ein werthvolles Hülfsmittel zu betrachten ist, da ich durch dasselbe in den Stand gesetzt wurde, eine Reihe der oben beregten schwersten Fälle zu heilen, ohne irgend welchen Miserfolg erlitten zu haben.

Meine Versuche mit demselben haben mir mehrfach den Beweis geliefert, daß selbst noch Fälle bis zum ersten Stadium der sich bildenden Blasengeschwulst, mit diesem Extrakt täglich mehre male bepinselt (wobei ebenfalls die vorhin besprochenen Vorkehrungen, als Entfernung der Schwungfedern nebst leichtem Abführungsmittel zur Anwendung gebracht

wurden), ohne weitere chirurgische Behandlung vollständig geheilt, oder richtiger im Keim erstickt wurden, indem keine weitere Entwickelung zu Tage getreten.

Bei weiter fortgeschrittenem Uebel verfuhr ich genau so, wie bereits bei der Petroleumkur angegeben, und hatte ich bisher stets die Freude, dasselbe beseitigt zu sehen. Zwei besonders schwere Fälle verdienen hier noch erwähnt zu werden, da die Thiere ohne angewendete Hülfe als unrettbar verloren zu betrachten gewesen wären; es betraf dies eine mir zu diesem Zweck in Behandlung gegebene Almondtaube, so wie eine ebenfalls sehr werthvolle Nönnchentaube aus meinem Schlage, die beide mit dieser Krankheit, sowohl am Flügel als am Bein zugleich behaftet waren. Die Nönnchentaube mußte den Krankheitskeim schon seit vorigem Sommer in sich getragen haben, da sie die Mauser gänzlich überschlagen hatte. Zum Ausbruch gelangte der Fall jedoch erst in diesem Frühjahr bei der in ähnlichen Fällen stets kritischen Periode des Eierlegens. Die Geschwulst war an beiden Stellen eine sehr bedeutende, so daß das kranke Thier weder gehen noch stehen konnte; ebenso erging es der Almondtaube. Der Flügel mußte natürlich geschnitten und gebeizt werden, was bei den Fußgelenken nicht anwendbar war, diese mußten nach der Bepinselung mit in diese Essenz getränkter Watte umwickelt werden. Eine verhältnißmäßig baldige körperliche Genesung belohnte diese Kur, so daß die Nönnchentaube sich schon nach kurzer Zeit in dem Krankengebauer mit einem gleichfalls in der Rekonvalescenz befindlichen Täuber paarte und auch befruchtete Eier lieferte. In einer nachträglichen Brut hat sie dann noch ein gesundes Junge erzielt und zu meiner Freude vollkommen abgemausert. Dem Gange haftet aber heute noch ein bemerkbares Hinken an. Die Almondtaube hat gleichfalls als geheilt ihrem Besitzer zurückgeliefert werden können."

Der Krebs.

Die krebsartigen Krankheiten der Tauben sind durch Gregarinen hervorgerufene sogenannte Epitheliome und kommen an den Fleischwarzen der Augen, des Ober- und Unterschnabels, aber auch an der Zunge, namentlich an der Wurzel derselben, an der Innenseite des Unterkiefers, sowie an äußeren Hautstellen, z. B. der Kehlgegend, der Partie der Ohren 2c. vor. Namentlich disponiren die durch große Schnabelwarzen und Augenwimper ausgezeichneten Indianer, Bagdetten und die Carrier am meisten zu dem in Rede stehenden Uebel und die kurzschnäbeligen Tümmler lassen die Krankheit in den Maulwinkeln beobachten. Sind letztere davon befallen, so stecke man den Patienten in einen Strumpf oder hülle ihn in ein Tuch, so daß nur der Kopf heraussieht. Dann sperre man die Kiefer mit einem halbzolldicken, aber sehr schmalen Gummiringe auf, den man über den Unterkiefer schiebt, und schneide mit einem Federmesser alle krebsartigen Substanzen weg, noch

besser ist es, wenn man sie hinwegschabt. Blutet die Wunde, so halte man den Kopf des Thieres nach unten. Dann pinsele man sie mit Schwefelsäure, schiebe den Ring ein und halte den Patienten längere Zeit in der Hand. Nach Verlauf dieser Zeit kann man ihn vollständig befreien und ihn als geheilt betrachten, wenn der Fall nicht ein sehr schwerer ist.

Zeigt sich der Krebs an der Zungenwurzel, so ist die einzige Möglichkeit einer Kur die Bepinselung mit Schwefelsäure. Wenn eine zuletzt krebsartig werdende Reizung und Entzündung des vorderen Unterkiefers durch eine zu lange Zunge stattfindet, schneide man die zu lange oder gekrümmte Spitze derselben ab, wonach von selbst Heilung eintreten wird.

Hat sich die krebsartige Entzündung an der Kehle ausgebreitet, so schneide man die kahlgerupfte Haut weg, so weit sie angegriffen, indem man sie mit den Fingern der linken Hand emporzieht. Sperrt man den Patienten in ein passendes Körbchen und hütet ihn vor Zug und Kälte, so heilt die wie oben behandelte Wunde, die man noch acht Tage lang mit Zinksalbe bestreicht, sehr schnell.

Der Krebs der Bagdetten und fast aller Warzentauben tritt besonders in zwei Formen auf: in einer trockenen, schurfigen, und in einer eine scharfe, umsichfressende Flüssigkeit aussondernden feuchten Form. Die letztere ist die gefährlichere, besonders wenn sie an den Ohren erscheint.

Hier ist sein erstes Erkennungsmerkmal Anschwellen der Ohrgegend. Sobald man dies bemerkt, muß man sie mittels eines Schwammes mit so warmem Wasser betupfen, als das Thier es vertragen mag; in dem Wasser wird zuvor etwas Seife und Soda gekocht. Dieses Bad muß täglich erneuert werden und hilft bei leichten Fällen. Bei schwereren Fällen führt man eine Höllensteinlösung mittels eines weichen Pinsels, den man dabei immer umdreht, bis auf den Boden der Ohrhöhle, trocknet sie sorgfältig und tropft eine warme Guttapercha-Lösung bis an den äußeren Ohrrand hinein, die man mit dem Finger andrückt, damit sie festhält. Diesen Pfropfen läßt man darin, bis er mit der Zeit von selbst herausfällt. Die von der äußeren Luft abgeschlossene Feuchtigkeit verschwindet entweder oder verwandelt sich binnen einigen Wochen in den sogenannten trockenen Krebs, der bei gesundester und bester Nahrung der Kranken ohne weitere Hülfe heilt und in Form von verhärteten Schorfen herausfällt.

Wenn der trockene Krebs von Anfang an durch eine geringere Anschwellung der Ohrgegend und trockene Schorfe angezeigt ist, so überläßt man die Heilung entweder der Natur, oder man füllt die Ohren mit einem dünnen Teige von Walkerde und Wasser, die Heilung erfolgt in längerer oder kürzerer Zeit; der auf diese Weise hergestellte Abschluß



Lithogr. und Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

DEUTSCHES SCHILDMÖVCHEN.

(C. turbita.)



der Luft verhindert außerdem den Uebergang dieser Form in die bei weitem gefährlichere des feuchten oder „nassen" Krebses.

Der auf der Innenseite des Unterkiefers erscheinende Krebs wird meist durch eine zu lange Zunge erzeugt, deren beständige Bewegung und Reizung die zarten Schleimhäute entzündet. Die Heilung erfolgt leicht und schnell, wenn man die hornige Zungenspitze abschneidet, etwa 1/8=3 mm lang, dann den angegriffenen Theil ausschneidet, wenn nöthig sogar die ganze Haut zwischen den Kieferbeinen und die Wunde mit Höllensteinlösung bepinselt. Heilung folgt in der Regel sehr schnell und der weggeschnittene Theil wächst vollkommen zu. Schwieriger ist es, wenn die hinteren Weichtheile der Kiefer und Mundhöhle angegriffen sind, weil die beständige Bewegung der Kiefer die Heilung durch stetigen Reiz hindert oder erschwert. In diesem Falle kann man die ätzende Materie nur abschaben und nur, wo es angeht, wegschneiden; man bestreicht dann die Wunde mittels eines feinen Haarpinsels mit Vitriolöl, setzt den Patienten in einen engen Kasten oder Korb und versieht ihn mit einem wenigstens 6 mm starken Gummiringe auf seinem Oberkiefer, um das Oeffnen und Schließen des Schnabels und den beständigen Ausfluß des Speichels und die dadurch herbeigeführte Verdünnung der Schwefelsäure zu verhüten. Am besten nimmt man diese Operationen des Abends vor und befreit den Patienten Tags über von dem Ringe.

Zuweilen zeigt sich der Krebs seitlich von den Fleischauswüchsen der Augen oder auf dem Scheitel und Hinterschädel. In solchem Falle ist es am besten, ihn reif werden und von selbst aufbrechen zu lassen; er erscheint dann fast immer in einer hartschorfigen Masse, die sich loslöst, ohne das Thier weiter zu belästigen.

Erscheint der Krebs an den Augenwarzen selber, so beschleunigt ein Warmwasserbad den natürlichen Prozeß; aber man sollte nicht schneiden, so lange Hoffnung ist, daß er von selbst auf der Oberfläche ausbricht und dann leicht heilt.

Junge Carrier leiden zuweilen schon am Mundkrebs, wenn sie noch im Neste liegen — infolge von Ererbung oder infolge schlechter oder verdorbener Nahrung oder schlechten Wassers. Man betupfe die angegriffenen Stellen mit einem in eine starke Alaunlösung getauchten Schwämmchen. Drei- bis viermaliges Betupfen reicht gewöhlich hin, falls die Krankheit noch nicht zu weit gediehen ist.

Die Belgischen Taubenzüchter kennen eine krebsartige Krankheit unter dem Namen „Rachenschwäre", die viele Aehnlichkeit mit dem gelben Schwamm hat, doch stellt sich bei genauer Untersuchung heraus, daß sie sich wesentlich von ihm unterscheidet.

Erstens befällt die Rachenschwäre nur alte Tauben, zweitens ist sie sehr ansteckend und drittens fehlt der eiterige Auswurf gänzlich. Die Krankheit überträgt sich durch einfache Berührung, wie z. B. durch das Schnäbeln 2c., und tritt öfter bei gefangen gehaltenen

Tauben auf. Sie äußert sich in folgender Weise: am ersten Tage Traurigkeit und hängende Flügel, gesträubtes Gefieder, Appetit- und Bewegungslosigkeit. Am zweiten Tage erhält die Schleimhaut im Schnabel eine helle blasse Farbe, es bilden sich kleine Bläschen auf der Zunge, am Gaumen, an dem Vereinigungspunkte des Ober- und Unterschnabels, dann im Schlunde. Diese dünnhäutigen Bläschen schließen bei ihrem Entstehen eine helle Flüssigkeit in sich, platzen später und lassen den Inhalt abfließen; hierauf werden die Ränder der geplatzten Bläschen allmälig dicker und bilden sich zu runden Geschwüren aus. Schon am dritten Tage tritt eine Störung der Verdauungsorgane ein, der Kropf entleert sich nicht mehr, und das kranke Thier muß nothwendigerweise verenden, wenn nicht schleunige Hülfe kommt.

Die Geschwüre, denen äußerlich beizukommen ist, sind leicht zu beseitigen, dagegen sind diejenigen, welche sich in der Luftröhre und ihren Aesten gebildet haben, häufig die Ursache eines plötzlich eintretenden Todes.

Auf alle Fälle sind diejenigen Tauben, an denen man Symptome dieser Krankheit bemerkt, sofort vom Boden zu entfernen, um einer Ansteckung vorzubeugen.

Als Heilmittel wird empfohlen: 8 Gramm verdünnte Salzsäure, in 60 Gramm Honig vermischt, womit die Geschwüre bepinselt werden; Weiß-Wein zum Saufen und Gurgeln; das Innere des Rachens, so weit man zu reichen vermag, ist mit Essig und Honig zu waschen.

Zu den krebsartigen Krankheiten gehört endlich der „Polyp". Er besteht aus einem wurzelartigen Auswuchs, der in der Kehle seinen Sitz hat. Er wächst rasch und ist nur durch sorgfältiges Ausschneiden und darauf folgendes Beizen mit Alaun zu beseitigen.

Sobald die Wurzel wieder nachwächst, ist dieselbe Prozedur noch einmal vorzunehmen, auch kann man dann mit Höllenstein beizen; hilft dies Verfahren nicht, so ist eine Heilung unmöglich. Von homöopathischen Mitteln kennt man calcarea carbonica in sechsfacher Verdünnung, zweimal täglich zwei Theelöffel voll.

Die Auszehrung.

Diese Krankheit hat viele Aehnlichkeit mit den Krankheiten der Athmungsorgane. Es ist auffällig, daß dieses Uebel besonders junge Tauben im Alter von einigen Monaten heimsucht, auch ist es auffallend, daß die Krankheit stets während großer Hitze und zur Zeit der Mauser auftritt. Das erkrankte Thier niest oft und sperrt häufig auf längere Zeit den Schnabel auf, als wenn es Brust- oder Athembeklemmung fühle. Die Verdauung stockt, die Kranken zeigen Durst, weshalb sie oft und viel saufen. Täglich magern sie mehr ab und verkriechen sich bei Tage in irgend eine dunkle Stelle des Schlages.

Die Krankheit entsteht meistens durch gestörte Abfiederung oder gänzliches Ausbleiben der naturgemäßen Mauser. Obgleich man die Auszehrung lange Zeit hindurch für unheilbar erklärt hat, ist sie neuerdings in manchen Fällen sehr wohl zu heilen gewesen.

Man gibt den Tauben zu diesem Zweck an vier Tagen hintereinander arsenikaures Eisen mit arsenikaurem Natron abwechselnd. Ist der Patient noch ziemlich jung, ebenso wenn Besserung einzutreten scheint, hat man die Dosis etwas zu verringern. Manche Züchter glauben, daß Leberthran, in kleinen Portionen gereicht, sehr heilsam wirke. Jedenfalls wechsele man sofort mit dem Futter und gebe Erbsen in gesunder, trockener Qualität, Salatsamen und Reis. Ist der Patient schon so entkräftet, daß er nicht allein zu fressen vermag, so stopft man ihm einige aufgequellte Erbsen und etwas alten Kalk und Salz ein, reißt auch die Schwanz- und Schlagfedern an den Stellen aus, wo die Abfiederung zu beginnen hat oder zuletzt aufhörte, ebenso ist das Trinkwasser mit etwas Eisenvitriol zu versetzen. Obgleich die Krankheit nicht ansteckt, so gebietet doch die Vorsicht, die kranken Thiere abzusondern.

An homöopathischen Arzneien kennt man metallum album in 30facher Verdünnung. Man gibt davon sowohl am Morgen wie am Abend je ein Gramm, indem man jedesmal einen Tag überschlägt; tritt Besserung ein, so vollendet eine Schwefelauflösung in 100facher Verdünnung die Heilung.

Die Bräune.

Die Bräune ist häufiger der lokale Ausdruck eines allgemeinen Krankheitszustandes, als eine reine und einfache Affektion der Schleimhäute der Athmungs- und Verdauungsorgane. Die Krankheit zeigt sich sowohl am Zellengewebe der Hornhaut der Augen, als auch auf der Schleimhaut des Schlundes und der Eingeweide. Der krankhafte Hautüberzug dieser Theile ist ganz derselbe wie derjenige der Zunge und der Kehle. Die ersten Symptome sind fast dieselben wie bei allen Krankheiten: Appetitlosigkeit, Schlafsucht, Athmungsbeschwerden, schweres und charakteristisches Röcheln. Im Anfange der Krankheit bemerkt man hier und da auf der Zunge, auf den Bändern des Schnabels und am Gaumen dichte gelbliche Häutchen, welche ziemlich fest anliegen; bisweilen lassen sie sich auch leicht ablösen; darunter ist die Schleimhaut intakt, aber geröthet. Auf einzelnen Punkten derselben zeigen sich hirseartige Geschwürchen, die, wenn die Krankheit Fortschritte macht, sich zu körnigen Blutgeschwüren vereinigen. Die Nasenlöcher sind durch festen Schleim verstopft, welcher das Athmen beeinträchtigt. Die Entzündung pflanzt sich bald auf den Kehlkopf und die Luftröhre fort, bald zieht sie sich zum Schlunde und in die Eingeweide.

In beiden Fällen tritt der Tod innerhalb 24 Stunden ein durch Ersticken oder infolge von Durchfall.

Das beste Mittel, um dem Uebel zu begegnen, besteht in Anwendung von Laugensalzen, dem kohlensauren Natron, schwefelsaurem Salz oder Magnesia, womit das Trinkwasser zu versetzen ist. Gleichzeitig muß man die falschen Häute, welche die Respirations- und Verdauungsorgane verstopfen, so weit es möglich ist mit einer Pinzette abnehmen, sowie die Schleimhaut der Zunge, der Kehle und des Schlundes mit Salpetersäure, Höllenstein oder Salzsäure ätzen.

Professor Generali-Modena sagt über diese Krankheit, der er den Namen „Mycosis der Luftwege" beilegt, Folgendes:

„Es ist nicht das erste Mal, daß diese epizootische Krankheitsform an den unter dem Namen Triganini bei uns bekannten Modeneser Tauben beobachtet wird. Schon Professor Bonizzi erwähnte einer ähnlichen Seuche, die in den letzten zwei Monaten des Jahres 1876 Tauben von eben derselben Raçe befallen hatte.

Die auffälligsten und konstantesten Störungen geben sich bei dieser Krankheit in den Athmungsorganen kund. Der Athem ist beschleunigt; bei vorgerückter Krankheit oft erschwert, beklommen und von einem anhaltenden heiseren, besonders bei der Exspiration hörbaren Geräusch begleitet. Die Tauben sind traurig, niedergeschlagen; ihre Flügel hängend, die Federn struppig und verwirrt; die Augen zugedrückt, der Kopf gegen die Brust angezogen. Lebhafter Durst, Appetit darniederliegend. Gegen das Ende der Krankheit, die in der Regel zum Tode führt, stellt sich Durchfall ein. Die erkrankten Thiere magern zusehends ab und erscheinen zuletzt wie Skelette abgezehrt.

Ueber die Aetiologie der Krankheit ist man völlig im Dunkeln. Nur wird mir versichert, daß alte Individuen gewöhnlich verschont bleiben. — Bemerkenswerth ist ferner, daß unsere Gemeinen, gewöhnlich mit dem Namen Bastardoni bezeichneten Tauben, wie es scheint, von der Krankheit nicht befallen werden, auch wenn sie mit den Triganini zusammen wohnen. Dagegen ist bei uns die Krankheit wohl an den Belgischen Tauben beobachtet worden. Die von mir angestellten (freilich verschiedener Umstände halber nur beschränkten) Versuche scheinen die Immunität der Bastardoni zu bestätigen. Denn als ich einigen dieser Gemeinen Tauben den von den erkrankten Triganini entnommenen Krankheitsstoff (wie ich mir denselben zu nennen erlaube) in die Luftwege einführte, wurden die so behandelten Thiere nicht angesteckt; oder aber — was noch viel bezeichnender ist — wenn sich einige Krankheitserscheinungen (wie es bei einem dieser Thiere geschah) auch zeigten, so blieb der Prozeß auf die mit dem schädlichen Stoffe in Berührung gewesene

Stelle beschränkt; die Taube genas nach einigen Tagen vollkommen und blieb bis zum heutigen Tage (wo bereits fünf Monate verflossen sind) gesund.

Die Dauer der Krankheit ist verschieden. Gewöhnlich schleppt sie sich auf einige Wochen oder gar auf Monate hinaus; mitunter jedoch vollendet sie ihren Verlauf binnen wenigen Tagen.

Doch sind es die pathologisch-anatomischen Läsionen, auf die ich bei dem Studium dieser Krankheit hauptsächlich, ja fast ausschließlich mein Augenmerk gerichtet habe, weil ich glaubte, daß sich nur auf dieser Grundlage ein bestimmter Begriff über die Natur dieser so verderblichen Krankheit aufbauen ließe. Ohne mich auf das Detail meiner makro- und mikroskopischen Untersuchungen einzulassen, führe ich hier nur in der Kürze die Ergebnisse derselben auf.

1. Der Hauptsitz der Krankheit ist in den Luftwegen zu suchen. Die charakteristischen Gewebsstörungen, die sie hervorbringt, werden an der Lunge, den Bronchien, der Luftröhre, den Nasenlöchern, den Luftsäcken, ja auch an einigen Schädelknochen angetroffen.

2. Die aufgezählten Organe und Körpertheile werden nicht immer alle in gleichem Grade befallen. Zuweilen sind die Gewebsstörungen am meisten an den Lungen ausgesprochen, in welchen man gelbliche Knötchen vorfindet, die bald isolirt erscheinen, bald bis zur Bildung dicker und ausgedehnter gelblicher Massen von käseartigem Ansehen konfluiren. Andere Male sind es die Bronchien, die Luftröhre u. s. w., welche die erheblichsten Gewebsalterationen darbieten, und man findet in diesen Luftwegen Massen von gelblichem Exsudat vor, welche in Gestalt von Pfröpfen die Bronchien, die Trachea, den Kehlkopf und Abschnitte der Nasenlöcher anfüllen oder gar völlig verstopfen. In anderen Fällen trifft man in den Luftsäcken, besonders den abdominalen, ausgedehnte Exsudate in Gestalt von Pseudomembranen an, welche theilweise oder gänzlich die innere Oberfläche der besagten Säcke auskleiden.

3. In allen Exsudaten werden außer den gewöhnlichen Bestandtheilen (runden Zellen und Faserstoff, von denen bald diese, bald jener in verschiedenen Massen überwiegen) zahlreiche Mikrokokken vorgefunden.

4. Das Exsudat in den Bronchien und der Luftröhre zeigt bisweilen ein prächtiges, verästeltes und verfilztes Mycelium, in dessen Maschenräumen (wenn man sie so nennen darf) die runden oder Eiterzellen eingeschlossen sind.

5. An zwei bald nach dem Tode sezirten Tauben fand sich (außer dem Mycelium inmitten des an der Innenwand der Bauch-Luftsäcke abgelagerten Exsudates) ein Pilz, auf dem Exsudate aufsitzend. In dem einen Falle breitete sich derselbe üppig und in großer Ausdehnung an der Wand des Luftsackes aus; im anderen war er weniger üppig und

mehr umschrieben. Der Pilz scheint mir zur Gattung Aspergillus und zwar speziell zu A. nigrescenz zu gehören.

6. Im Blute fand sich neben den normalen elliptischen eine Anzahl runder rother Blutkörperchen vor.*)

7. Den beschriebenen Befunden zufolge scheint mir die Krankheit den Namen einer Mykosis der Luftwege zu verdienen; und ist dies eine Krankheit übrigens, die von verschiedenen Autoren verhältnißmäßig oft bei Vögeln (als Bräune) wahrgenommen, aber meines Wissens noch nicht in epizootischer Form beschrieben worden ist.

Wie die Aetiologie, so bleibt auch noch die passendste Prophylaxis und Behandlung auf dem Wege der Beobachtung und des Versuches zu eruiren, wofür jedoch die vorgefundenen Läsionen manchen Fingerzeig liefern mögen."

Die Darre oder Drüsenkränke.

Diese Krankheit zeigt sich infolge langsamer unregelmäßiger Mauser oder allgemeiner Erkrankungen, z. B. der Tuberkulose. Ihre Kennzeichen sind: Vereiterung oder Verhärtung des Bürzeldrüsenfetts oft bis zu wachsartigen, gelben Fettmassen von Wallnußgröße. Die Behandlung ist einfach und leicht, indem man mit einem scharfen, spitzen Messer die Drüse aufschneidet und die eiterige Masse vorsichtig aber rein ausdrückt, die verhärtete Fettmasse sauber auslöffelt und die innere Drüsenfläche mit mildem Fett oder Oel ausstreicht. In beiden Fällen wird die Wunde später mit fünfprozentiger Borsäurelösung oder mit lauwarmem Wasser öfter ausgewaschen und ausgespritzt.

Augenkrankheiten.

Entzündliche Schwellungen der Bindehaut der Augen kommen infolge von Erkältungen häufig vor. Während der Krankheit ist das kranke Auge stets mit einer wässerigen Feuchtigkeit benetzt, die fortwährend aus der Augenlidspalte hervorfließt. Die Bindehäute sind sehr geschwollen und serös infiltrirt, sowie stark geröthet, bei der Berührung der heißen Lider wird Schmerz zu erkennen gegeben. Der Kopf fühlt sich heiß an und wird hoch getragen, das erkrankte Thier sitzt zusammengekauert, fast unbeweglich an irgend einer dunklen Stelle des Schlages.

Oftmals überträgt sich die Krankheit auch auf die Netzhaut, deren eiweißhaltige Schichten sich vergrößern und vervielfältigen, die einen über die anderen sich schiebend, somit den Augapfel verdickend, dann die Augenlider bedecken, so daß diese Organe aus der Augen-

---

*) Dieser Befund erinnert an den von Perroncito beim „epizootischen Typhoid der Hühner".

höhle hervortreten. Bisweilen erhält die glänzende Hornhaut des Auges eine bleiche Farbe, es bilden sich in ihrem Centrum Geschwüre, aus denen ein eiteriger Ausfluß stattfindet, welcher die angrenzenden Theile durch seine Schärfe wegfrißt oder bloßlegt. In anderen Fällen bilden sich Geschwüre um die Augenlider, deren Basis häufig tief im Auge liegt und die eine helle wässerige und spärliche Flüssigkeit absondern. Diese Flüssigkeit wird von den Maschen des Zellengewebes am Abfluß verhindert, erhärtet und färbt sich mit der Zeit gelblich. Wenn man die Hautsäckchen, worin diese Masse eingeschlossen ist, zu dieser Zeit öffnet, so zeigt sich eine Masse, welche wie zerhacktes Werg aussieht, und die man mit einer Pinzette hervorziehen muß.

Zum Zwecke der Heilung hat man den Patienten an einen gut temperirten Ort zu bringen, wo er gegen Wind und Zugluft geschützt ist, auch muß man die geschwollenen und stark gerötheten Bindehäute mit lauwarmem Chlorwasser oder einer zweiprozentigen Alaunlösung bepinseln; auch nützt 0,06 g Zinkvitriol auf 10 g destillirtes Wasser, endlich 0,06 bis 0,18 g Zinkvitriol auf 3 g Fett zur Salbe.

Durch Stöße, Hacken mit dem Schnabel können Entzündungen der Bindehäute und der durchsichtigen Hornhaut der Augen hervorgerufen werden, wodurch theilweise oder totale Trübungen entstehen. Kühlen des kranken Auges, Einpinseln einer ein- bis zweiprozentigen Zinkvitriollösung auf die Kornea, oder das Aufblasen einer kleinen Quantität Kalomel in das Auge, besonders wenn kleine Geschwürchen auf der Hornhaut sich zeigen oder kleine aufgegangene Abscesse nicht heilen wollen, führt zur Heilung.

Tegetmeier empfiehlt, die kranken Augen mit Regenwasser oder destillirtem Wasser zu waschen, in welchem 5 g Höllenstein auf 1 Unze Regenwasser aufgelöst sind, und die Augenlider mit einer Salbe zu bestreichen, die aus 5 g Höllenstein und einer Unze frischen, ungesalzenen Speck zusammengeknetet wurde.

Augenwarzen-Entzündung, entweder von Zugluft und zu großem Wachsthum, oder auch von Verwundung derselben beim Kämpfen herrührend, treten ziemlich häufig bei allen mit starken Augenwarzen versehenen Raçen auf. Diese „Fleischaugen" bedürfen ganz spezieller Ueberwachung und sofortiger Behandlung bei der geringsten Verletzung. Bei jeder Entzündung sollte man sie warm baden, indem man sie mit einem weichen Schwamm betupft — nicht aber reibt —, das Wasser ausdrückt, nachdem man dies einige Male wiederholt, mittels eines alten, weichen leinenen Tuches abtrocknet und mit frischem Oel einsalbt. Bei äußeren Verletzungen wendet man statt dessen Zinksalbe an. In jedem Falle aber muß man nach dem Verschwinden der Entzündungs-Symptome genau nachsehen, ob sich nicht Falten unter dem Auge gebildet haben. Solche Falten- oder Mulden-Augen sind sehr häufig bei großen und sonst guten Augenwarzen, und da diese Falten alle wässerigen oder lymphigen Sekretionen der Augen

wie in einem Gefäß festhalten und natürlich zu Entzündungen Anlaß geben, so ist ihre Entfernung durch eine Operation zur Erhaltung oft der besten Taube durchaus nothwendig. Zuerst muß das zu operirende Thier am Halse und an der Schulter der affizirten Seite gut eingeölt oder eingefettet werden, um eine Verletzung des Auges zu vermeiden und Selbsteinölung zu ermöglichen, wenn es die operirte Stelle, was nicht ausbleibt, am Unterhalse und den Schultern reibt; Reibungen an trockenen Federn reizen die frische Wunde und öffnen oft die in Heilung begriffenen von Neuem. Sodann bindet man die Beine mit einem weichen Lappen, wickelt die Taube um die Schultern herum in ein Tuch, oder steckt sie in einen Strumpf. Das Instrument zum Abschneiden der Faltungen ist eine chirugische Scheere mit seitlich gebogenen Blättern, die man dicht ans Auge führen kann. Nun zieht man die Falten vom Auge abwärts und untersucht den innern Theil der Mulde oder Falten, welcher gewöhnlich mit kleinen rothen Punkten oder Knötchen bedeckt ist, die alle mit der Fleischhaut weggeschnitten werden müssen. Die Kur ist keine vollständige, wenn eins oder einige dieser Knötchen zurückbleiben, da eine Gefahr neuer Faltenbildung dann stets vorhanden ist. Man braucht nicht zu fürchten, daß man zu tief schneidet, es ist wunderbar, wie leicht und schnell die Wunde zuwächst und heilt; bei sehr tiefen Schnitten in einer Woche, bei dünnwandigen Warzen in zwei Tagen.

Sobald die Falten abgeschnitten sind, drückt man blutstillende Watte gegen die Wunde und wiederholt dies einige Minuten lang, bis die Blutung aufgehört hat. Dann streicht man etwas Zinksalbe an die obere Seite der Warzen, oberhalb der Wunde. Die Salbe schmilzt nach und nach, bedeckt auch die Wunde und verhindert das sehr gefährliche Antrocknen der Augenlider an dieselbe. Im Nothfalle kann man statt dieser zugleich heilenden Salbe auch etwas ungesalzene Butter nehmen. Bis die Blutung aufgehört hat, hält man den Kopf des Patienten so, daß kein Blut in den Schnabel kann.

Nun wird der noch bandagirte Vogel für einige Stunden, bis die Wunde etwas gehärtet ist, in einen Käfig gesteckt, der so eng sein muß, um ihn am Umdrehen zu verhindern. Darauf nimmt man Strumpf und Binden ab, auch die der Füße, so daß der Patient eben gehen kann. Am nächsten Morgen bestreicht man die Wunde selber, die ganzen Augenwarzen und die Schultern von Neuem mit Zinksalbe. In wenigen Tagen wird dann Alles gut und das Thier von der Gefahr langer Leiden und Unzuträglichkeiten befreit sein, welche ohne die Operation sein Loos sein würden.

Ist die Operation nicht vollständig gewesen, so ist es besser, die Heilung abzuwarten, bevor man zum Wegschneiden des zurückgebliebenen Knötchen schreitet. Leiden beide Augenwarzen, so nimmt man die Operation an beiden gleich hintereinander vor — vorausgesetzt, daß sie nicht so bedeutend ist, daß der Patient darunter leiden könnte. Man zieht dann

nach gelungener Operation einen Seidenfaden durch die oberen Ränder der Warzen und bindet sie über den Scheitel zusammen, um die Berührung der Lider mit der Wunde zu verhüten.

Ohrenkrankheiten.

Ohrenkrankheiten gehören zu den größten Seltenheiten und über ihr Wesen und ihre Ursachen ist man daher noch im Unklaren. Man will jedoch beobachtet haben, daß die Vogelmilbe in den äußeren Gehörgang kriecht und dessen Schleimhaut im Entzündungszustand versetzt, wie sie dies ja auch in der Nasenhöhle sicher thut. Bei am Ohrenfluß leidenden Tauben kommt den Thieren gelber Eiter aus den Ohren, setzt sich um den Gehörgang fest und wird zu einer braunen Kruste.

Behandlung: Die Krusten werden, nachdem sie mit Vaseline erweicht, vorsichtig abgehoben und die äußeren Gehörgänge mit einer Mischung aus absolutem Alkohol und reiner Karbolsäure (auf 20 Gramm Alkohol 5 Tropfen Karbolsäure) täglich zweimal ausgepinselt.

Die Schwermuth (Melancholie).

Die Schwermuth entsteht entweder aus schwerem und schwarzem Geblüte, aus anhaltend ununterbrochenem Füttern mit Erbsen, oder wenn dem Täuber die Gattin oder umgekehrt der Täubin der Gatte abgeht, d. h. entweder gefangen oder vom Habicht genommen worden ist. Der zurückbleibende Theil sitzt dann traurig auf der Stange oder im Neste, lockt und fliegt ängstlich umher, um das Vermißte zu suchen. Er sitzt traurig, abgesondert, frißt wenig, legt den Kopf rückwärts über die Flügel und magert zuletzt so ab, daß sich ein vollständiges Zehrfieber einstellt, das dem Leiden ein Ende macht. Von dieser Schwermuth werden besonders die Täubinnen befallen, so daß sie auf das Treiben der jungen Täuber wenig achten, ja sich denselben entziehen, indem sie in die Winkel des Schlages kriechen und auf dem Dache einsam sitzen, entfernt von den übrigen Tauben, und wo eine Mauer an dem Dache in die Höhe geht, sich dicht an dieselbe drängen, um nicht gestört zu werden. Bei dem Täuber läßt die Schwermuth schon eher nach, wenn sich ihm junge Tauben zum Begatten nähern, bei ihm umherlaufen, ihn gleichsam zum Treiben reizen. Schwerer hält es, wenn ihm in seinem Wittwerstande Junge zurückbleiben, die er zu füttern hat und oft mit treuer Sorgfalt pflegt, was sonst die Täuber nicht thun, wenn die Jungen von der Mutter verlassen werden. Bei einer solchen Schwermuth, wobei eine Trennung des Paares stattgefunden, ist Heilung schwer möglich, wenn sich der getrennte Theil nicht wieder mit einem andern verbindet, was man zu bewerkstelligen suchen muß, indem man zu einer Täubin mehrere ledige junge Täuber in einem besonderen Behältnisse läßt, und umgekehrt

zu einem kranken Täuber mehrere Täubinnen. Man beobachte hier das Benehmen des Kranken und gebe ihm dabei ein leichtes Futter und frisches Wasser mit etwas Zuckerlösung. Sind es Flugtauben, so kann man dergleichen kranke Tauben mit in den Flug nehmen, damit sie Bewegung haben; ist dieses nicht der Fall, so jage man sie häufig auf, wenn sie zum Ausfliegen gewöhnt sind. — Rührt die Krankheit von dickem Geblüte her, so muß man mit dem Futter wechseln und einen Aderlaß anwenden. Als Wechselfutter reiche man gesunde Wicken, in heißem Wasser gequellte Gerste, Buchweizen, Hirse, Rübsamen u. s. w. Ein richtiges Abführmittel wirkt oft ganz ausgezeichnet (1 Theelöffel voll Rizinusöl; oder Kalomel 0,02 bis 0,05 g mit Eibischwurzel und Wasser zu Pillen geformt; oder 0,1 bis 0,2 g der gepulverten Jalappeknolle mit Mehl und Wasser zu Pillen gemacht).

Knochenbrüche (Frakturen).

Einen Beinbruch erkennt man leicht daran, daß das Thier gar nicht mit dem gebrochenen Bein auftreten kann, dasselbe an der Bruchstelle gleichsam wie angeheftet erscheint und man daselbst bei der Untersuchung eine gelenkartige Biegsamkeit wahrnimmt, wo dieselbe doch nicht sein sollte. Sind die Knochenenden von einander gewichen, so haben sie sich oft übereinander geschoben, so daß ein Hervorstehen der Knochen und auch wohl Knochensplitter zu fühlen sind und das Glied kürzer erscheint. Bald entzündet sich die Bruchstelle und wird von einer schmerzhaften Geschwulst umgeben. Dergleichen Knochenbrüche kommen sehr häufig vor und sind die Folge eines erhaltenen Wurfes, Schlages, Stoßes u. s. w. Bei Brüchen des Oberarmes und des Unterschenkels müssen die Federn abgeschoren werden, bei den Unterarmbrüchen genügt oft ein Zusammenbinden der Armschwingen. Der kranke Knochen wird durch Halten am oberen und durch behutsames Ziehen am unteren Ende, wozu zwei Personen nöthig, an der auf den Rücken gelegten Taube (die von einer dritten Person festzuhalten ist) eingerichtet, d. h. in seine regelrechte Lage gebracht. Darauf wird eine wollene Binde, in zwei bis drei Touren möglichst glatt um die Bruchstelle gelegt, hierauf aber eine schmale Leinwandbinde, welche vorher in die im Handel gewöhnliche Wasserglaslösung gelegt worden war, in vier oder mehr Touren fest, aber nicht zu fest um das mit wollener Binde bedeckte Glied gewunden, so zwar, daß beide Binden ein Stück oberhalb und ein Stück unterhalb der Bruchstelle den noch gesund gebliebenen Knochen umgeben, die obere aber die untere an beiden Enden ebenfalls um etwas überragt. Während des Umlegens der mit Wasserglas getränkten Binde läßt man auf diese etwas Schlemmkreide aufstreuen, streicht auch, wo dies nöthig, Wasserglas mit einem hölzernen Spatel nach. Der Wasserglasverband hat vor anderen den Vorzug: festzuhalten, doch sich leicht abschneiden zu lassen. Bei einfachen Brüchen großer Knochen oder bei komplizirten Frakturen sind häufig eine

oder mehrere Schienen nöthig, die zwischen die, den gebrochenen Knochen deckende wollene Binde und den Wasserglasverband gelegt werden (eine: auf die hintere Fläche der gebrochenen Fußknochen, auf die obere Seite der gebrochenen Flügelknochen; sind mehrere nöthig, so nimmt man gewöhnlich drei Schienen, legt die eine auf die vordere oder hintere Fläche, dann je eine rechts wie links, an die Seiten des gebrochenen Knochens). Zu Schienen wählt man, der Breite der leidenden Extremitätenstelle entsprechend, geschnittene Pappstreifen, die dünn, aber steif sein müssen, noch besser aber die dünnsten der bei jedem Bandagisten zu bekommenden Norwegischen Verbandspäne. Der Verband soll vier Wochen etwa sitzen bleiben und hat man in der ersten Zeit natürlich nur darauf zu sehen, ob derselbe nicht zu fest angelegt wurde, infolge dessen bedeutendere Anschwellungen ober= oder unterhalb der Verband=stelle sich einfinden oder sonstige Verletzungen durch den Verband hervorgebracht wurden, was nicht vorkommt, wenn er gut an= und umgelegt worden ist.

Daß dabei der Patient von den übrigen, gesunden Tauben abgesondert werden muß, ist selbstverständlich, sowie überhaupt das ganze Verfahren die größte Vorsicht und Sorgfalt von Seiten des Besitzers erfordert.

Wunden und Blessuren.

Wunden und Verletzungen, welche den Tauben durch Raubvögel u. s. w. zugefügt werden, heilt man am besten, indem man sie mit kaltem Wasser, dem ein wenig Arnika=tinktur zugesetzt ist, gehörig auswäscht, die Federn wegnimmt, welche leicht an dem ent=blößten Knochen kleben bleiben, und die Ränder der Haut durch einige Nadelstiche wieder vereinigt. Die Naht bestreiche man mehrmals behutsam mit ungesalzener Butter, ist die Wunde jedoch sehr groß, so bepinsele man sie mit Terpentinöl. Sollten die Schmerzen die Freßlust vermindern, so reiche man weiches Futter und gönne dem Patienten Ruhe; die Natur wird das Uebrige thun und die Taube nach kurzer Zeit wieder hergestellt sein. Bei Quetschwunden: Kühlen mit kaltem Wasser (Ausdrücken eines mit kaltem Wasser voll=gesogenen Schwammes über der lädirten Stelle; Aufstreichen von Lehmbrei, der mit gleichen Theilen Essig und Wasser, die man aufträufelt, feucht erhalten wird), später Auf=streichen von einem milden Fett, von Bleisalbe, oder, wenn eine kalte Geschwulst lange zurückbleibt, Einreiben von Kampferspiritus. Bei Biß=, Riß= oder Schnittwunden ist zunächst für Blutstillung zu sorgen; selten nur wird eine Unterbindung zerschnittener Pulsadern nöthig; gewöhnlich genügt das Aufbinden blutstillender Watte oder das Aufbinden eines mit flüssigem Eisenchlorid getränkten, dann ausgedrückten Wergbausches oder das Aufstreichen des blutstillenden Kollodium (Collodium stypticum der Apotheker; 1 Theil flüssiges Eisen-chlorid zu 4 bis 5 Theilen Kollodium). Bei Wunden, die nicht durch Einlegen von Nähten

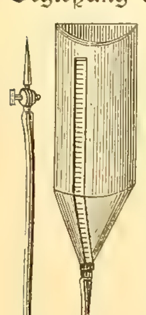
zu heilen sind, wendet man außer öfterem Auswaschen das Einpinseln oder Einstreichen von fünfprozentiger Borsäurelösung oder von schwachem Karbolöl (1 : 60) an. Wo man einen Verband anbringen kann, kann man auch 1 Theil Karbolsäure und 3 Theile Borsäure auf 100 Theile Wasser benutzen. Kleine Schürfwunden bedeckt man mit Bleikollodium, oder Schleim aus Arabischem Gummi, dem man Karbolsäure (zwei Prozent) oder Borsäure (drei bis fünf Prozent) zugesetzt hat.

Deformitäten

am Schnabel treten als zu langer Oberkiefer und als Kreuzschnabel auf. Was man darunter versteht, kann wohl als bekannt vorausgesetzt werden, und sind beide Fehler ungefährlich, so lange sie das Thier nicht am Fressen hindern. Einen zu langen Schnabel entfernt man einfach durch das Messer und raspelt ihn nachher glatt, damit das Thier sich beim Putzen der Federn nicht selber verletzt. Namentlich kommt eine Entzündung der Spitze des Schnabels vor, die durch den Reiz verursacht wird, den eine zu lange Zunge hervorbringt. Durch den permanenten Reiz kann der Zustand zuletzt in einen krebsartigen übergehen, und dann muß er wie dieser behandelt werden. Ist der Zustand noch nicht so weit gediehen, also Zellenwucherung noch nicht eingetreten, ist nur eine Entzündung vorhanden, heilt er spontan, wenn man eben die zu lange Zungenspitze kürzt. Man sei jedoch bei dieser Operation vorsichtig und kürze nur den verhornten Theil, weil etwaige Blutungen, die sehr leicht eintreten, recht unangenehm und selbst zu Verblutungen führen können.

Vergiftungen.

Fast alle Gifte erregen bei den Tauben eine Magen- und Darmentzündung, namentlich die mineralischen Gifte, während die betäubenden und scharfen Pflanzengifte zugleich auch starken Blutzufluß nach Rückenmark und Gehirn verursachen. Die Wirkung der betäubenden Gifte wird abgeschwächt durch Tanninlösung, Essig, Glaubersalz, kalte Begießung auf Kopf und Rücken, Aderlaß.



Vor allen Dingen kommt es bei wahrgenommener Vergiftung auf schleunigste Entfernung der noch unverdauten vergiftenden Substanzen an, den Versuch zu machen, den Kropf mit Hülfe eines Irrigators*) zu entleeren.

*) Der Irrigator ist ein Blechgefäß, das ca. 1 Liter Wasser faßt und das so angefertigt ist, daß man es an die Wand hängen kann. Unten oder an der Seite ist eine kleine blecherne Röhre angebracht, an die man einen 1—1½ Meter langen Gummischlauch befestigen kann. Diese Verbindung muß genau gemacht und öfter kontrolirt werden, da hier der Gummi leicht bricht. An den Gummischlauch kann man am andern Ende verschiedene Kanülen aus Horn anbringen. Hängt man nun den Irrigator ziemlich hoch, so spritzt aus diesen Kanülen das Wasser mit lebhaftem Strahle, man braucht nur den Gummischlauch mit den Fingern zu komprimiren, um den Ausfluß aufhören zu lassen. (S. Abbildung).

Gelingt dies nicht und ist noch viel Inhalt in dem Kropf, besinne man sich nicht, ihn blutig zu eröffnen und zu entleeren. Die Gefahr der Operation ist eine unbedeutende und hierdurch ist allein das Mittel gegeben, die weitere Aufnahme des Giftes in den Körper zu verhindern.

Der Zweck der Therapie bei allen akuten Vergiftungen, d. h. bei solchen, wo das Gift plötzlich in so großen Dosen gegeben wird, daß eine vergiftende Wirkung eintritt, ist nach von Trescków*) ein doppelter. Zunächst bezweckt man die Wirkung des Giftes aufzuheben, was man dadurch zu erreichen sucht, daß man die vergiftende Substanz zwingt, mit den Mitteln, die man dem Körper zuführt, den Heilmitteln, eine chemische Verbindung einzugehen, die entweder ganz unlöslich, also unschädlich ist, oder wenigstens eine solche, die dem Körper weniger schädlich, als das eingeführte Gift.

Die zweite Aufgabe bleibt dann noch die Wiederherstellung der von den giftigen Substanzen verursachten organischen Veränderungen. Die Art, wie die vergiftenden Substanzen wirken, ist verschieden. Die meisten Pflanzengifte tödten plötzlich, indem sie lähmend auf das Centralnervensystem wirken, der Tod tritt bei einigen blitzschnell ein, andere lähmen resp. bringen die Herzthätigkeit zum Stillstehen, andere, unter ihnen die metallischen Gifte, wirken ätzend und zerstörend, indem sie das Bestreben haben, mit den organischen Geweben, mit denen sie in Berührung kommen, Verbindungen einzugehen. Es wird hierdurch die Verbindung der organischen Gewebe zerstört, sie müssen verfallen. Ein solcher Körper, der namentlich gern von ihnen angezogen wird, ist das Wasser, der Zerfall der organischen Substanz ist klar, sobald ihr sämmtliche Feuchtigkeit entzogen.

Den akuten Vergiftungen stehen die chronischen gegenüber, bei welchen das Thier lange Zeit giftige Substanzen, aber in so geringer Dosis erhielt, daß die Einzeldosis unschädlich ist. Grade aber diese chronischen Vergiftungen zerstören den ganzen Organismus so, daß sie in der Regel ein unheilbares Siechthum zur Folge haben, wenn der Organismus sich nicht, wie dies z. B. beim Arsenik der Fall, schließlich an die Vergiftung gewöhnt. In diesem Falle treten die Vergiftungserscheinungen erst ein, wenn man nachläßt, das Gift einzuführen, dann aber in der Regel so heftig, daß eine Heilung nicht wahrscheinlich.

Eine solche chronische Vergiftung z. B. ist es, wenn das Thier lange Zeit in einem schlecht gelüfteten Stalle sich aufzuhalten gezwungen ist. Die Luft ist so sauerstoffarm, daß ein vollständiges Befreien des Blutes von der Kohlensäure nicht vor sich geht, aber doch auch nicht an Kohlensäure reich genug, um eine akute Vergiftung hervorzubringen. Erst mit der Zeit tritt eine chemische Veränderung des Blutes ein, welche ähnliche Symptome

*) Dr. med. von Trescków. Krankheiten des Hausgeflügels und deren Heilung. Kaiserslautern bei Herm. Kayser. 1882.

verursacht, wie die akute Vergiftung, aber auch längere Zeit zum Heilen braucht, weil auch die schädliche Substanz viel länger eingewirkt und tiefere Veränderungen hervorgebracht hat.

Ist es gelungen, die ersten heftigsten Symptome, die die Vergiftung verursacht hat, zu bekämpfen, so ist aber das Thier noch immer nicht geheilt. Es beginnt der zweite, oft langweiligste und undankbarste Theil der Therapie, welcher die Aufgabe hat, die Veränderungen im Organismus, welcher die Vergiftung verursacht hat, wieder aufzuheben, dieselben zu heilen.

Es gehört hierher das Heilen der Katarrhe und Entzündungen, der Geschwüre, die in den äußeren und inneren Wegen entstanden, andrerseits auch das Beseitigen der schlechten Blutmischung, die die Vergiftung herbeigeführt hat. Nach einer nur einigermaßen heftigen Vergiftung wird eine große Körperschwäche, Störung der Verdauung resultiren, weshalb auf die Ernährung die größte Aufmerksamkeit zu richten ist. Alle diese Krankheiten sind aber solche, die auch durch andere Ursachen herbeigeführt sein können, und die in den betreffenden Kapiteln behandelt sind.

a. Vergiftung durch Arsenik.

Die Tauben kommen zur Vergiftung durch Arsenik, wenn sie die für Feldmäuse ausgestreuten, mit Arseniklösung vergifteten Weizen- oder Gerstenkörner fressen. Als Kennzeichen gelten: Reichlichere Speichelabsonderung, Würgen, Schlucken, große Unruhe, Durst, wenig oder gar keine Freßlust, dünner, nach Knoblauch riechender, meist blutiger Koth, langsames und erschwertes Athemholen, taumelnder Gang, Zittern und Zuckungen, kalte Haut, Erweiterung der Pupillen, Krämpfe. Der Tod erfolgt gewöhnlich in sehr kurzer Zeit. Als Gegenmittel gebe man Eisenrost in Wasser gelöst einen Eßlöffel alle halbe Stunde, Zuckerwasser; Schleim von Leinsamen oder Eibischwurzeln, daneben gebrannte Magnesia, 1 Theil mit 20 Theilen Wasser angerieben, stündlich einen Theelöffel.

b. Vergiftung durch Blei.

Sie kommt namentlich in den Orten vor, in denen Bleigruben, Bleihütten und Bleiweißfabriken befindlich sind und nach Genuß von Vegetabilien, die auf Feldern gewachsen sind, die mit dem, aus solchen Fabriken stammenden Dünger bestreut worden oder die Pflanzen oft von den aus Hüttenwerken kommenden Bleidämpfen beschlagen wurden.

Kennzeichen: Plötzlicher Tod ohne wahrnehmbares Schlechtbefinden; dann wieder Stunden, Tage und Wochen bis zum Tode. Umhertaumeln, Niederfallen, Krämpfe, Durchfall oder bei längerem Verlaufe Mangel an Freßlust bei leerem Kropfe, nervöse, von Flügel- und Beinschwäche bis zur vollständigen Lähmung dieser Glieder fortschreitende und

öfter den Hals und Kopf nach dem Rücken krampfende Erscheinungen, daneben fortschreitende Abmagerung und Erschöpfung, welche gewöhnlich mit dem Tode endigt.

Behandlung: Glaubersalzlösung in Leinsamenschleim — 3 bis 4 Gramm des ersteren in eine Obertasse des letzteren —, oder Schleim mit Oel auf 2 bis 3 Portionen für den Tag vertheilt; daneben so viel Schwefelsäure in das Trinkwasser, daß es leicht säuerlich schmeckt.

c. Vergiftung durch Kupfer und Kupfersalze

kommt selten vor und nur wenn der unglückliche Zufall Grünspan unter das Futter der Tauben gebracht hat, und dann ohne schwere Folgen, wenn nicht größere Quantitäten von dem grünspanvergifteten Futter verzehrt sind, in welchem Falle der Tod zwischen 24 bis 48 Stunden erfolgen kann.

Kennzeichen: Verringerte oder unterdrückte Freßlust, Erbrechen, Anschwellung des Leibes, Zittern, heftiger Durchfall, die flüssigen Entleerungen sind grün gefärbt.

Als Heilmittel sind zu empfehlen: Viel Eiweiß oder Schleim, Molken, gebrannte Magnesia, 1 Theil mit 20 Theilen Wasser angerieben, stündlich einen Theelöffel.

d. Vergiftung durch Quecksilber,

hauptsächlich vorkommend, wenn die graue Quecksilbersalbe zur Vertreibung der sogenannten Läuse und Federmilben gebraucht worden ist.

Kennzeichen: Speichelfluß bei gerötheter Mund- und Nasenschleimhaut, Mattigkeit, stinkender Durchfall, zunehmende Abmagerung, Ausfallen der Federn an einzelnen Stellen, schuppiger Ausschlag an den kahlen Hautstellen. Tod infolge von Abzehrung.

Heilmittel: Schleim, Zuckerwasser, Eiweiß, ½ prozentige Eisenvitriollösung, zweimal täglich einen Eßlöffel voll, ein wenig Eisenvitriol in das Trinkwasser.

e. Vergiftung durch Heringslake, Pökellake rc.

Noch gefährlicher als das reine Kochsalz wirkt Heringslake (ältere stärker als frische). Die Laken wirken nicht allein durch ihren Gehalt an Kochsalz, sondern weil sie mit faulenden Stoffen geschwängert sind.

Kennzeichen: Hochgradiger Durst bei Mangel an Freßlust, Roth- und Trockenwerden der Mund- und Rachenschleimhaut, Durchfall, Erweiterung der Pupille, starker Blutzufluß nach Gehirn und Rückenmark (Verdrehen des Halses, Rückwärtsgehen, starkes Taumeln, Lähmung des Hintertheils, erhebliche Zuckungen und Krämpfe).

Heilmittel: Begießungen mit kaltem Wasser, Klystiere mit solchem, innerlich viel Schleim mit Zusatz von Baumöl, Aderlaß in der Armvene (an der Seite des ersten Flügelknochens); die Menge des abzulassenden Blutes darf höchstens 4—6 Gramm sein.

f. Vergiftung durch Bucheckern (Buchennüsse).

Während das Oel des Buchensamens nicht schädlich ist, wirkt der ausgepreßte Rückstand — Bucheckerkuchen —, aber auch die ganze Kernhülle der Früchte bei den Tauben magenreizend, was sich aus dem Würgen oder Brechen rc. ergibt. Man unterlasse daher den Thieren Bucheckern oder Bucheckerkuchen vorzulegen.

Hautkrankheiten

oder Schädigungen des Gefieders rufen folgende Schmarotzerthiere hervor:

1. Die Federbalgmilbe (Harpirhynchus nidulans Megnin). Das Weibchen fast 1/2 mm lang, 0,25 mm breit. Sie legen Eier, aus denen nach einigen Tagen die Larven entschlüpfen. Diese Milben finden sich in erbsen- bis bohnengroßen Kapseln in großer Menge, es sind diese Kapseln aufgetriebene Federbälge, die man öffnet, auslöffelt und mit Perubalsam behandelt.

2. Die wurmförmige Taubenmilbe (Hypodectes columbarum). Länge: 1 bis 1,25 mm, seltener bis 2 mm, Breite: 0,33 bis 0,60 mm. Sie leben im Unterhautzellgewebe, ferner im Bauchfell, in den serösen Ueberzügen der Eingeweide, in dem Bindegewebe, welches die größeren Blutgefäße, namentlich die Aorta umgibt; diese Milbe kann zur Störung bei der Mauser Veranlassung geben und die Entwickelung der neuen Federn hindern. Ebenso kann sie zu Hautentzündungen und Störungen der Hautfunktion die Ursache sein.

3. Die Federspulmilben (Syringophilus bipectinatus). Sie sitzen in den Federspulen und verursachen das Ausgehen der Federn auf dem Rücken. Man wende Waschungen mit ätherischen Oelen (1,20—1,50) an, auch Styrax in 3—4 Theilen Spiritus gelöst.

4. Die Taubenfedermilbe (Analges bidifus). Wenn sie sich in großer Zahl eingefunden haben, so sieht man zuweilen nicht blos zur Zeit der Mauser die Federbildung gestört, sondern, daß die Ernährung der Federn überhaupt nicht in Ordnung ist. Wir finden an gewissen Stellen die Federn ohne den natürlichen Glanz und sehen, daß sie leicht ausgehen. Die Strahlen des Bartes einzelner Schwanzfedern zeigen sich außerdem von einander gesperrt, was den Schwanzfedern ein struppiges Ansehen gibt. Sonst aber scheinen diese Milben im Großen und Ganzen nicht sehr viel Schaden anrichten zu können, sie nähren sich auch hauptsächlich nur von den natürlichen Hautabsonderungen der Tauben und



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg

BÖHMISCHE ODER SÄCHSISCHE FLÜGELTAUBEN
(SCHNIPPENSCHWALBEN).

(C. sterninae.)



dringen nicht immer in die Federspulen ein. Anis- oder Rosmarinöl mit Oel verdünnt (1,20—1,50) als Waschmittel anzuwenden.

5. **Die Gemeine Vogelmilbe** (Dermanyssus avium). Eine blutrothe weißgefleckte Milbe; das Weibchen vollgesogen 1—1,25 mm lang. Diese Milben befallen auch Hausthiere und sollen beim Menschen einen Hautausschlag hervorrufen können. Sie bringen die Thiere durch Blutverlust erst zur Anämie und können den Tod, namentlich junger Thiere, auch dadurch verschulden, daß sie in die Nasenöffnungen und den Gehörgang kriechen und dort Entzündungen und Katarrhe hervorrufen. Sie können Monate lang hungern und sind eben deshalb so schwer zu vertilgen. Reinlichkeit in den Schlägen ist eine Hauptsache, mehrmaliges Aus- und Abscheuern der Wände, Decken, Fußböden ꝛc. mit heißer Lauge und Bestreichen mit fünf- bis zehnprozentiger Karbolsäurelösung ist unerläßlich, ebenso das Aufstäuben von Persischem Insektenpulver zwischen die Federn leistet leidliche Dienste.

6. **Die muschelförmige Saumzecke** (Argas reflexus columbarum). Länge: 4,5—6,5 mm. Das Thier hält sich in dem Holz- und Mauerwerk der Schläge auf und befällt des Nachts die Tauben, namentlich junge, um auf ihnen Blut zu saugen. Es vermag eine nicht geringe Menge von letzterem aufzunehmen und tödtet zuweilen die Tauben. Die Saumzecken gehen nicht an Tauben, wenn man Persisches Insektenpulver zwischen die Federn derselben gestäubt hat; auch das Einreiben von mit Spiritus recht verdünntem Perubalsam auf die Füße und auch ein wenig an die Brust der Tauben soll diese vor dem Befallen durch den Parasiten schützen.

7. **Die Federlinge, fälschlich Läuse genannt.** Die Thiere leben zum Unterschiede von den beiden vorhergehenden nicht vom Blute der von ihnen befallenen Individuen, sondern von Epidermisschuppen und den Federn. Die zwei Unterfamilien (**Philopteriden** und **Liotheen**) unterscheiden sich dadurch von einander, daß die einen das todte Thier nicht verlassen und schnell zu Grunde gehen, während die andern den todten Wirth sofort verlassen, um sich eine andere Wohnung zu suchen, auch auf kurze Zeit den Menschen belästigen können. Als Mittel gegen dieselben ist zu empfehlen: Verdünntes Anisöl (1 Theil Anisöl, 10 Theile Rüböl; oder 1 l Wasser, 1 Eßlöffel voll Anisöl); oder eine Abkochung von 1 Theil Anis in 6 Theilen Wasser zum Waschen benutzt; auch das billigere Rosmarinöl wirkt ganz gut gegen die in Rede stehenden Parasiten.

8. **Der Vogelfloh** (Pulex avium). Gegen diesen bekannten Schmarotzer, von dem die Tauben sehr gequält werden, hilft Besprengen der Stallfußböden mit Kampferwasser oder sehr verdünntem Terpentinöl; Einlegen oder Unterlegen von recht harzreichen Hobelspänen der Nadelhölzer oder das Streuen von Tabakstaub in die Brutnester. — Aufstäuben von Persischem Insektenpulver auf die Geflügelstücke, welche Flöhe an sich haben.

Gepulverter Petersiliensamen oder Wermuthsamen soll auch die auf Vögeln befindlichen Flöhe vertreiben. Die erstgenannten Mittel sind probat!

Manchmal werden junge Tauben von kleinen Mücken und Fliegen, die in die Nasenlöcher, in die Ohren derselben kriechen, äußerst belästigt.

Um diese Zweiflügler abzuwehren, hat man empfohlen, Nasenlöcher, Ohren, Augenlider mit Oel oder stinkendem Thieröl zu bestreichen, oder den ganzen Körper mit Tabakbrühe zu waschen. Letzteres führt zu Vergiftungen und ist zu unterlassen. Das Waschen mit der Abkochung von Blättern der Wallnuß in Essig und Wasser (30 g grüne Wallnußblätter auf 1 l Wasser und 1/8 l Essig) oder mit einer Lösung von Asa foetida 60 g auf 1 l Wasser und 1/8 l Essig) nützt, und schadet in keinem Falle.

Jedem Taubenzüchter ist bekannt, daß in sehr unreinlich gehaltenen Schlägen die Tauben zuweilen belästigt werden: von der gewöhnlichen Bettwanze (Cimex lectularius), von den Larven der Aaskäfer und Todtengräber (Silpha; Necrophorus) und der Speckkäfer (Dermesdes lardarius), sowie von Mehlwürmern (Larven von Tenebrio molitor). Während die Wanzen nur als Blutsauger schädigen, sind die sogenannten Käferlarven — die sich in dem massenhaft angehäuften Mist der Taubenställe zunächst einfinden und da ihre Nahrung suchen — zuweilen wahre Mörder, indem sie die jungen, zarten, unbehülflichen Tauben attaquiren, sich bei diesen — namentlich am Hals und Bauch derselben — einnagen und Theile der Haut und Muskeln bei den lebenden Täubchen verzehren, dadurch aber oft zur Todesursache werden. In Geschwüren und Wunden siedeln sich auch gern, und zwar bei allem Geflügel, die Larven von Fliegen (Sarcophaga carnaria; Musca vomitoria; Musca cadaverina) an.

Uebrigens sei bemerkt, daß die muschelförmige Saumzecke der Tauben oft mit der gewöhnlichen Wanze verwechselt wird.

Wanzen hält man, wie das andere hier genannte Ungeziefer, durch streng durchgeführte, große Reinlichkeit in den Taubenwohnräumen, durch tägliches Entfernen des Mistes, durch Einstreuen von gesiebter Asche und Sand auf die Fußböden der Schläge von letzteren ab. Trockne, kiehnreiche, ganz reine Sägespäne in die Nester helfen auch vorbeugen. Hat sich solches Ungeziefer aber eingefunden und belästigt es die Tauben, kann man auch desselben durch bloße Reinlichkeit nicht Herr werden, so braucht man zum Einreiben in die Nester: Petroleum mit Oel (1 : 4), oder Benzin mit Oel (1 : 10) oder eine Mischung von 3 Theilen Nuxvomika-Tinktur und 1 Theil Salmiakgeist. Die jungen Tauben müssen so lange aus den Nestern fortbleiben, bis sich der starke Geruch verloren und die Innenfläche der Nester (Kästen, Körbe ꝛc.) nicht mehr von dem nachdrücklich eingeriebenen Mittel stark glänzt. Auch die gegen Flöhe empfohlenen Mittel sind anwendbar. Die jungen

Tauben schützt man durch Aufstreichen von ein wenig Leberthran oder Petroleum mit Oel vor den Angriffen des Ungeziefers. Die in Wunden befindlichen Maden müssen mit einer Pinzette ausgezogen werden, die Wunde selbst ist mit Karbolöl (1 : 10) zu bestreichen.

Nr. 20 der „Columbia" (Jahrg. 1879) bringt folgenden Artikel des Dr. F. Schneider-Diedenhofen, welcher ein unfehlbares Mittel — dessen Wirksamkeit sehr wahrscheinlich, aber vom Verfasser dieses Buches noch nicht ausprobirt wurde — gegen Ungeziefer des Hausgeflügels empfiehlt.

„Schon seit 30 Jahren setze ich eifrig meine Nachforschungen nach einem Mittel fort, womit ich meine Tauben von ihrem Todfeinde, dem »acarus necator«, befreien könnte, diesem schädlichsten aller Geflügelinsekten, welcher die junge Taube beim Ausschlüpfen aus dem Ei überfällt oder sogar schon vorher in die gespaltene Schale eindringt, um sich in den Gehörorganen des kleinen Insassen festzunisten. Schon vor langer Zeit hatte ich wahrgenommen, daß das Ungeziefer gewisse Gerüche nicht verträgt. Mehrere Jahre hindurch hielt ich Tauben in einem Pferdestalle und während dieser Zeit bemerkte ich weder Läuse noch Flöhe. In einem Schlage, welcher sich auf einem Lohrindenspeicher meines Bruders befindet, bleiben die Tauben auch unbehelligt. Auf Grund dieser Beobachtungen gebrauchte ich Karbolsäure, Theer, Tabak, Mittel, welche zwar fruchteten, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich sie täglich und bei jedem einzelnen Neste anwandte, ein ermüdender Frohndienst, welchem sich auch der leidenschaftlichste Taubenliebhaber schließlich zu entziehen sucht. Im Jahre 1876 stellte ich Versuche mit gemahlenen Kubeben an, und haben dieselben, auf die jungen Tauben gestreut und besonders in die Ohrhöhlen gebracht, gute Dienste geleistet. Vor zwei Jahren, sobald die Hitze eintrat, wurden meine gefiederten Lieblinge massenhaft vom Ungeziefer heimgesucht, obgleich ich auf die Reinhaltung der Schläge die größte Sorgfalt verwandte. Da die Kubeben unzureichend waren, bediente ich mich der rothen Bertramwurzel in Pulverform. Dieses Pulver wirkte rasch. Die Milben, welche davon erreicht wurden, wälzten sich sofort im Todeskampfe. Jedoch am folgenden Tage mußte das Verfahren wiederholt werden, da sich inzwischen eine neue Nachkommenschaft Insekten eingefunden hatte. Ermüdet, dieses Danaïden-Faß zu füllen, und betrübt, einen Feind bekämpfen zu müssen, dessen stürmende Reihen die Fehde immer wieder aufnahmen, sobald ich den Rücken wandte, versuchte ich mit Terpentinöl, dessen Geruch durchdringend und anhaltend ist, meine Schützlinge zu retten. Ich goß dasselbe auf den Fußboden des Schlages. Jedoch die Verdunstung schien mir nur dann wirksam, wenn die Flüssigkeit in reichlichem Maße angewandt wurde und alsdann vielleicht der Gesundheit der Tauben schädlich sein könnte. Ich versuchte es daher mit Aether, welchen ich auf die mit Milben besetzten Hautstellen strich. Der Erfolg war ein plötzlicher, aber gleichzeitig auch ein zu

weittragender. Die Läuse fielen wie vom Blitz getroffen, jedoch auch die Tauben erlagen selbst in weniger denn einer Viertelstunde. Darauf befeuchtete ich den Boden eines Holznestes mit etwas Aether und setzte zwei vier Tage alte Täubchen hinein. Auch sie segneten schleunigst das Zeitliche.

Bis dahin war mein Traum, meine Hoffnung noch nicht in Erfüllung gegangen, nämlich ein Mittel zu finden, bei dessen Anwendung ich nicht genöthigt sei, die Insekten aufzusuchen, ein Mittel, welches heilkräftig und vorbeugend, welches, einmal in den Schlag gebracht, die Luft mit seinem Dunste sättigen und dadurch das Ungeziefer tödten würde, ohne den jungen Tauben zu schaden. Da kam mir plötzlich der glückliche Gedanke, meine Zuflucht zu einer sehr bekannten Flüssigkeit zu nehmen, welche die Weinbauer im südlichen Frankreich zur Vertilgung der Reblaus anwenden, nämlich zu Schwefelkohlenstoff.

Da grade um diese Zeit, bei der außerordentlichen Hitze des Monats Juni, die Milben in unzählbaren Mengen auftauchten, die Eier bedeckten, die Jungen angriffen und die brütenden Thiere derart belästigten, daß sie ihre Nester verließen, hing ich in einem Taubenschlage von ungefähr 20 Raummeter zwei offene Fläschchen, jedes 50 Gramm Schwefelkohlenstoff enthaltend, an den Wänden auf. Am andern Morgen war ich sehr überrascht und ermuthigt, als ich wahrnahm, daß der Feind, unter Zurücklassung zahlreicher Todter und Verwundeter, das Feld geräumt hatte. Am folgenden Tage entdeckte ich kein lebendes Insekt mehr, und ich hatte die Befriedigung, meine so lange gepeinigten Lieblinge nicht mehr belästigt und sich in Frieden ihres Daseins erfreuen zu sehen. Die Sache ging so während zehn Tage weiter, bis der Schwefelkohlenstoff sich verflüchtigt hatte. An einem Sonntag Morgen nahm ich einen erneueten Angriff der Läuse unter den Flügeln einer jungen Taube wahr. Dieselbe befand sich in einem Neste am Boden, an der wärmsten Stelle des Taubenschlags und geschützt vor jedem Luftzuge. Ich füllte die Flaschen von Neuem. Montag Morgen fand ich nur einige kranke Läuse in vorerwähntem Neste und überzeugte mich, daß an keinem anderen Punkte des Taubenhauses sich welche eingestellt hatten. Am Dienstage war jede Spur verschwunden. Nun machte ich eine Gegenprobe, befürchtend, mich zu früh über einen Sieg zu freuen. Noch wagte ich nicht, daran zu glauben, daß ich mich auf eine so bequeme und billige Weise eines Feindes entledigen könne, welcher mich während meiner langen Laufbahn als Taubenzüchter so oft in Verzweiflung gesetzt hatte.

Da ich zwei aneinander stoßende Schläge besitze, welche durch eine undurchdringliche Gypswand von einander getrennt sind, ließ ich den Schwefelkohlenstoff im Schlage 1 und entzog das unvergleichbare Vertilgungsmittel dem Schlage 2. Das Ungeziefer erschien binnen wenigen Tagen in letzterem, während es von dem ersteren, wie seitdem immer,

fern blieb. Mein Bruder, welcher ein sehr sorgsamer Taubenliebhaber ist, hatte das Glück, seine Tauben bis Monat Juli vom Ungeziefer verschont zu sehen. Eines Tages kam er zu mir, um mein Mittel zu verlangen, und er wandte es mit einem sofortigen und durchgreifenden Erfolge an. Darauf glaubte er des Guten genug gethan zu haben und erneuerte den Schwefelkohlenstoff nicht. Doch kurze Zeit darauf sah er sich genöthigt, seine Zuflucht wiederum zu demselben zu nehmen, und wiederum war dessen Anwendung mit dem gleichen Erfolge gekrönt. So glaube ich nun nach schier dreißigjährigem Suchen endlich ein nicht versagendes Mittel gefunden zu haben, um unsere lieben Tauben, diese niedlichen Geschöpfe, welche in ihren mannigfachen Arten dem Menschen eine Quelle vieler heiterer Stunden und unschuldiger Zerstreuung darbieten, von ihren hartnäckigen und unermüdlichen Peinigern zu befreien."

Die Mauser.

Obgleich die Erscheinungen im Leben der Tauben sehr aufmerksam beobachtet worden sind, so gibt es doch noch Vorkommnisse, die aufzuklären sich jeder gewissenhafte Züchter angelegen sein lassen muß. Unter diesen befindet sich in erster Linie die Mauser. Die Mehrzahl der Schriftsteller haben sie unter die Krankheiten der Tauben gerechnet. Ich theile in keiner Beziehung diese Ansicht. Chapuis, in seinem schon früher erwähnten Werke, sagt darüber Folgendes: „Die Mauser ist eine periodische Funktion, deren normale, regelmäßige Entwickelung und Vollendung zur ersten Bedingung einen vollständigen Gesundheitszustand erheischt. Es ist allerdings wahr, daß die Taube während der Mauser alle Lebendigkeit verliert, traurig ist, Absonderung und Ruhe sucht, und, wenn sie darin gestört oder von anderen Tauben gereizt wird, leicht zornig wird und mit den Flügeln um sich schlägt. Diese Art Apathie erinnert an die Faulheit, welche eine ordentliche Verdauung verursacht, mit dem Unterschiede, daß sie von längerer Dauer ist."

Im Allgemeinen mausert die Taube nur einmal im Jahre und ist diese Mauser dann eine vollständige, wenn sich alle Federn erneuern; jedoch kommt sie in mehreren Abstufungen vor und ist sehr verschieden. So macht z. B. die junge Taube, welche Ende Februar oder Anfangs März flügge wird, nur eine theilweise Mauser durch, da nur die Hals- und Kopffedern vom April an ausfallen und durch andere, lebhafter gefärbte Federn ersetzt werden; dasselbe gilt auch von den Tauben, welche im Laufe des August bis Oktober geboren werden, da sie die großen Flügel- und Schwanzfedern nicht wechseln, die sich noch im September des auf die Geburt folgenden Jahres wieder erkennen lassen.

Fast könnte man sagen, die Taube mausert während der Hälfte des Jahres, da sie schon im Monat Mai die erste Feder verliert. Die Mauser fängt mit den großen Flügel- oder Schwanzfedern an, und zwar mit der zehnten, wenn man von außen nach innen zählt,

d. h. von dem äußersten Theile des Flügels bis zu dem Punkte, wo er sich abzweigt. Ungefähr einen Monat später folgt die vorhergehende Feder, also die neunte. Zu dieser Zeit ist die zehnte fast wieder bis zu ihrer ursprünglichen Größe gediehen, ebenso ist die neunte bis zur Hälfte ihrer Länge gewachsen, sobald die achte Feder fällt. Die übrigen Federn folgen der Reihe nach im Zeitraum von acht bis vierzehn Tagen. Wenn der Flügel noch vier oder fünf alte Schwungfedern besitzt, so scheint die Mauser rascher vorwärts zu gehen und zwar mit einer Schnelligkeit um so viel größer, je kleiner die Federn sind, auf welche sie sich erstreckt. Die Federn, welche am Achselbein sitzen, die der Schultern und die oberen Flügelfedern fallen bald, und die Deckfedern der Flügel folgen in geringen Intervallen. Die Mauser wird dann allgemein. Der Kopf wird fast ganz der Federn beraubt, nicht, daß er etwa nackt erschiene, sondern er ist mit ganz kleinen liegenden Stämmen bedeckt, aus den Kielen bestehend, welche die auf sich selbst aufgerollten Federn enthalten. Die Mauser erstreckt sich nun nach und nach auf den Hals und die Brust. Die Erneuerung des Schwanzes geschieht ebenfalls in einer sehr regelmäßigen Art und Weise. Er besteht aus zwölf Federn, sechs an jeder Seite und alle symmetrisch. Die erste, welche ausfällt, ist die fünfte, wenn man von außen nach innen zählt, und sie wächst bis zu $^3/_4$ ihrer Länge, wo dann die sechste, die der Mitte, sich loslöst. Diese zeigt sich schon, wenn die vierte und dann die dritte der Reihe nach fallen. Die letzte Feder, die ausfällt, ist die zweite. Der Schwanz wie der Flügel sind zum Fluge gleich wichtige Organe, daher ist die Taube durch den nach und nach eintretenden Ausfall der Federn nie einen Augenblick des Gebrauches, den sie damit macht, beraubt, so daß, wenn man den Schwanz der Taube Ende September untersucht, gewöhnlich Folgendes findet: die mittlere Steuerfeder ist zu $^4/_5$ ihrer Länge erneuert, diejenige, welche ihr nach außen zu folgt, d. i. die fünfte, ist vollständig gewachsen, die vierte bis zur Hälfte, die dritte bis zu einem Drittel, die zweite ist noch die alte; dagegen beginnen die ersten kleinen Deckfedern sich zu entfalten. Die Erneuerung der Federn wechselt im Allgemeinen nicht die Farbe des Gefieders. Es ist überflüssig, bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß die ersten Federn, die sogenannten Nestfedern, keinen Glanz besitzen, und die in der ersten Mauser durch längere und größere Federn, die viel lebhafter gefärbt sind, ersetzt werden. Dieser gewöhnlichen normalen Veränderung gegenüber muß man jedoch der bizarren Erscheinung erwähnen, die man bei einigen Tauben von gelber oder brauner Farbe findet, und die infolge der ersten Mauser ein weißes oder weißgeflecktes Gefieder annehmen. Theilweise Farbenveränderungen bemerkt man auch noch bei gewissen Männchen von heller Farbe, sei es grau oder röthlich, und bei denen mit schwarzen Streifen. Nach jeder Mauser gewinnen diese dunklen Streifen an Größe, an Länge und Breite, so daß nach fünf oder sechs aufeinander folgenden Mausern die Tauben schwarz gefleckt erscheinen;

noch später nehmen ganze Federn diese Farbe an, und es erscheint wahrscheinlich, daß sie in einem noch vorgeschritteneren Alter vorherrschend wird. Diese schwarzen Striche sind übrigens ein gutes Geschlechtszeichen, sie erscheinen, sobald die Federn sich zu entwickeln beginnen, so daß es möglich ist, hierdurch mit Gewißheit das Geschlecht der Tauben vor dem Verlassen des Nestes zu bestimmen.

Verschiedene Ursachen können die Mauser der Taube aufhalten doch geschieht dies immer zu ihrem Schaden, und da diese Ursachen meist durch den Besitzer selbst hervorgerufen werden, so muß er sie sorgfältig zu verhindern trachten. Schlecht genährte Tauben haben nur eine mangelhafte Mauser. Sofern die Taube Junge erbrütet, sobald ihre Mauser begonnen hat, wird diese sofort unterbrochen und nimmt erst ihren Fortgang nach der Zeit, wenn sich die Jungen selbst ernähren. Diese Unterbrechung kann ziemlich lange dauern, denn eine Taube mit verspäteter Mauser erneuert ihr Gefieder nicht vollständig, wenn die Kälte eintritt. Im Frühjahr ist es wahrscheinlich, daß sie die Mauser, welche sie nicht hat vollenden können, wieder aufnimmt, aber dann kann die zehnte und neunte Schwungfeder gleichzeitig fallen, so daß dann die Taube an zwei verschiedenen Punkten der beiden Flügel mausert und zum Fliegen wenig geeignet ist. Dieselbe Unregelmäßigkeit der doppelten Mauser bemerkt man häufig bei zu spät im August oder September geborenen Tauben; ebenso wird die Mauser unterbrochen, wenn die Taube während dieser Zeit Hunger leidet.

Man bemerkt zuweilen, daß zur Zeit der Mauser die Taube krank wird, sie fliegt schwer, und wenn sie ihren Standort erreichen will, so sucht sie nach einem Mittel, ihn ohne Anstrengung zu erreichen. Die Ursache ist eine durch irgend welchen Umstand verzögerte Mauser, und muß der Liebhaber sie sorgfältig beobachten, um den Grund dieser verzögerten Mauser zu entdecken. Das sicherste Mittel, sofort die Mauser hervorzurufen, besteht einfach darin, daß man die Taube in einen Verschlag sperrt, dessen Boden mit leicht angefeuchtetem Grassamen bedeckt ist; nach einigen Tagen schon ist man sicher, daß die Mauser begonnen hat, und kann man dann die Taube in ihren alten Schlag zurückbringen, worauf sich die vollständige Mauser ohne weitere Schwierigkeit vollzieht. Während der ganzen Dauer der Mauser gebe man den Tauben eine wechselnde, reichliche und kräftige Nahrung, wie Kalk von alten Wänden, gebrannten Lehm und salzige Bestandtheile, sowie täglich mehrere Male frisches Wasser, und sorge für Reinlichkeit im Schlage.



Nachtrag.

Nach Beendigung des Drucks sind mir von verschiedenen Seiten Mittheilungen über Tauben zugegangen, die bisher nicht Aufnahme in dem „Illustrirten Mustertauben-Buche" fanden und die ich nachträglich an dieser Stelle einschalte, umsomehr, da die Mehrzahl dieser Tauben noch zur Abbildung gelangten.

Es sind dies:

Die Damascener-Taube.

(C. damascena.)

Sie ist eine nahe Verwandte der Kapuzinertaube, gleichfalls Orientalischen Ursprungs und etwas größer als die Englische Eule. Der ziemlich große, runde, eulenähnliche Kopf hat einen breiten, schön gewölbten, nicht grade steil nach der Schnabelwurzel abfallenden Scheitel, der auf einem kräftigen, aufrecht getragenen Halse aufsitzt; der kurze schwarze Schnabel ist von nahezu konischer Form. Das Auge ist hell und orangefarbig, die großen Augenringe dunkelgrau, die kurzen unbefiederten Füße lebhaft roth. Die beiden Hauptpunkte, welche diesen Tümmlerschlag so anziehend machen, sind die wirklich rein silbergraue Färbung des Gefieders, die mit den intensiv schwarzen Flügelbinden einen schönen, in die Augen springenden Kontrast bilden, und die ziemlich breiten, pflaumenblauen, fleischigen Augenkreise, welche von der orangegelben Iris und dem weißen Gefieder nicht weniger schön abstechen. Ebenso machen die etwas dunkler gefärbten Schwingen und die mit tief schwarzer, weiß gesäumter Endlinie versehenen Schwanzfedern einen sehr hübschen Effekt. Eigenthümlich ist, daß die weißen Konturfedern, besonders die des Halses, sämmtlich dunkle Flaumfasern haben. Die Damascener sind sehr lebhaft und vorzügliche Flieger, und da sie in England nicht sehr beliebt und deshalb auch nicht theuer sind, allen Deutschen Tümmlerliebhabern bestens zu empfehlen.

Die Seglertaube.

(C. Cypselus.)

Diese, Anfang der sechziger Jahre aus Aegypten nach England importirte Tümmler-Raçe ist, obgleich höchst eigenthümlich gebaut, außerordentlich schön. Ihren Namen hat sie von der Aehnlichkeit des Rumpfes und der enormen Länge der Flügel und besonders der Schwingen mit der Thurm- oder Mauerschwalbe. Der Kopf ist klein und rund, die Stirn nicht steil, sondern allmälig abfallend, der kurze Schnabel sehr kräftig, die Schnabelwarzen mäßig groß, das Auge groß und dunkelbraun, der nackte Augenring schmal, kreisrund und fleischfarbig, der Rumpf schlank und gestreckt, die nackten Beine und Zehen kurz,

die Flügel, besonders die Schwingen außerordentlich lang — die ausgestreckten Flügel, von der einen Schwingenspitze zur andern, haben die Breite von 848 mm; ebenso der Schwanz, dessen Mittelfeder 182 mm lang ist. Die Flügel werden über dem Schwanze gekreuzt und trotz ihrer Länge hoch angezogen getragen. Das Gefieder ist voll, locker und lang, die Flügeldeckfedern neigen sich etwas nach unten. Die hauptsächlichsten Färbungen sind schwarz, blau, gescheckt, helle und dunkle Almondfarbige, gefleckte und chokoladenbraune mit einem Stich ins Gelbe, das am Halse eine gelbliche Lederfarbe zeigt, wobei der Kopf dunkel, Schwingen und Schwanz schwärzlich sind. Trotz der langen Schwingen sind die Segler nichts weniger als gute Flieger, einmal wegen der Lockerheit und der Dünne und Schwäche ihrer Kiele und Schäfte, dann auch wegen der Länge und Lockerheit der übrigen Rumpffedern.

Ihre von allen übrigen Taubenraçen abweichende langgestreckte Gestalt, ihre Härte, Ausdauer, Langlebigkeit, ihre Genügsamkeit in Bezug auf Futter und Wohnung sind Eigenschaften, welche sie manchem Liebhaber empfehlen dürften. In Deutschland, wohin sie durch den fleißigen Taubenimporteur Zivsa zu Troppau in den siebenziger Jahren eingeführt wurden, sind die Segler (von Dr. Bodinus fälschlich Mekkatauben getauft) noch ziemlich selten und werden mit 50 Mark pro Paar bezahlt. Jedenfalls sind diese Tümmler, wie schon bemerkt, hochinteressant und zu Kreuzungen mit den großen Tümmlerschlägen sehr zu empfehlen.

Die Kapuzinertaube.

(C. capucinorum.)

Diese Taube, die von Baldamus u. A. als der Stammvater der Perückentaube angesehen wird, ist ein edler Tümmler in des Wortes vollster Bedeutung, denn die feine Form, die edle Haltung, besonders in den schleppend getragenen Flügeln und dem Muldenrücken, sowie ihre Ausdauer im Rund- und Hochfliegen lassen diese Annahme unbedingt berechtigt erscheinen. Sie ist Orientalischen Ursprungs und vor ungefähr 30 Jahren aus Kleinasien nach England eingeführt. Ende der fünfziger Jahre tauchten die Kapuziner in Stettin unter dem Namen „Weißschwänze" auf und kamen daselbst namentlich in dunkelroth und tiefblau häufig vor. Der mit einer dicht am Kopf anliegenden, aber etwas im Nacken heruntergehenden Muschelhaube versehene Kopf ist kugelrund wie beim Altstamm-Tümmler, der gimpelähnliche und mit einer fast zu kräftigen Schnabelhaut versehene kurze Schnabel ist, der Grundfarbe des Gefieders entsprechend, entweder dunkel oder hell, das rein weiße Auge ist von einer dunklen Wachshaut umgeben, die Brust ist voll und stark hervortretend, die Flügel werden lose am Leibe getragen und kreuzen sich unterhalb des Schwanzes, die niedrigen Beine sind nackt und die Füße leuchtend roth. Die kühne, aufrechte Haltung läßt

diese Taube sehr edel erscheinen und unwillkürlich an den Urtypus der Tümmler, die Holländer Altstamm-Taube erinnern. Am häufigsten findet man den Kapuziner in satter, glänzend schwarzer Farbe mit reinweißem Schwanze, dann in blauer Farbe mit schwarzen Flügelbinden und weißem Schwanze, und rothe und gelbe mit eben solcher Zeichnung. Die einfarbig Weißen lassen zu wünschen. Der Hauptwerth wird auf den kurzen Schnabel, die volle Haube und den rein weißen Schwanz — die Liebhaber sagen, er muß wie eingekeilt aussehen — gelegt, und merkwürdiger Weise vererben sich diese Eigenschaften bei der reinen Raçezucht stets, welch' große Stetigkeit in der Nachzucht auf eine „gute Art" schließen läßt.

Der Lahoretümmler.

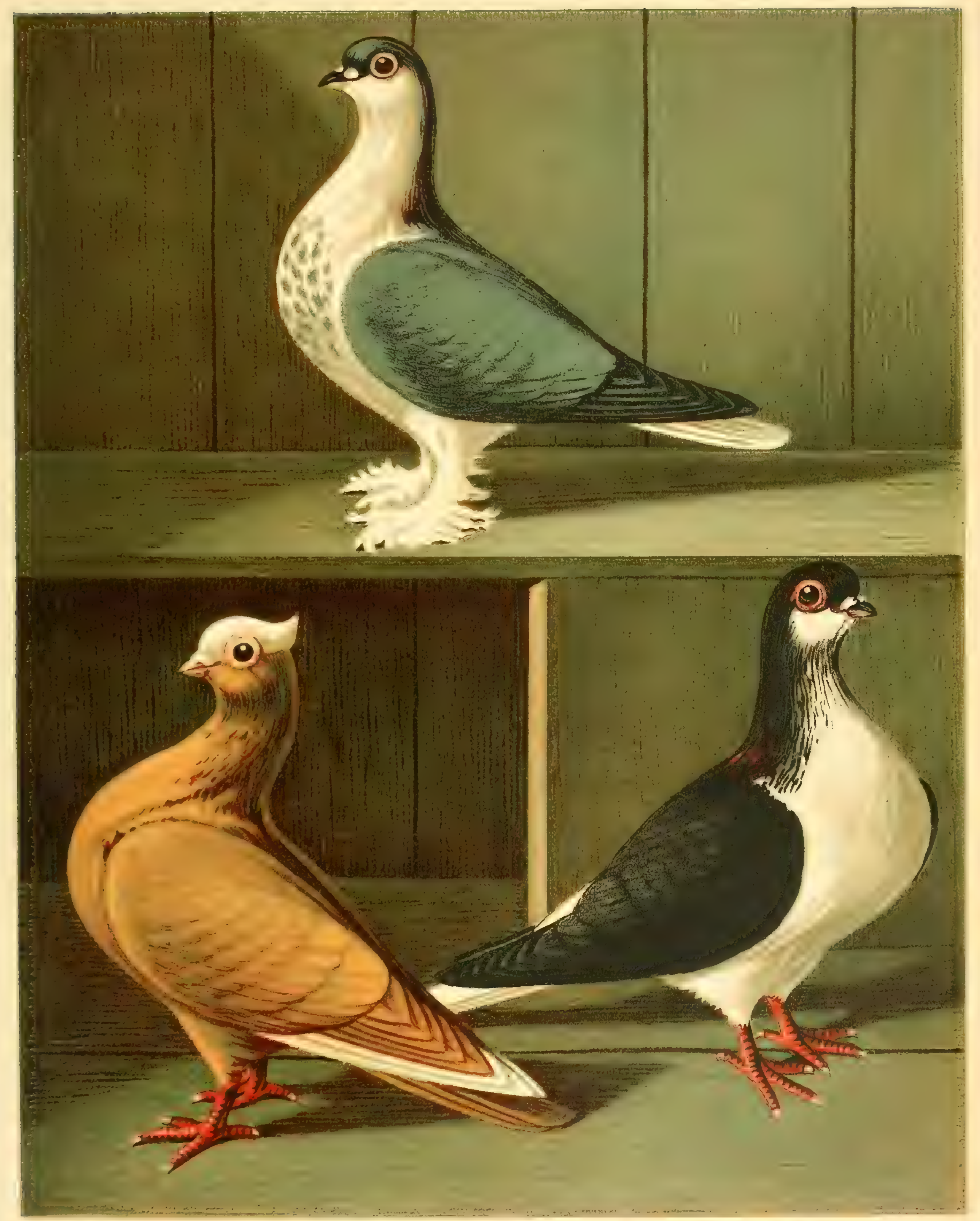
(C. dimidiata.)

Diese eigenthümliche Taube stammt aus Indien und gehört wahrscheinlich zu einer der 26 Tümmler-Varietäten des Großmoguls Akbar von Ostindien (1542 bis 1605), der ein großer Taubenliebhaber war und namentlich Tümmler züchtete, denn die in dem Werke des Vezir Abdul Fazil über das Leben des Akbar aufgeführten Tauben „Meheneh", „Aschky", „Charjeschi," „Udek" und „Khaseh"-Tauben sind sämmtlich Tümmler gewesen, da von ihnen das charakteristische Merkmal, das Purzeln (tumble) in der Luft angegeben wird. Die Lahoretaube hat trotz ihres kräftigen Körperbaues eine ziemlich aufrechte und elegante Haltung und fliegt leicht und ausdauernd. Der ziemlich kräftige Kopf ist länglich, die Stirn hoch, das Auge außerordentlich groß, die Iris dunkel, der röthliche Lidrand schmal, der dicke Schnabel hat die Länge des gewöhnlichen Tümmlerschnabels, die Nasenlöcher liegen etwas offen und sind flach und glatt; der kurze, unten kräftige Hals setzt sich breit auf die kräftigen Schultern auf, der Oberrücken ist ebenfalls breit, der ganze Vorderrumpf gedrungen, nach hinten zu kegelförmig zugespitzt; die Beine sind kurz und wie die Zehen kräftig. Die Grundfarbe ist klares, reines Weiß, die tief schwarze Zeichenfarbe geht von der Schnabelspitze in grader Linie unter den Augen hinweg und bedeckt vom Nacken ab fast genau die Hinterhälfte des Halses, verbreitet sich über den Oberrücken bis zum Bürzel und nimmt die ganzen Flügel ein. Der Unterkiefer ist fleischfarbig, die Ohrfedern rein weiß. Die Lahoretümmler sind ausdauernd und fruchtbar und gleich dem Staarhals ausgezeichnete Aetzer für alle ihnen nachlaufende, Futter begehrende Junge fremder Aeltern.

J. C. Lyell sagt, daß die Lahoretaube nur eine Unterart einer Taube sei, welche in Indien

Die Sherajee-Taube

genannt wird. Sie ist in Figur, Bau und Haltung, sowie in Färbung und Zeichnung mit der vorigen übereinstimmend und unterscheidet sich nur durch die stark befiederten Füße.



Lithogr. u. Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

INDISCHE TÜMMLER.

Der Sherajee-Tümmler. Der Mookee-Tümmler. Der Lahore-Tümmler.



Lyell sagt ferner, daß es in Indien noch eine Varietät der Sherajee-Taube gebe, welche noch mehr geschätzt wird und die auf der Brust geschecht ist. In diesem Falle dürfen nicht einmal zwei der einzelnen Flecke sich berühren, sondern jeder Fleck muß rein weiß sein und möglichst isolirt stehen. Ist dies der Fall, so macht es die Taube bei den Indischen Taubenzüchtern sehr werthvoll und sie bezahlen nahezu jeden einzelnen Fleck bis zu der Summe von 1000 Rupien pro Taube. Die Farben, die man von den Sherajee-Tauben bis jetzt kennt, sind gelb, roth, schwarz, blau, dunkelbraun, schwarze sind die gewöhnlichsten und daher auch am wenigsten werth.

Die Mookee-Taube.

Nach Lyell's Versicherung ist die Mookee-Taube die schmalschwänzige Zittertaube, die so lange Zeit in Willughby's Ornithologie verloren war. Seit Willughby eine schmal- oder spitzschwänzige Zitterhalstaube beschreibt, ist es sicher unmöglich, zu glauben, wie die Engländer Moore und Brent meinen, daß W. einen Bastard zwischen einer Pfautaube und irgend einer anderen Taube meint, denn er erwähnt ausdrücklich einen geschlossenen Schwanz und einen zurückgebogenen Hals mit der zitternden Bewegung, wie beides ja unsere echten Altstamm-Tümmler haben. Die Mookee-Taube entspricht genau diesen Anforderungen. Sie ist spitz gehaubt, weißköpfig, aber hoch, quer durchs Auge geschnitten. Der Oberschnabel ist hell, der Unterschnabel dunkel, ebenso die Augen, die Brust stark vortretend und nach außen gewölbt, von schöner Rundung. Die Flügel liegen fest an und die Schwingen reichen nicht ganz bis an die Schwanzspitze, die Beine sind klein, zierlich und unbefiedert. Nur die zwei äußeren Schwingen sind weiß, alles Uebrige gefärbt. Der Kopf hat eine ziemlich sonderbare Gestalt, er ist weder kurz noch von gewöhnlicher Gestalt, aber so, als wenn er zu einer Spitze grade gezogen wäre. Die meisten dieser Tauben sind schwarz, die übrigen blau und aschfarbig, gelb und roth. Der Hauptfehler findet sich in den Schwingen, drei weiße Federn sind erlaubt, aber mehr oder auf beiden Seiten eine ungleiche Anzahl ist bei den Indischen Züchtern verpönt. Ein schlecht geschnittener Kopf gehört ebenfalls zu den Fehlern.

Die Goolee-Taube

ist am Kopf und Nacken wie eine Sherajee- oder Lahore-Taube gezeichnet, unterscheidet sich aber im Schwanz, der gefärbt ist, und in den Flügeln, die weiß sind. Sie ist glattfüßig. Eine geschätzte Varietät ist auf den Flügeln gescheckt, doch ist dieses Gescheckt sein von dem in England gekannten verschieden, da hier getrennte weiße Federn auf einem farbigen Grund erscheinen, während das Indische Geschecktsein darin besteht, daß getrennte farbige Federn auf weißer Grundlage erscheinen. Die besseren Spezies der Goolees haben einen

hohen Vorderkopf und sind gehaubt. Die Flügel werden niedrig getragen und der Gang ist trippelnd. Die Goole-Taube wird oft am Kopf, Schwanz und den Flecken der Flügel in drei verschiedenen Farben gezüchtet und ist dann von höherem Werth; diese sonderbare Mischung der drei Farben an einem Vogel ist ein weiteres Zusammentreffen mit der Geschichte der Almonds.

Der Orientalische Roller.

Diese merkwürdige, aus Klein-Asien stammende und dort hoch geschätzte Tümmler-raçe ist seit einigen Jahren auch nach Deutschland importirt. Der Englische Taubenzüchter Ludlow beschreibt sie in »The Fancier's Gazette« wie folgt:

Der Kopf ist ziemlich gestreckt, die Stirn flach in den Scheitel übergehend und dieser nur wenig gewölbt, das Auge perlfarben. Der Schnabel ist lang, grade und mäßig dick und kräftig und merkwürdigerweise auch bei den Schwarzen hellfleischfarbig, mit einem schwarzen Punkte an der Spitze des Oberkiefers. Der Hals ist ziemlich kurz und schlank' die Brust kaum vortretend; die Flügel werden locker und niedrig getragen, die Beine sind kurz und nackt; der Rücken kurz und hohl. Der Schwanz ist besonders eigenthümlich, besteht aus 14 bis 22 Federn — 16 ist die Durchschnittszahl —, deren zwei mittlere sich etwas nach außen biegen und eine leichte Trennung des Schwanzes in zwei Theile verursachen. Zuweilen trennen sich die Schwanzfedern in schmälere, aber regelmäßig lange Zwillingsfedern. Die schlanke Gestalt zeigt eine gewisse Elastizität, die sich namentlich auch in der etwas aufwärts strebenden Haltung des Schwanzes offenbart, welche Haltung den hohlen Rücken noch „muldiger" erscheinen läßt: eine hochgeschätzte Bildung und eins der besten Zeichen guten Blutes neben der möglichst großen Anzahl der Schwanzfedern. Eine weitere Eigenschaft ist endlich der Mangel der Bürzeldrüse.

Außer den Almondfederigen, die übrigens mehr den Almondfleckigen ähneln und ziemlich regelmäßig schwarz und weiß gezeichnet und an Hals und Brust und längs der großen Federschäfte lederfarbig sind, kommen alle Farben, auch Weiß und Braun vor. Indeß tritt Färbung und Zeichnung völlig in den Hintergrund, die Hauptsache bleibt ihr wunderbares „Spiel in der Luft."

Im Orient wird dieser Roller mit irgend einem Trupp Hochflieger zusammengehalten, denn deren Evolutionen dienen den Solo- oder Virtuosenkünsten der Roller gleichsam zur Grund- und Unterlage. Auf die Sorte der Flieger kommt es nicht an: die Roller vermischen sich mit keiner. Läßt man nun den ganzen Schwarm fliegen, so erheben sich bekanntlich die Hochflieger in schraubenförmigem Fluge bis zur höchsten Höhe. Nicht so die Roller. Das Paar setzt sich zunächst auf einige Augenblicke auf den höchsten Punkt der nächsten Umgebung; von hier aus fliegt es in grader Linie aufwärts und erscheint



Lithogr. und Druck v. J. F. RICHTER, Hamburg.

ORIENTALISCHE ROLLER. (C. gestuosa.)



binnen wenigen Minuten gebirgshoch und noch immer steigend, ohne sich um seine Schlaggenossen zu kümmern, bis es hoch über ihnen den höchsten Punkt erreicht hat. Nun bleibt es in großer Höhe über denselben und folgt ihnen, wohin sie ziehen, und dann beginnt in dieser Höhe das eigentliche Spiel. Nicht daß das Paar nicht schon vorher gelegentlich Paroxysmen gezeigt hätte: aber was man jetzt sieht, läßt alles hinter sich. Sie schießen immer direkt über dem Schwarm, ruckweise und oft sausend hin und her, purzeln zu ihren Genossen herab, steigen wieder hinauf zu der früheren Höhe und setzen dies Spiel in aller Bequemlichkeit zwei bis drei Stunden fort, wobei Täuber und Taube in den unglaublichsten Wendungen zu wetteifern scheinen. Sind sie des Purzelns müde und wollen herab, so kommt kurz vor oder bei dem Absturze das Hauptstück. Mit ausgestreckten Flügeln schwebend scheinen sie den Abstand zwischen der Höhe und ihrem Schlage zu messen und kommen dann in einer Reihe von Ueberschlägen, gleich Leuchtkugeln herab. Dabei haben sie einen außerordentlich entwickelten Heimathsinn und kommen nicht leicht abhanden, wenn sie sich in ihrem Schlage wohlbefinden.

Antwerpener kurzschnabelige Schautauben.

Die Antwerpener Schautauben, in letzter Zeit in Deutschland vielfach in Aufnahme gekommen, sind ein kräftiger, harter und fruchtbarer Schlag, die ein sehr hohes Alter — 15 bis 22 Jahre — erreichen.

Der kurzschnabelige Antwerpener muß groß sein, da ein Ausdruck von Kraft und Kühnheit wünschenswerth ist und kleinere Vögel zu oft ihren Ursprung von den Englischen Eulen oder eine zu zarte Konstitution verrathen. Der Kopf muß groß und massiv, von länglicher oder ovaler Form sein, und nach allen Seiten hin eine hübsche, ungebrochene Bogenlinie zeigen, ohne Ecken oder Vertiefungen vom Hinterhaupt bis zur Schnabelspitze und von Auge zu Auge, trotz des breiten Schädels.

Der Schnabel soll den Charakter des Gimpelschnabels haben, d. h. kurz, dick, dicht geschlossen, hart und kräftig sein, beide Kiefer kraftvoll entwickelt erscheinen. Die Schnabelwarze muß groß, hübsch aufgerichtet, vorwärts geneigt, gleichmäßig gebildet sein und vollkommen in der Bogenlinie liegen, welche sich vom Hinterhaupt nach der Schnabelspitze erstreckt; der Unterkiefer soll außerdem mit einer gleichförmigen warzigen Substanz reich versehen sein, welche, von der Schnabelspalte nach dem Unterschnabel verlaufend, mit der warzigen Nasenhaut sich vereinigt und so von allen Seiten eine scharfe keilförmige Gestalt zeigt. Das Auge groß und vorstehend, orange- oder bluthroth, voll Feuer und mit dem Ausdruck von Kühnheit. Der fleischige Augenkreis mäßig groß, rund, aber nicht dick oder überhangend, von blaßgrauröthlicher Farbe. Auge und Schnabel sollen übrigens möglichst

weit von einander entfernt sein: dies ist ein wichtiger Punkt, der von der Größe des Kopfes zeugt, und es ist das Haupterforderniß der Taube. Der Hals soll mäßig lang, in seinem oberen Theile dünn, aber nicht mit der Kehlwamme der Mövchen versehen sein. Die Schultern breit, der Flügelbug vom Rumpfe abstehend, die Brust voll, der Rumpf lang, Flügel und Schwingen recht gestreckt, letztere aus breitfahnigen, gut überfassenden Federn bestehend; die Beine lang, die Zehen groß. Ausdruck und Haltung kühn, intelligent und zugleich würdevoll, der Hauptausdruck des Auges zeugt von ungewöhnlicher Klugheit.

Was die Färbungen betrifft, so gibt es vier Standardschläge und ebenso viel Nebenfarben: Silberbraun (Mehlfarbe), Rothschecken, Blauschecken und Blaue. Die Nebenfarben sind: Silberfarben, Silberscheckig, Rahmfarbig und Schwarz. Alle Farbenschläge bedürfen einander und man kann sie alle miteinander kreuzen, wenn man nur daran festhält, daß der betreffende Mangel des einen Theils durch die entsprechende Extra-Entwickelung des Standard-Punktes kompensirt wird.







